

Zwischen Massenuniversität und akademischer Elite

Der Wandel des universitären Karrieresystems der französischen Soziologie im Zuge der Hochschulexpansion

Dissertation

in der Fakultät für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften

der Otto-Friedrich-Universität Bamberg

vorgelegt von

Nilgun Massih-Tehrani

URN: urn:nbn:de:bvb:473-opus4-518431

DOI: <https://doi.org/10.20378/irbo-51843>

Erstgutachter: Prof. Dr. Richard Münch

Zweitgutachter: Prof. Dr. Uwe Schimank

Abgabetermin der Dissertation: 16.3.2017

Tag der mündlichen Prüfung: 25.10.2017

Inhalt

Abbildungsverzeichnis.....	4
Tabellenverzeichnis.....	6
1. Einleitung.....	7
2. Die Bedeutung sozialer Faktoren in der Personalrekrutierung.....	10
3. Feldtheoretische Konzeption akademischer Laufbahnklassen.....	16
3.1 Das akademische Feld als Wirkungsbereich symbolischer Ordnungen.....	21
3.2 Das Konzept der symbolischen Gewalt als Verbindung von Mikro- und Makroebene.....	26
3.3 Die zeitliche Dimension – Laufbahnen in historisch strukturierten Feldern.....	30
4. Die historische Herausbildung akademischer Nachfolgeordnungen.....	35
4.1 Das napoleonische und preußische Universitätsmodell.....	37
4.1.1 Das historische Vermächtnis der napoleonischen Hochschulreformen.....	38
4.1.2 Lehre und Forschung in der verwalteten Wissenschaft.....	47
4.2 Der neue Streit der Fakultäten – Elitäre Schließung zu Zeiten der Hochschulexpansion.....	53
5. Die (Neu-)Gründung der französischen Soziologie von 1945 bis 2000.....	60
5.1 Professionalisierung und Institutionalisierung der empirischen Forschung (1945-1958).....	61
5.2 Die institutionelle Erweiterung der Soziologie (1958-1976).....	65
5.3 Die Soziologie in der Massenuniversität (1976-2000).....	70
5.4 Akademische Laufbahnen im Feld symbolischer Ordnungen.....	74
6. Daten und Methoden.....	79
7. Akademische Nachfolgeordnungen im zentralistischen und föderalistischen System – Das französische und deutsche Karrieresystem im Vergleich.....	86
8. Quantitative Untersuchung der elitären Pariser Schließung im Zuge der Hochschulexpansion	111
8.1 Start- und Endpunkt von Karrieren in der Netzwerkperspektive.....	111
8.2 Start- und Endpunkt von Karrieren in der Verlaufsperspektive.....	121
8.3 Akademische Laufbahnen in der französischen Soziologie in den einzelnen Phasen der Hochschulexpansion.....	135
9. Sphären der symbolischen Herrschaft im akademischen Feld.....	154
9.1 Die Paris-Provinz-Differenzierung als strukturierende Kategorie.....	157
9.1.1 „Paris et le désert français“ – Elitäre Schließung der Pariser Netzwerke.....	159
9.1.2 Die symbolische Unterlegenheit der Provinz trotz Expansion und Dezentralisierung.....	177
9.2 Patronage als sozialer Reproduktionsmechanismus.....	194
9.3 Drei Karrieretypen inner- und außerhalb von elitären Netzwerken.....	201
9.3.1 Akademische Laufbahnen in weitreichenden innersozialen Netzwerken.....	203
9.3.2 Standortinterne Laufbahnen und enge lokale Beziehungen.....	211

9.3.3 Akademische Laufbahnen außerhalb von Patronagebeziehungen.....	215
9.4 Männliche Dominanz im Patronagesystem der Wissenschaft?	221
9.5 Die symbolische Unterlegenheit der Bildungsaufsteiger	241
9.5.1 Akademische Herkunft und Berufsziel Wissenschaftler.....	254
9.5.2 Sozialer Aufstiegswunsch und Unwägbarkeiten des akademischen Arbeitsmarktes	261
9.5.3 Fachliche Ausrichtung und soziale Herkunft	269
9.6 Das Aufbrechen von Patronage durch die Internationalisierung der Wissenschaft?	277
10. Zusammenfassung und Ausblick	290
Literaturverzeichnis.....	297

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Promotionsstandorte der deutschen Soziologieprofessoren (N=293)	96
Abbildung 2: Promotionsstandorte der französischen Soziologieprofessoren (N=176).....	96
Abbildung 3: Kumulierte relative Häufigkeit der Entsendungen von Doktoranden der deutschen Soziologie (N=293).....	98
Abbildung 4: Kumulierte relative Häufigkeit der Entsendungen von Doktoranden der franz. Soziologie (N=176).....	98
Abbildung 5: Eigenvektor-Zentralität der deutschen Promotionsstandorte (52 Standorte und 293 Professoren)	100
Abbildung 6: Eigenvektor-Zentralität der französischen Promotionsstandorte (35 Standorte und 176 Professoren)	100
Abbildung 7: Kumulierte relative Häufigkeit des Eigenvektormaßes der deutschen Soziologie (N=293)	102
Abbildung 8: Kumulierte relative Häufigkeit des Eigenvektormaßes der französischen Soziologie (N=176).....	102
Abbildung 9: Universität der Promotion und der letzten Professorenstelle deutscher Soziologen ...	104
Abbildung 10: Universität der Promotion und der letzten Professorenstelle französischer Soziologen	105
Abbildung 11: Zeitpunkt der Promotion der französischen Soziologieprofessoren im Datensatz (N=174).....	112
Abbildung 12: Promotionsstandorte der französischen Soziologieprofessoren (N=179, Layout: Eigenvektor)	116
Abbildung 13: Promotionsstandorte der französischen Soziologieprofessoren (N=179, Layout: Eigenvektor, Größe der Knoten: Outdegree)	119
Abbildung 14: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren (N=176, Optimal Matching)	123
Abbildung 15: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren (N=165, Optimal Matching, exakte Jahresangaben)	126
Abbildung 16: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren gruppiert nach dem regionalen Standort der letzten Stelle als Professor und sortiert nach Karrieretyp (N=176)	130
Abbildung 17: Standortübergreifende und lokale Karrieren der Pariser Professoren (N=95).....	133
Abbildung 18: Standortübergreifende und lokale Karrieren der Großstadt- und Provinzprofessoren (N=81).....	134
Abbildung 19: Rekrutierungen zwischen 1960 und 1974 (Verbindungen: 67, Fälle: 40), nur empfangende Standorte, Eigenvektormaß für das Netzwerk „Promotion und letzte Professur“	138
Abbildung 20: Rekrutierungen zwischen 1975 und 1989 (Verbindungen: 140, Fälle: 86), nur empfangende Standorte, Eigenvektormaß für das Netzwerk „Promotion und letzte Professur“.....	141
Abbildung 21: Rekrutierungen zwischen 1990 und 2004 (Verbindungen: 259, Fälle: 136), nur empfangende Standorte, Eigenvektormaß für das Netzwerk „Promotion und letzte Professur“.....	144
Abbildung 22: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren mit einer Promotion vor 1975 gruppiert nach dem regionalen Standort der letzten Stelle als Professor und sortiert nach Karrieretyp (N=41).....	146
Abbildung 23: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren mit einer Promotion zwischen 1975 und 1989 gruppiert nach dem regionalen Standort der letzten Stelle als Professor und sortiert nach Karrieretyp (N=52).....	148

Abbildung 24: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren mit einer Promotion zwischen 1990 und 2004 gruppiert nach dem regionalen Standort der letzten Stelle als Professor und sortiert nach Karrieretyp (N=79).....	150
Abbildung 25: Kumulierte Häufigkeit der Soziologieprofessoren im jeweiligen Promotionsjahr nach Karrieretypen (N=168).....	163
Abbildung 26: Soziologieprofessoren mit Studienabschluss an der ENS und Agrégation (N=27, 15,08% aller Professoren)	165
Abbildung 27: Soziologieprofessoren mit Promotion an der EHESS (N=35, 19,66% aller Professoren)	166
Abbildung 28: Promotionsstandorte der späteren EHESS-Professoren und erster Stellenwechsel nach der Promotion (N=14)	168
Abbildung 29: Alle weiteren Wechsel der EHESS-Professoren (N=14)	169
Abbildung 30: Soziologieprofessoren mit Promotion der Sciences Po (N=10, 5,62% aller Professoren)	173
Abbildung 31: Berufungsnetzwerk der französischen Soziologieprofessoren (N=176).....	186
Abbildung 32: Schematische Darstellung der Karrieretypen der befragten Professoren (N=20).....	202
Abbildung 33: Lokale Karrieren an einer Universität der weiblichen und männlichen Professoren/-innen (N=111, N(w)=30, N(m)=81).....	235
Abbildung 34: nicht-lokale Karrieren der weiblichen und männlichen Professoren/-innen (N=65, N(w)=18, N(m)=47).....	236
Abbildung 35: Promotionen pro Standort (relative Häufigkeit, kumulativ) der weiblichen und männlichen Soziologieprofessoren/-innen (N=176)	239
Abbildung 36: Zentrale Promotionsstandorte der französischen Soziologieprofessoren/-innen (Top 15).....	240
Abbildung 37: Studienstandorte und Studienfächer der befragten Soziologen nach Region und sozialer Herkunft (Mittelwerte) (N=24).....	245
Abbildung 38: Promotionsstandorte und -themen der befragten Soziologen nach Region und sozialer Herkunft (Mittelwerte) (N=24).....	249
Abbildung 39: Karrierelaufbahn der befragten Soziologieprofessoren/-innen nach sozialer Herkunft (N=20).....	250
Abbildung 40: Vergleich von lokalen Karrieren und Karrieren mit häufigen Standortwechseln der befragten Soziologieprofessoren/-innen nach sozialer Herkunft (N=20)	252
Abbildung 41: Anzahl der Publikationen nach Zeitschriftentyp.....	272
Abbildung 42: Deutschland: Auslandsaufenthalte in Phase zwischen Promotion und Soziologieprofessur (N=198 von 326 Soziologieprofessoren im Datensatz).....	281
Abbildung 43: Frankreich: Auslandsaufenthalte in Phase zwischen Promotion und Soziologieprofessur (N=35 von 188 Soziologieprofessoren im Datensatz)	282

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Häufigkeit der Mobilitätsart von der Promotion zur letzten Professorenstelle der deutschen Soziologen (basierend auf Rangfolge nach Eigenvektor-Zentralität)	107
Tabelle 2: Häufigkeit der Mobilitätsart von der Promotion zur letzten Professorenstelle der französischen Soziologen (basierend auf Rangfolge nach Eigenvektor-Zentralität).....	107
Tabelle 3: Häufigkeit der Mobilitätsart von der Promotion zur letzten Professorenstelle der deutschen Soziologen (basierend auf dem Outdegree).....	108
Tabelle 4: Häufigkeit der Mobilitätsart von der Promotion zur letzten Professorenstelle der französischen Soziologen (basierend auf dem Outdegree)	108
Tabelle 5: Zeitpunkt der Promotion französischer Soziologieprofessoren ab 1975	114
Tabelle 6: Eigenvektorzentralität und Outdegree der erfassten Promotionsstandorte	117
Tabelle 7: Anzahl lokaler Karrieren pro Standort und Anteil an allen ausgehenden Beziehungen des Standortes	120
Tabelle 8: Dauer des jeweiligen Karriereabschnittes in Jahren	127
Tabelle 9: Dauer der Phase zwischen Promotion und Professur in Jahren (klassiert)	128
Tabelle 10: Dauer der Professorenphase in Jahren (klassiert).....	128
Tabelle 11: Anzahl der Stellen im jeweiligen Karriereabschnitt.....	128
Tabelle 12: Mobilität im Karriereverlauf (N=176)	129
Tabelle 13: Häufigkeiten der Karrieretypen	130
Tabelle 14: Zusammenfassende Statistik Start- und Endpunkt der Karriere: Auf- und Abwärtsmobilität	132
Tabelle 15: Promotionsstandorte der Personen mit einer Promotion vor 1975 (N=37, 3 Missings) .	138
Tabelle 16: Promotionsstandorte der Personen mit einer Promotion zwischen 1975 und 1989 (N=51, Missings=1).....	140
Tabelle 17: Promotionsstandorte der Personen mit einer Promotion zwischen 1990 und 2004 (N=80)	143
Tabelle 18: Bedeutung lokaler Karrieren für drei Promotionskohorten im Vergleich von Paris und Provinz.....	152
Tabelle 19: Zusammenfassende Statistik Start- und Endpunkt der Karriere: Auf- und Abwärtsmobilität	153
Tabelle 20: Mobilität im Karriereverlauf – Vergleich weiblicher und männlicher Soziologieprofessoren/-innen (N=176)	234
Tabelle 21: Promotionsstandorte der Soziologieprofessoren/-innen (N=176) nach Region und Geschlecht	239
Tabelle 22: Soziale Herkunft der befragten Soziologieprofessoren/-innen (N=26, 5 Missings)	242
Tabelle 23: Mobilität im Karriereverlauf der befragten Soziologieprofessoren/-innen nach sozialer Herkunft (N=20).....	250
Tabelle 24: Professoren mit SSCI-Publikationen und Anzahl sowie Anteil der SSCI-Zeitschriftenartikel nach Region	271
Tabelle 25: Region und soziale Herkunft der befragten Professoren (N=15)	271
Tabelle 26: Promotionsstandort im Ausland deutscher Soziologieprofessoren	278
Tabelle 27: Promotionsstandort im Ausland französischer Soziologieprofessoren.....	280

1. Einleitung

Ab den späten 1960er Jahren kam es weltweit zu einer Expansion der Hochschulen. Zeitgleich entstand eine bis heute andauernde Debatte darüber, ob die Hochschulexpansion tatsächlich zu einer sozialen Öffnung der Bildung und Arbeit beitragen konnte. Skeptiker sehen den Hochschulabschluss oder Bildungstitel im Allgemeinen vielmehr als Distinktionsmittel privilegierter gesellschaftlicher Schichten an und warnen davor, allein im erweiterten Zugang zu Universitäten eine Angleichung der Bildungs- und Berufschancen zu sehen. Es ist die Rede vom Credentialismus (Collins 1979), der Inflation der Bildungstitel (Passeron 1982; Collins 2011) oder auch der Illusion der Chancengleichheit (Bourdieu und Passeron 1971, 1964, 2007). Laut dieser Studien zeigt sich zwar, dass traditionelle Nachfolgeordnungen feudaler Gesellschaften durch meritokratische Ausleseverfahren des Bildungssystems ersetzt wurden, aber dennoch ein starkes soziales Gefälle in Bildung und Arbeit bestehen blieb. Ein zentrales Ergebnis dieser Studien ist, dass Bildungssysteme gerade in Zeiten der Expansion neuartige elitäre Zugangswege etablieren, die zur Konsekration bildungsbürgerlicher Schichten beitragen und Bildungsaufsteiger benachteiligen (Bourdieu 2004; Bourdieu und Passeron 1973; Bourdieu 1988; Collins 1979). Die Literatur geht damit davon aus, dass Prozesse der Bildungsexpansion in westlichen Gesellschaften in der Vergangenheit meist von Prozessen der sozialen Schließung begleitet wurden. So zeigt Paul Windolf in seinem Buch „Die Expansion der Universitäten 1870-1985“, inwiefern sich im Zuge der Bildungsexpansion die Prozesse der Massen- und Elitenbildung gegenseitig bedingen (Windolf 1990:103 ff.). Insbesondere das französische Hochschulsystem ist durch eine Trennung zwischen den elitären Grandes écoles (meist in Paris) und den Universitäten der Massenausbildung gekennzeichnet (Bourdieu 1988; Windolf 1990; Suleiman 1979). Vielfältige politische Expansions- und Dezentralisierungsbemühungen konnten kein echtes Gegengewicht zu den Pariser Eliteeinrichtungen und Grandes écoles bilden. Aufgrund selektiver Zugangsbedingungen nehmen sie bis in die heutige Zeit eine elitäre Stellung innerhalb der französischen Hochschullandschaft ein (van Zanten 2014, 2010; Albouy und Wanecq 2003; Oberti 2013; Peters 2006). Sinnbild der französischen Hochschulexpansion hingegen sind die in den 1960er und 1970er Jahren massiv ausgebauten Universitäten des Landes. Ein zentrales Fach dieser Expansion ist die französische Soziologie, die ihre Studierendenzahlen seit den 1960er Jahren maßgeblich steigern konnte. An französischen Universitäten gilt sie damals wie heute aber eher als ein Auffangbecken der Bildungsaufsteiger und all derjenigen Schulabsolventen, die keinen Zugang zu dem Studiengang ihrer Wahl bekommen haben (Le Gall und Soulié 2007:2). Die Zahl der Studienanfänger der Soziologie scheint aber auch aktuell nicht abzubauen, weshalb diese Studie der Frage nachgehen möchte, welche beruflichen Chancen die Absolventen der Soziologie dieser Standorte aufweisen. Hierbei fokussiert sich diese Arbeit auf die Untersuchung der innerakademischen Karrierechancen. Diese Frage ist wichtig, da soziologische Studiengänge häufig nicht an der Praxis- und Berufswelt orientiert sind, sondern insbesondere für die wissenschaftliche Tätigkeit ausbilden (vgl. Piriou 2007; vgl. Houdeville 2007; vgl. Le Gall und Soulié 2007:7). Bildungsaufsteiger scheinen jedoch beim Zugang zum akademischen Arbeitsmarkt benachteiligt zu sein (Bourdieu 1988; Hartmann 2002; Lenger 2008; Graf 2015; Möller 2015) und ein Großteil der Studierendenschaft nach dem Studienabschluss mündet in die Berufswelt außerhalb der Wissenschaft. Für viele Studierende könnte die Soziologie damit ein Fach sein, auf das die Beschreibung der „Akademisierungsfalle“ (Strahm 2014) möglicherweise zutrifft – in der deutschen Debatte wird auch vom „Akademisierungswahn“ (Nida-Rümelin 2014) gesprochen. Da diese Entwicklung nicht nur auf das Fach Soziologie zutrifft, sollte die Hochschul- und Arbeitsmarktforschung die Frage des Berufseintritts von Hochschulabsolventen künftig stärker

einbeziehen. Einerseits ist hierbei auch die Frage zentral, wie der Berufseintritt außerhalb der Hochschule gelingt oder besser gelingen könnte und welche Art von Ausbildung für die Ausübung außeruniversitärer Berufe überhaupt geeignet ist. Andererseits ist auch von Interesse, welche Zugangsbedingungen zum akademischen Arbeitsmarkt bestehen, da universitäre Studiengänge häufig auf die Ausbildung zu einer wissenschaftlichen Tätigkeit ausgerichtet sind. Die Ausbildung zur wissenschaftlichen Tätigkeit ist Kernaufgabe der Universitäten und kann nicht ohne Verluste für die Forschung durch professionalisierte und praxisbezogene Studiengänge ersetzt werden, dennoch stellt sich die Frage, welche gesellschaftlichen Schichten überhaupt Zugang zum wissenschaftlichen Arbeitsmarkt bekommen. Diese Arbeit geht insbesondere der zuletzt genannten Frage nach und möchte die soziale Ungleichheit auf dem universitären Arbeitsmarkt untersuchen. Insbesondere für die französische universitäre Soziologie als einem Fach der Massenausbildung und geringem Professionalisierungsgrad gilt es zu untersuchen, welche innerakademischen Karrierechancen ihre Absolventen aufweisen und ob die Hochschulexpansion auch mit einer sozialen Öffnung des universitären Karrieresystems einherging.

Die Untersuchung der Karrierechancen und -laufbahnen in dieser Arbeit beschränkt sich auf das Fach Soziologie und möchte die Ungleichheiten zwischen etablierten Pariser Eliteeinrichtungen und im Zuge der Expansion neugegründeten Universitäten in der Pariser Peripherie sowie in zahlreichen Groß- und Provinzstädten des Landes beleuchten. Welche Zugangschancen für die Absolventen der Großstadt- und Provinzuniversitäten bestehen und welche Bedeutung die universitäre Soziologie dieser Standorte generell einnimmt, ist bisher wenig beforscht worden. Gérald Houdeville (2007) zeigt, dass es zahlreiche Soziologiestandorte außerhalb von Paris gibt, aber nach wie vor eine starke Differenzierung zwischen Paris und der Provinz vorherrscht. In Deutschland ist das Bild der französischen Hochschullandschaft vor allem durch Pierre Bourdieus Werk „Homo academicus“ geprägt, aber das Buch bezieht sich auf Daten, die die Hochschullandschaft in den 1968er Jahren abbilden (Bourdieu 1988:307ff.). Wohingegen Großstadt- und Provinzuniversitäten zu dieser Zeit kaum eine Rolle spielten, weil sie häufig noch überhaupt nicht existierten, stellt sich gute 50 Jahre später die Frage, wie sich das Feld der akademischen Karrieren in Frankreich entwickelt hat. Bestehen die großen Konfliktlinien zwischen weltlichem und intellektuellem Pol auch heute noch? An welchen sozialen Kriterien orientiert sich die Selektion von akademischem Personal heute und welche Art der Forschung ist damit verbunden? Spielen soziale Unterschiede eine immer unwichtigere Rolle für akademische Karrierechancen? In einem Fach wie der Soziologie, das im Zuge der Expansion ein immenses Wachstum erfuhr und zudem eine wissenschaftliche Debatte dazu führt, welche Selektions- und Ungleichheitsprozesse in Bildung und Beruf vorherrschen, liegt die Vermutung nahe, dass meritokratische Leistungskriterien und damit verbundene Aufstiegsmöglichkeiten einen vergleichsweise zentralen Stellenwert einnehmen. Dennoch ist in der Literatur bekannt, dass die Auswahl universitären Personals häufig an soziale Kriterien gebunden ist. Wissenschaftssoziologisch ist das von Bedeutung, da angenommen werden kann, dass Personenkreise unterschiedlicher sozialer Herkunft vermutlich auch unterschiedlich geartete Forschung betreiben. Werden durch die soziale Selektion im Zugang zur akademischen Karriere bestimmte Forschungsfragen und -felder ausgegrenzt und verdrängt? Hätte die Soziologie eine andere Gestalt, wenn sie von anderen Personengruppen betrieben werden würde? Nicht zuletzt stellt sich auch die Frage, ob es nicht einen stärker ausgebauten (außeruniversitären) Sektor einer professionalisierten und auf den externen Arbeitsmarkt ausgerichteten Soziologie bräuchte, um zahlreichen Studierenden der Soziologie den beruflichen Einstieg zu erleichtern. Innerhalb einer am

internationalen Forschungswettbewerb orientierten universitären Forschung steht die Frage nach dem lokal relevanten Praxisbezug häufig nicht im Mittelpunkt.

Nicht alle diese Fragen können im Folgenden erschöpfend beantwortet werden, aber diese Arbeit macht den Versuch, auf der Grundlage eines feldtheoretischen Vorgehens, Einblicke in national spezifische Reproduktionsmechanismen von sozialer Ungleichheit zu geben. Es soll untersucht werden, ob die etablierten Regeln und Auswahlkriterien des akademischen Karrieresystems zur Aufrechterhaltung von sozialer Ungleichheit innerhalb des akademischen Arbeitsmarktes beitragen. Es wird untersucht, inwiefern individuelle Karrieren von der vertikalen Differenzierung eines Hochschulsystems beeinflusst werden und welche Rolle das wissenschaftliche Prestige sowie soziale Beziehungen zu zentralen Akteuren spielen. Zudem berücksichtigt diese Arbeit den konstruktiven Charakter wissenschaftlicher Leistung in nationalen akademischen Feldern. Feldtheoretisch motiviert wird angenommen, dass es je nach Zusammensetzung des Feldes, zu unterschiedlichen Wandlungs- und Öffnungsprozessen der nationalen Strukturen kommt. Es wird gezeigt, dass es innerhalb der französischen Soziologie in den Phasen der Hochschulexpansion seit den späten 1960er Jahren zu einem Aufbrechen der elitären philosophienahen intellektuellen Kreisen durch die zunehmende Zahl von Bildungsaufsteigern und durch die gestiegene Bedeutung praxisrelevanter Forschung im Zuge der Gründung von Massenuniversitäten kommt. Andererseits verfügen die neu im Feld eingetretenen Akteure aber nicht über das gleiche Niveau symbolischen Kapitals, weshalb ihre Forschungsausrichtung und ihre wissenschaftlichen Produkte teilweise als akademisch oder symbolisch unterlegen angesehen werden. Die Frage der Arbeit ist es deshalb, ob es diesen Akteuren gelang, sich wissenschaftlich zu etablieren, eine neue Art der Forschung einzuführen sowie das restriktive Rekrutierungssystem aufzubrechen. Die quantitativen Ergebnisse und Interviewergebnisse dieser Arbeit zeigen, dass die späteren Dezentralisierungsbemühungen in den 1980er und 1990er Jahren zunächst nur wenige Veränderungen gebracht haben und bis heute eine starke vertikale Differenz zwischen dem Pariser Elitesektor und den Universitäten der Massenausbildung besteht. Dennoch konnten sich mit dem Ausbau der Universitäten im gesamten Land auch neue Rekrutierungslogiken etablieren, die den Zugang in das wissenschaftliche Feld von weniger privilegierten Studierenden ermöglichte. Aufgrund der politischen Reformen seit den 2000er Jahren lässt sich außerdem ein weiterer Wandel des französischen Rekrutierungssystems erwarten. Mit der gestiegenen Bedeutung der Internationalisierung von Wissenschaft und internationaler Hochschulrankings verlieren bisher etablierte Rekrutierungslogiken an Bedeutung und die Auswahl von Personal orientiert sich deutlicher am internationalen Forschungswettbewerb.

Im folgenden Kapitel 2 werden zunächst die Problemstellung dieser Arbeit und der aktuelle Forschungsstand beschrieben. Das Kapitel 3 widmet sich anschließend dem feldtheoretischen Ansatz, der die Grundlage des theoretischen und methodischen Vorgehens dieser Untersuchung darstellt. Das feldtheoretische Vorgehen besteht in einer kombinierten Analyse von Makro- und Mikroebene, um unterschiedliche Bereiche sozialer Ungleichheit innerhalb der Karrierelaufbahnen in Abhängigkeit von der nationalen Struktur des akademischen Feldes zu untersuchen. Anschließend widmet sich das Kapitel 4 den nationalen Besonderheiten des französischen Hochschulsystems, um die Genese der heutzutage noch vorherrschenden Differenzierung in einen Elitesektor der Grandes écoles und den weiteren Bildungseinrichtungen des Landes zu beschreiben. Kapitel 5 behandelt darauf aufbauend die Entwicklung der französischen Soziologie ab dem zweiten Weltkrieg. Hierbei liegt der Schwerpunkt bereits auf thematischen Entwicklungen, den Prestigeunterschieden zwischen Eliteeinrichtungen und Universitäten sowie auf der für Frankreich typischen Rekrutierungslogik

universitären Personals. Kapitel 6 beschreibt den Prozess der Datenerhebung und des methodischen Vorgehens. Das Kapitel 7 stellt das erste empirische Kapitel dar und verdeutlicht anhand von quantitativen Daten, inwiefern sich das Rekrutierungssystem Frankreichs mit einer zentralistischen Struktur von der Rekrutierungslogik der deutschen Soziologie mit einer stärker dezentralisierten Struktur unterscheidet. Grundlage hierfür sind im Internet erhobene Lebenslaufdaten der aktuellen deutschen und französischen Professorenschaft im Fach Soziologie. Vor allem das Hausberufungsverbot, die Befristung der Stellen und die föderalistische Struktur führen in Deutschland zu mehr Mobilität zwischen Universitäten und können als Grund für ein geringeres Prestigegefälle angesehen werden. Im Anschluss daran widmet sich Kapitel 8 der quantitativen Analyse des französischen Feldes. Die Daten zur französischen Professorenschaft beziehen sich im Schwerpunkt auf Personen, die eine Promotion ab den 1970er Jahren aufweisen, aber enthalten auch Fälle älterer Professoren. Anhand von Netzwerk- und Sequenzmusteranalysen werden zentrale Elitestandorte des Feldes ermittelt und untersucht, ob sich diese Differenzierung über die Zeit hinweg verändert und ob die Absolventen und Nachwuchswissenschaftler der mit der Expansion gegründeten Standorte gute Karrierechancen und Aufstiegschancen an Eliteeinrichtungen haben. Zuletzt widmet sich das 9. Kapitel der qualitativen Analyse, wobei an vielen Stellen quantitative Daten zur Kontextualisierung der Interviewergebnisse herangezogen werden. Die qualitative Analyse dient der Beschreibung der subjektiven Wahrnehmung von Ungleichheit in unterschiedlichen Bereichen, so wird zunächst danach gefragt, ob und inwiefern die Soziologieprofessoren regionale Unterschiede wahrnehmen und ob sich diese im Prestige, Leistung und Inhalten widerspiegeln. Danach werden typische Karrierewege innerhalb und außerhalb Patronage und generell die Bedeutung von Patronage innerhalb des französischen Karrieresystems der Soziologie herausgearbeitet. Es geht hierbei um persönliche Erlebnisse und die subjektive Wahrnehmung dessen, was für eine erfolgreiche Karriere im Feld notwendig ist, aber auch um die typischen Karrieremuster der Befragten. Danach widmet sich die Arbeit den geschlechtsspezifischen Unterschieden sowie den typischen Karrierewegen und Ausbildungs- und Forschungsinhalten der Bildungsaufsteiger im Vergleich zu den Professoren akademischer Herkunft. Abschließend gibt ein letztes Kapitel noch einen Einblick in die Bedeutung der Internationalisierung der französischen Soziologie und inwiefern durch die zukünftig zunehmende Internationalisierung ein massiver Wandel für das etablierte Rekrutierungssystem der französischen Soziologie zu erwarten ist.

2. Die Bedeutung sozialer Faktoren in der Personalrekrutierung

Die grundlegende Fragestellung dieser Arbeit ist, inwiefern akademische Karrierewege von den historisch gewachsenen Strukturen eines akademischen Feldes geprägt sind. Die Verbindung der Karriereforschung und der Feldtheorie führen zu der Frage, inwiefern soziale oder auch nicht meritokratische Faktoren (neben meritokratischen Leistungen) einen Einfluss auf Karrierechancen haben. Es soll untersucht werden, ob das Feld spezifische Nachfolgeordnungen aufweist und ob hierbei bestimmte etablierte Gewohnheiten sowie eine festgefahrene Wahrnehmung von Prestigedifferenzen aufgezeigt und unbewusst reproduziert werden. Dass wissenschaftliche Disziplinen ihre eigenen „Gepflogenheiten der Leistungsbeurteilung“ haben, zeigt eine Arbeit von Gross, Jungbauer-Gans und Kriwy (2008). Expertengespräche in den Fächern Soziologie, Mathematik, Maschinenbau und Jura zeigten, dass beispielsweise Veröffentlichungen in internationalen Zeitschriften nicht in allen untersuchten Disziplinen denselben Stellenwert einnehmen. Zudem

ergaben Interviews, dass neben meritokratischen Leistungskriterien (z.B. Publikationen, Lehrtätigkeit oder Drittmittel) auch soziale Indikatoren eine wichtige Rolle spielen. Insbesondere in wenig standardisierten Disziplinen haben individuelle soziale Kriterien eine große Bedeutung. Hierbei sind insbesondere die soziale Vernetzung und die soziale Herkunft der Wissenschaftler zu nennen. Wissenschaftliche Karrieren sind damit von einer Kombination meritokratischer und nicht meritokratischer (sozialer Faktoren) abhängig. Außerdem sind meritokratische Kriterien von den Traditionen einer Disziplin geprägt, sodass es implizit ein Einverständnis darüber gibt, welche „bestimmten Veröffentlichungen“ innerhalb einer Subdisziplin oder disziplinären Schule von Bedeutung sind (vgl. Gross et al. 2008).

Insofern geht auch diese Studie davon aus, dass nicht rein meritokratische Faktoren, wie die soziale Herkunft, das Geschlecht, die Reputation des Ausbildungsstandortes sowie der soziale Vernetzungsgrad, einen Einfluss auf Karrierechancen in der Wissenschaft haben. So kann die Reputation des Promotionsstandortes zu erhöhten Karrierechancen beitragen, aber es wird zudem davon ausgegangen, dass meritokratische Leistungen und nicht meritokratische Faktoren Hand in Hand gehen. Häufig ist es nämlich so, dass renommierte Standorte besser in der Lage sind, gute Absolventen¹ zu rekrutieren. Aufgrund günstiger Arbeitsbedingungen und sozialer Netzwerke des renommierten Standortes sind diese Doktoranden im Vorteil und publizieren früh in der Karriere und häufiger, weshalb sie einen vergleichsweise hohen Bekanntheitsgrad im Feld aufweisen. Insofern wird die Bedeutung meritokratischer Leistungskriterien für den Karriereerfolg nicht in Abrede gestellt, aber untersucht, welche weiteren nicht meritokratischen Faktoren eine Rolle spielen. Orientiert an dem von Merton beschriebenen Matthäuseffekt (1973b [1968]) geht auch diese Arbeit davon aus, dass es in der Wissenschaft immer wieder zu Abweichungen vom meritokratischen Ideal kommt. Die mit dem wissenschaftlichen Ethos beschriebenen idealen Verhaltensnormen der Wissenschaft erfahren in der alltäglichen Praxis immer wieder Abweichungen, weil das Belohnungssystem der Wissenschaft dem Ethos in gewisser Weise widerspricht. Zunächst soll das Verhältnis zwischen den in der Wissenschaft institutionalisierten Normen sowie dem Belohnungssystem beschrieben werden, bevor darauf aufbauend die konkreten Forschungsfragen dieser Arbeit behandelt werden.

In „The Normative Structure of Science“ beschreibt Merton (1973c), welche moralischen Gebote in der Wissenschaft vorherrschen. Mit dem „wissenschaftlichen Ethos“ wird der offizielle und allseits anerkannte Verhaltenskodex der Wissenschaft nachgezeichnet. Mertons Argument ist, dass Wissenschaftler das gemeinsame institutionelle Ziel verfolgen, wissenschaftliches Wissen zu erweitern und sich deshalb immer wieder auf dieses Ethos berufen. Das wissenschaftliche Ethos sind in der Wissenschaft tradierte Normen, die für effizient und gut befunden werden und deshalb als die positiven Gesetze des Funktionierens der Wissenschaft als bindend angesehen werden:

„that affectively toned complex of values and norms which is held to be binding on the man of science. (...) They are legitimized in terms of institutional values. These imperatives, transmitted by precept and example and reinforced by sanctions are in varying degrees internalized by the scientist, thus fashioning his scientific conscience.“ (Merton 1973c:268f.)

¹ Im Folgenden wird aus Gründen der Lesbarkeit die männliche Form verwendet (z.B. Absolvent, (Nachwuchs-)Wissenschaftler, Forscher oder Soziologe), auch wenn Personen männlichen und weiblichen Geschlechts gleichermaßen gemeint sind. Bei der Ergebnisinterpretation der qualitativen Interviews wurden Aussagen weiblicher Befragter als Aussagen weiblicher Personen gekennzeichnet.

Merton beschreibt folgende institutionelle Imperative, die für ihn das Ethos der modernen Wissenschaft darstellen: Universalismus meint den Grundsatz, dass Wahrheitsansprüche unabhängig von ihrem Ursprung vorher festgesetzten unpersönlichen Kriterien unterzogen werden sollen. Der Imperativ des organisierten Skeptizismus besagt, dass ein endgültiges Urteil solange zurückzuhalten ist, bis die Fakten zur Hand sind und eine unvoreingenommene Prüfung von Glaubenshaltungen und Überzeugungen aufgrund empirischer und logischer Kriterien erfolgt ist. Der Imperativ des Kommunismus bedeutet, dass die wissenschaftliche Erkenntnis als ein Produkt der sozialen Zusammenarbeit verstanden und deswegen der Gemeinschaft zugeschrieben werden soll. Forscher sollten sich dem Gemeinschaftscharakter der Wissenschaft bewusst werden und dadurch anerkennen, dass ihre Forschung vom kulturellen Erbe ihrer Vorgänger abhängig ist und einen kumulativen Charakter aufweist. Das vierte Element ist das Gebot der Uneigennützigkeit. Merton geht davon aus, dass Wissenschaftler uneigennützig handeln – nicht weil alle Wissenschaftler eine moralische Integrität aufweisen – sondern weil Wissenschaft vielfältige institutionelle Kontrollen und Sanktionen aufweist und Wissenschaftler ein Interesse daran haben, konform zu handeln (Merton 1973c:270–278):

“Cultism, informal cliques, prolific but trivial publications – these and other techniques may be used for self-aggrandizement. But, in general, spurious claims appear to be negligible and ineffective. The translation of the norm of disinterestedness into practice is effectively supported by the ultimate accountability of scientists to their compeers.” (Merton 1973c:276)

Merton beschreibt mit dem wissenschaftlichen Ethos normative Imperative und nicht eine empirische Beschreibung dessen, dass Wissenschaft immer so funktioniert. Beispielsweise ist der Matthäuseffekt ein Beispiel dafür, inwiefern es zu Abweichungen vom Ethos kommt (also neben meritokratischen Kriterien auch nicht meritokratische Kriterien wie Prestige eine Rolle spielen). Die institutionellen Besonderheiten des wissenschaftlichen Belohnungssystems können mit Abweichungen vom wissenschaftlichen Ideal einhergehen. Hier setzt die Feldtheorie an, die besagt, dass die Akkumulation von Anerkennung bei Peers (also das Erwerben wissenschaftlichen Kapitals) von den tradierten Regeln und Strukturen des akademischen Feldes abhängen. Mit einer feldtheoretischen Sicht müsste man nach der Relation fragen, die zwischen den idealen Werten und Normen, die die scientific community anerkennt, und der empirisch gegebenen sozialen (Ungleichheits-)Struktur des wissenschaftlichen Feldes besteht. Es geht in einer feldtheoretischen Untersuchung der Wissenschaft darum zu klären, in welchem Verhältnis die idealen Werte und Normen (Universalismus, Skepsis, geistiger Kommunismus und Interessenfreiheit) zu der sozialen Struktur der Wissenschaft stehen – also zu denjenigen Mechanismen in der Wissenschaft, die die Kontrolle und Kommunikation, die Evaluierung und Belohnung sowie die Nachwuchsrekrutierung und den Lehrbetrieb regulieren (Bourdieu 1998a:83ff.).

Die in der Wissenschaft etablierte Art und Weise der Zuschreibung von Anerkennung und Belohnung von wissenschaftlichen Leistungen kann zu Abweichungen vom meritokratischen Ideal führen. So verweist auch Merton selbst darauf, dass gerade das institutionalisierte Belohnungssystem der gegenseitigen kollegialen Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen die Ursache für das Fehlverhalten einzelner Wissenschaftler sein kann (Merton 1973a:305). Die Zuordnung von Belohnungen in der Wissenschaft nimmt häufig die Gestalt des „Matthäuseffekts“ (Merton 1973b) an. Belohnungen unterliegen bestimmten psychischen Prozessen der wissenschaftlichen Peers und auch der Fluss von Ideen und Erkenntnissen in wissenschaftlichen Kommunikationsnetzwerken ist maßgeblich davon betroffen, welche wissenschaftlichen Beiträge überhaupt beachtet und belohnt

werden. Um überhaupt eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere durchlaufen zu können, ist ein gewisser Grad an Anerkennung in der Wissenschaftsgemeinschaft notwendig und somit sind Karrieren von den psychischen Wahrnehmungsprozessen der Peers abhängig. Hierbei sind Wissenschaftler von renommierten Standorten aber häufig im Vorteil: Beispielsweise erfahren sie im Vergleich zu genauso produktiven Wissenschaftlern kleinerer und unbekannter Standorte mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung. Nach Mertons Beobachtungen werden in der Wissenschaft demnach herausragende Leistungen von Wissenschaftlern nicht immer angemessen beurteilt und belohnt. Ein Beispiel hierfür ist der Nobelpreis, der als eine Auszeichnung dafür gilt, dass ein Wissenschaftler sich von allen anderen Wissenschaftlern einer Zeit unterscheidet. Diese Auffassung des Preises widerspricht jedoch der Tatsache, dass weitere Wissenschaftler, die zum wissenschaftlichen Fortschritt genauso viel oder sogar mehr beigetragen haben als die Preisempfänger, unberücksichtigt bleiben. Merton nennt diesen Prozess das Phänomen des „41. Stuhls“ („the 41st chair“). Die begrenzte Anzahl von zu vergebenden Preisen macht es unvermeidbar, auch talentierte Wissenschaftler auszuschließen. Es kommt zudem noch ein weiterer Effekt hinzu, den Merton den „Ratchet-Effekt“ (Sperrklinkeneffekt) im Stratifizierungssystem der Ehre nennt. Damit wird jenes Phänomen beschrieben, dass Wissenschaftler, die ein bestimmtes Niveau an Bekanntheit und Ehre erreicht haben, im weiteren Verlauf ihrer Karriere nicht mehr unter dieses Niveau fallen. Insofern beeinflusst das Belohnungssystem der Wissenschaft auch ihre „Klassenstruktur“, da es eine stratifizierte Verteilung der Chancen zwischen Wissenschaftlern schafft. Durch den „Ratchet-Effekt“ verfügen Wissenschaftler nicht über den gleichen Zugang zu den Mitteln der wissenschaftlichen Produktion. Es findet ein kontinuierliches Zusammenspiel zwischen dem Statussystem, das auf Ehre und Anerkennung beruht, und dem Klassensystem, das auf unterschiedlichen Lebenschancen beruht, statt. Dieses Zusammenspiel platziert Wissenschaftler in unterschiedliche Positionen der Opportunitätsstruktur der Wissenschaft (Merton 1973b:439–443). Zusammenfassend bezeichnet Merton diesen Prozess als Matthäuseffekt:

„(T)he Matthew effect consists of the accruing of greater increments of recognition for particular scientific contributions to scientists of considerable repute and the withholding of such recognition from scientists who have not yet made their mark.“ (Merton 1973b:446)

Der Matthäuseffekt hat den Status steigernde und den Status mindernde Komponenten. Wissenschaftler können diese Auswirkung auf wissenschaftliche Karrieren als äußerst ungerecht empfinden. Beispielsweise erreicht im Kommunikationssystem der Wissenschaftsgemeinschaft ein wissenschaftlicher Beitrag eine größere Sichtbarkeit, wenn er von einem Wissenschaftler mit hohem Rang kommt. Publikationen von bekannten Wissenschaftlern finden mit höherer Wahrscheinlichkeit Beachtung, Publikationen von unbekanntem Wissenschaftlern hingegen werden nicht oder nur selten gelesen. Für unbekanntem Nachwuchswissenschaftler ist es deswegen hilfreich, mit bereits bekannten Wissenschaftlern in Koautorenschaft zusammenzuarbeiten (ebd.: 447ff.).

Für Merton ist der Matthäuseffekt jedoch nicht zwangsläufig problematisch, da er ihn als funktional ansieht. So sind anerkannte Wissenschaftler der Auslöser dafür, dass sich bisher unbekanntem Wissenschaftler darum bemühen, ebenfalls exzellent zu werden. Renommierte Wissenschaftler geben ihren Nachfolgern nicht nur ihre Techniken, Methoden, Information oder Theorien weiter, sondern sie vermitteln ihnen die Normen und Werte, die zu bedeutsamer und gesicherter Forschung führen. „Often in their later years, or after their death, this personal influence becomes routinized (...) Charisma becomes institutionalized, in the form of schools of thought and research establishments.“ (Merton 1973b:452f.) Eine weitere funktionale Begründung Mertons bezieht sich

auf die Persönlichkeit von Wissenschaftlern. Erfolgreiche Wissenschaftler sind häufig selbstsicher und weisen eine hohe Frustrationstoleranz in ihrer Arbeit auf, die es ermöglicht, dass sie auch nach wiederholten Niederlagen in der Forschung nicht aufgeben. Solche Wissenschaftler suchen sich neue Themen und riskante Fragestellungen (Pionierarbeiten). Ihre Forschung hat eine gewisse Bedeutsamkeit, sie ist interessanter und hat deswegen nach Merton auch mehr Aufmerksamkeit in der Wissenschaftsgemeinschaft verdient. Außerdem wird von führenden Wissenschaftlern erwartet, dass sie ihren bereits erwiesenen hohen Standard halten, weswegen Spitzenforscher weniger bedeutsame Arbeiten nicht veröffentlichen würden, um ihrem Ruf gerecht zu werden (ebd.: 453ff.). Der Matthäuseffekt führt für Merton demnach nicht dazu, dass das Streben nach Anerkennung zum einzigen Ziel der Wissenschaftler wird und andere Werte und Normen in der Wissenschaft an Bedeutung verlieren. Dennoch zeigen seine Ausführungen aber auch, dass das Belohnungssystem der Wissenschaft Ungerechtigkeiten für weniger bekannte Forscher hervorbringt. In dieser Arbeit soll vor allem diese Erkenntnis einbezogen werden und durch weitere feldtheoretisch motivierte Fragen ergänzt werden. So ist zum einen danach zu fragen, wie sich das Belohnungssystem seit den Beschreibungen Mertons verändert hat und ob es heutzutage mit verstärkten Ungleichheitseffekten einhergeht. Zum anderen weist jede Disziplin und jedes nationale Wissenschaftssystem besondere Gepflogenheiten der Leistungsbeurteilung und Anerkennung auf (vgl. Gross et al. 2008), sodass es die national etablierten Besonderheiten detaillierter zu untersuchen gilt. Zuletzt zeigt der feldtheoretische Ansatz aber auch, dass die Ungleichheiten des wissenschaftlichen Belohnungssystems auch mit Aspekten der sozialen Herkunft der Wissenschaftler einhergehen (vgl. Bourdieu 1988). Diese feldtheoretischen Ergänzungen sollen in der Untersuchung dieser Arbeit berücksichtigt werden. Die grundlegende Annahme ist, dass nicht rein meritokratische Kriterien (wie die soziale Herkunft, wissenschaftliche Netzwerke (Sozialkapital) oder auch symbolisches Kapital) mit meritokratischen Leistungen einhergehen und aufgrund des mehr oder minder stark vorherrschenden Matthäuseffekts zu einer Bevorteilung der Wissenschaftler privilegierter Standorte führen. Insofern wird die Bedeutung von Leistungskriterien nicht in Frage gestellt, aber die Arbeit interessiert sich für den zusätzlichen Effekt nicht rein meritokratischer Einflussfaktoren. Folgende Fragen stehen im Mittelpunkt der Untersuchung: Welche Rolle spielt die soziale und kulturelle Sozialisierung von Wissenschaftlern, um die von der wissenschaftlichen Community definierten meritokratischen Leistungskriterien erreichen zu können? Sind Absolventen renommierter Universitätsstandorte schon früh in der Karriere stärker vernetzt und weisen die im jeweiligen Feld besonders anerkannte Forschungsrichtung auf, sodass sie häufiger in zentralen Publikationsorganen publizieren können? Führt eine hohe Publikationsquote zu einem frühen Zeitpunkt in der Karriere zu weitreichenden wissenschaftlichen Netzwerken und zu einem hohen Bekanntheitsgrad, sodass daraus gesteigerte Karrierechancen und Finanzierungsmöglichkeiten resultieren? Und auch im Allgemeinen stellt sich die Frage, welche Personen schon früh in der Karriere Zugang zu diesen Ressourcen haben und welche Personengruppen davon ausgeschlossen sind.

Mit einer feldtheoretischen Perspektive macht diese Studie den Versuch, häufig aufkommende soziale Schließungs- und Reproduktionsprozesse im akademischen Feld zu typisieren. Es soll empirisch untersucht werden, welche historische Prägung das französische universitäre Karrieresystem aufweist – also welche institutionalisierten Schließungsprozesse innerhalb der wissenschaftlichen Praxis reproduziert werden – und inwiefern diese in Zusammenhang zur Ungleichheitsstruktur des akademischen Feldes steht. Es ist die Annahme, dass universitäre Rekrutierungspraktiken nicht unabhängig von derartig etablierten Feldern mit einer spezifischen Ungleichheitsstruktur verstanden werden können und dass individuelle akademische Laufbahnen von

diesen Strukturen abhängen. Ebenso wird aber auch danach gefragt, ob die Akteure gewisse Reformbemühungen verfolgen, um derartig etablierte Regeln zu verändern oder aufzubrechen. Die Feldtheorie kann durchaus auch als ein theoretischer Ansatz verstanden werden, mit dem man Wandlungs- und Öffnungsprozesse erfassen und beschreiben kann. Letztlich hängen der Wandel des universitären Karrieresystems und die soziale Öffnung des akademischen Feldes im Allgemeinen von den gegebenen Ungleichheitsstrukturen im Feld ab. Um also eine größere Chancengleichheit im akademischen Arbeitsmarkt schaffen zu können, ist es zunächst wichtig, die Ursachen der sozialen Ungleichheit zu verstehen, da diese von den Akteuren im Feld häufig unbewusst reproduziert werden. Ungleichheiten in der Wissenschaft entstammen in großen Teilen einem historischen Erbe der Reputationsunterschiede zwischen Bildungseinrichtungen eines Landes sowie den etablierten Regeln der nationalen Karrieresysteme (siehe Kapitel 7). Aufgrund der zunehmenden Internationalisierung der Wissenschaft in der heutigen Zeit befinden sich national etablierte Reputationsunterschiede zwischen Universitätsstandorten und nationale Rekrutierungssysteme zwar im Wandel, aber diese Arbeit zeigt anhand einer quantitativen und qualitativen Untersuchung, dass in nationalen akademischen Feldern nach wie vor typische soziale Schließungs- und Reproduktionsprozesse vorherrschen.

Ausgangspunkt der Studie ist die Zeit der Neugründung der französischen Soziologie zwischen 1945 und 1960. In dieser Zeit gab es die Disziplin eigentlich nur an philosophischen Fakultäten in Paris und nur sehr wenige Forscher unterschiedlicher Eliteeinrichtungen beschäftigten sich mit Soziologie. Im Gegensatz zu einer theoretischen und praxisfernen Ausrichtung dieser Neugründungsphase, hatte der Ausbau der Soziologie als Lehrfach an neu gegründeten Universitäten im Zuge der Hochschulexpansion ab Ende der 1960er Jahre das Ziel, eine gesellschaftlich relevante, empirische und weniger elitäre Disziplin zu gründen. Dennoch zeichnete sich bereits damals schon ab, dass die Pariser Eliteeinrichtungen eine gewisse wissenschaftliche Überlegenheit und stärkere soziale Schließung gegenüber den neu gegründeten Standorten in der Pariser Peripherie, in diversen Großstädten und in der Provinz aufweisen (siehe Kapitel 5). Ein Grund hierfür ist unter anderem, dass Patronage eine besondere Bedeutung im französischen Karrieresystem einnimmt. Die Beziehung zu einem der zentralen „Pariser Patrone“ war lange Zeit ausschlaggebend dafür, eine Stelle an einer Universität besetzen zu können. Nachwuchswissenschaftler der neu gegründeten Standorte außerhalb von Paris hatten kaum Zugang zu den zentralen Professoren, sodass der Aufstieg von der Provinz nach Paris kaum denkbar war. Die Hochschulexpansion hatte hingegen zur Folge, dass sich eine neue Art von Karriere etablierte. Als Folge des gestiegenen Lehrbedarfs der Soziologie etablierten sich lokale Karrieren an den Standorten der Massenausbildung. Die Rekrutierung dieser Standorte orientiert sich vielmehr an den Herausforderungen der Lehre und Verwaltung an einem Standort als an der Forschung (siehe Kapitel 5). Diese Studie geht deshalb der Frage nach, ob es inzwischen auch zu einer Öffnung der Pariser Elitestandorte für die in der Provinz ausgebildeten Nachwuchswissenschaftler kam: Welche Rolle spielt das Gefälle zwischen Traditionsstandorten in Paris und neu gegründeten Standorten für Karrieren heutzutage? Ist eine Erhöhung der regionalen und sozialen Aufsteiger in der Wissenschaft zu erkennen? Haben typischerweise benachteiligte Gruppen (z.B. Ausländer, Frauen und soziale Bildungsaufsteiger) in der französischen universitären Soziologie heutzutage bessere Karrierechancen? Empirische Ergebnisse hierzu werden im Kapitel 8 und 9 behandelt. Der letzte Abschnitt der empirischen Untersuchung (9.6) geht zudem auf künftige Entwicklungen ein. Auch das französische Hochschulsystem unterliegt seit Anfang der 2000er Jahre einem verstärkten Internationalisierungs- und Modernisierungsdruck. Dieser geht mit der Etablierung einer neuartigen Rekrutierungslogik einher. Die bisher etablierten Rekrutierungslogiken

der Patronage und der lokalen Provinzkarriere werden künftig möglicherweise abgelöst. Heutzutage orientieren sich Rekrutierungen auch in Frankreich immer mehr am internationalen Standortwettbewerb um forschungsorientierte und international vernetzte Soziologen, die in zentralen englischsprachigen Zeitschriften publizieren.

3. Feldtheoretische Konzeption akademischer Laufbahnklassen

Das Ziel dieser Arbeit ist es, die Schließung des französischen Karrieresystems hinsichtlich der sozialen, kulturellen, ethnischen oder institutionellen Herkunft von Wissenschaftlern zu untersuchen und damit die Konditionen der Wissensproduktion der soziologischen Praxis zu beleuchten. Eine derartige Untersuchung leistet einen Beitrag zum Bewusstmachen oder Aufdecken der Grenzen der wissenschaftlichen Objektivität, die in der feldtheoretischen Sichtweise grundsätzlich als gegeben angenommen werden und keine bewusste Absicht der Akteure unterstellt. Für die Akteure selbst sind diese Grenzen im Vollzug der alltäglichen Praxis häufig unbewusst, sie sind Bestandteil des blinden Flecks des eigenen Handelns. Die Bourdieusche Feldtheorie geht von historisch geprägten und mit der Zeit aber unbewusst gewordenen Wissensbeständen und sozialen Praktiken einer Disziplin aus, die aufgrund ihres unbewussten und kaum zu hinterfragenden Charakters zu einer fortlaufenden gemeinschaftlichen Reproduktion von Ungleichheiten führen kann. In diesem Zusammenhang stellt Bourdieu in unterschiedlichen Werken die Frage, ob aus der Position eines Wissenschaftlers überhaupt eine Analyse der Wissenschaft wissenschaftlich objektiv durchgeführt werden kann, da sich Wissenschaftler nur schwer die eigene eingeschränkte Interessenfreiheit sowie die materiellen Grundlagen ihrer Handlung bewusst machen können (vgl. Bourdieu 1988, 1993:77 f.). Hierzu empfiehlt die Feldtheorie ein iteratives Vorgehen zwischen einer Analyse der gegebenen Ungleichheitsstrukturen und des subjektiven Empfindens dieser Ungleichheit der Akteure im Feld selbst. Der erste Schritt stellt gewissermaßen eine Objektivierungstechnik dar, mit der latent vorherrschende Bedingungen von sozialer Ungleichheit sichtbar gemacht werden können. Die Schwierigkeit einer Untersuchung der Wissenschaft liegt demnach darin, dass das Unbewusste nach Bourdieu auf dem Vergessen der Geschichte, also der historischen Entwicklung des akademischen Feldes beruht. Hierbei bezieht er sich auf Durkheim und betont, dass das Unbewusste eines Faches vor allem dessen Geschichte und insbesondere die verborgen gehaltenen und vergessenen sozialen Bedingungen der Produktion ist (Bourdieu 1993:79). Gemeint ist, dass innerhalb einer Disziplin als auch im akademischen Feld allgemein *materielle* oder *symbolische* Ungleichheiten vorherrschen, die sich aus der Geschichte eines Feldes ergeben und die sich aufgrund unbewusster Prozesse historisch reproduzieren und dadurch auch die Möglichkeiten oder Erfolgchancen von einzelnen Akteuren in der Gegenwart und Zukunft beeinflussen.

Deshalb schlägt die Feldtheorie ein besonderes Vorgehen in der empirischen Untersuchung vor. Gerade weil derartige unbewusste und historisch geprägte Ungleichheiten in Feldern nicht immer sichtbar sind und von den Akteuren verbalisiert werden können, nutzt die Feldtheorie das Instrument der statistischen Überprüfung und verbindet diese objektiven, in Statistiken sichtbaren Ungleichheitsrelationen in einem zweiten Schritt mit den subjektiven Deutungsmustern der sozialen Akteure (Bourdieu und Wacquant 1996:24ff.). Um derartige unbewusste Effekte empirisch fassen und untersuchen zu können, wird das wissenschaftliche Feld theoretisch als Wirkungsbereich der *symbolischen Gewalt* (Bourdieu und Passeron 1973; Bourdieu 1977; Addi 2001; Landry 2006; Moebius und Wetterer 2011) konzipiert. Das Konzept der *symbolischen Gewalt* ist eines der zentralen Schlüsselkonzepte in Bourdieus Theorie, da es nicht nur eine spezifische theoretische

Sichtweise ermöglicht, sondern für Bourdieus Werke auch die Grundlage für empirische Untersuchungen der Reproduktion von Ungleichheit und Dominierungsverhältnissen in unterschiedlichen sozialen Feldern und insbesondere dem akademischen Feld war (Landry 2006:35; Moebius und Wetterer 2011:1). Mit einer Ordnung der *symbolischen Herrschaft* (auch als Macht, Gewalt oder als beliebige Struktur der Über- und Unterordnung vorstellbar) sind in der Feldtheorie Phänomene angesprochen, die man bei Elias beispielsweise unter dem Begriff der *Figurationen* fassen könnte oder die bei Weber mit dem Konzept der *charismatischen Herrschaft* beschrieben werden. Im Gegensatz zur physischen Gewalt ist die symbolische Gewalt subtil und unsichtbar und sie beruht auf der Unterordnung und Unterwerfung der Beherrschten oder eben der Personen, der dieser Gewalt unterliegen. Die symbolische Gewalt ist damit Teil der kognitiven Strukturen der Beherrschten und Herrschenden. Es ist eine durch die Sozialisation von Akteuren inkorporierte Form von Macht (Bourdieu und Passeron 1973; Landry 2006:35ff.).

Will man derartige (Macht-)Effekte einer unbewussten oder latenten symbolischen Ordnung untersuchen, ist man darauf angewiesen, den Wirkungsbereich dieser Ordnung anhand von *Feldeffekten*, dem *sozialen Sinn* (bzw. *Habitus*) und den *Praxisformen* zu untersuchen (Bourdieu und Wacquant 1996:124 ff.). In „Soziologie als Beruf“ thematisieren Bourdieu, Chamboredon und Passeron (Bourdieu et al. 1991), inwiefern soziologische Erkenntnis nicht nur durch eine Spontansoziolegie des Nachzeichnens von subjektiven Sinn, sondern auch auf der wissenschaftstheoretischen Herausforderung beruht, mit den subjektiven Denkmustern von Akteuren zu brechen und Objektivierungstechniken einzusetzen, die eine empirisch offene Objektkonstruktion zulassen. Die Untersuchung der Karrierelaufbahnen französischer Soziologieprofessoren folgt in großen Teilen einer feldtheoretischen Herangehensweise (Bourdieu und Wacquant 1996), aber wendet hierfür im Schwerpunkt andere Methoden als die Multiple Korrespondenzanalyse (MCA) an. In dieser Arbeit werden Netzwerkanalysen, Verlaufsanalysen (mittels Sequenzmusteranalysen) und qualitative Interviews herangezogen, um das Zusammenspiel von Makro- und Mikroebene zu untersuchen. Die Kombination der Feldtheorie und Netzwerkanalyse ist gewinnbringend, da das Konzept des Sozialkapitals bei Bourdieu kaum operationalisiert wird und die Netzwerkanalyse unterschiedliche Möglichkeiten bietet, den Akkumulationsprozess von Sozialkapital empirisch zu beleuchten (Bernhard 2010:121, 125ff.). Die Netzwerkanalyse kann anders als unterstellt nicht nur unmittelbare Interaktionszusammenhänge untersuchen. Sie bietet neben dem Strang des relationalen Ansatzes auch einen positionalen Ansatz, der nach Ähnlichkeiten in der Positionierung der Akteure fragt, ohne dass die Akteure verbunden sein müssen (Mützel 2006:111f.). Der Vorteil der MCA liegt darin, dass eine Korrespondenz zwischen einer Vielzahl unterschiedlicher Variablen ermittelt werden kann, aber ihr fehlt das Element der direkten Verbundenheit. Insofern wird in dieser Arbeit zwar nicht anhand einer MCA untersucht, wie sich die Kapitalverteilung (von Forschungsmitteln oder persönlichen Kapitalien im Feld verteilt) – es ist ohnehin bekannt, dass diese ungleich verteilt sind und sich in Paris konzentrieren –, sondern anhand von Netzwerkanalysen untersucht, welche konkreten Interaktionszusammenhänge bestehen und welche positional äquivalenten Positionen von den Akteuren eingenommen werden. Der Vorteil hierbei ist, dass die Feldstruktur unmittelbar durch das Ensemble aller Akteure im Feld und ihrer Beziehungen zueinander beschrieben werden kann. Zusätzlich werden eine Analyse der Karriereverläufe und ein Vergleich unterschiedlicher Phasen der Hochschulexpansion einbezogen, um zeitliche Aspekte zu berücksichtigen. Es werden Sequenzmusteranalysen durchgeführt, um zu untersuchen, wie sich die Akteure im Laufe ihrer Karriere zwischen zentralen und peripheren Positionen im akademischen Feld bewegen. Die Verlaufsanalyse mittels Sequenzmusteranalysen eignet sich dazu, typische

Laufbahnklassen zu identifizieren (vgl. Groh-Samberg und Hertel 2011). Zuletzt ergänzen qualitative Interviews die quantitativen Ergebnisse mit einer Untersuchung der subjektiven Wahrnehmungs- und Deutungsmuster sowie dem persönlichen Erleben von Unter- und Überlegenheit oder der Passung und des Nichtdazugehörens. Durch biographische und problemzentrierte Interviews wurde ermittelt, ob sich die wissenschaftliche subjektive Einstellung der Akteure systematisch zu den gefundenen Karrieretypen verhält, ob Ungleichheit individuell erlebt wird und ob Hinweise auf eine gewissermaßen nicht-intendierte Reproduktion von vorhandenen Ungleichheiten zu finden sind.

Durch ein derartiges Vorgehen kann die theoretische Stärke der Feldtheorie genutzt werden, nämlich dass sie relationale Ungleichheits- und Beziehungsstrukturen auf materieller und symbolischer Ebene in den Fokus der Untersuchung rückt. Wie in der Arbeit gezeigt werden soll, fokussiert die feldtheoretische Herangehensweise vor allem den Aspekt der Relationalität. Die Wechselwirkung von Mikro-, Meso- und Makrostrukturen wird innerhalb der Feldtheorie als relationales Verhältnis zwischen den Feldakteuren und weiteren sozialen Feldern untersucht und nicht nur als Top-Down Prozess konzipiert, bei dem extern vorgegebene Gesetze oder Regulierungen auf den Einzelnen von oben herab wirken. Makrostruktur meint in der Feldtheorie also vielmehr die aktuell spezifische Zusammensetzung der Kapitalausstattung aller anderen Akteure im Feld, ihre alltägliche Praxis und ihre subjektiven Deutungsmuster sowie der Einbezug der geschichtlichen Entstehungsbedingungen dieser aktuellen Zusammensetzung.

Der Anspruch, derartige Effekte der Makroebene auf der Ebene des Handelns und Denkens der Feldakteure zu erfassen, resultiert daraus, dass sich die Feldtheorie auf unterschiedliche Ansätze der Feld- und Gravitationstheorie in der Physik bezieht und diese mit einer dem menschlichen Verhalten angepassten Handlungstheorie verbindet (Bourdieu und Wacquant 1996:124ff.; Bourdieu 1998a:36ff.; Martin 2003). So weist die Vorstellung von sozialen Feldern oder etablierten symbolischen Ordnungen Ähnlichkeiten zu physikalischen Feldkräften auf. Zudem wird auch davon ausgegangen, dass einzelne Akteure gewisse *Ladungen* aufweisen, da *Feldeffekte* je nach spezifischer Sozialisierung nicht bei allen Akteuren in gleichem Ausmaß wirken. Jedoch kann der Gedanke der physikalischen Ladung nicht eins zu eins übertragen werden, da menschliches Handeln keinen physikalischen Gesetzmäßigkeiten unterliegt. Es bedarf einer adäquaten soziologischen Handlungstheorie, die einerseits zwar eigenwillig oder frei handelnde Akteure berücksichtigt, aber hierbei auch der Einbindung in und der Interaktion mit etablierten Makro- und Mesostrukturen in der empirischen Untersuchung Rechnung trägt. Darüber hinaus gilt es noch zeitliche und räumliche Einflussfaktoren auf Mikro- und Makroebene zu berücksichtigen: Einerseits weist das gesamte Feld und die in ihm vorherrschende *symbolische Ordnung* nur eine gewisse zeitliche Stabilität auf und unterliegt historischen Wandlungsprozessen – so kann zum Beispiel das Verhältnis von *Autonomie* und *Heteronomie* in der Wissenschaft nicht als zeitlich invariante Konstante der wissenschaftlichen Praxis gesetzt werden, sondern muss je nach historischen Gegebenheiten empirisch bestimmt werden. Andererseits verändert sich auch die *Feldladung* der Akteure selbst im Zeitverlauf, sodass sie je nach Karrierephase auch unterschiedlich stark auf bestimmte *Feldeffekte* reagieren können (in der Feldmetapher würde man von Anziehung und Abstoßung sprechen) (Bourdieu und Wacquant 1996:124ff.; Bourdieu 1998a:36ff.).

Im Folgenden soll demnach konkret untersucht werden, welche historisch gewachsenen Strukturen des französischen Hochschulsystems vorherrschen. Wissenschaft wird als historisch gewachsenes *Feld symbolischer Herrschaft* (Bourdieu und Passeron 1973) verstanden, das spezifische Reproduktionsmechanismen von Ungleichheit aufweist. Zusätzlich zur Untersuchung der

französischen Soziologie wurden deshalb auch Daten zum Karrieresystem der deutschen Soziologie gesammelt, um über den Ländervergleich, die Spezifika des französischen Feldes herausarbeiten zu können. Um die nationalhistorisch geprägten Ungleichheiten im akademischen Feld Frankreichs aufzudecken, wird eine vergleichende Geschichtswissenschaft beziehungsweise Untersuchung des jeweiligen Karrieresystems und der hierarchischen Feldstruktur der deutschen und französischen Soziologie durchgeführt. Es sind vor allem offizielle und inoffizielle institutionalisierte Regeln der Karrieresysteme und Bildungseinrichtungen, die zur Reproduktion dieser *symbolischen Ordnungen* beitragen. Zudem werden für Frankreich anhand von quantitativen Karrieredaten die Karrieresysteme, Reproduktionsmechanismen und Ungleichheitsstrukturen genauer untersucht und mit den Ergebnissen der qualitativen Untersuchung biographischer Ungleichheiten in unterschiedlichen Domänen *symbolischer Herrschaft* verbunden. Zentral hierbei ist das Konzept der *Laufbahn(-klasse)* (Bourdieu 1987:187ff.). Der Begriff verweist darauf, dass Karrieren als Ablauf von *Feldpositionen* eines Akteurs und als der daraus hervorgehende *Praxisinn* (ererbte oder erworbene Disposition) verstanden werden. Da in feldtheoretischer Perspektive immer auch die Ungleichheitsrelation zu anderen im Feld zu verortenden Akteuren einbezogen wird, handelt es sich nicht nur um die Beschreibung singulärer Laufbahnen, sondern um die Erfassung systematischer oder strukturell bedingter Unterschiede zwischen unterschiedlichen *Klassen von Laufbahnen*, man könnte auch sagen typischer Laufbahnen. Aber auch an dieser Stelle soll betont werden, dass der Begriff der *Laufbahnklasse* nicht meint, dass wissenschaftliche Karrieren als strukturell determiniert aufgefasst werden, sondern es geht darum zu erfassen, ob und inwiefern Akteure je nach ihrer familiären, schulischen, disziplinären und institutionellen Sozialisierung dazu tendieren, ähnliche Entscheidungen zu treffen. Das betrifft die Praxis eines einzelnen Nachwuchswissenschaftlers genauso wie die bereits etablierten Wissenschaftler, die aufgrund ihres wissenschaftlichen Verständnisses und ihrer Praxiserfahrung in Berufungskommissionen und Gutachtergremien darüber entscheiden, was gute Soziologie ist und wer nach dieser Definition rekrutierungswürdig ist. Mit dem Begriff der Klasse ist in diesem Zusammenhang nicht gemeint, dass die Akteure tatsächlich ein einheitliches oder klar abzugrenzendes Klassenverständnis aufweisen, sondern es ist der Theorie nach wahrscheinlich, dass Akteure mit vergleichbarer Geschichte oder Laufbahn sich tendenziell in eine ähnliche Richtung bewegen und einen ähnlichen Geschmack aufweisen – wie stark diese Klasseneffekte jedoch sind, muss empirisch überprüft werden (Bourdieu 1987:187ff., 1998a:23ff.).

Genauso wenig wie von einem deterministischen Handlungsmodell ausgegangen wird, besteht Feldtheorie nur darin, die Beharrung oder gleichbleibende Reproduktion von Ungleichheit zu untersuchen. Die Feldanalyse eignet sich anders als häufig unterstellt durchaus sehr gut zur Untersuchung von Wandlungs- und Öffnungsprozessen innerhalb von Feldern (Bourdieu und Wacquant 1996:166ff.). So konnte die Feldtheorie auch in dieser Arbeit als Theorie des Wandels genutzt werden. Es wurde untersucht, inwiefern die französische Soziologie durch die Hochschulexpansion und den Zuwachs von reformorientierten Wissenschaftlern eine massive Öffnung und einen daraus resultierenden Wandel erlebte. Hiervon sind aber nicht alle Bereiche des Feldes betroffen und insbesondere als Reaktion auf das Wachstum und die Öffnung des Feldes reagierte der vorher etablierte Kern der Disziplin mit gewissen Schließungsprozessen, zum Beispiel durch die gezielte Rekrutierung von Personen einzelner elitärer Standorte oder Schulen. Die Feldtheorie ist damit eine Theorie, die die Bedingungen von Öffnung und Wandel untersucht und relational eingebunden fasst und Widerstände oder Beharrungsmomente in der Untersuchung von Wandel berücksichtigt.

Die konkrete Fragestellung dieser Arbeit ist es demnach, welche Karrieretypen oder auch *Laufbahnklassen* typisch für die französische Soziologie sind und ob das Karrieresystem einen Wandel durch die Hochschulexpansion erlebte. Zudem soll analysiert werden, wie diese Strukturen mit dem persönlichen Erleben und der persönlichen wissenschaftlichen Einstellung von bestimmten Akteuren im Feld zusammenhängen. Die feldtheoretische Annahme hierbei ist, dass die aktuell oder die vorhergehend eingenommenen *Feldpositionen* eines Akteurs, das zukünftige *Möglichkeitsfeld* prägen: So ist je nachdem, welche nationalen Strukturen vorherrschen, nicht nur die soziale familiäre Herkunft eines Wissenschaftlers bedeutend, sondern auch, ob dominierte und dominante Positionen im Feld eingenommen wurden, die in unterschiedlichem Ausmaß zur Konsekration persönlicher Leistungen beitragen können. Die bisher eingenommenen Feldpositionen eines Wissenschaftlers dienen hierbei nicht nur auf *symbolischer* Ebene als Weihezeichen, sondern prägen auch den individuellen *Praxissinn*. Es finden Sozialisierungseffekte statt, die im weiteren Verlauf zu einer guten Passung oder Nichtpassung mit den national etablierten Strukturen führen. Im Zuge der Hochschulexpansion erfahren zum Beispiel zunehmend Studierende aus nicht akademischen Familien, Frauen sowie Studierende mit Migrationshintergrund einen Zugang zur Soziologie. Die Frage dieser Studie ist daran anschließend, ob die Bildungsaufsteiger gewisse Ressentiments oder auch weniger offensichtlich Momente des Nichtdazugehörens oder -passens erleben. Je nachdem, wie geschlossen oder starr die historisch etablierten Feldstrukturen sind, kann dies durchaus ein Karrierehindernis sein. Wichtig ist hierbei eine empirisch offene Herangehensweise und detaillierte Untersuchung: Stehen beispielsweise die persönliche Nähe und die Sozialkontakte an einem Standort im Zentrum von Rekrutierungssystemen (z.B. Patronage), ist es als Nachwuchswissenschaftler geboten, enge lokale Beziehungen aufzubauen und einem lokal etablierten wissenschaftlichen Stil zu entsprechen. Bei einer Rekrutierung nach einer immer wichtiger werdenden internationalen Wettbewerbslogik von Wissenschaft hingegen ist es viel wichtiger, an welchen international renommierten Standorten ein Nachwuchswissenschaftler bisher tätig war und in welchen englischsprachigen Zeitschriften er publiziert hat – es sind hierbei vielmehr weitreichende Netzwerke über mehrere Standorte hinweg von Bedeutung.

Bevor die einzelnen Aspekte des theoretischen Ansatzes genauer erläutert werden, kann zunächst festgehalten werden, dass die feldtheoretische Untersuchung von *Laufbahnklassen* neben individuellen und meritokratischen Leistungsfaktoren insbesondere auch die Bedeutung von institutionellen sowie nicht rein meritokratischen Bedingungsfaktoren von Karrieren in den Blick nimmt. Darüber hinaus bietet die Untersuchung Einblicke in national spezifische Reproduktionsmechanismen, die zur Aufrechterhaltung von Ungleichheiten auf universitärer oder nationaler Ebene beitragen. Die Untersuchung der individuellen Karrierewege bezieht die vertikale Differenzierung eines Hochschulsystems (Bedeutung von Netzwerken und Beziehungen zu zentralen Akteuren für die Karriere) ein und berücksichtigt den konstruktiven Charakter wissenschaftlicher Leistung in nationalen akademischen Feldern symbolischer Herrschaft. Mit dem Bourdieuschen feldtheoretischen Ansatz startet die Untersuchung mit der Annahme, dass ein historisch geprägtes Verhältnis zwischen Bildungssystem, Staat und Gesellschaft besteht, das einen Einfluss auf die wissenschaftliche Produktion und auf Karrierewege hat. Innerhalb national regulierter Karrieresysteme können Universitäten als Einrichtungen der Reproduktion von (Bildungs-)Ungleichheit verstanden werden (vgl. Bourdieu und Passeron 1973). Karrierewege werden dahingehend untersucht, ob sie als typische akademische Laufbahnen unterschieden werden können und typische biographische Brüche aufweisen, die durch das jeweilige Rekrutierungssystem hervorgerufen werden.

3.1 Das akademische Feld als Wirkungsbereich symbolischer Ordnungen

Wie eingangs beschrieben wurde, wird das akademische Feld in dieser Arbeit als der Wirkungsbereich einer etablierten symbolischen (Gewalt-)Ordnung (Bourdieu und Passeron 1973) gefasst, bei dem die Relationalität zwischen Feldakteuren durch das Verhältnis zwischen unterschiedlichen Praktiken, Deutungsmustern und Kapitalausstattungen der Feldakteure beschrieben wird. Wissenschaft ist damit ein gesellschaftlicher Bereich, in dem Produzenten, Akteure der Finanzierung und Nutzer akademischer Wissenschaft um die legitime Definition von Wissenschaft ringen (Bourdieu 1998b). Beim akademischen Feld handelt es sich um eine teils *materiell* sichtbare, teils nur *symbolisch* wirksame (Konkurrenz-)Struktur zwischen wissenschaftlichen Akteuren (einzelne Wissenschaftler, Bildungseinrichtungen, Förderer, usw.), deren Ausgestaltung vor allem von der unterschiedlichen Sozialisation der beteiligten Akteure abhängt. Mit einer physikalischen Metapher könnte man sagen, dass die beteiligten Akteure und Gruppen eine unterschiedliche *Ladung* aufweisen und ihr Aufeinandertreffen und ihre Interaktion die *Feldeffekte* bestimmen. Die Summe der Akteure in einem Feld, ihre Interaktion (Emergenz) sowie ihre Geschichte (inkorporiert als *Habitus*) sind demnach die Bestandteile eines sozialen Feldes und bestimmen über die im Feld vorherrschenden *Kräfteverhältnisse*. Diese *Kräfte* werden je nachdem, welcher Aspekt der *Kräfteverhältnisse* betont werden soll, unter den Begriff des *Feldeffektes*, der *symbolischen Ordnung* oder auch unter die Metapher der *Spielregeln* sowie der *Ökonomie der Praxisformen und Praktiken* gefasst (Bourdieu 1998a:163ff.). Allen diesen Begriffen liegt jedoch das Verständnis zugrunde, dass ein *Feld* immer als ein spezifischer Wirkungsbereich von *symbolischer Gewalt* ist, der sich aus der Geschichte des Feldes und der Sozialisierung der im Feld beteiligten Akteure ergibt (Bourdieu und Wacquant 1996:34ff.; Bourdieu 1987, 1998a:15ff., 36ff.; Martin 2003).

Das relationale Feldkonzept ist abgeleitet von Elias' *Figurationsbegriff*. Generell ähneln sich die Arbeiten beider Autoren sehr. Für beide stand eine Soziologie im Mittelpunkt, die mit der Trennung von Individuum und Gesellschaft bricht und eine Analyse des Zusammenwirkens von Mikro- und Makroebene ermöglicht. Eine relationale Methodologie, also die Untersuchung menschlichen Handelns im Kontext der Deutungsmuster und der Praxis der Mitmenschen, ist in den Arbeiten beider Autoren zentral (vgl. Hasselbusch 2014). So entstand auch der Begriff der *Figuration* bei Elias aus der Kritik daran, dass man im Alltag aber auch in der Analyse der Gesellschaft häufig auf eine „verdinglichende Ausdrucksweise“ zurückgreift, bei der die Gesellschaft als Umwelt des Individuums und außerhalb des Ichs beschrieben wird. Allerdings wäre es für die soziologische Analyse von Vorteil, wenn die harte Fassade der verdinglichenden Begriffe durchbrochen wird (Elias 1970:10f.). Das folgende Zitat verdeutlicht das relationale Konzept der *Figuration* bei Elias:

"An die Stelle dieser herkömmlichen Vorstellungen tritt, wie man sieht, das Bild vieler einzelner Menschen, die kraft ihrer elementaren Ausgerichtetheit, ihrer Angewiesenheit aufeinander und ihrer Abhängigkeiten voneinander auf die verschiedenste Weise aneinander gebunden sind und demgemäß miteinander Interdependenzgeflechte oder Figurationen mit mehr oder weniger labilen Machtbalancen verschiedenster Art bilden, z.B. Familien, Schulen, Städte, Sozialschichten oder Staaten." (Elias 1970:12)

So geht es auch in der Feldtheorie insbesondere darum, die Interaktion zwischen zusammenhängenden Akteuren und ihrer Geschichte in der empirischen Analyse zu berücksichtigen. Jedoch kann die Interaktion, Anziehungskraft oder Gravitation in einem Feld nicht mit physikalischen Gesetzmäßigkeiten untersucht werden. Es gibt kein konkret untersuchbares Magnetfeld, keine

materiellen Flüssigkeiten oder kalte und warme Partikel, die die Elemente im Feld verbinden. Ebenso wenig verhalten sich die individuellen Akteure nach deterministischen Gesetzmäßigkeiten, sondern tragen zu Unschärfe und Unvorhersehbarkeit bei. Ein zentrales Konzept, das dennoch dabei hilft, die Effekte von Interaktionen in einem gesellschaftlichen Bereich, d.h. Feldeffekte, beim Einzelnen zu untersuchen, ist das Konzept des *symbolischen Kapitals* und der *symbolischen Herrschaftsverhältnisse* (auch *symbolische Gewalt*) (Bourdieu und Passeron 1973; Moebius und Wetterer 2011). Das *symbolische Kapital* ist zum einen auf der Makroebene wichtig, da es eine Leerstelle dafür ist, welche Art der *Kapitalausstattung* (ökonomisch, kulturell, usw.) zu einem gewissen Zeitpunkt dominant in einem Feld ist. Es hilft insofern bei der sachlichen Beschreibung eines Feldes und der darauf beruhenden Autonomie gegenüber anderen gesellschaftlichen Bereichen. Aber es ist zum anderen auch ein Konzept, das mit der soziologischen Handlungstheorie auf der Mikroebene zu vereinen ist. Es kann dabei helfen, gewissermaßen unsichtbare gesellschaftliche Hürden und Schranken, inoffizielle Schließungsprozesse und Ungleichheitseffekte sowie ihre Reproduktion und ihren Wandel als Resultat zwischenmenschlichen Handelns in den Blick zu nehmen. Der Umgang mit und die Deutung derartiger Strukturen unterliegen aber der Unschärfe von kognitiven und zwischenmenschlichen Prozessen und vollziehen sich nicht bei jedem Akteur deterministisch in gleichem Maße. Die subjektive Deutung und Rezeption der symbolischen Wirkung rückt damit in das Untersuchungsinteresse. Zusammenfassend ist also der Begriff der *symbolischen Ordnung* (verstanden als *Feldeffekt*) das eigentliche Untersuchungsobjekt der Feldanalyse. Das Konzept stellt sicher, dass das Zusammenwirken von Mikro- und Makroebene relational interpretiert wird. Anhand der Deutungsmuster und Praktiken der Feldakteure wird untersucht, ob etablierte Herrschaftsverhältnisse reproduziert, hinterfragt oder sogar herausgefordert werden. Für die folgende Studie zum französischen universitären Rekrutierungssystem stellt sich somit die empirische Frage, welche Gestalt eine symbolische Ordnung der französischen Soziologie derzeit annimmt, wie sich diese geschichtlich etabliert hat und ob sie einen Wandel durchläuft. Gibt es Sphären spezifischer symbolischer Gewalt, die zu einer systematischen Bevorteilung oder Benachteiligung bestimmter Akteure führt? Kann man beim Einzelnen Effekte einer derartigen symbolischen Gewalt beobachten, die sich beispielsweise in Minderwertigkeitsgefühlen oder Unterwerfungsritualen widerspiegeln? Welche Mechanismen der Etablierung, Reproduktion oder Öffnung der vorherrschenden Herrschaftsverhältnisse sind innerhalb der französischen Soziologie zu finden?

Die Betonung des *Symbolischen* sowie der *Relationalität* sind in der Untersuchungspraxis eng verbunden, da sich die Wahrnehmung und Wirkung von *Symbolischem* nur im zwischenmenschlichen Austausch vollzieht. Die Feldtheorie eignet sich damit zur Untersuchung von *symbolisch wirksamem Kapital* und nicht nur für die Erfassung von *materiellem* und zählbarem Kapital als Attribut eines einzelnen Akteurs – erst der Umstand, dass *materielles Kapital* symbolisch so umgesetzt wird, dass es auf andere wirkt, ist von Interesse. Die Feldtheorie stellt damit die relationalen Beziehungen zwischen Akteuren und nicht nur die singulären Eigenschaften einzelner Akteure in den Mittelpunkt der Untersuchung. Bourdieus Feldtheorie ist der Versuch, die Analyse von *Symbolischem* und *Materiellem* sowie subjektivistische und objektivistische Erkenntnisweisen in einem Ansatz zu vereinen. Die Theorie will damit die in der soziologischen Praxis verbreitete Dichotomie von Struktur und Akteur (handelndem Subjekt) und der von Mikro- und Makrosoziologie überwinden (Bourdieu und Wacquant 1996:19). In dieser Arbeit wird insbesondere versucht, das zentrale Anliegen der Feldtheorie, nämlich die Verbindung von Mikro- und Makroperspektive, in der Untersuchung empirisch umzusetzen. Weitere zentrale Konzepte und Arbeiten Bourdieus werden in dieser Arbeit hingegen nur am Rande angesprochen und genutzt. So werden zum Beispiel die Begrifflichkeiten

rund um das Konzept des *Felds der Macht* oder des *Sozialraums* nicht detailliert theoretisch beschrieben und untersucht. Eine derartige selektive Vorgehensweise ist durchaus praktikabel, da die Bourdieusche Feldtheorie nicht nur als unteilbare Gesellschaftstheorie verstanden werden muss, sondern durchaus auch als eine Methode oder Theorie der Gewinnung soziologischer Erkenntnis (ebd.: 22) oder als unterschiedlich ausgestaltetes „Forschungsprogramm“ genutzt wird (Bernhard und Schmidt-Wellenburg 2012). Im Buch „Reflexive Anthropologie“ werden zwei Kernstücke des Bourdieuschen Gesamtwerkes identifiziert: Einerseits besteht eine einheitliche Theorie der *Ökonomie der Praxisformen und Praktiken*, die als Gesellschaftstheorie kaum in seine Einzelteile zu trennen ist, aber andererseits können einzelne Konzepte wie der Begriff der *symbolischen Macht*, der *Kräfteverhältnisse in sozialen Feldern* oder des *sozialen Praxissinns* auch als einzelne Instrumente der empirischen Gewinnung soziologischer Erkenntnis genutzt werden (Bourdieu und Wacquant 1996). Nutzt man die Feldtheorie als Methode der Erkenntnisgewinnung (also nach der zuletzt genannten Lesart), ist vor allem von Bedeutung, dass Feldtheorie Aspekte der Sozialphysik und der Sozialphänomenologie verbinden möchte. Für Bourdieu besteht das Soziale aus Strukturen, die ein Doppelleben führen: Die sozialen Strukturen weisen einerseits immer eine *Objektivität erster Ordnung* auf, die sich durch die Verteilung von und Zugangschancen zu materiellen Ressourcen, gesellschaftlich seltenen Gütern und Werten (Kapitalsorten) auszeichnet. Andererseits sind die sozialen Strukturen aber auch durch eine *Objektivität zweiter Ordnung* geprägt, die durch die mentalen und körperlichen Schemata charakterisiert ist. Diese Schemata stellen gewissermaßen eine „symbolische Matrix des praktischen Handelns“ dar und prägen damit also menschliche Verhaltensweisen, Gedanken, Gefühle und Urteile. Damit unterstellt Bourdieu keinen Sozialdeterminismus des Handelns, sondern rückt ein phänomenologisches Verständnis von sozialem Handeln in den Mittelpunkt: In der sozialwissenschaftlichen Untersuchung soll berücksichtigt werden, dass die zu untersuchenden Akteure selbst Erkenntnisobjekte darstellen, die der sie umgebenden Welt erst Sinn verleihen (ebd.: 24).

Um das Doppelleben der sozialen Strukturen erfassen zu können, führen Bourdieu und Passeron den Begriff der *sozialen Formation* ein (Bourdieu und Passeron 1973:14): Eine soziale Formation wird verstanden als ein zweidimensionales „System von Kräften und Sinnverhältnissen zwischen sozialen Gruppen und Klassen“ (Bourdieu und Wacquant 1996:24). Der Begriff der sozialen Formation bezieht sich auf die *objektive und subjektive Ebene* und stellt gewissermaßen eine Verbindung von Durkheim, Marx und Weber dar. Ähnlich wie Weber versteht Bourdieu die Machtrelationen als interindividuelle Einfluss- oder Herrschaftsverhältnisse. Hierbei werden wie bei Weber verschiedene Formen von Machtrelationen (politische, ökonomische, religiöse, usw.) sowie die Legitimitätsvorstellungen, die der Ausübung und Reproduktion von Macht zugrundeliegen, untersucht. Weber selbst blieb aber bei der psychosozialen Auffassung dieser Vorstellungen befangen und hat nicht wie Marx danach gefragt, inwiefern diese Vorstellungen einen Beitrag dazu leisten, die objektive Wahrheit der vorherrschenden Verhältnisse in den sozialen Beziehungen zu verkennen (Bourdieu und Passeron 1973:13). Von Durkheim wurde hingegen vor allem die *objektivistische* oder strukturalistische Sichtweise, wie sie Durkheim in den Studien zum Selbstmord anwendet, übernommen. Deshalb ist es auch bei einer feldtheoretischen Analyse wichtig, die objektiven Strukturen oder Relationen durch statistische Instrumente, ethnographische Beschreibungen und formale Modellbildungen nachzuzeichnen (Bourdieu und Wacquant 1996:25). Neben der objektiven Interpretationsweise ist aber auch die *sozialphänomenologische* Sichtweise zentral für die feldtheoretische Untersuchung. Hierbei ist es aber nicht das Ziel, lediglich die Sinnhaftigkeit sozialen Handelns nachzuvollziehen, sondern es geht vielmehr darum zu erklären, warum bestimmte Sinnesstrukturen fortbestehen und

warum objektive oder materielle Strukturen der Gesellschaft durch die gesellschaftlich verbreiteten Sinnesstrukturen reproduziert oder in Frage gestellt werden. Bourdieus Arbeiten zeigen, dass viele soziale Felder historisch relativ stabile Ungleichheitsbeziehungen aufweisen, die immer wieder auch von Beherrschten selbst reproduziert werden. Darüber hinaus geht es Bourdieu auch darum zu erforschen, wie sich die Sinnesstrukturen der Akteure produzieren und woher sie kommen. So ist eine sozialkonstruktivistische Sichtweise nach Bourdieu auch nur dann sinnvoll anzuwenden, wenn sie berücksichtigt, dass die Kategorien, die den sozialen Akteuren bei der Konstruktionsarbeit zugrundeliegen, nicht spontan oder individuell konstruiert werden (Bourdieu und Wacquant 1996:26 ff.). Insofern stellt die Feldtheorie auch eine wichtige Ergänzung zu mikrotheoretischen Ansätzen dar, da sie empirisch untersucht, was die Präferenzsysteme eines Akteurs sind, woher die Präferenzen kommen, inwiefern sie historisch variieren und ob sie sich mit unterschiedlicher soziokultureller Herkunft und Sozialisation unterscheiden.

Um beide Ebenen, die objektive und die subjektive, vereinen zu können, führt das feldtheoretische Vorgehen immer *zwei Momente der Analyse* durch: In einem ersten Schritt soll sich der Forscher, wie von Durkheim vorgeschlagen, von „falschen Selbstverständlichkeiten“ befreien. Es bedarf einer Distanz zu den Alltagsdeutungen der Akteure, die oft nur eine im Nachhinein erfolgte Rationalisierung von bereits aufgezeigtem Handeln sind. Eine solche Distanz wird in der Feldtheorie durch die Konstruktion von objektiven Relationen (z. B. statistisch ersichtliche Ungleichheitsstrukturen) erreicht. In iterativen Schritten soll im Laufe der Forschung die Distributionsstruktur der in einem Raum relevanten und sozial wirksamen Ressourcen (d.h. die symbolische Struktur eines Feldes) herausgearbeitet werden. Hierzu wird in einem zweiten Schritt der Analyse die unmittelbare Erfahrung der Akteure wieder einbezogen, um die Dispositionen und Wahrnehmungs- und Denkmuster zu untersuchen. In vielen Arbeiten konnte Bourdieu eine Homologie zwischen den eingenommenen Positionen im sozialen Raum (d.h. in den objektiven Relationen) und der Sichtweise der Akteure (d.h. der subjektiven Relationen) finden, weshalb man in der feldtheoretischen Analyse nach solchen systematischen Unterschieden zwischen sozialen Akteuren, Gruppen oder Klassen sucht (Bourdieu und Wacquant 1996:29 f.). Auch in dieser Arbeit wurde eine Iteration zwischen den beiden Schritten vorgenommen, d.h. dass am Anfang der Analyse eine relativ offene Befragung sowie statistische Rekonstruktion der Felder stand. Sich abzeichnende Unterschiede und Besonderheiten wurden dann wieder systematisch in die Befragung von subjektiven Sinngehalten einbezogen (siehe Kapitel 6). Durch ein solches Vorgehen wird gewährleistet, dass einerseits nur diejenigen objektiven Relationen thematisiert werden, die tatsächlich einen Einfluss haben. Andererseits kann ermittelt werden, wie Schließungs- und Reproduktionsprozesse vonstatten gehen, welche Rechtfertigungsordnungen bestehen und ob sich Gegenmeinungen und Wandlungstendenzen zeigen.

Bourdieu geht demnach von einer Dialektik von mentalen und sozialen Strukturen als Grundlage von in unterschiedlichen Feldern vonstattengehenden Klassifizierungskämpfen aus. Die Feldtheorie hat das Ziel, die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata als Grundlagen menschlichen Handelns sichtbar zu machen, aber eben auch zu untersuchen, woher diese Schemata (Situationsdeutungen, Typisierung, Interpretationsverfahren) kommen und in welchem Verhältnis sie zu externen gesellschaftlichen Strukturen stehen. Eine zentrale Grundhypothese Bourdieus ist hierbei, dass zwischen der Gesellschaftsstruktur und den mentalen Strukturen, zwischen den objektiven Aufteilungen der sozialen Welt (v. a. Herrschende und Beherrschte) und den Wahrnehmungs- und Aufteilungsprinzipien, die die Akteure auf sie anwenden, eine Korrespondenz besteht (Bourdieu und

Wacquant 1996:31 f.). Mentale Schemata resultieren gewissermaßen aus der Inkorporierung der sozialen Aufteilungen:

„Die Tatsache, daß sie kontinuierlich unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen leben, schlägt sich in den Individuen als ein Ensemble von dauerhaften und übertragbaren Dispositionen nieder. Diese sind die verinnerlichte Notwendigkeit ihrer sozialen Umwelt und die Gestalt, in der die strukturierte Trägheit und die Zwänge der äußeren Realität in ihren Organismus eingehen.“ (Bourdieu und Wacquant 1996:32)

Daraus ergibt sich für Bourdieu die Möglichkeit, die objektiven Strukturen auch innerhalb der subjektiven Analyse der Sinnstrukturen untersuchen zu können. In der Analyse sollen die objektiven Regelmäßigkeiten sowie auch der Prozess der Verinnerlichung der Objektivität erfasst werden, da aus diesem Prozess die in der Praxis angewandten Aufteilungsprinzipien hervorgehen und diese für den Einzelnen zwar unbewusst sind, aber ein überindividuelles Muster aufweisen (Bourdieu und Wacquant 1996:32). Bourdieu geht aber noch weiter und vermutet, dass die *Korrespondenz zwischen den sozialen und mentalen Strukturen eine politische Funktion* erfüllt: „Die symbolischen Systeme sind nicht einfach Erkenntnisinstrumente; sie sind auch *Herrschaftsinstrumente*“. Die symbolischen Systeme bei Bourdieu können mit dem Begriff der Ideologie bei Marx oder dem der Theodizee bei Weber verglichen werden (Bourdieu und Wacquant 1996:33). Zum Beispiel verbreitet ein Lehrer mit hoher Wahrscheinlichkeit seine Version eines Bildungsideals, indem er Kategorien weitergibt, die ihn selbst im Laufe seiner Sozialisation geprägt haben und zu seinem Erfolg geführt haben. Nicht jede in der Schule vermittelte Kategorie ist zwar ein wirksames Herrschaftsinstrument, aber manche können bewusst oder unbewusst zu Macht, Ungleichheit oder Ausschließung führen. Wichtig ist aber auch, dass die Theorie in gleichem Maße einräumt, dass sich die symbolischen Sinngehalte verändern können und die Veränderung symbolischer Gehalte auch reale Veränderungen in den objektiven oder materiellen Relationen nach sich ziehen können (Bourdieu und Wacquant 1996:33). Derartige Veränderungen sind in der Wissenschaft sogar sehr wahrscheinlich, da in ihr die Klassifikationssysteme selbst ein Objekt von Aushandlungen sind (Bourdieu und Wacquant 1996:33 f.).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich die Untersuchung von sozialen Feldern, sozialen Formationen oder auch von Figurationen im Kern auf die Erfassung von Relationen bezieht. Ein zentraler Begriff der relationalen Analyse ist das Konzept der *symbolischen Gewalt*, da es die unterschiedlichen in Feldern wirkenden materiellen sowie subjektiven Relationen zwischen Akteuren in ein einheitliches Konzept zusammenführt und dabei hilft, den Vollzug von sozialer Schließung, Domination, Herausforderung und Unterwerfung anhand der konkreten individuellen Praxis zu beobachten und für die empirische Untersuchung begrifflich zu operationalisieren. Die Untersuchung der französischen Soziologie in dieser Arbeit wird sich im Folgenden vor allem auf den Begriff der symbolischen Gewalt (alternativ auch symbolische Ordnung, Macht, Struktur oder Kräfteverhältnisse) stützen und für die Untersuchung von „inoffiziellen“ oder „nicht offensichtlich sichtbaren“ sozialen Hierarchien und Machtverhältnissen heranziehen. Das Konzept setzt an der Schnittstelle von Mikro- und Makroebene an, da symbolisch wirksame Kräfteverhältnisse in einem Feld als inkorporierte Deutungs- und Handlungsmuster (Habitus), genauer gesagt als Wirkung gesellschaftlicher Strukturen „im“ Einzelnen, untersucht werden. Im Folgenden wird hierfür zunächst der Begriff der symbolischen Gewalt auf Makro- und Mikroebene genauer konkretisiert (Kapitel 3.2) und danach der Begriff der Laufbahnklasse geklärt (Kapitel 3.3).

3.2 Das Konzept der symbolischen Gewalt als Verbindung von Mikro- und Makroebene

Für die Untersuchung der Karrierewege innerhalb der Soziologie in Frankreich stellt sich die Frage, inwiefern die historisch gewachsene (Makro-)Struktur des nationalen Feldes das Handeln und die Wahrnehmung einzelner Feldakteure prägt. Welche Rolle spielen national geprägte symbolische Hierarchien zwischen Universitäten, Subdisziplinen, soziologischen Schulen und Professoren unterschiedlicher Standorte für die Karriereambitionen sowie -chancen beim Einzelnen? Darüber hinaus wird untersucht, inwiefern die etablierten Strukturen der symbolischen Hierarchien zwischen Standorten und Personen zu einer Reproduktion der vorhandenen Ungleichheiten beitragen, wie einzelne Wissenschaftler diese Ordnungen legitimieren oder hinterfragen und damit zur Aufrechterhaltung oder zum Wandel beitragen. Der Versuch, gesamtgesellschaftliche historische Prozesse und ihre sozialpsychologische Wirkung bei einzelnen Individuen oder sozialen Gruppen nachzuweisen, bedeutet nicht, dass ein strukturalistischer Ansatz im eng gefassten Sinne verfolgt wird. Es geht bei der Bourdieuschen Feldtheorie vielmehr darum, relational zu denken und die Einbindung sowie Sozialisierung der Akteure in und durch Relationen in bestimmten Feldern empirisch zu berücksichtigen (Bourdieu und Wacquant 1996:126). Die Bestimmung der zentralen (symbolischen und materiellen) Relationen in einem sozialen Raum oder Feld erfolgt in Bourdieus Werken immer empirisch. Einerseits wird anhand von objektiven Relationen innerhalb eines Feldes erfasst, welche Kapitalausstattung die Akteure in einem Feld aufweisen – im Idealfall für mehrere Zeitpunkte, damit auch die Entstehungsgeschichte von Feldern einbezogen werden kann. Andererseits erfolgt darauf aufbauend eine Erhebung der subjektiven Relationen, das heißt der vorliegenden subjektiven Deutungsmuster und ihrer historischen Beständigkeit oder Veränderung. Durch die Iteration zwischen beiden Schritten kann erfasst werden, um welches *spezifisches symbolisches Kapital* in einem Feld konkurriert wird, ob sich die Akkumulationsstrategien zur Erlangung dieses Kapitals im Zeitverlauf verändern, welche Personengruppen besonders gut in der Lage sind, derartiges Kapital zu akkumulieren, welche Akteure im Feld dominieren und welche Akteure gewissermaßen als Herausforderer gelten. Derartig empirisch erfasste Kräfteverhältnisse in einem Feld können unter den Begriff der *symbolischen Gewalt* zusammengefasst werden – symbolisches Kapital setzt sich somit immer aus anderen Kapitalsorten zusammen und entspricht der Deutungshoheit oder Autorität der jeweils dominanten Akteuren in einem sozialen Feld. Daraus ergibt sich auch eine relationale Definition des Feldbegriffes:

„Analytisch gesprochen wäre ein Feld als ein Netz oder eine Konfiguration von objektiven Relationen zwischen Positionen zu definieren. Diese Positionen sind in ihrer Existenz und auch in den Determinierungen, denen die auf ihnen befindlichen Akteure und Institutionen unterliegen, objektiv definiert, und zwar durch ihre aktuelle und potentielle Situation (situs) in der Struktur der Distribution der verschiedenen Arten von Macht (oder Kapital), deren Besitz über den Zugang zu den in diesem Feld auf dem Spiel stehenden spezifischen Profiten entscheidet, und damit auch durch ihre objektiven Relationen zu anderen Positionen (herrschend, abhängig, homolog usw.).“ (Bourdieu und Wacquant 1996:127)

Das zentrale Untersuchungsinteresse der Feldtheorie ist also immer die relationale Frage danach, welche Verteilungen und damit zusammenhängende Handlungschancen in einem Feld vorliegen. Ausgehend von der Annahme, dass eine Vielzahl der Kapitalien in einer Gesellschaft knapp ist und Individuen ein Interesse am Machterhalt beziehungsweise der Akkumulation von Kapital haben, stellt die Feldtheorie immer die Frage, welche Akteure und Personengruppen einerseits die Nutznießer

und andererseits die Verlierer von bestimmten legitimierten oder tradierten symbolischen Gewaltmonopolen sind. Je nach Ausmaß der Knappheit der Kapitalien in einer Gesellschaft ergibt sich auch das Ausmaß dessen, wie stark um spezifische Profite konkurriert wird und wie stark die vertikalen Strukturen in einer Gesellschaft ausgeprägt sind – auch die Frage danach, wie stark ein soziales Feld umkämpft wird, ist damit empirisch offen.

Eine weitere Besonderheit der Theorie ist, dass die objektiven Relationen oder Ungleichheitsstrukturen zwischen Akteuren nicht nur über materiell vorhandene Güter oder physische Macht erklärt werden, sondern über den Begriff des symbolischen Kapitals (bzw. Macht oder Herrschaft). Geld allein befähigt nicht zu machtvollen Positionen, sondern erst dann, wenn die Gesellschaft Sphären (d. h. symbolische Ökonomien) ausbildet, in denen Geld in symbolisch relevante Güter oder Profite überführt werden können, führt Geld auch zu Macht. Die objektiv relationalen Beziehungen sind demnach symbolische Beziehungen – oder besser gesagt feldspezifische oder sozialraumspezifische symbolische Herrschaftsverhältnisse –, die zur Herausbildung, Reproduktion und Öffnung gesamtgesellschaftlicher Differenzen beitragen können und aber häufig auch aus ihnen hervorgehen. Aus symbolischen Unterschieden entstehen demnach reelle soziale Unterschiede. Das Konzept der symbolischen Kräfteverhältnisse kann somit analog zum Feldbegriff verwendet werden. Ein neues gesellschaftliches Feld entsteht der theoretischen Vorstellung nach immer durch den Bedeutungsgewinn einer neuen Art symbolischen Kapitals. Kann dieses neuartige Kapital zunehmend wirksam eingesetzt werden und hat es zunehmend Auswirkungen auf die gesamtgesellschaftliche Verteilung von Ungleichheit, verfestigen sich nach und nach die Effekte und Grenzen eines sozialen Feldes. Ein Feld kann demnach als eine spezifische Sphäre der Wirkung von symbolischem Kapital definiert werden. Solche Sphären sind beispielsweise die Politik, die Wirtschaft, das Recht, aber auch das gesamte Bildungssystem sowie die Wissenschaft. So entstand zum Beispiel erst mit der Trennung von Kirche und Staat nach und nach ein relativ autonomes Rechtssystem, das spezifische Werte und Profite hervorbrachte und bestimmte Akteure mit spezifischen symbolischem Kapital sowie der damit einhergehenden Deutungs- und Definitionshoheit ausstattete (Bourdieu and Wacquant 2006: 131). Für die Forschungspraxis gehen damit komplexe und kaum zu bewältigende Anforderungen einher – da letztlich die Untersuchung des akademischen Feldes berücksichtigen müsste, welche Akteure maßgeblich an der Genese des wissenschaftlichen Feldes beteiligt waren und ob diese Einflüsse noch heute vorherrschen. Eine vollständige historische Rekonstruktionsarbeit kann in dieser Arbeit nicht geleistet werden, dennoch gibt die Feldtheorie Anlass dazu, darüber nachzudenken, welche sozialen Akteure, Universitätsstandorte oder Disziplinen bisher in einem Feld maßgeblich an der Entstehungsgeschichte der Wissenschaft (und Soziologie) beteiligt waren und inwiefern dadurch Spielregeln etabliert wurden, die anderen Personengruppen den Zugang erschweren – in soziologischer Perspektive ist die Wissenschaftsgeschichte kontingent, sodass die französische Wissenschaft bei Beteiligung anderer Akteure auch einen vollkommen anderen Verlauf hätte nehmen können. Genauere Ausführungen dazu erfolgen in Kapitel 5, in dem bedeutende Weichenstellungen der (Neu-)Gründung der französischen Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg beschrieben werden.

Die Annahme, dass Akteure in einem Feld um spezifisches symbolisches Kapital konkurrieren und damit auch Auswirkungen auf gesamtgesellschaftliche Ungleichheitsstrukturen einhergehen, meint bei Bourdieu aber nicht, dass diese Kämpfe immer bewusst vollzogen werden. Die beteiligten Akteure unterliegen neben offensichtlichen Herrschaftsbeziehungen auch unbewussten symbolischen Herrschaftsverhältnissen, die normalerweise im Alltag kaum sichtbar sind und somit

auch nicht hinterfragt werden. Deshalb geht Bourdieu häufig und insbesondere im Bildungssystem von einer Reproduktion der Ungleichheitsverhältnisse aus, da unbewusste Strukturen nur schwer zu durchbrechen sind. Bourdieu beschreibt in „Die Praktische Vernunft“, wie man sich ein „sich selbst reproduzierendes Feld“ anhand einer physikalischen Metapher verdeutlichen kann:

„Um einen ungefähren Eindruck davon zu vermitteln, wie die Mechanismen der Reproduktion durch Bildung funktionieren, kann man sich zunächst einmal des Bilds bedienen, das der Physiker Maxwell benutzt hat, um zu veranschaulichen, wie die Wirkung des zweiten Gesetzes der Thermodynamik aufgehoben werden könnte: Maxwell denkt sich einen Dämon, der unter den mehr oder weniger heißen, das heißt mehr oder weniger schnellen beweglichen Teilchen, die bei ihm ankommen, eine Auslese vornimmt, indem er die schnelleren in ein Gefäß mit steigender Temperatur und die langsameren in ein Gefäß mit sinkender Temperatur lenkt. Auf diese Weise erhält er den Unterschied aufrecht, die Ordnung, die sonst allmählich zerstört würde. Das Bildungssystem verfährt wie Maxwells Dämon: Um den Preis der Energie, die auf den Auslesevorgang verausgabt werden muß, erhält es die bestehende Ordnung aufrecht, das heißt den Abstand zwischen den mit ungleichen Quantitäten von kulturellem Kapital versehenen Schülern. Es trennt, genauer gesagt, mit Hilfe einer ganzen Reihe von Auslesevorgängen die Besitzer von ererbtem kulturellem Kapital von den Nichtbesitzern.“ (Bourdieu 1998a:36)

Es handelt sich jedoch lediglich um eine Metapher, die nicht als physikalisches Gesetz mit determinierenden Mechanismen des menschlichen Handelns verstanden werden sollte (Bourdieu 1998a:41) – Bourdieu geht es vielmehr darum zu zeigen, dass das Bildungssystem statistisch betrachtet eine gewisse Sortierung von Schülern vornimmt. Das Augenmerk der Forschung richtet sich damit auf die Suche nach statistisch relevanten Reproduktionsmodi sozialer Ungleichheit (ebd.:44). Die Unterschiede der Befähigung (passende oder weniger gut passende Kenntnisse/Fähigkeiten) sind durch das ererbte Kapital bedingt und damit nicht von sozialen Unterschieden zu trennen, was zur Aufrechterhaltung der Ordnung beiträgt (ebd.:36f.).

Die Metapher des „Dämons“ gerät außerdem an ihre Grenzen, da ein Feld über die relationalen Beziehungen zwischen den Feldakteuren zu bestimmen ist und nicht durch die Wirkung eines einzelnen externen Akteurs. Ein Feld wird nicht so verstanden als gäbe es externe Kräfte oder eine von den beteiligten Feldakteuren zu trennende Eigenlogik des Feldes. Es ist vielmehr gemeint, dass die „Teilchen“, die in der Metapher auf den „Dämon“ zusausen, das Gesetz, das ihre Richtung und ihre Bewegung bestimmt, in sich selbst tragen – Bourdieu verwendet dafür die Begriffe Habitus und Praxissinn. Aber es gibt auch nicht einen dominanten „Dämon“ oder eine einzelne Einrichtung, die aufgrund der offiziellen Festlegung von Regeln und Gesetzen darüber bestimmen, wie die Feldkräfte wirken. Im Bildungssystem gibt es anstatt des „Dämons“ viele unterschiedliche Akteure (z.B. Lehrer und Professoren), die alle über ähnliche, nach den gleichen Prinzipien strukturierte Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien verfügen und diese auf Schüler und Studierende anwenden (Stichwort: Professorenvernunft) (ebd.:42f.):

„Mit anderen Worten, die Wirkung des Bildungssystems ist die Resultante der mehr oder weniger grob aufeinander abgestimmten Handlungen von Tausenden kleiner Maxwellscher Dämonen, die mit ihren der objektiven Ordnung folgenden Wahlentscheidung (die strukturierenden Strukturen sind, wie gesagt, strukturierte Strukturen) dazu beitragen, und zwar ohne es zu wissen oder zu wollen, diese Ordnung zu reproduzieren.“ (Bourdieu 1998a:43)

Es soll nicht unterstellt werden, dass sich Akteure im Bildungssystem bewusst oder eigennützig für eine Reproduktion der vorherrschenden Ungleichheitsstrukturen einsetzen (ebd.:43). Vielmehr geht es darum, ein Feld als die Relation zwischen den unterschiedlich strukturierten Feldakteuren zu

verstehen. Es ist gewissermaßen die Vorstellung, dass der Praxissinn aller Akteure im Feld so etwas wie eine kollektive kognitive Ordnung darstellt, die im Laufe der Zeit auch zu materiellen Ungleichheiten führen kann.

Für die Untersuchung der Wissenschaft, kann der Feldbegriff dazu dienen, nicht einem Entweder-Oder der internalistischen oder externalistischen Sicht zu verfallen. So kann in der Analyse berücksichtigt werden, dass Wissenschaft zwar autonom ist und eigenen (feldspezifischen) Regeln folgt, aber auch von externen gesellschaftlichen oder ökonomischen Bedingungen geprägt ist (Bourdieu 1998b:16ff.):

„Der Begriff des Felds ist nun dazu da, diesen relativ autonomen Raum zu beschreiben, diesen mit eigenen Gesetzen ausgestatteten Mikrokosmos. Er ist zwar, wie der Makrokosmos, sozialen Gesetzen unterworfen, aber es sind nicht dieselben. Obwohl er sich nie ganz den Zwängen des Makrokosmos entziehen kann, verfügt er doch über eine mehr oder weniger ausgeprägte Autonomie.“ (Bourdieu 1998b:18)

Damit findet Bourdieu ein Gedankenkonstrukt, mit dem er ausdrücken kann, dass äußere Zwänge in der Wissenschaft meist nur durch die Vermittlung des Feldes zum Tragen kommen, d.h. vermittelt durch die Logik des Feldes. Je nach dem, wie stark die Autonomie des Feldes ist, ist es in der Lage, äußere Zwänge oder Anforderungen zu *brechen* und in eine andere spezifische Form zu bringen. Nach welchen „Regeln in der Wissenschaft gespielt wird“, hängt von der Verteilung wissenschaftlichen Kapitals im Feld ab. Zudem bestimmen die im Wissenschaftsbetrieb herrschenden Forscher oder Gebiete die zentralen und bedeutenden Forschungsgegenstände und Fragen, die auch für alle anderen Wissenschaftler Bedeutung besitzen.

Wissenschaftliches Kapital ist hierbei eine besondere Art symbolischen Kapitals, das immer aus Akten des Erkennens und Anerkennens entsteht (also die Anerkennung derer, die mit einem in der Wissenschaft konkurrieren). Es ist also die Anerkennung oder der Kredit, den die Gesamtheit der gleichgesinnten Wettbewerber innerhalb des wissenschaftlichen Feldes gewährt (z.B. Zitationen, Nobelpreis, nationale Preise wie die Medaillen des CNRS oder Übersetzungen in andere Sprachen). Das wissenschaftliche Feld entwickelt demnach wie andere Felder auch innere Tendenzen oder objektive Wahrscheinlichkeiten, dass bestimmte Produkte und Praktiken in der Wissenschaft anerkannt werden. Nicht alle Akteure im Feld sind laut Bourdieu aber in der gleichen Lage, Herauszufinden und zu Erspüren, welche Themen und Leistungen in der wissenschaftlichen gerade angesagt sind oder auch nicht in der Lage, derartige Leistungen zu erbringen (Bourdieu 1998b:16ff.):

„Diese Kunst des Erspürens von Tendenzen, die immer wieder ihren engen Zusammenhang mit einer gehobenen gesellschaftlichen Herkunft und Bildung erweist, und es erlaubt, sich zur rechten Zeit des richtigen Gegenstandes zu bemächtigen, gute Veröffentlichungsorte (oder, anderswo, Ausstellungsorte) zu wählen, ist einer der Gründe für die deutlichsten Abweichungen verschiedener wissenschaftlicher Karrieren (noch auffälliger wird das in der modernen Kunst). Dieser Spielsinn ist zuerst Sinn für die Geschichte des Spiels, ein Sinn für seine Zukunft.“ (Bourdieu 1998b:24)

Wissenschaftlicher Erfolg beruht nach Bourdieu aber nicht nur allein auf innerakademisch anerkannten Leistungen, sondern muss auch externen Ansprüchen genügen. Durch die zeitgleiche Determinierung des wissenschaftlichen Feldes durch externalistische und internalistische Anforderungen ergibt sich, dass wissenschaftliche Felder Orte zweier Arten von Macht sind. Beiden Arten von Macht entsprechen zwei Sorten wissenschaftlichen Kapitals: Erstens eine Macht, die man weltlich oder politisch nennen könnte, es ist eine institutionelle oder institutionalisierte Macht, die

mit der Besetzung von zentralen Positionen in wissenschaftlichen Institutionen verknüpft ist (z.B. Leitung von Forschungsabteilungen und -institutionen, Gutachter- und Kommissionstätigkeiten und die dadurch eingeräumte Macht über Produktionsmittel (Verträge, Gelder, Posten) und Reproduktionsmittel (Beeinflussung von Karrieren). Zweitens eine spezifische Macht, ein persönliches Prestige, das mehr oder weniger unabhängig von der weltlichen Macht ist. Es beruht auf einer kaum oder schwach institutionalisierten Anerkennung durch die Gesamtheit der Gleichgesinnten oder durch angesehene Kollegen (Gelehrtenegemeinschaft). Die zwei Sorten wissenschaftlichen Kapitals folgen unterschiedlichen Akkumulationsgesetzen: „reines“ Kapital wird durch anerkannte Beiträge zum Fortschritt der Wissenschaft, durch Erfindung und Entdeckung angehäuft (z.B. durch Veröffentlichungen in zentralen Organen einer Disziplin). Institutionelles wissenschaftliches Kapital hingegen wird durch politische Strategien angehäuft. Diese benötigen aber meist Zeit: Mitgliedschaft in Kommissionen, Prüfungsausschüssen, Preisgerichten, Kolloquien oder Festakten. Meist gelingt es nur Personen privilegierter Positionen ein hohes Volumen beider Kapitalsorten zu akkumulieren (Bourdieu 1998b:31f.).

Nachdem nun geklärt wurde, was man unter dem Konzept der symbolischen Ordnung in Feldern verstehen kann, wird im Folgenden noch der Begriff der Laufbahnklasse erläutert. Es soll dargestellt werden, inwiefern man die Feldtheorie dazu nutzen kann, wissenschaftliche Karriereverläufe zu untersuchen. Außerdem werden zeitliche Aspekte der Feldtheorie im Allgemeinen diskutiert, da die Bedingungen eines Feldes historisch variieren und einem Wandel unterliegen.

3.3 Die zeitliche Dimension – Laufbahnen in historisch strukturierten Feldern

Im Gegensatz zu naturwissenschaftlichen Phänomenen unterliegt menschliches Handeln einem stetigen Wandel, weshalb die Berücksichtigung von Historizität auch innerhalb der Feldtheorie eine zentrale Rolle spielt. Auf der *Ebene gesamter Felder* interessiert einerseits die Entstehungsgeschichte eines spezifischen Feldes, aber auch seine zeitliche Stabilität (Pfadabhängigkeit, Hysterese) sowie sein Wandel. So hängt auch das Ausmaß der Autonomie eines Feldes von der geschichtlichen Entwicklung ab, da mit zunehmender Zeit die Akkumulation von Kapital und damit der mögliche Wirkungsbereich eines spezifischen Kapitals wahrscheinlicher werden. Andererseits gilt es die *zeitliche Veränderung innerhalb von einzelnen Karrierelaufbahnen* zu untersuchen, da die Kapitalausstattung und die symbolische Anerkennung typischerweise mit fortschreitendem Alter zunehmen. Auch hierfür kann wieder eine physikalische Metapher herangezogen werden: Im Laufe einer Karriere wirkt die feldspezifische Anziehungskraft unterschiedlich stark, je nachdem wie die Ladung eines Akteurs gesteigert werden konnte. Sozialkapital zum Beispiel hängt maßgeblich davon ab, wie viel Zeit eine Person in die Pflege von Kontakten investiert (Bourdieu 1983). Bei der Berücksichtigung von Zeit in der Analyse geht es jedoch nicht nur um die Akkumulation von Kapital, sondern insbesondere auch um die Prägung spezifischer Habitus, die eben von den jeweils eingenommenen Feldpositionen (Sozialisationsinstanzen) im Feld abhängt. Es ist offensichtlich, dass es sich beim Begriff der Sozialisierung um einen Prozessbegriff handelt. Die Berücksichtigung von zeitlichen Dimensionen in der Analyse ist aufwendig und überkomplex, wenn man versucht, alle zeitlichen Aspekte einzubeziehen. In dieser Arbeit wurden deshalb nur die zentralen zeitlichen Veränderungen des gesamten Feldes sowie auch die typischen Weichenstellungen und Verläufe der akademischen Laufbahnen nachgezeichnet. Gerade für akademische Karrieren der französischen

Soziologie ist dies zentral, da das Feld seit Ende der 1960er Jahre einen massiven Ausbau und Wandel erfuhr und sich zudem die symbolische Wirkung eines prestigereichen Abschlusses meist erst spät im Karriereverlauf manifestiert.

Der Begriff der Laufbahnklasse hilft dabei zu untersuchen, wie sich typische soziale Auf- und Abstiege vollziehen und inwiefern dies mit einem gemeinsamen „(Klassen-)Verständnis“ im Sinne einer ähnlichen akademischen Ausrichtung einhergeht. Der Begriff verweist vor allem darauf,

*„daß Position und individueller Lebenslauf statistisch keineswegs voneinander unabhängig sind, nicht alle Startpositionen mit derselben Wahrscheinlichkeit zu allen Endpositionen führen. Darin ist impliziert, zum einen eine hohe Korrelation zwischen den sozialen Positionen und den Einstellungen der Positionseinnehmer bzw. den Laufbahnen, die zu ihnen geführt haben; und daraus folgend, daß die **typische Laufbahn** integraler Bestandteil des Systems der konstitutiven Faktoren einer Klasse ist“* (Bourdieu 1987:189; Hervorheb. im Original).

Bisher widmet sich die sozialwissenschaftliche Ungleichheitsforschung und Sozialstrukturanalyse zwar der Untersuchung zeitlicher Dimensionen (z.B. Lebensverlaufsorschung), aber selten werden hierbei Mikro- und Makroebene systematisch in die Analyse einbezogen. Die Feldanalyse und Makrosoziologie könnten hierbei interessante Ergänzungen bieten. So interessiert sich auch die folgende Studie nicht nur für zeitliche Veränderungen, die sich aufgrund der jeweiligen individuellen Lebens- bzw. Familienphase ergeben, sondern es wird versucht, die relationale strukturelle Prägung, der sich verändernde Möglichkeitsraum und die feldspezifische Einbettung in der Untersuchung von Laufbahnen zu berücksichtigen. Die Grundidee beim Begriff der Laufbahnklasse ist demnach, dass nicht nur die familiäre soziokulturelle Herkunft eines Akteurs einen Einfluss auf beruflichen Erfolg hat, sondern insbesondere auch die danach eingenommenen Positionen (Schulart, Reputation der Schule, Universitätsprestige, Prägung durch anerkannten Doktorvater, soziale Beziehungen zu machtvollen oder zentralen Akteuren, etc.). Die in der Vergangenheit eingenommenen und die aktuell eingenommene Feldposition prägend das zukünftige Möglichkeitsfeld eines Akteurs – wie bei den handlungstheoretischen Grundannahmen der Feldtheorie ist auch dies wiederum nicht als Determinismus zu verstehen, sondern eher die empirische Annahme, dass sich derartige statistische Wahrscheinlichkeiten zeigen.

Derartige Positionsindikatoren sowie auch sich verändernde Kontextbedingungen (also die Zusammensetzung der Akteure im Feld) beeinflussen, welche Gestalt der Möglichkeitsraum annimmt, also wie wahrscheinlich eine bestimmte akademische Laufbahn ist. So zeigen Studien wie „The Credential Society“ (Collins 1979), dass die berufliche Rekrutierung nicht nur von meritokratischen Kriterien, sondern auch maßgeblich von den sozialen Beziehungen zu rekrutierenden Personen abhängt. Hinzukommend erschweren sich verändernde Kontextbedingungen, wie die mit der Bildungsexpansion einhergehende Inflation von Bildungsabschlüssen, den rein meritokratischen Zugang zu Karrieren. Insbesondere innerhalb des akademischen Feldes ist es von besonderer Bedeutung, die Wechselwirkung von individuellen und strukturellen Faktoren zu untersuchen, da der universitäre Arbeitsmarkt unmittelbar von der Bildungsexpansion betroffen ist und wissenschaftliche Netzwerke sowie Prestige eine zentrale Rolle für den Karriereerfolg in der Wissenschaft spielen. Nicht rein meritokratische Karrierefaktoren wie Prestige und soziale Kontakte spielen aber nicht erst seit dem Aufkommen von Universitätsrankings und dem zunehmendem institutionellen Wettbewerb zwischen Hochschulstandorten eine Rolle, sondern sind in einem zentralistischen Hochschulsystem wie dem französischen seit seiner Gründung vorhanden. Die Zugehörigkeit zu elitären wissenschaftlichen Kreisen und Einrichtungen ist in Frankreich nicht erst seit der zunehmenden

Beliebtheit von Rankings ausschlaggebend für den Karriereerfolg. Darüber hinaus ist es neben der Untersuchung der typischen Laufbahnen in einem Feld aber auch wichtig nachzuvollziehen, welche strukturellen Folgen sich daraus für zukünftige Karrieren ergeben und welchen Einfluss dies auf die Wissensproduktion in einer Disziplin hat. So hängt von der Durchlässigkeit oder Geschlossenheit der Karrieresysteme auch ab, ob sich soziale Ungleichheiten in einem Feld reproduzieren und verfestigen oder ob für breitere Personengruppen Zugangschancen ermöglicht werden. Für die Wissenschaftssoziologie stellt sich im Allgemeinen die Frage, ob Universalität ermöglicht wird.

Für die Untersuchung der akademischen Laufbahnen (*trajectoires*) innerhalb der französischen Soziologie soll nicht nur quantitativ nachgezeichnet werden, welche typischen Abläufe von eingenommenen Feldpositionen zu finden sind, sondern auch qualitativ untersucht werden, welcher Habitus oder Praxissinn (ererbte oder erworbene Disposition) damit einhergeht. Es geht zudem auch um die Frage, wie der Erwerb spezifischer Verhaltensweisen und die Möglichkeit zur Akkumulation von symbolischem und sozialem Kapital zusammenhängen. In der Feldtheorie wird nicht a priori davon ausgegangen, dass nach Erfolg strebenden Akteuren unabhängig von ihrem Ausgangspunkt alle Türen offen stehen oder die Kontextbedingungen von Karriereerfolg historisch invariabel sind. Demnach wird in der feldtheoretischen Analyse nicht nur untersucht, welche familiäre soziokulturelle Herkunft eine Person aufweist oder welche Rolle die familiäre Sozialisation spielt, sondern es soll berücksichtigt werden, welche dominierten und dominanten Positionen ein Akteur im akademischen Feld bisher eingenommen hat, wie dies im Verhältnis zu allen anderen Akteuren im Feld steht und ob und inwiefern die Einnahme bestimmter Positionen zur Konsekration persönlicher Leistungen sowie zum Erwerb zentraler subjektiver Deutungsmuster beigetragen hat. Je nachdem, welche Kapitalausstattung eine Person im Laufe seiner Laufbahn akkumulieren konnte und je nachdem, welchen Praxissinn und welche familiäre sowie akademische Sozialisierung ein Akteur erfahren hat, kommt es zur Passung oder Nichtpassung zu etablierten akademischen Strukturen. Eine gewisse intellektuelle Nähe, ein ähnlicher „wissenschaftlicher Geschmack“ sowie auch die individuelle Tendenz, spezifische Auswahlentscheidungen zu treffen, führen dazu, dass ein Nachwuchswissenschaftler eine Passung zu bestimmten wissenschaftlichen Kreisen aufweist oder eben auch nicht in Betracht gezogen wird beziehungsweise persönlich dazu tendiert, sich anderen Kreisen anzuschließen. Im französischen Rekrutierungssystem kommt es aber auch zu „Auf- und Abstiegen“ zwischen zentralen und peripheren Standorten und Arbeitsgruppen, sodass sich diese Arbeit auch dafür interessiert, ob es zum subjektiv erlebten Moment der „Nichtpassung“ kommt und ob sich das in Kritik und Herausforderung oder eher in Unterlegenheitsgefühlen und unbewusster Unterwerfung niederschlägt. Es soll untersucht werden, wie symbolische Herrschaftsverhältnisse auf individuelle Laufbahnen und subjektive Deutungsmustern sowie Karriereperspektiven wirken.

Hierbei gilt jedoch, dass man erst dann von einer „Laufbahnklasse“ sprechen kann, wenn ein starker Zusammenhang zwischen subjektiver Perspektive und typischem Ablauf der eingenommenen Feldpositionen besteht. Nur weil sich statistisch ähnliche oder typische akademische Laufbahnen finden lassen, ist dies noch kein Hinweis auf ein einheitliches Klassenverständnis. Deshalb erfordert Feldanalyse auch immer eine Iteration zwischen qualitativer Erhebung der subjektiven Deutungsmuster und statistischer Auswertung zu eingenommenen Feldpositionen. Theoretisch kann nur angenommen werden, dass Personengruppen mit einem ähnlichen Umfang ererbten Kapitals auch ähnliche Karriereerfahrungen und Positionsabläufe durchleben werden. Bourdieu spricht hier von einem *objektiv gegebenen Möglichkeitsfeld* einer Person oder Laufbahnklasse. Es kann aber durch einschneidende kollektive oder individuelle Ereignisse zu einem Wandel der

Entwicklungsverläufe kommen (Bourdieu 1987:188). Im französischen Rekrutierungssystem ist davon auszugehen, dass durch die Hochschulexpansion und die heutzutage zunehmende Bedeutung der Internationalisierung von Wissenschaft bemerkbare Öffnungsprozesse in Gang gesetzt wurden und Akteure an Bedeutung gewinnen, die die etablierte Elite herausfordern. Es gilt demnach, empirisch zu untersuchen, ob Schließungsprozesse und Chancenungleichheit im französischen Karrieresystem vorliegen, sie sich wandeln und ob Wissenschaftler einer Universität mit ähnlichen Laufbahnen tatsächlich auch eine Ähnlichkeit in ihrer Kapitalausstattung, ihrem Habitus und ihren Praktiken aufweisen. Die Summe der Laufbahnen der an einer Universität arbeitenden Personen kann in einem weiteren Schritt dann auch dazu dienen, die Charakteristiken eines Standortes, gewisse Traditionen, inhaltliche Schulen oder spezifische Schließungsprozesse zu beschreiben.

Bisher gibt es wenige empirische Studien, die systematisch an den Begriff der Laufbahnklasse anknüpfen. Groh-Samberg und Hertel (2011) nutzen den Begriff für eine Untersuchung der Klassenzugehörigkeit anhand von Daten zu Erwerbsverläufen. Unter einer Laufbahnklasse verstehen die Autoren ein „dynamisiertes Verständnis sozialer Klassenzugehörigkeit im Lebensverlauf, das neben der Existenz stabiler Klassenzugehörigkeiten auch typische Aufstiegs- und Abstiegsmobilitäten als eigenständige Klassen(fraktionen) zulässt“ (Groh-Samberg und Hertel 2011:115). Den Autoren nach ist Zeit ein konstitutives Element sozialer Klassen, da Personen erst dann einer Klasse angehören, wenn sie ihr dauerhaft und nicht nur vorübergehend angehören. Hierbei betonen die Autoren auch, dass sich verhaltensprägende Effekte der Klassenzugehörigkeit auch erst mit der Zeit entfalten – ähnlich wie es oben für den Prozess der akademischen Sozialisierung beschrieben wurde. Eine weiterer wichtiger Punkt, den die Autoren nennen ist, dass man unter Berücksichtigung von Zeitaspekten besser untersuchen und unterscheiden kann, ob in einer Gesellschaft *absolute* oder *relative soziale Mobilität* vorliegt. So ist in Deutschland zwar die absolute Mobilität aufgrund von Industrialisierung und Tertiarisierung maßgeblich angestiegen, aber die relativen Mobilitätschancen haben sich kaum verändert. Trotz fortschreitender Bildungsexpansion bleibt die relative Chancenungleichheit konstant. Bildungssoziologische Studien, die zum Beispiel im Querschnitt das Qualifikationsniveau erheben, sagen damit wenig über relative Ungleichheitsrelationen aus. Erst im Laufe einer schulischen, akademischen und beruflichen Laufbahn zeigt sich, welche Absolventen erfolgreiche Karrieren aufweisen und welche weiteren Faktoren neben dem Abschluss hierbei eine Rolle spielen (Groh-Samberg und Hertel 2011:115ff.) – bei Professoren zeigt sich der Karriereerfolg zudem noch später, da bis zur Einnahme einer Professur eine lange Phase der unsicheren Beschäftigung durchlaufen wird. Gewissermaßen ist der Einbezug von Zeit auch eine Reliabilitätsprüfung von Untersuchungen im Querschnitt.

Die folgende Studie zum akademischen Karrieresystem in Frankreich interessiert sich insbesondere für die Wechsel der Statuspassagen, also für Auf- und Abstiege zwischen prestigereichen und weniger bekannten Standorten. Daran anschließend steht in der qualitativen Analyse im Mittelpunkt, welche Zugehörigkeiten hierbei von den Akteuren beschrieben werden. Auch die Autoren Groh-Samberg und Hertel stehen letztlich vor der Frage, ob der zum Kleinunternehmer aufgestiegene Facharbeiter eher seiner Herkunfts- oder Zielklasse zuzuordnen ist und ob man seine Klasse wechseln kann beziehungsweise ob es eine Klassenzugehörigkeit über den gesamten Lebenslauf überhaupt gibt (ebd.:118). Die wissenschaftliche Praxis folgt ihrem eigenen Anspruch nach einem universalistischen Prinzip, weshalb die primäre Sozialisation oder soziokulturelle Herkunft von Nachwuchswissenschaftlern keine bedeutendere Rolle als die wissenschaftliche Sozialisation spielen sollte. Es soll deshalb untersucht werden, ob die akademische Sozialisierung in bestimmten

akademischen Kreisen dazu führt, dass Unterschiede, die sich aus der soziokulturellen familiären Herkunft ergeben quasi überdeckt oder nivelliert werden. Das könnte ein Hinweis darauf sein, dass Akteure im Laufe ihres Lebens unterschiedliche Klassenzugehörigkeiten und damit verbundene Deutungsmuster annehmen. Zudem können auch neuartige Deutungsmuster und Zugehörigkeiten innerhalb der akademischen Praxis relevant werden. Zum Beispiel dann, wenn es einer relativ großen Gruppe an bisher untypischen Akteuren (z.B. Bildungsaufsteigern oder ausländischen Wissenschaftlern) gelingt, zentrale Positionen im akademischen Feld einzunehmen. Dann kann davon ausgegangen werden, dass sich aufgrund des Durchlaufens von ähnlichen Karrierepfaden auch auf subjektiver Ebene ein kollektives Verständnis von Wissenschaft herausbildet, dass es also so etwas wie ein gemeinsames wissenschaftliches (Klassen-)Verständnis oder einen gemeinsamen Habitus gibt:

„Bourdieu's Klassenkonzept kann damit nicht nur als relationales, sondern auch als dynamisches Konzept verstanden werden. Klassen sind nicht allein durch das momentane System der Beziehungen zu allen anderen Klassen bestimmt, sondern auch durch die typische (kollektive) Laufbahn und die damit verbundenen Erfahrungen des sozialen Wandels. Erst die soziale Laufbahn verleiht gleichsam den Positionen ihre Perspektiven.“ (Groh-Samberg und Hertel 2011:119)

Bourdieu's Verständnis von sozialen Klassen verdeutlicht sich besonders in „Die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1987). Anhand von Bildungsstrategien zeigt Bourdieu, wie das Verhältnis von absoluter und relativer Mobilität verstanden werden kann. Erwirbt eine jüngere (Aufsteiger-)Generation höhere Bildungstitel als ihre Eltern, macht dies nur dann einen realen Unterschied, wenn alle anderen Akteure auf dem bisherigen Bildungsniveau verharren. Im Zuge späterer Wellen der Bildungsexpansion ergaben sich hingegen kollektive Enttäuschungen. Wohingegen höhere Bildungsabschlüsse der Elterngeneration noch beruflichen Erfolg und Wohlstand garantierten, ist der Anstieg in den Jahrzehnten danach so hoch, dass eine zunehmende Inflation der Bildungstitel eintritt und damit der Wert der höheren Bildungsabschlüsse sinkt. Insgesamt kommt es also zu einer zunehmenden absoluten Mobilität, wobei die relativen Mobilitätschancen ungleich verteilt bleiben. Die Elterngeneration konnte somit die Erfahrung machen, dass man aufgrund der individuellen meritokratischen Leistung beruflichen Erfolg erreichen kann, wohingegen die jüngere Generation eine kollektive Enttäuschung erfährt (die Rede ist auch von der „geprellten Generation“). Auch Groh-Samberg und Hertel beschreiben, dass sich aufgrund von sozialer Mobilität oder individueller Enttäuschung eine kollektive laufbahnspezifische oder klassenspezifische Erfahrung ergeben kann:

„Die in den Prozessen des sozialen Wandels angelegten Erfahrungen kollektiver sozialer Mobilität sind für Bourdieu damit keineswegs als individualisierende und enttraditionalisierende Erfahrungen eines „Überquerens“ von Klassengrenzen zu verstehen, sondern ihrerseits konstitutiver Bestandteil der Klassenstrukturierung. Gerade aus einer lebensweltlichen Perspektive tragen typische Erfahrungen sozialer Mobilität zur beständigen Restrukturierung und Reformierung sozialer Klassen(fraktionen) bei. Die aus individualisierungstheoretischer Perspektive häufig vorgebrachte Kritik an soziologischen Klassenkonzepten, dass die statistisch nach wie vor signifikanten Klassen- oder Schichtunterschiede aufgrund der Wohlstandsdynamiken und strukturellen Mobilitäten an „lebensweltlicher Relevanz“ verlieren (Beck 1986), ist aus dieser Perspektive nicht nur eine Fehldiagnose, sondern fast schon ein Kategorienfehler. Klassenstrukturierung und soziale Mobilität lassen sich nicht gegeneinander ausspielen. Offenbar liegt eine Crux dieses Verständnisses von sozialen Klassen darin, dass typische kollektive Erfahrungen absoluter Mobilität denen, die sie machen, mit einer gewissen Zwangsläufigkeit als individuelle Erfahrungen erscheinen. Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von der „Trauerarbeit“, die darin besteht, die früheren individuellen Erwartungen, die sich an einem vergangenen Zustand der Klassenbeziehungen gebildet haben, der sich wandelnden Realität anzupassen – und damit auch anzuerkennen, wie wenig einzigartig und individuell, vielmehr geradezu typisch und vorgezeichnet die eigene soziale Laufbahn letztlich ist (Bourdieu 1987, S. 189).“ (Groh-Samberg und Hertel 2011:119f.)

Untypische Biographien können damit klassensoziologisch gedeutet werden beziehungsweise sollte empirisch untersucht werden, ob es in der heutigen Zeit tatsächlich keinen Zusammenhang zwischen sozialer Position und subjektiver Ebene mehr gibt. In Bourdieus Arbeiten weisen nur wenige Ergebnisse auf weitreichende Klassenmobilitäten und radikale Systemwandel, jedoch sind sie in einem weiten Verständnis von Laufbahnklassen durchaus vorstellbar: Die stabile Klassenzugehörigkeit lässt sich genauso systematisch untersuchen wie typische Auf- und Abstiege und die damit verbundenen subjektiven Aspekte des Erlebens (ebd.:119f.). So ist es auch ein zentrales Untersuchungsinteresse dieser Studie, ob sich die Mobilitätserfahrung innerhalb der akademischen Laufbahn auch in einem ähnlichen Wissenschaftsverständnis und Reformwünschen äußert. Außerdem soll für soziale Aufsteiger untersucht werden, ob sie Gefühle des „Nichtdazugehörens oder -passens“ empfinden. Derartige Empfindungen könnten aufgrund der zunehmenden sozialen Mobilität in modernen Gesellschaften immer wahrscheinlicher werden und hierbei auch Einfluss auf die berufliche Praxis und die Rekrutierungssysteme in der Wissenschaft haben.

In diesem Kapitel konnte gezeigt werden, dass der feldtheoretische Ansatz zu einer relationalen Perspektive in der empirischen Untersuchung motiviert, inwiefern man Wissenschaft als ein Feld einer spezifischen Ordnung konzipieren kann und inwiefern man Feldtheorie dazu nutzen kann, historischen Wandel sowie Karriereverläufe zu untersuchen. Wohingegen sich dieses Kapitel vor allem auf die theoretischen Grundlagen bezog, soll im Folgenden konkreter auf die nationalen Besonderheiten des französischen Hochschulsystems und den damit zusammenhängenden Bedingungen für wissenschaftliche Karrieren eingegangen werden. Zunächst werden zentrale Reformen und Weichenstellungen des französischen Hochschulsystems seit dem späten 18. Jahrhundert nachgezeichnet (Kapitel 4). Danach folgt eine Beschreibung der Entwicklung der französischen Soziologie seit 1945 (Kapitel 5), bevor im Anschluss daran die empirischen Ergebnisse dieser Studie präsentiert werden.

4. Die historische Herausbildung akademischer Nachfolgeordnungen

In der folgenden Untersuchung soll der Einfluss etablierter hierarchischer Feldstrukturen auf akademische Laufbahnen untersucht werden. In der Feldtheorie wird Wissenschaft als nationalstaatlich geprägtes akademisches Feld verstanden. Damit ist gemeint, dass Wissenschaft zwar einerseits ein relativ autonomer oder eigendynamischer Wettbewerbsraum ist, in dem wissenschaftliche Akteure und Institutionen wissenschaftliches Kapital produzieren und um die Deutungshoheit darüber konkurrieren, dieser andererseits aber auch von staatlichen, bürokratischen und finanziellen Rahmenbedingungen geprägt ist (Bourdieu 1998b; Bourdieu und Wacquant 1996:130f.) So setzt sich das akademische Feld aus den Universitäten und Grandes écoles, den außeruniversitären Forschungsinstituten, aber auch aus den maßgeblichen Akteuren der Forschungsförderung oder der staatlichen Regulierung der Karrieresysteme zusammen. Der wissenschaftliche Wettbewerb folgt damit einer Eigenlogik und unterliegt inneren Ansprüchen der Wissenschaftlichkeit, aber muss zugleich auch äußeren Notwendigkeiten genügen.

Die theoretische Annahme ist, dass auch die Akkumulation von symbolischem Kapital diesen beiden Logiken entspricht. Zu symbolischem Kapital gelangen Wissenschaftler nämlich meist nur dann, wenn

sie der Logik der Wissenschaftlichkeit und zugleich der Logik der institutionellen Anforderungen entsprechen, weshalb im Folgenden auch von wissenschaftlichem und institutionellem Kapital gesprochen wird. Wissenschaftliches Kapital beruht auf der Anerkennung von wissenschaftlichen Leistungen und Erkenntnisfortschritten durch die wissenschaftliche Gemeinschaft (Peers). Institutionelles Kapital hingegen zeichnet sich durch einen privilegierten Zugang zu den Produktions- und Reproduktionsmitteln von Wissenschaft aus – also zum Beispiel das Investieren von Zeit in die universitäre Selbstverwaltung, in die Drittmittelakquise oder in Gutachtertätigkeiten. Die Akkumulation von institutionellem Kapital hängt damit auch von Akteuren anderer gesellschaftlicher Felder (z.B. der Politik und Wirtschaft) ab, da diese bürokratische Rahmenbedingungen und finanzielle Anreize setzen. Die Erfüllung beider Logiken gelingt meist nur privilegierten Wissenschaftlern und Arbeitsgruppen, da diese häufig bessere Zugangschancen zu institutionellem Kapital aufweisen und darauf aufbauend auch in der wissenschaftlichen Gemeinschaft einfacher zur Anerkennung ihrer Leistungen gelangen (Bourdieu 1998b:17f., 32ff.; Bourdieu und Wacquant 1996:107).

Die Feldtheorie fragt somit danach, ob und inwiefern die wissenschaftliche Autonomie durch die institutionellen Bedingungen der Akkumulation von symbolischem Kapital beschränkt wird. Die institutionellen Anforderungen unterscheiden sich von Land zu Land und weisen nationalstaatlich und historisch geprägte Spezifika auf. Insbesondere die universitären Karrieresysteme sind national reguliert, wohingegen der wissenschaftliche Austausch schon seit langem grenzüberschreitend stattfindet (vgl. Musselin 2004; vgl. Teichler 2007; vgl. Kreckel und Zimmermann 2014). In der folgenden Untersuchung wird deshalb untersucht, ob und welche Nachfolgeordnung das französische Hochschulsystem aufweist und welche Reproduktionsmechanismen von Ungleichheit damit im akademischen Feld verbunden sind. Hierfür soll in diesem Kapitel eine grundlegende Beschreibung des französischen Hochschul- und Karrieresystems in Abgrenzung zum deutschen erfolgen. Zunächst wird nur die historische Prägung und Struktur von Wissenschaft und Hochschule im Allgemeinen erläutert, eine Beschreibung der beiden Berufungssysteme und staatlichen Regulierung der Karrieresysteme erfolgt im empirischen Teil in Kapitel 7. Der Vergleich beider Hochschulräume eignet sich dazu, die jeweiligen nationalen Besonderheiten herauszuarbeiten, da sich die Eigenschaften beider Systeme gewissermaßen diametral entgegenstehen – das föderale deutsche System weist im Gegensatz zum zentralistischen und etatistischen französischen System eine wesentlich geringere Hierarchie der Hochschullandschaft auf, was sich unter anderem in einem offenerem Rekrutierungssystem niederschlägt (siehe Kapitel 7).

Der folgende Abschnitt konzentriert sich insbesondere darauf, einen historischen Überblick darüber zu geben, wie sich Prestigeunterschiede zwischen Hochschulen in Frankreich historisch etablieren konnten und wie diese Struktur auch während der Phase der Hochschulexpansion ab den späten 1960er Jahren bis in die heutige Zeit erhalten blieb (siehe Kapitel 4.1 und 4.2). Danach wird dieser Themenkomplex der Prestigeunterschiede zwischen Standorten für die Soziologie als Disziplin nachvollzogen (Kapitel 5.). Insbesondere die Soziologie ist ein Fach, das im Zuge der Hochschulexpansion einen enormen Ausbau und Bedeutungszuwachs genoss, aber häufig auch außerhalb des renommierten Wissenschaftszentrums ausgebaut wurde, sodass sich die Frage stellt, welchen Einfluss die historisch strukturierte Wissenschaftslandschaft Frankreichs auf das Fach an sich und auf universitäre Laufbahnen innerhalb der Soziologie hat.

4.1 Das napoleonische und preußische Universitätsmodell

Das deutsche und französische Hochschulmodell stehen sich in vielen Aspekten diametral entgegen. Der Ursprung dieser Unterschiedlichkeit liegt in den Reformen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Wohingegen die mittelalterliche Universität in Frankreich während der Revolution abgeschafft und ein radikal neues Hochschulsystem mit Grandes écoles und getrennten fachlichen Fakultäten eingeführt wurde, behielt die maßgeblich von Humboldt geprägte Etablierung des deutschen Universitätsmodells die ursprüngliche mittelalterliche Form der (Voll-)Universität im Großen und Ganzen bei. Anders als in Deutschland zielten die napoleonischen Reformen in Frankreich auf eine Verschulung, Vereinheitlichung und Zentralisierung des höheren Bildungswesens. Mit der Gründung der Fakultäten wurde ein Schulmodell etabliert, das drei Ziele verfolgte: Die postrevolutionäre Gesellschaft sollte stabilisiert werden, die höhere Bildung und Ausbildung sollte die Konformität mit der neuen sozialen Ordnung sicherstellen und es sollte das Wiederaufleben von neuen professionellen Korporationen verhindert werden. Zur Erreichung dieser Ziele wurden zunehmend schulische, akademische und berufliche Abschlüsse vereinheitlicht und das nationale Auswahlverfahren (der Concours) auf Bereiche übertragen, die bisher dezentral und offener reguliert wurden. Das Resultat war eine klare fachliche Arbeitsteilung der Einrichtung und eine fachlich enge Spezialisierung der Ausbildungs- und Studienpläne, also das Gegenteil des Humboldtschen Ideals der Einheit von Lehre von Forschung sowie der umfassenden humanistischen Bildung (Charle 2007:71, 2004:52ff.; Rüegg 2004:18ff.). Zudem wurde in Frankreich ein zentralistisches Modell der Überlegenheit von Paris über die Provinzen eingeführt, wohingegen in Deutschland prinzipiell alle Universitäten Orte der Innovation sein sollten. Die französischen Hochschulen in der Provinz waren lediglich für die Vorbereitung auf Abitur- und Examensprüfungen zuständig, wohingegen die Forschung und Innovation nur in manchen Pariser Grands établissements oder an der Sorbonne und dem Collège de France stattfinden sollte. Der Historiker Christophe Charle zitiert in diesem Zusammenhang den französischen Geographen Jean-François Gravier (1947), der die regionale Differenzierung Frankreichs treffend mit dem Buchtitel „Paris et le désert français“ („Paris und die französische Wüste“) beschreibt (Charle 2007:71).

Viele der nachfolgenden Versuche, das von Napoleon eingeführte zentralistische Hochschulmodell zu dezentralisieren, scheiterten. Die französischen Universitätsreformen von 1868 bis 1904 beispielsweise sollten die Nachteile des napoleonischen Fakultätsmodells ausgleichen und die Forschung innerhalb der Fakultäten ansiedeln sowie eine Dezentralisierung oder ein Gegengewicht zum hyperzentralisierten System schaffen. So wurden die durch Napoleon eingeführten getrennten Fakultäten zwar schon 1896 wieder in Universitäten zusammengeführt, aber die überlegene Bedeutung der Grandes écoles blieb bestehen. Außerdem wollte man die wissenschaftliche Forschung an den Universitäten ansiedeln. Vorbild war die Forschungs- und Massenuniversität nach amerikanischem Modell und die bis dahin fachlich getrennten französischen Fakultäten sollten wieder in Volluniversitäten zusammengeführt werden. Die Dezentralisierung gelang aber nur langsam und nie in starkem Maße, da es immer wieder Gegenkräfte gab, die zu einer Pariser Überlegenheit führten – so waren alle wichtigen Mäzene von Wissenschaft in Paris und das intellektuelle Leben spielte sich größtenteils dort ab (ebd.:92f.).

Das deutsche Hochschulsystem weist hingegen einen vollkommen anderen historischen Entwicklungspfad auf. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde mit der Idee des Kulturstaates die Autonomie der Wissenschaft an Universitäten staatlich institutionalisiert. Die Universitätsidee des Neuhumanismus und Idealismus forderte die staatliche Gewährleistung der freien Lehre und

Forschung. Die Rolle der Universität soll ausdrücklich nicht darin bestehen, die pragmatische und nützliche Berufsausbildung für eine breite Bevölkerungsschicht bereitzustellen. Im Gegensatz zur Ausbildung an französischen Spezialhochschulen soll das wissenschaftliche Studium (z.B. der Mediziner, Juristen und Lehrer) innerhalb der (Voll-)Universität stattfinden, wohingegen die praktische Ausbildung erst im Anschluss daran in Einrichtungen der Praxis erfolgt. Zudem betonte die deutsche Universitätsidee die zentrale Rolle der philosophischen Fakultät, die die geistige Einheit der Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften an jeder Universität herstellen soll (Charle 2004:55; Ben-David 1971:108–138; Schelsky 1971:63–101). Auch im weiteren geschichtlichen Verlauf konnte sich das Humboldtsche Universitätsmodell – bzw. das Leitbild der Volluniversität – symbolisch gegen neu gegründete und stärker spezialisierte Hochschulen behaupten. Zwar kam es Ende des 19. Jahrhunderts zur Gründung vieler Technischer Universitäten, die das Universitätsstudium auf moderne Berufe (wie das Lehramt, Ingenieurwesen oder Technik) ausrichteten. Sie waren eine Antwort auf die rasant gestiegene Anzahl von Studierenden, die seltener aus dem Bildungsbürgertum stammten und deshalb ein größeres Interesse an der pragmatischen Berufsausbildung als am Humboldtschen Bildungsideal hatten. Im Vergleich zu den Volluniversitäten nehmen die Technischen Hochschulen aber zunächst eine zweitrangige Stellung ein, was sich unter anderem darin zeigt, dass sie erst im Jahr 1899 das Promotionsrecht erhielten (Charle 2004:63f.). In der wissenschaftlichen sowie öffentlichen Wahrnehmung stellen die klassischen Volluniversitäten bis heute das Leitbild der deutschen Universitätslandschaft dar, da sie dem Humboldtschen Bildungsideal entsprechend Forschung und Lehre in sich vereinen und ein breites Fakultäten- und Fächerspektrum aufweisen (Kreckel und Pasternack 2008:43).

Im Folgenden wird beschrieben, inwiefern in Frankreich eine Stärkung von autonomen, forschenden und multidisziplinären Universitäten erst mit den Reformen von 1968 und den darauffolgenden Maßnahmen in den 1980er Jahren vollzogen werden konnten. Insbesondere Christine Musselin zeigt in ihrem Buch „La longue marche des universités françaises“ (2001), dass man in Frankreich erst ab 1988 eine Entwicklung hin zu multidisziplinären und autonomen Universitäten beobachten kann. Trotz dieser Dezentralisierungserfolge ist das französische Hochschulsystem bis in die heutige Zeit vom napoleonischen Vermächtnis geprägt: Bis heute sind die Zentralisierung in Paris und die Überlegenheit der Grandes écoles zentrale Charakteristika des Systems. Ein Beispiel hierfür ist die ENS (École normale supérieure), die eine zentrale Stellung im französischen Feld einnimmt, weil viele ihrer Absolventen spätere Professorenstellen im Land besetzen, ihre Studierendenschaft stammt aber größtenteils aus bildungsbürgerlichen Schichten in Paris (Charle 1990:427ff.). Aber auch in ihrer Gesamtheit weisen die französischen Grandes écoles sozial selektive Zugangsbedingungen auf, wohingegen die Universitäten offener sind für Bildungsaufsteiger (Albouy und Wanecq 2003; Beaud und Convert 2010; van Zanten 2010; Suleiman 1979; Oberti 2013; Peters 2006; Bourdieu 2004). Zunächst soll im Abschnitt 4.1.1 beschrieben werden, welche zentralen rechtlichen und institutionellen Grundzüge des französischen Hochschulsystems durch die napoleonischen Reformen nach der französischen Revolution eingeführt wurden, bevor im Anschluss daran im Abschnitt 4.1.2 thematisiert wird, inwiefern diese institutionelle Struktur des Hochschulsystems mit Unterschieden in der wissenschaftlichen Praxis und der Inhalte von Forschung und Lehre zusammenhängt.

4.1.1 Das historische Vermächtnis der napoleonischen Hochschulreformen

Die Besonderheiten des französischen Universitätsmodells und seine starke Abweichung von der Organisation der deutschen Universitäten sind vor allem auf die Reformen in der Revolutionszeit und

napoleonischen Ära zurückzuführen. Zwar weist Frankreich traditionsreiche Universitäten auf und mit der Pariser Universität sogar eine der ältesten Universitäten Europas, die französische Universität wurde aber mit der Französischen Revolution zunächst vollkommen abgeschafft und in Folge der napoleonischen Reformen mit einem System von fachlich getrennten und zentral regulierten Fakultäten ersetzt (Schriewer 1972:20; Musselin 2001; Karady 1986:263; Charle 2004). Die wichtigsten Eckpfeiler dieser Reformen und ihre Bedeutung für die heutige Wissenschaft in Frankreich werden im Folgenden kurz erläutert.

Dem Autor Jürgen Schriewer (1972) zufolge ist ein zentrales Charakteristikum der französischen Universität ihre starke Beharrungstendenz gegenüber Reformbemühungen. Diese Starrheit des Systems ist zum Teil auf die zentralistischen Hochschulreformen nach der Revolution zurückzuführen, aber auch schon in der Phase vor der Revolution waren die französischen Universitäten nach Aussage des Autors nicht in der Lage, intellektuelle Neuerungen oder innovative Forschung hervorzubringen. Geschichtlich betrachtet wiesen die französischen Universitäten auch schon vor der Französischen Revolution eine starre Struktur auf und waren wenig auf Forschung ausgerichtet, weil sie einer starken kirchlichen Prägung unterlagen. Die Universitäten in Frankreich sind zu dieser Zeit anders als in Deutschland nicht auf der Höhe ihrer Zeit, können ihren Aufgaben nicht gerecht werden und sind anders als die deutschen Universitäten kaum vom Humanismus, Protestantismus und der Aufklärung beeinflusst. Forschung und Innovation wurden in Frankreich deshalb über einen langen Zeitraum hinweg außerhalb von Universitäten erbracht. Die Gründung des Collège de France im Jahr 1530 als eine Einrichtung, die Forschung und Lehre verbindet, ist ein frühes Beispiel dafür. Es kam zur Gründung einer eigenen Einrichtung für zweckfreie Forschung und Lehre, da die französischen Universitäten selbst unter der geistigen Vormundschaft der theologischen Fakultäten standen, sodass jegliche Neuerungen im wissenschaftlichen und geistigen Leben verhindert wurden. Aufgrund dieser starren Gestalt der Universitäten und dem Vorhandensein eines offeneren und innovativeren Sektors wie dem Collège de France entfalteten sich Humanismus, Aufklärung, Philosophie sowie exakte naturwissenschaftliche Forschung im 18. Jahrhundert vor allem außerhalb der Universität und teilweise sogar gegen diese. Auch die Lehre in den Universitäten wies nicht den aktuellen Entwicklungsstand auf, da in den Universitäten selten geforscht und dadurch kaum Wissen vermehrt wurde. Die Universitäten standen damit im extremen Gegensatz zur Philosophie des 18. Jahrhunderts, aus der auch die Revolution erwuchs. Außerdem war die selbständige Korporation der Universitäten ein Hindernis der zentralistisch-egalitären Tendenzen der Revolution. Zwischen 1789 bis 1793 wurden unterschiedliche Gesetze verabschiedet, die die Funktionsweise und Organisation der Universitäten allmählich aushöhlten und abschafften und damit ein neues zentralisiertes Hochschulmodell einführten. Die Universitäten wurden beispielsweise den Departements untergliedert, sie verloren ihre Selbstverwaltung, Lehrpersonen waren nicht mehr in Korporationen organisiert, sondern als Einzelperson dem Ministerium in Paris unterstellt und damit direkt an den Staat gebunden (Schriewer 1972:22ff.).

Nachdem 1793 die bestehenden Universitäten de facto abgeschafft wurden, konkurrierten zunächst unterschiedliche Reformvorschläge zur Gestaltung und Gründung neuartiger Hochschulen. Von geringer Bedeutung waren hierbei Konzepte, die einen universalen, alle Wissenschaften und Forschungsdisziplinen umfassenden Hochschultypen nach Gestalt der protestantischen deutschen Universität vorsahen. Von größerer Bedeutung waren die Vorschläge der Jakobiner unter der Führung von Robespierre. Er hegte ein großes Misstrauen gegenüber allumfassenden mächtigen Anstalten freien Denken und Forschens und die radikalsten Vertreter der Egalité lehnten höhere

Lehranstalten sogar gänzlich ab. Dieses Lager plädierte deshalb für engumgrenzte, jeweils auf eine Disziplin oder einen Wissenschaftsbereich beschränkte Spezialanstalten. In Folge wurde der Sektor der *Écoles spéciales* oder auch *Grandes écoles* massiv ausgebaut (Schriewer 1972:26).

Grandes écoles sind eine Besonderheit des französischen Hochschulsystems und nehmen bis heute einen zentralen Stellenwert im Hochschulsystem ein. Es sind spezialisierte Elitehochschulen, die für zentrale Positionen in Wirtschaft, Politik und Verwaltung ausbilden. Das französische Hochschulsystem besteht bis zur heutigen Zeit aus einem elitären Ausbildungssektor an den *Grandes écoles*, einem elitären Forschungssektor der „*Grands établissements scientifiques*“ (Collège de France, Muséum national d'histoire naturelle, Observatoire de Paris etc.) sowie einem Massensektor der Lehre an den Universitäten. Eine Vielzahl der *Grandes écoles* wurde als *Écoles spéciales* während und nach der Revolution gegründet, aber die Zahl der *Grandes écoles* hat sich bis in die heutige Zeit stetig vermehrt. So wurde beispielsweise die ENA (*École nationale d'administration*) erst nach Ende des zweiten Weltkrieges gegründet. Die Gründung neuer Standorte orientiert sich am Bedarf von Wirtschaft, Industrie und Verwaltung nach hochqualifizierten Führungskräften. *Grandes écoles* weisen einen klar umrissenen Ausbildungsauftrag auf, den sie in der Geschichte meist ohne die Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen oder universitären Studiengängen erbringen. Mit Ausnahme der ENS (*École normale supérieure*) füllen die *Grandes écoles* meist die Lücken der universitären Lehre, zum Beispiel dann, wenn das traditionell gebundene Lehrangebot und der einheitliche Fächerkanon an den Universitäten keine Offenheit und Anpassung an neue Bedingungen in der Praxis zulässt. Die *Grandes écoles* bieten in der Vergangenheit häufig keine theoretischen oder disziplinär strukturierten Studiengänge an, sondern praxisbezogene Ausbildungsgänge, die sich beispielsweise nah an einem technischen Gebiet oder an den zentralen Ministerien eines Bereichs orientieren. Sie sollen dadurch eine schnellere Anpassungsfähigkeit an neue wirtschaftliche und technische Entwicklungen aufweisen. Auch die Gründung der *Grandes écoles* und ihr Ausbau bis zur heutigen Zeit sind für Schriewer ein Ausdruck dessen, dass die traditionsgebundenen Universitäten nicht in der Lage sind, auf die sich wandelnde Herausforderung und Ansprüche einer sich industrialisierten Gesellschaft zu reagieren (ebd.:34f.). Welche Bedeutung die *Grandes écoles* heutzutage einnehmen und wie sich ihr Verhältnis zum Forschungssektor und zu den Universitäten beschreiben lässt, wird im Anschluss in 4.1.2 thematisiert, zunächst soll aber noch genauer beschrieben werden, welche Veränderungen im Bereich der Universitäten im Zuge der napoleonischen Reformen vollzogen wurden.

Die napoleonischen Reformen nach der Französischen Revolution haben die Gestalt des universitären Sektors und seine bis heute bedeutenden Grundzüge noch stärker beeinflusst als die Maßnahmen während der Französischen Revolution. In der Zeit nach der Revolution wurde das französische Hochschulsystem maßgeblich umstrukturiert und zentralisiert. Das Ziel dieser zentralistischen Reformen war zunächst eine Vereinheitlichung der Bildungs- und Berufsabschlüsse und des Unterrichtswesens, weil in der Revolution die Freiheit der Berufsausübung durchgesetzt wurde und dies dazu führte, dass in vielen Berufen schlecht ausgebildete Kräfte arbeiteten. Anders als im Ancien Régime sollten Titel nun aber nicht mehr käuflich sein, so entschloss man sich zwar für die formelle Wiedereinführung der alten Grade (*Baccalauréat*, *Licence*, *Doctorat*), aber diese wurden nicht mehr nur als akademische Studiennachweise, sondern als staatlich garantierte Berufsqualifikationen konzipiert. Der Staat verpflichtete sich gegenüber der Gesellschaft dazu, dass ein Abschluss auch für die Ausübung eines spezifischen Berufs ausbildet, sodass es notwendig war, die Studiengänge auf die berufliche Qualifikation hin auszurichten und zu regulieren. Aufgrund dieser Maßnahmen war die

zweckfreie Forschung und die grundlegende theoretische Erörterung kein Bestandteil der Studiengänge in Frankreich – ein grundlegender Unterschied zum deutschen Hochschulmodell der damaligen Zeit. Ein Studium der Wissenschaft um ihrer selbst willen war im Frankreich des 19. Jahrhunderts von geringer Bedeutung, zentral war hingegen der Erwerb staatlicher Grade oder Diplome, die zur Ausübung privilegierter Berufe befähigten. Der Studienverlauf sowie die Prüfungsinhalte und -modalitäten wurde detailliert geplant, sodass die Lehre weniger durch die Freiheit des Lehrpersonals als vielmehr von der Abstimmung auf die Prüfungsanforderungen gekennzeichnet war. In diesem System hatte alleine der Staat das Monopol und das Recht, Diplome und Grade zu verleihen. Dementsprechend wurden Prüfungsinhalte von externen staatlichen Prüfungsausschüssen vorgegeben. Im Sinne der Egalité sollte überall im Land der gleiche Schwierigkeitsgrad herrschen, weshalb die Studiengänge staatlich zentral gelenkt und vereinheitlicht wurden (Schriewer 1972:41ff.).

Eine Vervollkommnung der Zentralisierung des französischen Hochschulsystems wurde aber erst 1808 mit der Gründung der „Université Impériale“ erreicht. Das Dekret „corps chargé exclusivement de l’enseignement et de l’éducation publique dans tout l’Empire“ fasste alle bestehenden Unterrichtsanstalten der Sekundar- und Hochschulstufe (d.h. die Lycées, Ecoles spéciales und Fakultäten) in ein einheitliches System zusammen. Darüberhinaus wurden auch die entsprechenden Bereiche der öffentlichen Verwaltung in eine hierarchisch durchstrukturierte staatliche Korporation überführt. Napoleon wollte damit eine innere Geschlossenheit und organische Einheit des Lehrpersonals (der Unterrichtskorporation) verwirklichen. Ihre Aufgabe sollte es sein, die Jugend im Sinne des Staatsinteresses auszubilden und jegliche subversive Bewegungen gegen die soziale Ordnung zu verhindern. Das Dekret ist bedeutend, weil von nun an ausschließlich die Korporation das Prüfungs- und Unterrichtsmonopol innehat. Die Leitung übernimmt der Großmeister (Grand-Maître de l’Université), der Ernennungen durchführt und Diplome erteilt, sodass das System personell durch eine straff hierarchische Ordnung zusammengehalten wird. Aus dieser Zeit stammen auch die regionalen Verwaltungsbezirke, die sogenannten Akademien, die bis heute Bestand haben. Die Leitung der Akademien im 19. Jahrhundert hatten die Recteurs inne, sie wurden vom Großmeister ernannt. Jeder Recteur wurde von einem Conseil académique unterstützt und beaufsichtigte und verwaltete das gesamte Unterrichtswesen einer Akademie und aller Fakultäten. Die Einteilung der Akademien kann als die schwerwiegendste Veränderung durch die napoleonischen Reformen verstanden werden, weil diese Struktur in der Geschichte der französischen Revolution immer wieder dazu führte, dass jegliche Reformbemühungen vom System umgedeutet wurden oder gänzlich an ihm abprallten (ebd.:43ff.).

Bis heute kann für die starke Paris-Provinz-Differenzierung des Landes der Umstand verantwortlich gemacht werden, dass jeder Verwaltungsbezirk (Akademie) ohne Rücksicht auf Bedarf oder Zweckmäßigkeit mit Fakultäten ausgestattet wurde. So erhielten auch kleine Städte, die zuvor eigentlich noch keine Universität hatten und teilweise auch keine entsprechenden Kapazitäten aufwiesen, eigene Fakultäten, weil das in der Verwaltungsstruktur der Akademien so vorgesehen war. Viele neu gegründete Fakultäten in der Provinz waren damit schlecht ausgestattet (und konnten sich teilweise bis zur heutigen Zeit wissenschaftlich nicht etablieren). Für die Gestaltung und Gründung von Universitäten waren sachfremde Kriterien und Verwaltungszwänge relevant und nicht die gesellschaftliche, wirtschaftliche oder regionale Nachfrage (Schriewer 1972:45). Hingegen entstanden im föderalen Deutschland vor allem dort Universitäten, wo es eine große Nachfrage nach wissenschaftlicher Forschung und Lehre gab.

Aber nicht nur die Gründung von Fakultäten im ganzen Land, sondern auch die fachliche Gliederung der Fakultäten innerhalb der Akademien orientierte sich an verwaltungsbezogenen Sachzwängen. Als höchste Ebene über den Lycées wurden die fünf „ordres de facultés“ eingeführt: Theologie, Jura, Medizin, Naturwissenschaften und „Lettres“ (Geisteswissenschaften). Die ersten drei genannten Fakultätstypen waren im Grunde nichts anderes als umbenannte Spezialhochschulen der Berufsausbildung, die zuvor schon als theologisches, juristisches und medizinisches Seminar bestanden. Die natur- und geisteswissenschaftlichen Fakultäten hingegen wurden neu eingeführt, hatten aber keine zentrale fachliche Bedeutung im Bereich der wissenschaftlichen Forschung oder in der Berufsausbildung, sondern fungierten als Prüfungsgremien der anderen Einrichtungen. Zur Zeit der napoleonischen Reformen wurde ihnen keine Bedeutung für technische oder gesellschaftlich relevante Berufe zugeschrieben, sodass ihre Aufgabe darin bestand, das Abitur, die Licence und das Doktorat zu verleihen. Die Professoren dieser beiden Fakultäten wurden somit vor allem für das Abitur und den ersten Grad der Lettres und der Sciences eingesetzt und dienten zur Ausbildung der Lehrer und Professoren. Als zentrales Prüfungsgremium waren sie zahlenmäßig sogar häufiger vertreten als andere Fakultäten, aber verdankten ihre Daseinsberechtigung im Grunde nur dem Umstand, dass sie als akademische Prüfungsbehörden benötigt wurden. Da sie keine Einrichtung der Forschung oder auf sie zugeschnittenen Berufsausbildung waren, wiesen sie meist eine schlechte Ausstattung auf. Die beiden neu gegründeten Fakultäten waren mehr Anhängsel von Gymnasien und nicht Stätten der Forschung und universitären Lehre. Häufig wurden auch Gymnasiallehrer als Hochschulprofessoren der beiden Fakultäten eingestellt, woraus sich eine enge Verbindung von Hochschule und Gymnasium ergab – eine enge Zusammenführung der beiden Sektoren, die es in Deutschland in diesem Ausmaß nie gab. Die Anzahl der neu gegründeten natur- und geisteswissenschaftlichen Fakultäten orientierte sich allein an der regionalen Einteilung der Akademien sowie der inneren Logik des Systems, prägt aber bis heute die regionale Verteilung der französischen Universitäten (Schriewer 1972:46ff.). Mit der Einteilung der Universitäten in getrennte Fakultäten hat sich insbesondere innerhalb des Bereichs Lettres und Sciences eine Pariser Dominierung durchgesetzt. Es hängt auch damit zusammen, dass die meisten Investitionen in Bibliotheken und Laboratorien in Paris getätigt wurden. Provinzuniversitäten waren insbesondere in den akademischen Bereichen benachteiligt. Wohingegen professionalisierte Studiengänge wie Medizin und Recht nach wie vor in der Provinz erhalten blieben, war die akademisch wissenschaftliche Ausbildung auf Paris fixiert. Die Universität Sorbonne und die ENS wies eine Überlegenheit auf, weil sie eine enge Verbindung zum Collège de France und anderen zentralen Grands établissements aufwiesen. Das zeigte sich auch darin, dass höhere akademische Abschlüsse (Hochschulabschluss, Promotion, usw.) meist in Paris absolviert wurden. Die besten Studierenden gingen nach Paris, weil Paris die beste akademische Infrastruktur bot. Gleiches gilt für die Forschung, da außerhalb von Paris kein qualifiziertes Personal vorhanden war und keine Infrastruktur bestand (Karady 1986:276, 312f.). Auch heutzutage nehmen die französischen Provinzuniversitäten eine nachrangige Bedeutung in der Forschung ein und ihre Studiengänge werden von Studierenden häufig nur als Orientierungsphase genutzt, bis der Zugang zu einer renommierten Grandes écoles erreicht werden konnte. Im Zuge der Hochschulexpansion und Dezentralisierungspolitik ab Ende der 1960er bis in die 1990er Jahre nahm die Studierendenzahl an Provinzuniversitäten zwar massiv zu, aber ihre Absolventen genießen nicht die gleiche wissenschaftliche Anerkennung und können deshalb kaum mit der Konkurrenz der Pariser Eliteabsolventen mithalten.

Eine weitere Besonderheit des französischen Hochschulmodells und ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zur deutschen Volluniversität bestehen darin, dass die französischen

Fakultäten einer Akademie untereinander fachlich nicht miteinander verbunden waren. Es gab keine gemeinsame Aufgabe, kein Bewusstsein der Zusammengehörigkeit und auch niemand nahm sie als zusammengehörend wahr. Sie gehörten zwar örtlich einer gemeinsamen Akademie an, aber waren funktional und inhaltlich vollkommen isoliert voneinander. Das hängt auch mit der allgemeinen Zweckbestimmung des Hochschulwesens zur Zeit Napoleons zusammen:

„Das Hochschulwesen bezieht seine Daseinsberechtigung aus seiner Nützlichkeit für die Berufsausbildung. Folglich ist sie auch für seine Gliederung maßgebend: keine die Gesamtheit des Wissens in freier Forschung und Lehre pflegende universale Anstalt, wie es Condorcet vorgeschlagen hatte, sondern nach den großen akademischen Berufsrichtungen hingeeordnete Spezialschulen.“
(Schriewer 1972:50)

Die isolierte Struktur der Fakultäten, die zentralisierte und streng hierarchisierte Regulierung sowie die Bedeutungsunterschiede zwischen beruflichen Spezialhochschulen und universitären Studiengängen sind das Vermächtnis der napoleonischen Hochschulreformen und haben lange Zeit zu einer starken strukturellen und institutionellen Beharrung des Systems beigetragen (ebd.:50f.). Zwar wurden bereits am Ende des 19. Jahrhunderts wieder vollständige und multidisziplinäre Universitäten mit eigenständiger Güterverwaltung gegründet, ihre autonome Funktions- und Organisationsweise konnte aber erst knappe hundert Jahre später wiedererlangt werden (Schriewer 1972:77f.; Musselin 2001). Die Reformen im Jahr 1896 stellen demnach vielmehr nur eine Rückkehr zum alten Begriff der Universität dar, aber brachten neben der Neubenennung und der geringfügigen Umstellung der Finanzierung nur wenige Veränderungen in der Funktionsweise der Universitäten. Das bestehende napoleonische System weist eine starke Beharrungstendenz auf und die Unterteilung in Fakultäten und Akademien blieb weiterhin bestehen. Die neu gegründeten Universitäten waren nicht mehr als ein lockerer Zusammenschluss der Fakultäten eines Verwaltungsbezirks. So war auch die Zahl und der Sitz der Universitäten durch die Anzahl und die Einteilung der Akademien schon vorab bestimmt (Schriewer 1972:83).

Weitere bedeutende Veränderungen hin zur heutigen Gestalt der französischen Universität als multidisziplinäre Einrichtungen der Lehre und Forschung ergaben sich neben den Reformen von 1896 erst im 20. Jahrhundert. Eine bedeutende Maßnahme bestand in der Gründung des CNRS (Centre national de la recherche scientifique) im Jahr 1939, eine eigenständige Einrichtung, die für die Koordinierung der Forschungsförderung zuständig ist. Zudem gab es 1920 ein Dekret, das die Zusammensetzung der Universitäten und des Universitäts-Rates neu definierte und neben der Organisationseinheit der Fakultäten innerhalb von Universitäten auch das sogenannte „Institut“ einführt. Die französischen „Instituts“ sind nicht mit den deutschen Universitätsinstituten gleichzusetzen, durch das Dekret erhielten einzelne Fakultäten aber die Möglichkeit, auf spezialisierte Forschung und spezifische Bereiche der praktischen Anwendung zugeschnittene Institute zu gründen, die sogenannten „Instituts destinés aux recherches scientifiques ou aux applications pratiques“. Diese können aus dem normalen Lehrbetrieb der Fakultäten heraustreten und ein festes Budget im Rahmen der jeweiligen Fakultät erhalten sowie selbstständig forschen. Die „Instituts“ haben zwar keine autonome Organisationseinheit und können nicht über ihre Finanzierung bestimmen, aber genießen gewisse Freiheiten. Neben den spezialisierten „Instituts“, die an einer Fakultät angesiedelt sind, gibt es zudem die Möglichkeit, dass mehrere Fakultäten ein sogenanntes „Institut d’université“ gründen können, um gemeinsam Lehre und Forschung durchzuführen – der fachliche Bezug wird also nicht mehr allein innerhalb einer Fakultät reguliert, sondern fakultätsübergreifend (Schriewer 1972:85).

Als Hindernis hin zu autonomen Universitäten nennt Jürgen Schriewer unter anderem auch, dass in Frankreich lange gar nicht geläufig war, was man unter dem Begriff oder Konzept der Universität überhaupt verstehen soll. Es gab in Frankreich über eine sehr lange Phase hinweg kein Konzept von selbstregulierten und autonomen Universitäten, die in Freiheit und Einheit Forschung und Lehre betrieben. Auch den Wissenschaftlern selbst war dieses Konstrukt lange fremd, man orientierte sich vielmehr an der Einteilung in Fakultäten und an der zentralistischen korporatistischen Ordnung der Disziplinen (ebd.:113f.). Die Wissenschaftler selbst richteten lange Zeit ihr Hauptaugenmerk auf das Pariser Zentrum und nicht auf andere Fakultäten in der eigenen Region. Außerdem verhindert die starke zentralistische Verwaltungsstruktur auch noch im 20. Jahrhundert die Dezentralisierung und Gründung von lokalen und autonomen Universitäten, sodass keine mit Deutschland vergleichbare Autonomie in Lehr- und Forschungsangelegenheiten erreicht werden konnte (Schriewer 1972:135). In der wissenschaftlichen und öffentlichen Wahrnehmung spielen die französischen Universitäten damit lange Zeit keine große Rolle und werden weder als eigenständige Organisationseinheiten, noch als bedeutende Forschungs- und Lehrinrichtungen wahrgenommen. Christine Musselin stellt im Jahr 2001 in ihrem Buch „La longue marche des universités françaises“ fest, dass häufig die Rede davon ist, es gäbe in Frankreich keine Universitäten, obwohl die Studierenden an Universitäten im Jahr 1998-1999 fast 82% aller Studierenden im Land ausmachten. Die Ursache hierfür ist der Autorin nach die mono-disziplinäre Struktur der voneinander getrennten Fakultäten, die im 19. und zum Teil auch noch im 20. Jahrhundert prägend war. Zwischen den getrennten Fakultäten gab es keinen Austausch, sodass zwischen Studierenden und Wissenschaftlern der unterschiedlichen Fakultäten einer Universität kein Zusammengehörigkeitsgefühl entstand. Das Zugehörigkeitsgefühl einzelner Wissenschaftler orientierte sich vielmehr an einer einzelnen Disziplin, die von Paris aus oder der Leitung der Akademien ausgehend inhaltlich, finanziell und administrativ zentral reguliert wurde. So war vor allem die disziplinäre Korporation auf nationalem Niveau von Bedeutung: Die disziplinären Korporationen waren stark vertikal hierarchisiert, disziplinär geschlossen, wiesen eine eigene Selbstverwaltung des Karrieresystems auf und wurden von Pariser Professoren dominiert und zentral reguliert (Musselin 2001:13ff.).

Diese Struktur des französischen Hochschulsystems ist laut Musselin die Ursache dafür, dass eine Vielzahl an Reformen seit der Gründung der Université Impériale bis Ende der 1990er Jahre fehlschlagen. Alle Reformen bis in die 1990er Jahre waren erfolglos, weil sie kein Gegengewicht zum Zentralismus schufen und nicht bei den unterschiedlichen Akteuren des Machtzentrums ansetzten. Das Charakteristikum des französischen Hochschulsystems war nämlich über eine lange Phase hinweg das gleichzeitige Bestehen zweier Machtzentren, die beide zur Zentralisierung und Aufrechterhaltung dieser Zentralisierung beitrugen: Einerseits ein staatliches und andererseits ein korporatistisches Zentrum. Das staatliche Machtzentrum setzte geschichtlich vor allem zentralisierte Steuerungsinstrumente ein und verfolgte eine Politik der Standardisierung der Lehre, die sich vor allem an den Präferenzen einzelner Disziplinen orientierte. Das korporatistische Zentrum oder auch die universitäre Profession war in klare vertikale disziplinäre gegliedert und wies eine starke Hierarchisierung und Zentralisierung auf. Organisationstheoretisch betrachtet spielte die französische Universität als Organisationseinheit deshalb keine große Rolle, da ihre internen Strukturen lange nicht oder nur in Form der fachlich getrennten Fakultäten bestanden. Die Fakultäten wiesen eine stark zentralisierte professionelle und disziplinäre Struktur auf, die stärker an Paris und den Staat gebunden und weniger an den lokalen Standort gebunden war. Die universitäre Wissenschaft war dadurch extrem standardisiert, zentrierte sich um das nationale disziplinäre Zentrum in Paris, wodurch gesichert wurde, dass alle Wissenschaftler und Standorte im Land dem

gleichen egalitären, uniformen und nationalem Prinzip folgen. Bis zu den Reformen von 1968 und 1988 waren Universitäten keine bedeutenden Akteure, die als vermittelnde Instanz oder Schaltstelle zwischen einzelnen Wissenschaftlern und einer Disziplin oder dem Staat hätten agieren können. Zwar gab es formell den Begriff der Universität, aber keine Akteure in ihr, die Macht hatten. In der alten Fakultät hingegen hatten die Dekane eine wissenschaftliche und moralische Autorität. Die Dekane der Fakultäten kamen aus der gleichen Disziplin, die Angehörigen der Fakultät nahmen sich gegenseitig als Peers der gleichen Disziplin wahr und dem Dekan wurde genug Macht für eine interne Handlungsfähigkeit und starke Organisation der Fakultäten eingeräumt (Musselin 2001:156ff.). Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass nicht nur die institutionelle administrative Ebene von einer staatlichen Zentralisierung geprägt war, sondern auch die inhaltliche disziplinäre Ebene von der Gestalt der korporatistischen Zentralisierung abhing, sodass unterschiedliche Reformbemühungen der institutionellen und fachlichen Dezentralisierung bis in die 1980er Jahre fehl schlugen. Die zentralen Reformschritte dieser Veränderung sollen im Folgenden kurz zusammengefasst werden.

Ein wichtiger Schritt hin zu einer wirkmächtigen Wiedereinführung der Organisationseinheit Universität wurde mit dem Gesetz von 1968 (Loi Faure) umgesetzt, weil mit ihm die Verwaltungseinheit Fakultät komplett abgeschafft wurde. Die Reformen nach 1968 führten zur Gründung der UER (Unités d'enseignement et de recherche). Diese waren aber zunächst nicht in der Lage, ein ähnlich starkes Zusammengehörigkeitsgefühl wie das der alten disziplinär organisierten Fakultäten zu etablieren. Die interdisziplinäre Struktur der UER war nicht von Anfang an genauso bedeutend wie die alte disziplinäre Ordnung in den Fakultäten. So hatte das Gesetz zwar noch nicht unmittelbar den Effekt, dass pluridisziplinäre und autonome Universitäten ausgebaut und gestärkt wurden, war aber eine wichtige Grundlage für weitere Reformen in den 1980er Jahren. Die Reformen nach 1968 und insbesondere in den 1980er Jahren waren sehr lange damit beschäftigt, die professionelle Regulierung durch die Disziplinen mit einer institutionellen Regulationslogik der Universitäten auszutauschen. Dass die französische Universität heutzutage denkbar und real geworden ist, bezieht Christine Musselin vor allem auf die Reformen ab 1988, da das Ministerium in diesem Jahr begann, den Steuerungsmodus der Universitäten zu verändern. Wohingegen die Steuerung früher in den Disziplinen und damit rund um die alten Fakultäten zentriert war, ist sie ab 1988 in den Universitäten und damit in den Einrichtungen verankert (Musselin 2001:15). Eine Erklärung hierfür ist auch in der Hochschulexpansion zu finden. Die Reformen von 1968 griffen erst später im Verlauf der Expansion in den 1970er und 1980er Jahren. Universitäten waren aufgrund der Zunahme der Studierendenzahlen gezwungen, ihre Organisationsform lokal anzupassen: Zum einen differenzierten sich die Studiengänge an den unterschiedlichen lokalen Standorten, da es immer mehr Studierende und damit veränderte Anforderungen an das Universitätsstudium gab. Zum anderen vollzog sich dadurch auch eine tiefer greifende interne Differenzierung an den Universitäten, um die Studieninhalte und -bedingungen an die aktuelle Nachfrage anpassen zu können. Diese Veränderungen vollzogen sich auf lokaler Ebene, obwohl sich an der nationalstaatlichen zentralen Regulierung der Universitäten erstmal nichts veränderte. Nach und nach entstand aus dieser Konstellation aber eine politisch initiierte Neudefinition des französischen Universitätssystems: Die veränderte Anforderung an die universitäre Ausbildung durch die Zunahme der Studierendenzahlen gingen mit dem verstärkten Wunsch nach einer Dezentralisierung einher und veranlassten die Hochschulpolitik Ende der 1980er dazu, verstärkt Instrumente der Kontraktualisierung einzuführen. Ab 1988 vereinbarte das Bildungsministerium dann erste Kontrakte mit einzelnen Universitäten des Landes (Musselin 2001:17f.).

Warum diese Reformen einen derartig großen Einfluss hatten, erklärt Christine Musselin damit, dass die Reformen ab 1988 die zentralistische disziplinäre Logik schwächten und nach und nach durch einen lokalen Handlungsmodus ersetzt. Der neue Handlungs- oder Regulierungsmodus setzte nun stärker an den einzelnen Universitäten an. Interessanterweise wurden die Reformen von 1988 in der Öffentlichkeit als keine bahnbrechende Veränderung wahrgenommen, weil die Politik anders als in den 1968er Jahren keine große Reformpolitik ankündigte. Dementsprechend war eine derartig weitreichende Hochschulreform mit der Wiederwahl von Mitterrand 1988 nicht erwartet worden, weil das Thema der Reformierung des Bildungswesens kein zentrales Thema des Wahlkampfes war. Bei der Kontraktualisierung der Universitäten handelte es sich demnach um eine stille und lange Zeit unbemerkte Reform. Der damalige Bildungsminister Jospin setzte sich sogar in der Öffentlichkeit dafür ein, dass ein Teil der staatlichen Mittel für Universitäten kontraktualisiert werden sollten, aber seitens der Lehrkräfte oder Studierenden gab es keine Kritik oder Reaktion darauf. Die wissenschaftliche Öffentlichkeit unterschätzte die Wirkkraft dieser Reformen und erwartete keine großen Veränderungen. So konnten sich die Reformen ohne große Gegenwehr vollziehen und schon ab dem Jahr 1989 wurden Vierjahresverträge zwischen einzelnen Universitäten und Ministerium vereinbart. Anders als in der bisherigen Regulierung des französischen Hochschulwesens standen nun nicht mehr die national zentralisierten Disziplinen, sondern die einzelnen Universitäten der unterschiedlichen Regionen im Mittelpunkt der Kontrakte und damit im Mittelpunkt der Reformmaßnahmen (ebd.: 103f.). Das Ziel der damaligen Politik war vor allem auch eine stärkere Dezentralisierung des Bildungswesens und insbesondere Jospin setzte sich für die Dezentralisierung im Bereich der Bildung ein (ebd.: 112f.). Die Kontraktualisierung wurde insofern zu einem wirkmächtigen Instrument der Dezentralisierung, weil Universitäten nun intern organisiert werden mussten. Universitäten mussten sich nun intern abstimmen, eine eigene Einrichtungspolitik entwickeln und damit die Vereinbarung und Erfüllung von Kontrakten mit dem Ministerium erbringen. Derartige Effekte auf die interne Organisation der Universitäten waren nicht gleich im Jahr 1988 zu beobachten, aber in den darauffolgenden zehn Jahren zeichneten sich maßgebliche Veränderungen in der internen Abstimmung und Organisation von Universitäten ab (Musselin 2001:135f.).

Ein weiterer hilfreicher Umstand bestand darin, dass Universitäten in den 1970er und 1980er Jahren eine Mittelknappheit erlebten und die Suche nach neuartigen Finanzierungsquellen zu einer stärkeren internen Neuorganisation und zu einem stärkeren Zusammenhalt führten. Man war gemeinsam auf der Suche nach Projektfinanzierungen vom Staat, Forschungseinrichtungen oder der Region. Die neugewonnene individuelle Autonomie der Universitäten wurde zur Entwicklung von Projekten genutzt. Es bildeten sich eine Vielzahl von Affiliationen zwischen Universität und CNRS, INSERM und INRA, um Gelder einzuwerben. Diese Affiliationen waren weniger starr zentralistisch und disziplinär geprägt, sondern offener und je nach Projektlage oder Geldgebern ausgelegt. Die Schwächung der disziplinären Fakultätsstruktur führte aber insgesamt auch zu einer zersplitterten, fragmentierten und differenzierten Regulierung innerhalb der Universitäten. In den 1970er Jahren weisen Universitäten zunächst nicht mehr nur ein Machtzentrum auf, sondern sind zersplittert in vielfältige Untereinheiten, die sich selbst organisierten. Diese schwache Position der Universitätsleitungen und der internen Universitätsorganisation wurde aber durch die Kontraktualisierung von Universitäten ab 1988 verändert: Einerseits ging damit Macht vom nationalen zum lokalen oder vom staatlichen Zentrum in Richtung Universitäten. Fragen, die vorher vom Ministerium zu klären waren, mussten die Universitäten nun selbst klären. Diese Politik führte demnach dazu, dass Universitäten sich intern organisieren mussten und ein gemeinsames Gefühl

sowie eine eigene interne Politik und Agenda entwickeln mussten. Andererseits gab es aber auch eine Stärkung der Universitätsebene und eine Schwächung des korporatistischen disziplinären Machtzentrums. Das zeigte sich beispielsweise am deutlichsten darin, dass es zu einem Ende des Monopols der disziplinären Logik innerhalb des Ministeriums kam. Das Ministerium richtet oder gliedert sich jetzt nicht mehr nach Disziplinen, sondern nach Standorten, sie folgt einer institutionellen Ordnung. Diese Abschwächung innerhalb des Ministeriums wurde durch eine Abschwächung der Macht des CNU (Conseil National des Universités), das nationale Berufungs- und Qualifikationsgremium, begleitet. Mit dem Dekret von 1992 verlor das CNU als zentrales Gremium der Karriereregulierung seine weitreichende Berufungsfunktion und durfte nun nur noch qualifizieren. Das letzte Wort haben von nun an die lokalen Berufungskommissionen an Universitäten. Diese Reform hat nicht mit der Kontraktualisierung an sich zu tun, aber stärkt die lokale Autonomie und ist ein weiterer Ausdruck einer Dezentralisierungspolitik (Musselin 2001:189ff.).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass französische Universitäten aufgrund der zentral regulierten und fachlich getrennten Fakultätsstruktur lange Zeit keine Rolle spielten. Es gab auf lokaler Ebene kaum Handlungsräume und insbesondere die Universitäten in den Provinzstädten waren kaum von Bedeutung. Aufgrund der Hochschulexpansion, dem Ausbau neuer Standorte außerhalb von Paris, der Rückbindung von Forschung an die Universität und der verstärkten Kontraktualisierung wurden Universitäten wieder zu handelnden Organisationseinheiten. Einerseits kann angenommen werden, dass dies eine Chance für Provinzuniversitäten ist, da sie im vorhergehenden zentralistischen Modell vollkommen vom Pariser Geschehen abgeschnitten waren und zusätzlich kaum lokalen Handlungsspielraum aufwiesen. So stellt sich für die heutige Zeit die Frage, ob sich die Dezentralisierungsbemühungen auch in der Hochschullandschaft widerspiegeln: Sieht man eine Dezentralisierung der Karrierewege? Konnte die vertikale Differenzierung zwischen Paris und dem Reste des Landes in symbolischer Hinsicht abgeschwächt werden? Sind Provinzuniversitäten heutzutage ernst zu nehmende Konkurrenten der Pariser Universitäten? Diese Fragen werden in der empirischen Untersuchung detaillierter behandelt. Im folgenden Abschnitt wird genauer darauf eingegangen, welche institutionellen und inhaltlichen Besonderheiten das in Eliteeinrichtungen und Standorten der Massenausbildung differenzierte französische Hochschulsystem aufweist.

4.1.2 Lehre und Forschung in der verwalteten Wissenschaft

Das historische Erbe Napoleons und die eben beschriebenen Reformen der Dezentralisierung des französischen Hochschulsystems haben nicht nur eine wichtige Bedeutung für die Organisationsweise und rechtliche Regulierung der Lehre und Forschung sowie des universitären Karrieresystems, sondern führten auch zu Prestigeunterschieden und einer damit einhergehenden inhaltlichen Ausdifferenzierung der unterschiedlichen Einrichtungstypen und -standorten des Landes. Erstens besteht bis heute ein Prestigegefälle zwischen Grandes écoles sowie Grands établissements auf der einen Seite und gewöhnlichen Universitäten auf der anderen Seite, aber auch ein gewisser Reputationsunterschied zwischen Pariser Einrichtungen im Allgemeinen und Hochschulstandorten in der Provinz. Anders als das deutsche Gleichheitsprinzip sind sich die unterschiedlichen Einrichtungen nicht gleich gestellt. Zweitens orientierte sich das französische Hochschulmodell in der Vergangenheit nicht am Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre. So konnte sich die freie wissenschaftliche Forschung zunächst nur an einzelnen Einrichtungen in Paris entwickeln und erst

sehr spät an spezialisierten Grandes écoles und an Universitäten etablieren – die Forschungsförderung durch das CNRS und die Gründung von UMR (Unité mixte de recherche) an Hochschulen waren hierfür zentral. Es zeigt sich aber auch, dass sich der Ausbau der Forschung zunächst vor allem auf den Pariser Raum konzentriert und die zur Bildungsexpansion gegründeten Standorte in der Provinz im Schwerpunkt Aufgaben der Lehre übernehmen und in der Forschung der Pariser Konkurrenz nicht standhalten können. Drittens ging die Struktur der getrennten Fakultäten auch damit einher, dass akademisch autonome oder theoretische Wissenschaft sehr stark von praxisbezogenen Bereichen isoliert ist. In Deutschland hingegen setzte sich das Modell der Volluniversität durch, sodass praxisferne Bereiche wie die Philosophie eine praxisbezogene Rückbindung in anderen Disziplinen erfuhren, aber auch stärker praxisbezogene Disziplinen von einer philosophischen Kontrolle profitieren konnten. Zwar stieg auch in Deutschland die Bedeutung von spezialisierten Technischen Universitäten und Fachhochschulen, eine derartig starke disziplinäre Trennung und professionsbezogene Spezialisierung wie an den Grandes écoles in Frankreich herrscht in Deutschland aber nicht vor.

Richard Münch beschreibt in „Die Kultur der Moderne“, inwiefern die historisch geprägte Struktur des Wissenschaftssystems zur heutzutage bestehenden inhaltlichen und symbolischen Differenzierung der Einrichtungen in Frankreich führte (Münch 1986). Münch argumentiert, dass anders als im deutschen Universitätsmodell, das durch die Gründung von Volluniversitäten die Einheit der Disziplinen zum Ziel hatte, Wissenschaft in Frankreich über eine lange Phase hinweg ohne eine derartige Einheit und damit einhergehende philosophische Kontrolle der unterschiedlichen Disziplinen vollzogen wurde. Das französische System ist demnach von zwei getrennten Sektoren geprägt: Zum einen der Sektor der spezialisierten Grandes écoles, an denen die Professionen angesiedelt sind und der sich an einem funktional-technischem Rationalismus orientiert. Zum anderen Vertreter einer reinen philosophischen Kritik, die prominent an der ENS oder Sorbonne zu finden sind, aber keinen Bezug zu den praktischen Professionen haben.

Der zuletzt genannte Sektor ist maßgeblich von der Philosophie und von einem autonomen Intellektualismus geprägt und beschränkt sich aufgrund seiner mit den napoleonischen Reformen verankerten isolierten Stellung auf die intellektuellen Rede und dem Rationalismus der großen Ideen. Ohne Rückbindung an den Praxisbereich verharren ihre Argumente auf dem Niveau einer grundsätzlichen Gesellschaftskritik (Münch 1986:554f.) Wissenschaftler dieses Typs sind Intellektuelle, die sich durch rhetorische Glanzleistungen in der Öffentlichkeit auszeichnen. Ihr fehlender Bezug zur Praxis und Technik und der mangelnde Austausch zwischen beiden Sektoren führen in der Geschichte des Systems aber dazu, dass ihre Kritik häufig nur die Gestalt einer Pauschalkritik annimmt und innerhalb der Welt der theoretischen Überlegung und Argumentation gefangen bleibt (ebd.:557). Im Kapitel 5 wird genauer gezeigt, welche Rolle die starke Isolierung und damit zusammenhängende Beharrungskraft des intellektuellen Sektors in der Entwicklung der französischen Soziologie spielte. Die Neugründungsphase der Soziologie nach 1945 war nämlich stark davon geprägt, dass der intellektuelle autonome Pol der Soziologie eine gewisse Schließung gegenüber stärker empirisch und anwendungsbezogen forschenden Soziologen aufwies. Bis heute ist eine Differenzierung der Einrichtungslandschaft entlang dieser Unterschiede zwischen einer autonomen theoretischen Tradition an manchen Pariser Standorten und einer stärkeren gesellschaftlichen Rückbindung von praxisbezogenen Lehr- und Forschungseinrichtungen von Bedeutung.

Zentrale Einrichtungen mit Praxisbezug sind die Grandes écoles, die durch die Französische Revolution und die napoleonischen Reformen verankert wurden, sodass sie bis heute im akademischen Feld Frankreichs von großer Bedeutung sind. Münch unterscheidet diesen Bereich der praktischen Problemlösung ideengeschichtlich in den Pol des utopischen Funktionalismus und des realistisch-praktischen Funktionalismus. Insbesondere zur Zeit der Französischen Revolution waren Vertreter des realistisch-praktischen Funktionalismus einflussreich, sie orientierten sich stark an einem technokratischen Glauben und an der Idee einer planmäßigen Gestaltung von Gesellschaft, die zur Grundlage der Einführung eines administrativen Zentralismus wurde. Man wollte die Gesellschaft funktional aufbauen und die Prinzipien der Vernunft in der Realität umsetzen. Münch beschreibt, inwiefern im 19. Jahrhundert der Glaube an die positive Wissenschaft mit dem Ausbau eines perfekten administrativen Zentralismus zusammenhing (Münch 1986:553f.).

„In keinem anderen Land hat man eine ähnlich große Begeisterung für die technische Umsetzung der Wissenschaft zur Gesellschaftsgestaltung entwickelt. Nirgendwo sonst hatte sich aber auch schon im Absolutismus ein ähnlich perfekter administrativer Zentralismus herausgebildet, der in der Revolution und dann von Napoleon in seiner Konsequenz noch wesentlich gesteigert wurde und bis heute die Kerninstitution der Herrschaftsausübung formt.“ (Münch 1986:554)

Dieser Wissenschaftsglaube des 19. Jahrhunderts verflocht nach den napoleonischen Reformen zwar wieder, hinterließ aber die zentralistische Administration und die große Bedeutung der Grandes écoles. Die Grandes écoles haben in vielen Professionen eine Autorität inne. Ihre vom Staat zugewiesene Aufgabe ist die Ausbildung zur Erfüllung konkreter gesellschaftlicher Zwecke. Die Lehre ist auf die spezielle Problemlösung und Vermittlung praktischen Wissens und nicht auf die zweckfreie Forschung ausgerichtet. Anders als in den deutschen Volluniversitäten erfolgt an den Grandes écoles häufig keine Rückbindung an andere Disziplinen oder an die freie Grundlagenforschung eines Bereichs. Grandes écoles orientieren sich damit meist an einem funktional-technischem Rationalismus, der sich ohne philosophische Kontrolle entfaltet (ebd.:554-557).

Im Vergleich zum deutschen System ist aber nicht nur die Trennung der autonomen und der praxisbezogenen Forschung in unterschiedlichen Einrichtungen charakteristisch, sondern auch die starke institutionelle Trennung von Forschung und Lehre. Bis zur Gründung des CNRS 1939 waren weder die Grandes écoles noch die getrennten Fakultäten beziehungsweise die wiedergegründeten Universitäten systematisch mit der wissenschaftlichen Forschung verbunden. Forschung beschränkte sich auf wenige Pariser Einrichtungen, sodass nur manche Pariser Grandes écoles und Universitäten einen Zugang zur Forschung erhielten, aber ein Großteil der spezialisierten Grandes écoles einer professionsbezogenen Ausrichtung folgten und die Universitäten nicht mehr als Lehr- und Prüfungsanstalten waren. Laut Münch fehlte es dem System an einer Organisation, die Forschung und Lehre verbindet und eine Kontinuität von Forschungsprogrammen ermöglicht. Das französische Wissenschaftssystem zeichnet sich demnach durch die Trennung von Idee und Anwendung sowie von Forschung und Lehre aus. Die starke staatliche Zentralisierung, die damit zusammenhängende Isolation der einzelnen Fakultäten sowie der geisteswissenschaftlichen und anwendungsbezogenen Elitehochschulen und auch die Trennung all dieser Bereiche von der freien Forschung haben laut Münch zu einer geringeren Konkurrenzfähigkeit der französischen Wissenschaft im internationalen Vergleich geführt. Die Ursache hierfür liegt im fehlenden wissenschaftlichen Wettbewerb innerhalb des Landes. Es fehlte ein System der Kooperation und Konkurrenz unterschiedlichster Forschungseinrichtungen und Disziplinen und vor allem die Einheit von Forschung und Lehre (Münch 1986:577). Dem französischen System mangelte es an einer Organisation, die Forschung und Lehre verbindet und eine Kontinuität von Forschungsprogrammen ermöglicht. Lange findet die freie

wissenschaftliche Forschung in Frankreich nicht an den Hochschulen oder universitären Fakultäten statt, sondern wird nur in wenigen Einrichtungen wie dem Collège de France oder der Académie des sciences gefördert. Im Mittelpunkt dieser Einrichtungen steht die kreative und individuelle Schöpfung einzelner Forscherpersönlichkeiten und nicht die Etablierung, Vermittlung und Weiterentwicklung von konsequenten Forschungsprogrammen, die von Forschergruppen oder -kollektiven in Kooperation erarbeitet werden (Münch 1986:577; Schriewer 1972:21). Es gab lange kein Modell der akademischen Lehre, das eng an die aktuellen Forschungsprogramme gekoppelt ist und damit die Ausbildung des Nachwuchses garantiert. Die einzige Form von Wissensvermittlung im Forschungssektor war der Patronalismus, also dass einzelne Forscherpersönlichkeiten als Patron auftreten und einen engen Kreis von Nachwuchswissenschaftlern um sich gruppieren und für die Zukunft ausbilden. Eine an die Forschung gekoppelte systematische Ausbildung im Rahmen des Universitätsstudiums fehlte aber. In Deutschland hingegen haben ab der Hälfte des 19. Jahrhunderts die Forschungslaboratorien an den deutschen Universitäten die Aufgabe der Kontinuitätssicherung und Institutionalisierung von Forschungsprogrammen übernommen. Die Universitäten und spezialisierten Grandes écoles in Frankreich hingegen sind von der akademischen Forschung abgekoppelt (Karady 1986:263, 269ff.).

Auch die spezialisierten und getrennten Fakultäten waren aber nicht in der Lage, kontinuierliche Forschungsprogramme zu etablieren. Sie waren teilweise nur berufsbildende Schulen mit speziellen Ausbildungs- und Prüfungsaufgaben und keine eigenständigen Forschungseinheiten (Karady 1986:269ff.; Münch 1986:577ff.). Zwar wurde das französische Hochschulsystem seit dem 19. Jahrhundert mehrfach reformiert und die getrennten Fakultäten wurden wieder in einheitliche Universitäten zusammengefasst, aber über sehr lange Zeit hinweg wurde keine Forschung an den französischen Universitäten durchgeführt. Erst mit der Gründung des CNRS im Jahr 1939 gab es eine zentrale Organisation der Forschungsförderung, die allmählich auch Gelder an Universitäten vergab, aber meist die von Universitäten unabhängigen Forschungsanstalten finanzierte. Anders als in den USA und in Deutschland gelang es in Frankreich demnach nicht, die wissenschaftliche Forschung an den Universitäten zu etablieren und in die Lehre einzubinden (Münch 1986:577ff.; Ben-David 1971:95f., 1977:93–126).

Neben der Trennung von Anwendung und Theorie sowie der Trennung von Forschung und Lehre in unterschiedlichen Einrichtungen verfestigte sich durch die napoleonischen Hochschulreformen zudem ein starkes regionales Prestigegefälle. Aufgrund der zentralistischen Logik fand Forschung nur in Paris statt, die Akademien und Fakultäten außerhalb von Paris waren dem Zentrum hingegen untergeordnet und nicht für die Funktion der innovativen und freien Forschung vorhergesehen. Provinzuniversitäten sind den Pariser Einrichtungen deshalb symbolisch unterlegen und folgten lange Zeit nur ihren Aufgaben in der spezialisierten berufsbezogenen Ausbildung und Erledigung der Prüfungsfunktion. Die Innovation obliegt dem Pariser Zentrum. Die zentralistische Ordnung des französischen Bildungssystems hat die getrennten Fakultäten zu ausführenden Organen eines uniformen und staatlich kontrollierten Bildungsprogramms gemacht. Wissenschaftliche Innovationen konnten nur in Paris und in den dafür vorgesehenen Spezialinstitutionen wie dem Collège de France hervorgebracht werden. Das kulturelle und intellektuelle Leben konzentriert sich auf Paris und die Universitäten in der Provinz sowie viele praxisbezogene Spezialhochschulen konnten nie ernst zu nehmende Konkurrenten dieser Spezialeinrichtungen werden (Münch 1986:591f.; Schriewer 1972).

Neben dieses regionale Prestigegefälle tritt zudem das Gefälle zwischen zentralen und renommierten Grandes écoles des Landes, meist in Paris, und weiteren wissenschaftlichen Einrichtungen und

Universitäten. Dieses Gefälle ist ein Ausdruck der Zentralisierung, es besteht keine Gleichheit der Einrichtungen, weshalb ein echter landesweiter Wettbewerb verhindert wird und damit auch die geringe Innovations- und Erneuerungsfähigkeit der Wissenschaft eingeschränkt wird: Grandes écoles haben nicht nur in der praktischen Profession eine Autorität inne, sondern sind teilweise auch im akademischen Bereich zentrale und dominierende Einrichtungen, die den Wettbewerb zwischen gleichrangigen Forschungseinrichtungen verhindern. Die angesehenen Grandes écoles wie die Polytechnique, ENA und ENS sind für die Ausbildung allgemeiner Führungskräfte und des Lehrkörpers da und bieten neben spezialisierten praxisorientierten Ausbildungsinhalten auch eine allgemeine Bildung an. Vor allem die ENS nimmt eine Sonderstellung ein, weil es lange Zeit die einzige Hochschule in Frankreich war, die Geistes- und Naturwissenschaften unter einem Dach vereint. Sie ist jedoch mehr von den Geisteswissenschaften (lettres) geprägt und gilt noch vor der Sorbonne als der zentrale Sitz der geistigen Elite des Landes. Eine praktische Ausbildung im Bereich Recht, Medizin und Naturwissenschaften oder auch nicht praktische Studiengänge wie Philosophie oder anderen Geisteswissenschaften gibt es zwar auch an den Universitäten, aber diese nehmen neben den Grandes écoles eine nachrangige Stellung ein (Münch 1986:556f.). Es besteht kein echter oder erst zunehmender Wettbewerb zwischen beiden Sektoren. Anders als im deutschen Universitätsmodell gab es seit den napoleonischen Hochschulreformen kein vorherrschendes Gleichheitsprinzip der Einrichtungen. In der Geschichte, aber auch noch heutzutage, misst man in Frankreich einer in den besten Grandes écoles des Landes angesiedelten Geistesaristokratie eine zentrale intellektuelle, politische und gesellschaftliche Bedeutung bei. Auch von Intellektuellen selbst wird der elitäre Charakter der Grandes écoles anerkannt, insofern gelten diese als zentrale Konsekrationsinstanzen, da nur sie in der Lage sind, eine akademisch und allgemein anerkannte Institutionalisierung von Wissen hervorzubringen. Die zentralen Grandes écoles und die Sorbonne nehmen eine Sonderstellung gegenüber den restlichen Hochschulen und Universitäten ein, nur sie sind in der Lage, dem von ihnen vermitteltem Wissen einen elitären Charakter und eine anerkannte Autorität zu verleihen. Wer einen Zugang zu diesem autoritären Wissen erlangen möchte oder selbst befähigt sein will, derartiges Wissen zu erzeugen und zu vermitteln, muss einen Zugang zu den Grandes écoles erhalten. Hierfür sind das Bestehen eines Concours (Wettbewerb) und die Vorbereitung in den Vorbereitungsklassen notwendig (ebd.:557ff.).

Der elitäre Charakter der Grandes écoles wird durch die Zugangsbeschränkungen aufrechterhalten. Wohingegen die Universitäten grundsätzlich offen sind für alle Abiturienten, erhält man einen Zugang zu den Grandes écoles nur durch das Bestehen eines landesweiten und hoch selektiven Concours. Zur Vorbereitung besuchen die Abiturienten die Classes préparatoires (Vorbereitungsklassen), eigens eingerichtete Klassen, die an den wichtigsten und renommiertesten Gymnasien in Paris und der Provinz angesiedelt sind und in denen eine zweijährige Vorbereitung unter planmäßiger Leitung von hochqualifizierten Gymnasiallehrern in straffer schulischer Form durchgeführt wird. Die besten Abiturienten sind demnach zunächst in den Classes Préparatoires an den Gymnasien untergebracht und wiederholen den Concours teilweise mehrmals, bis sie einen Zugang zur gewünschten Grandes écoles erhalten, wohingegen die Masse der Abiturienten an den Universitäten studiert (Schriewer 1972:37).

Diese zweiteilige Struktur der Hochschullandschaft zeichnet sich auch in einem Prestigegefälle innerhalb der Wissensproduktion ab und verhindert einen egalitären wissenschaftlichen Wettbewerb: Wer ein Examen einer Grandes écoles hat, ist für immer im Besitz einer besonderen Autorität, die auch gegenüber den Absolventen der Universitäten und insbesondere gegenüber den

Absolventen der Provinzuniversitäten eine übergeordnete Stellung einnimmt. Münch kritisiert an diesem System, dass Wissenschaft in Frankreich vor allem zum Zeitpunkt der Zugangswettbewerbe zu den Grandes écoles einen wettbewerblichen Charakter aufweist, die Forscher aber nach ihrem Abschluss in geringerem Maße einem wissenschaftlich Wettbewerb ausgesetzt sind. So müssen sich Personen mit einer durch die Grandes écoles ausgestatteten wissenschaftlichen Autorität weniger als im deutschen System auch in der Wissensproduktion einem Wettbewerb aussetzen, da ihnen nach ihrer Ausbildung an einer Grande école in der breiten Öffentlichkeit und Wissenschaft blind vertraut wird (Münch 1986:558).

Weiterhin wird kritisiert, dass der selektive Zugang über die Concours auch zu einer Benachteiligung von Abiturienten mit weniger privilegierter sozialer Herkunft führt (Albouy und Wanecq 2003; Beaud und Convert 2010; van Zanten 2010; Suleiman 1979; Oberti 2013; Peters 2006). Auch Bourdieu und Passeron zeigten in unterschiedlichen Werken, inwiefern die Aufnahmeprüfungen der Grande école zu einer Benachteiligung von Personen mit niedriger sozialer Herkunft einhergeht (Bourdieu 2004; Bourdieu und Passeron 1973, 2007). Des Weiteren werden auch Mechanismen der Selbstselektion wirksam: Grandes écoles weisen bis in die heutige Zeit ein außerordentliches Sozialprestige auf, sodass es für Abiturienten aus bürgerlichen Familien attraktiver ist auf eine Grandes Écoles als an die Universität zu gehen. Besonders angesehen und dementsprechend selektiv ist die naturwissenschaftliche École Polytechnique, die die Ausbildung für technische Offiziere und Ingenieure anbietet, aber auch die ENS, die die Gymnasial- und Hochschullehrer ausbildet. Seit 1903 ist die ENS zwar auch der Universität Sorbonne angegliedert und die Studierenden besuchen dort regulär angebotenen Vorlesungen und Kurse, erhalten aber zusätzlich in der ENS eine besonders intensive Betreuung und weitere Übungen. Der Abschluss an einem der beiden Einrichtungen ermöglicht die besten beruflichen Chancen im Land, wobei auch der Zusammenhalt unter und die Beziehungen zu ehemaligen und gleichaltrigen Absolventen eine große Rolle bei der Besetzung zukünftiger Stellen spielt (Schriewer 1972:36f.).

In der Literatur überwiegt demnach die Kritik am sozial selektiven Auswahlprozess der Grandes écoles und der Verhinderung eines Wettbewerbs nach meritokratischen Leistungskriterien. Zudem birgt die Sonderstellung der Grandes écoles gewisse Nachteile für die wissenschaftliche Praxis und Erneuerungsfähigkeit. Zum einen ist der Prozess der elitären Auslese im extrem rigorosen Zulassungsverfahren mit unverhältnismäßigen hohen finanziellen Kosten und personellem Aufwand verbunden, obwohl dann nur ein Bruchteil der Studierenden dort ausgebildet wird. Andererseits führt die Auslese der besten Abiturienten zu einer Benachteiligung der Universitäten und der Forschung im Allgemeinen. Das Abziehen der besten Abiturienten beeinträchtigt das Studienniveau an Universitäten und geht mit einem Prestigeverlust einher. Zum anderen wählen die besten Absolventen häufig nicht den Weg der wissenschaftlichen Karriere, sondern gehen nach absolvieren einer Grandes écoles lieber in die Wirtschaft, Politik und Verwaltung (Schriewer 1972:37ff.). Des Weiteren wird sogar die Innovationsfähigkeit der Grandes écoles angezweifelt. Die direkte Praxisbezogenheit, die starke Spezialisierung der Grandes écoles und ihre Isolierung von anderen Fächern werden als nachteilig beurteilt, da häufig nicht umfassendes theoretisches und praxisbezogenes spezialisiertes Wissen auf aktuellem Stand vermittelt wird, sondern eine Vermittlung eines soliden Fundus von wissenschaftlichem Allgemeinwissen. Es fehlt demnach der Anschluss an die schnellen technologischen Entwicklungen, an den disziplinären Austausch und auch die Fähigkeit, Wissenschaft selbst fortzuführen und innovativ zu betreiben (Schriewer 1972:39f.). Eine derartige Prestigehierarchie zwischen den Grandes écoles und Universitäten beziehungsweise

zwischen Paris und Provinz ist in seinen Grundzügen bis heute und auch innerhalb der Soziologie zu beobachten. In der quantitativen und qualitativen Studie werden die Prestigeunterschiede zwischen den zentralen Grandes écoles und den Universitäten der französischen Soziologie untersucht und ihre Wirkung auf die individuellen Karrierewege und -chancen sowie auf subjektiv erlebte Benachteiligung und Dominierung beschrieben (Kapitel 8 und 9).

Zusammenfassend zeigt sich demnach, dass das historische Vermächtnis Napoleons bis heute einen Einfluss auf die institutionelle Struktur des französischen Hochschulsystems hat. Diese besondere institutionelle Struktur hängt zudem mit Prestigeunterschieden sowie auch einer unterschiedlichen inhaltlichen Ausrichtung der Standorte zusammen. Im Folgenden werden derartige Zusammenhänge zwischen institutionellen, regionalen und inhaltlichen Aspekten beschrieben und ein kurzer Einblick gegeben, inwiefern es mit der Hochschulexpansion zu keinem drastischen Wandel dieses Gefüges kam.

4.2 Der neue Streit der Fakultäten – Elitäre Schließung zu Zeiten der Hochschulexpansion

Den Zusammenhang zwischen institutionellen, regionalen, sozialen und inhaltlichen Aspekten der französischen Wissenschaft hat am deutlichsten Pierre Bourdieu in seinem Werk „Homo Academicus“ (1988) dargestellt. Das Buch behandelt den Zusammenhang von sozialer Herkunft und der Wahl einer eher klassischen praxisfernen oder zweckgebundenen Disziplin und führt Unterschiede der sozialen Zusammensetzung in den Disziplinen darauf zurück, dass es Personen mit ererbten kulturellem Kapital besser gelingt, Wissenschaftlichkeit im Sinne einer autonomen oder zweckfreien Suche nach Wahrheit zu symbolisieren. Derartige Zusammenhänge zwischen sozialer Herkunft und Disziplinenwahl fasst er unter den von Kant 1798 geprägten Begriff des „Streits der Fakultäten“. Er konzipiert das nationale französische akademische Feld gewissermaßen als Streit der Fakultäten, da die wissenschaftliche Distinktionsstrategie von kulturell dominanten Akteuren im Feld gerade darin besteht, die wissenschaftliche Autonomie im Sinne einer theoretischen Praxisferne oder Staatsferne zu symbolisieren (vgl. Bourdieu 1988). Diese Untersuchung folgt daran orientiert der Annahme, dass derartige Autonomiebetonungen der akademischen Elite besonders zur Zeit der französischen Hochschulexpansion und Dezentralisierung von Bedeutung sind, da durch sie eine symbolische Distinguiertheit und Überlegenheit gegenüber den neu gegründeten stärker praxisbezogener Disziplinen und Standorten demonstriert werden kann. Akademische Autonomie und intellektuelle Distinktionsstrategien werden gewissermaßen zu Mitteln des Erhalts der traditionellen kulturellen oder akademischen Elite, die sich dadurch gegenüber der wachsenden Konkurrenz und neuartigen Personengruppen in der Wissenschaft behauptet. Hingegen kann angenommen werden, dass die neu gegründeten Standorte der Hochschulexpansion der Masse an Studierenden gerecht werden muss und praxisnahe Inhalte vermittelt, da nur ein kleiner Teil ihrer Absolventen vom akademischen Arbeitsmarkt aufgenommen werden kann.

Bourdieu greift in seinen Analysen des französischen akademischen Feldes diese Konfliktlinien auf und zeigt, dass wissenschaftliche Auseinandersetzungen meist darin bestehen, Wissenschaftlichkeit zu symbolisieren und hierbei die von äußeren Ansprüchen freie und zweckfreie Suche nach Wahrheit für die eigene Praxis zu behaupten. So kann die Diskussion beispielsweise darin bestehen, dass die Finanzierung von Wissenschaft nicht nur wirtschaftlich relevante Auftragsforschung, sondern auch die Erarbeitung von innovativen Forschungsmethoden und -theorien ohne konkreten Praxisbezug

ermöglichen sollte. Anhand des Beispiels wird jedoch schon deutlich, dass sich darüber streiten lässt, wo die Grenze zur Auftragsforschung und praktischen Relevanz liegt oder welche Forschungsmethoden als innovativ angesehen werden können. Die Bourdieusche Feldtheorie konzipiert die Wissenschaft deshalb als ein Feld der stetigen Auseinandersetzung und Konkurrenz über die Deutungshoheit im Feld – die Gestalt des Feldes ist demnach empirisch variabel. Für die 1968er Jahre zeigte Bourdieu, dass die Universitätsprofessoren der naturwissenschaftlichen, philosophischen, juristischen und medizinischen Fakultät dieser Zeit aus unterschiedlichen sozialen Schichten stammten und damit verbunden auch ein divergierendes Verständnis von Wissenschaft aufwiesen. Diesen Konflikt beschreibt Bourdieu als klassischen Streit der Fakultäten, da Universitätsprofessoren der naturwissenschaftlichen und philosophischen Fakultäten meist aus beherrschten Klassen und Professoren der juristischen sowie medizinischen Fakultät der herrschenden Klasse entstammen, damit einhergehend ein divergierendes Verständnis von Wissenschaft aufweisen und an jeweils unterschiedlichen Pariser Eliteeinrichtungen (autonom oder weltlich) dominieren. In diesem Gefüge weisen Professoren der „freien Fakultäten“ (Naturwissenschaft, Philosophie) mehr rein wissenschaftliches Ansehen auf, wohingegen die Professoren der „Interessenfakultäten“ (Jura, Medizin) mehr weltliche Macht genießen. Die besondere Gestalt des Streits der Fakultäten besteht darin, dass es sich hierbei nicht um einen offen ausgetragenen Konflikt zwischen Klassenfraktionen handelt, sondern um eine spezifische symbolische Ökonomie, da auch die heteronomen Positionen erfolgreich symbolisieren müssen, dass sie auf die Wissensproduktion ausgerichtet sind, während selbst die autonomeren Positionen nie vollkommen frei von äußeren Zwängen der sozialen Reproduktion sind (Bourdieu 1992: 82-121). Insofern weist Bourdieus Beschreibung der Akteure eine Korrespondenz zur inhaltlichen Ausrichtung der wissenschaftlichen Einrichtungen auf. Zudem werden die unterschiedlichen Kapitalsorten an unterschiedlichen Typen von Einrichtungen und Situationen akkumuliert: Universitäres Machtkapital wird zum Beispiel durch die Tätigkeit als Dekan oder die Mitgliedschaft in den zentralen Berufungsverfahren (Agrégation für Universitäten, Grands Concours für Grandes écoles) erworben, ökonomisches und politisches Kapital durch die Zugehörigkeit zu den „Écoles du pouvoirs“ und wissenschaftliches Kapital durch die Mitgliedschaft in einem Institut des CNRS (Bourdieu 1988:82–121). Die Annahme ist deshalb, dass inhaltliche und symbolische Unterschiede im Feld korrelieren und dass die unterschiedlichen Einrichtungstypen aus unterschiedlichen sozialen Schichten rekrutieren und dadurch zu einer sozialen Reproduktion von Ungleichheit beitragen (Bourdieu 2004, 1988; Bourdieu und Passeron 2007).

Eine weitere Distinktionsebene, die in den 1968er Jahren noch nicht so wichtig war (weil viele der Universitäten außerhalb von Paris noch nicht oder erst seit Kurzem bestanden), ist die symbolische Ungleichheit zwischen Elitestandorten in Paris und neugegründeten Standorten in diversen Großstadt- und Provinzuniversitäten des Landes. Deshalb geht diese Studie davon aus, dass es heutzutage nicht mehr nur genügt zu untersuchen, inwiefern sich Akteure des autonomen Pols gegen den weltlichen Pol behaupten, sondern auch berücksichtigt werden muss, welche Schließungsmechanismen die Pariser Eliteeinrichtungen insgesamt gegenüber dem neu gewachsenen Sektor der Massenuniversitäten in der Provinz aufweisen und inwiefern dieser mit inhaltlichen Distinktionsstrategien verbunden ist. Am autonomen sowie am weltlichen Pol herrschen nämlich spezifische Zugangsbarrieren vor, die weniger privilegierten Schichten den Zugang erschweren: Die EHESS (École des hautes études en sciences sociales) und ENS (École normale supérieure) stehen beispielsweise für die schönggeistige Elite und ein Zugang ist insbesondere über familiär und schulisch vermitteltes Wissen in Bereichen wie Geschichte und Philosophie möglich. Die Sciences Po sowie die

ENA (École nationale d'administration) können als Beispiele des weltlichen Machtzentrums beschrieben werden. Der Zugang zu diesen Einrichtungen beruht auch auf familiärem und schulisch vermitteltem Allgemeinwissen in Philosophie, Geschichte und Kultur, aber darüber stammen Studierende dieser Einrichtungen aus Familien, die eine höhere Stellung in Politik und Wirtschaft einnehmen (Bourdieu 2004, 1988). Resultat ist, dass an traditionell etablierten Eliteeinrichtungen auch zu Zeiten der Hochschulexpansion nur ein geringer Zuwachs der Quote der sozialen Aufsteiger sowie der Studierendenzahlen insgesamt zu beobachten ist, wohingegen sich an weniger privilegierten Standorten die breite Masse der Studierenden befindet (Windolf 1990; Le Gall und Soulié 2009).

Zudem zeigt sich im Vergleich zur Situation in den 1968er und 1970er Jahren in den späteren Phasen der Hochschulexpansion (1980er und 1990er Jahre) eine neue Dynamik: In der *ersten Expansionsphase* nach den Studierendenprotesten der 1960er Jahre zeigt sich, dass vor allem die freien Fakultäten einen Zuwachs erfahren, wohingegen Fächer wie Jura und Medizin relativ geschlossen bleiben. Ein derartiges Bild zeigt sich auch innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften selbst: Zum Beispiel wurden mit der ersten Expansionswelle innerhalb der Soziologie die EHESS und auch die Universität Vincennes gegründet, die die alte philosophische Elite in der Sorbonne ablösten und kritisch herausforderten – nicht praxis- oder professionsbezogene Argumente, sondern der Strukturalismus und Marxismus spielten hierbei eine große Rolle. Aber es wurde auch der traditionell etablierte Intellektualismus kritisiert und eine Wissenschaft etabliert, die sich mit der Gegenwartsgesellschaft beschäftigte und empirisch ausgerichtet war (Le Gall und Soulié 2009:85f.). In der *zweiten Expansionsphase* erfahren hingegen die weltlich oder praxisorientierten Fächer und Subdisziplinen einen Zuwachs. Neugegründete Standorte in der Provinz, IUTs (praxisbezogene Universitätsinstitute, das französische Äquivalent zu Fachhochschulen), IUFM (Lehramtsstudiengänge) und wirtschaftlich orientierte Bereiche wachsen am stärksten, sodass auch innerhalb der Soziologie insbesondere die erziehungswissenschaftlich, politisch und wirtschaftlich relevanten Bereiche und speziellen Soziologien ausgebaut werden. Deshalb wird die Entwicklung des französischen Hochschulsystems im Laufe der Hochschulexpansion der späteren Phasen in Anlehnung an einen Artikel von Le Gall und Soulié (2009) mit der Metapher des „neuen Streits der Fakultäten“ charakterisiert.

Die zweite Phase der Expansion ab den 1980er Jahren unterlag anderen Rahmenbedingungen und engeren ökonomischen Grenzen, sodass es zum Ausbau anderer Fächer kam. Politisches Ziel dieser Zeit war die Dezentralisierung, regional orientierte Provinzuniversitäten wurden ausgebaut und anwendungsbezogene Disziplinen, die der wirtschaftlichen Nachfrage gerecht wurden. Insgesamt konnte das stärkste Wachstum in dieser Zeit auch in Fächern wie Jura und Ökonomie verzeichnet werden. Das Fach Medizin erlebte einen geringeren Anstieg, weil eine Zugangsbeschränkung eingeführt wurde. Auch innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften kam es zum verstärkten Ausbau praxisrelevanter Bereiche: Wohingegen die französische Soziologie und Psychologie vor diesen Expansionsphasen meist nur innerhalb der philosophischen Fakultät angesiedelt waren, sind sie heutzutage bedeutender als die Philosophie: Le Gall und Soulié (2009) zeigen, dass es nach den Expansionsphasen dreimal so viel Lehrpersonal in der Psychologie als in der Philosophie gibt und doppelt soviel Personal in der Soziologie als in der Philosophie. Und auch innerhalb der Soziologie zeigt sich ein ähnlicher Trend, sodass multidisziplinäre Bereiche mit praktischem sowie berufsbezogenem Charakter und spezifischem Untersuchungsobjekt (z.B. spezielle Soziologien im Bereich Bildung, Kommunikation, Sport und Stadtentwicklung) verstärkt an die Stelle von einzelnen

theoretischen Paradigmen treten. Zukünftig ist sogar mit der Etablierung eigenständiger gegenstandsbezogener Disziplinen in Bereich der Erziehungswissenschaft (z.B. empirische Bildungsforschung), der Kommunikationswissenschaft oder Sportwissenschaft auszugehen (Le Gall und Soulié 2009:86 ff.).

Interessant ist jedoch, dass die klassischen Geisteswissenschaften im Vergleich zu den Sozialwissenschaften und anderen berufsbezogenen Disziplinen zwar schrumpfen, aber sich ihre Studierenden nach wie vor aus höheren sozialen und akademischen Schichten rekrutieren. Der Grund hierfür liegt in den Besonderheiten des französischen Hochschulsystems:

“This is due above all to the importance of the system of classes préparatoires and grandes écoles and to the absence or slow pace of change in intellectual hierarchies in the French academic world, where theory is seen as opposed to practice, the general to the particular, the specialist to the generalist” (Le Gall und Soulié 2009:88).

Neben den Universitäten gibt es demnach ein bedeutendes Netzwerk von unterschiedlichen Grandes écoles (Écoles normales supérieures, École polytechnique, Écoles centrales, École nationale d’administration, Écoles de commerce) sowie die Vorbereitungsklassen dieser Eliteschulen, das sich zumindest beim Zugang zu diesen Elitehochschulen nach wie vor von der konkreten praxis- oder berufsbezogenen Ausbildung distanziert, aber dennoch einen privilegierten Zugang zu zentralen Positionen der intellektuellen, ökonomischen und politischen Arbeitswelt ermöglicht. An den Grandes écoles studieren die besten Abiturienten sowie zumeist Studierende mit privilegiertem sozialem und akademischem familiärem Hintergrund. Obwohl die Universitäten extrem ausgebaut wurden, behielten die Grandes écoles ihren exklusiven Zugang (ebd.). Die Theorienähe und generalistische fachliche Orientierung können gewissermaßen als Distinktionsstrategie der Grandes écoles und ihrer Absolventen gedeutet werden:

„In the long run, since the 1960s, among the humanities and human sciences, the most “bookish” disciplines—those that have the most academic, intellectual, but also traditional legitimacy—such as philosophy, history, French literature, or classics, have seen a continuous decline in their share of teaching staff numbers, even though they continue to attract the highest numbers of holders of an agrégation and/or graduates of an École normale or classes préparatoires. But while the first period of massification saw the rise of “modern” social sciences such as linguistics, psychology, or anthropology—some of which strove to present themselves as intellectual alternatives to philosophy—the second period of massification witnessed the advent of multidisciplinary fields that specialize in the study of a specific empirical object (such as sports, communication, and education). These are less intellectually ambitious and more directly practical fields with a large proportion of vocational master’s programs. Demographic developments thus do not necessarily correlate with disciplines’ academic or intellectual prestige. Thus, philosophy, the old “queen of the disciplines,” has remained particularly male and Parisian and therefore recruits a socially and academically higher-than-average teaching body. Together with its increasing rarity and the fact that it is dominated by normaliens, this provides it with significant symbolic advantages and has no doubt contributed to the “return of philosophy” that is currently being proclaimed by the intellectual press.” (Le Gall und Soulié 2009:89)

Insofern war der Ausbau der Universitäten außerhalb von Paris auch mit dem Ausbau praxis- und professionsbezogener Disziplinen und Studieninhalten verbunden. Traditionelle, dem Intellektualismus verbundene Disziplinen schrumpfen zwar, aber sind nach wie vor relativ sozial geschlossen. Auch die Grandes écoles im Allgemeinen haben sich ihre selektiven Zugangsbedingungen erhalten. So zeigt auch Passeron bereits in den 1980er Jahren, dass gewisse Zweifel bestehen, ob die Reformen seit 1968 bis in die 1980er Jahre tatsächlich einen Wandel und ein Gegenmodell zur alten Universität herbeiführen konnten. Er beschreibt, dass zwar das

Größenwachstum in dieser Zeit sehr beeindruckend ist, aber im Grunde kein Wandel der Zentralisierung und der sozialen Selektivität vorangetrieben wurde: Von 1959 bis 1977 vervierfachten sich die Studierendenzahlen von 194.763 auf 837.776 Studierende an französischen Universitäten. Und wenn man das Wachstum von Anfang der 1950er bis in die 1980er betrachtet, zeigt sich sogar eine Verfünffachung. Die Universitäten reagierten demnach auf die gestiegene Nachfrage nach Hochschulabschlüssen der steigenden Zahlen von Abiturienten. Die Grandes écoles und Classes préparatoires hingegen erleben ein weniger starkes Wachstum: von 1959 bis 1977 sieht man nur eine Verdoppelung der Studierenden (Passeron 1986:396f.). Windolf (1990) beschreibt die Charakteristik der Grandes écoles folgendermaßen:

*„In den „Grandes Écoles“ haben Expansion und Demokratisierung des Hochschulwesens nur wenige Spuren hinterlassen. Auch die politische Revolte der Studenten im Mai 1968 hat sie nicht aus ihrer Vormachtstellung verdrängen können. Im Gegenteil, die Eliteuniversitäten gingen aus der Kraftprobe gestärkt hervor, und sie haben ihre Machtposition ausbauen können. Gerade die Bildungsexpansion und die sie begleitende Diplominflation haben die „Grandes Écoles“ begehrt denn je gemacht.“
(Windolf 1990:118)*

Insofern zeigt sich für die französische Hochschulexpansion, dass trotz der Zunahme von Bildungsaufsteigern an französischen Universitäten und trotz diverser Dezentralisierungsversuche ein elitärer Schließungsmechanismus im Pariser Zentrum aufrechterhalten blieb, der Parallelen zum Streit der Fakultäten aufweist. Nach wie vor ist davon auszugehen, dass es in Paris ein elitäres Zentrum gibt, das man innerhalb der „freien Fakultät“ verorten könnte, weil es auch in der heutigen Zeit noch eine gewisse Philosophienähe und theoretische Ausrichtung sowie grundlegend zweckfreie Forschungsbetätigung aufweist. Es ist gewissermaßen eine autonome intellektuelle Distinktionsstrategie, die es ermöglicht, bestimmte elitäre Kreise gegenüber den breiten Zustrom an Studierenden und den damit verbundenen praxisrelevanten Lehranforderungen zu verschließen. Aber auch am weltlichen Pol weist das Pariser Zentrum elitäre Einrichtungen auf, die einen privilegierten Zugang zu Politik und Wirtschaft aufweisen und dies erfolgreich ins akademische Feld einbringen können. Auch der Zugang zu diesen Eliteeinrichtungen bleibt der breiten Masse verwehrt, weil meist allgemeine Wissensbestände aus Philosophie, Sprache und Kultur Teil des Concours sind und Abiturienten aus bildungsbürgerlichen Familien hierbei im Vorteil sind (vgl. Bourdieu 2004). Einen Gegenpol zu diesen Eliteeinrichtungen bilden die seit Ende der 1960er Jahre neugegründeten Universitäten in der Pariser Peripherie sowie der Groß- und Provinzstädte, die im Zuge der Bildungsexpansion (und insbesondere in den 1980er und 1990er Jahren) massiv ausgebaut wurden und einen Großteil der Bildungsaufsteiger und der praxis- und berufsbezogenen Studiengänge beherbergen – hierbei wurde insbesondere die Soziologie zu einem zentralen Studienfach an neugegründeten Universitäten der Massenlehre. Im Folgenden wird deshalb von einem „neuen Streit der Fakultäten“ gesprochen, weil im Zuge der Expansion die Nachfrage nach soziologischer Forschung und Lehre vor allem in den Bereichen zunahm, die anwendungsorientiert, gesellschaftlich relevant oder professionalisiert sind (Stadt- und Sozialplanung, Sportsoziologie, Familiensoziologie, Wirtschafts- und Industriesoziologie, usw.), wohingegen die Anfänge der französischen Soziologie in den philosophienahen und theoretisch orientierten Traditionseinrichtungen in Paris zu verorten sind. Vor allem die Zweckorientierung oder die praktische Relevanz des Fachs ist damit für das zunehmende Studieninteresse an der Soziologie ausschlaggebend, führt zu einer gewissen Herausforderung des alt etablierten und philosophienahen Zentrums und zur Einführung neuer berufsbezogener Studiengänge außerhalb des Pariser Zentrums. Das französische Hochschulsystem im Fach Soziologie kann demnach als ein Feld beschrieben werden, in dem autonome elitäre Pariser

Einrichtungen mit weltlichen elitären Pariser Einrichtungen und mit den Universitäten der praxisbezogenen Massenlehre um Deutungshoheit konkurrieren.

Für die folgende Untersuchung der Folgen der Hochschulexpansion wird demnach der Annahme gefolgt, dass zu Zeiten der Bildungsexpansion meist neue Wege der Distinktion der Eliteeinrichtungen eingeführt werden. So ließen die traditionell etablierten Eliteeinrichtungen in Paris auch zu Zeiten der Hochschulexpansion seit den 1960er Jahren nur einen geringen Zuwachs der Studierendenzahlen insgesamt sowie der Quote von sozialen Aufsteigern zu, wohingegen sich an weniger privilegierten Standorten die breite Masse der Studierenden befindet (Windolf 1990; Le Gall und Soulié 2009). So vertritt auch Paul Windolf in seinem Buch „Die Expansion der Universitäten 1870-1985“ (1990) die These, dass Phasen der Expansion meist mit Prozessen der elitären Schließung begleitet werden. Wohingegen das Bildungssystem bis in das 19. Jahrhundert relativ geschlossen blieb, ist ein staatlicher Bildungstitel mit der zunehmenden Anzahl von Studierenden beginnend mit dem Ende des 19. Jahrhunderts, vor allem jedoch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kein Alleinstellungsmerkmal mehr. Die Expansionsphasen in westlichen Bildungssystemen gingen meist mit einer stetigen Anpassung durch selektive Aufnahmeprüfungen oder Gründung neuer exklusiver Einrichtungen einher. Dadurch konnten elitäre und von der breiten Masse distinguierte Bildungstitel gewährleistet werden. So zeigt seine umfassende Studie, dass die Phasen der Bildungsexpansion seit dem 19. Jahrhundert stets mit einem zeitgleichen Kampf um die Zugangsrechte an Universitäten verbunden waren (vgl. Windolf 1990). Die erste Phase der Bildungsexpansion im 19. Jahrhundert kann als ein Prozess verstanden werden, bei dem die ständische Gesellschaft in eine meritokratische Gesellschaft überging. An die Stelle der „Ahnenprobe“ tritt nun zwar der Dokortitel, aber die Personengruppen die Zugang zu diesem Titel erhalten beziehungsweise von ihm profitieren und ihn in der Arbeitswelt umsetzen können, bleiben tendenziell die gleichen Kreise wie zuvor – es kommt quasi zu einer meritokratischen Legitimierung von geerbten gesellschaftlichen Standesprivilegien. Windolf verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass in der preußischen Zeit nicht ganz zufällig der Begriff der „Berechtigung“ für Bildungszertifikate verwendet wurde. „Das Diplom verlieh den traditionellen Standesprivilegien noch zusätzlich die Weihe einer akademischen ‚Berechtigung‘.“ (Windolf 1990:52). In Anlehnung an Schelskys Arbeit „Schule und Erziehung in industriellen Gesellschaften“ 1959 verdeutlicht das folgende Zitat diesen Zusammenhang:

„Je wichtiger der Bildungsabschluß für die politische und kulturelle Partizipation in der bürgerlichen Gesellschaft wurde, um so mehr rückten die Bildungsanstalten in das Zentrum der Klassenkonflikte. Die Universitäten waren nicht nur eine Stätte humanistischer Bildung, sondern auch eine Verteilungsinstanz für wichtige Positionen in Staat, Kirche und Wirtschaft. Sie wurden zu Institutionen, die ‚Lebenschancen‘ verteilen.“ (Windolf 1990:54)

Der Strukturwandel von der ständischen in die meritokratische Gesellschaft zeigt sich darin, dass Universitäten zu Beginn des 19. Jahrhunderts zwar noch am Rande des gesellschaftlichen Lebens standen und nur Pfarrer, Juristen und Mediziner ausbildeten, bis zur Jahrhundertwende aber dann zu zentralen gesellschaftlichen Einrichtungen der sozialen Reproduktion von politischen und akademischen Eliten wurden. Hierbei kann grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass in einer beginnenden Phase der Expansion oder „Meritokratisierung“ mancher gesellschaftlicher Bereiche auch neuartige Zugangschancen für unterschiedliche soziale Schichten ermöglicht werden. Windolf hingegen zeigt in seiner Studie, dass derartige Öffnungsprozesse nie lange anhielten und meist eine Phase der erneuten Schließung nach sich ziehen. Ein Beispiel hierfür ist die in Frankreich nach der Revolution gegründete École Polytechnique, die zur sozialen Öffnung beitragen sollte. Mit der Zeit wurden jedoch neue Zugangsbarrieren geschaffen, die nicht bürgerlichen Schichten den Zugang

erschweren. So wurden Inhalte traditioneller Disziplinen Bestandteil der Zugangsprüfung, die Empfehlung des Bürgermeisters zum Zugangskriterium oder auch ein Schulgeld eingeführt. Aus derartigen Beispielen ergibt sich für Windolf demnach, dass auf Phasen der Öffnung auch immer Phasen der Schließung folgen, um eine Inflation der Bildungstitel zu abzuwenden (Windolf 1990:53ff.).

Dieses Kapitel zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Phase der Hochschulexpansion ab 1968 mit elitären Schließungsprozessen im Pariser Zentrum der Eliteeinrichtungen einherging. Hierbei zeigen sich zudem inhaltliche Differenzen, die mit dem „Streit der Fakultäten“ beschrieben werden können, es handelt sich gewissermaßen um einen „Streit“ zwischen Generalisten und Spezialisten. Zudem muss aber für das französische Hochschulsystem angenommen werden, dass soziale Aufsteiger sowohl am intellektuellen oder kulturellen Pol sowie auch am elitären weltlichen Pol als Herausforderer gelten. Bildungsaufsteiger verfügen nicht im gleichen Maße wie Personen akademischer Herkunft über ererbtes kulturelles oder ererbtes weltliches Kapital. Meist wählen sie einen spezialisierten praxis- oder anwendungsbezogenen Zugang zu Wissenschaft (siehe Ergebnisse Kapitel 9.5). Eine über kulturelles Kapital oder generalistisches akademisches Wissen vermittelte gesellschaftliche Distinktionsstrategie ist kein neuartiger Prozess. Schon Weber beschrieb, inwiefern Personen, die man als kultiviert oder mit allgemeinem Kulturwissen ausgestattet bezeichnen könnte ein höheres Ansehen genießen als fachliche Spezialisten:

„Das soziale Prestige auf Grund des Genusses einer bestimmten Erziehung und Bildung ist an sich durchaus nichts dem Bürokratismus Spezifisches. Im Gegenteil. Nur ruht es unter anderen Herrschaftsstrukturen auf wesentlich anderen inhaltlichen Grundlagen: in der feudalen, theokratischen, patrimonialen Herrschaftsstruktur, in der englischen Honoratiorenverwaltung, in der altchinesischen Patrimonialbürokratie, in der Demagogenherrschaft der hellenischen sogenannten Demokratie war Ziel der Erziehung und Grundlage der sozialen Schätzung, bei aller noch so großen Verschiedenheit dieser Fälle untereinander, nicht der »Fachmensch«, sondern – schlagwörtlich ausgedrückt – der »kultivierte Mensch«. Der Ausdruck wird hier gänzlich wertfrei und nur in dem Sinne gebraucht: daß eine Qualität der Lebensführung, die als »kultiviert« galt, Ziel der Erziehung war, nicht aber spezialisierte Fachschulung. Die, je nachdem, ritterlich oder asketisch oder (wie in China) literarisch oder (wie in Hellas) gymnastisch-musisch oder zum konventionellen angelsächsischen Gentleman kultivierte Persönlichkeit war das durch die Struktur der Herrschaft und die sozialen Bedingungen der Zugehörigkeit zur Herrschicht geprägte Bildungsideal. Die Qualifikation der Herrschicht als solcher beruhte auf einem Mehr an »Kulturqualität« (in dem durchaus wandelbaren wertfreien Sinn, der diesem Begriff hier beigelegt wurde), nicht von Fachwissen. Das kriegerische, theologische, juristische Fachkönnen wurde natürlich dabei eingehend gepflegt. Aber im hellenischen wie im mittelalterlichen wie im chinesischen Bildungsgang bildeten ganz andere als fachmäßig »nützliche« Erziehungselemente den Schwerpunkt. Hinter allen Erörterungen der Gegenwart um die Grundlagen des Bildungswesens steckt an irgendeiner entscheidenden Stelle der durch das unaufhaltsame Umsichgreifen der Bürokratisierung aller öffentlichen und privaten Herrschaftsbeziehungen und durch die stets zunehmende Bedeutung des Fachwissens bedingte, in alle intimsten Kulturfragen eingehende Kampf des »Fachmenschen«-Typus gegen das alte »Kulturmenschentum«. (Weber 2008: S. 737)

Ähnlich wie die hier beschriebene zunehmende Bürokratisierung als ein Prozess dargestellt wird, mit dem der „Kulturmensch“ durch die gestiegene Bedeutung des Fachwissens herausgefordert wird, kann auch für die Phasen der Hochschulexpansion angenommen werden, dass die etablierten akademisch autonomen oder intellektuellen Eliteeinrichtungen herausgefordert werden. Auch in der folgenden Analyse wird deshalb davon ausgegangen, dass der wissenschaftliche Streit darüber, was gute Wissenschaft ausmacht und nach welchen Indikatoren wissenschaftliches Personal rekrutiert werden soll, von dieser Grundspannung zwischen interessen- oder zweckfreier Universalgelehrtheit und fachspezifischer Praxisorientierung geprägt ist und die Prozesse von Öffnung und Schließung des

französischen Rekrutierungssysteme begleiten. Insbesondere zu Zeiten von Expansion spielt eine derartige Auseinandersetzung eine wichtige Rolle und ist Grundlage für die Distinktion oder den Erhalt elitärer Bildungsbereiche. In modernen Gesellschaften kann eine derartige Schließung mancher Sektoren oder Einrichtungen nur durch meritokratische Leistungskriterien legitimiert werden. Insofern rücken in modernen Bildungssystemen die Prüfung und Beurteilung bestimmter fachlicher und kulturell relevanter Wissensbestände sowie das damit verbundene Auszeichnen durch spezifische bildungsbürgerliche Distinktionsstrategien an die Stelle ehemals geltender Nachfolgeordnungen. Staatliche Bildungseinrichtungen gewannen im Zuge dieser Entwicklung einen zentralen Stellenwert, da sie das für den gesellschaftlichen und beruflichen Erfolg relevante Wissen definieren und vermitteln und das Monopol der Verleihung relevanter Bildungstitel innehaben (vgl. Bourdieu und Passeron 1973).

5. Die (Neu-)Gründung der französischen Soziologie von 1945 bis 2000

Der nächste Abschnitt widmet sich den zentralen Expansionsphasen der französischen Soziologie. Um besser verstehen zu können, welche Standorte in Frankreich Prestige und Anerkennung genießen, welche soziologische Ausrichtung dominant ist und warum die soziale Öffnung der Eliteeinrichtungen auch im Zuge der Hochschulexpansion nicht deutlich erhöht wurde, wird die soziale Struktur der Ungleichheit des Feldes historisch rekonstruiert. Ein zentraler Artikel zur disziplinären Entwicklung der Soziologie von Chenu (2002) beschreibt die Neugründung der französischen Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg als unbeabsichtigten Institutionalisierungsprozess (er bezeichnet die französische Soziologie als „institution sans intention“). Damit spielt Autor darauf an, dass die Soziologie erst durch den Anstieg von Studierendenzahlen und dem Aufkommen der Massenuniversität als akademische Disziplin wahrgenommen und gefestigt wurde. Die französische Forschung im Bereich der Soziologie hingegen beschränkte sich anfangs nur auf bestimmte Kreise in Paris und war weit von der Praxis und den Lehrinhalten der neugegründeten Massenuniversitäten entfernt. Insofern handelt es sich um einen eher unbeabsichtigten Etablierungsprozess, weil die Gründer der Soziologie – meist in der Philosophie ausgebildete Wissenschaftler – nicht die Etablierung einer professionalisierten und praxis- oder berufsbezogenen Disziplin im Blick hatten, sondern vor allem die traditionelle wissenschaftliche Herangehensweise der Philosophie oder Geisteswissenschaften herausforderten. Im Zuge der Bildungsexpansion kam es jedoch zum unerwarteten Ausbau der Soziologie als ein Fach der Massenlehre. Ohne aber tatsächlich auf den gestiegenen Bedarf der Masse an Studierenden nach einer berufsbezogenen Ausbildung zu reagieren, besteht die Soziologie bis heute vergleichsweise gering professionalisiert fort: Obwohl die Studierendenzahlen auf ein Vielfaches zwischen 1968-2000 anstiegen, weist die Soziologie im Gegensatz zu anderen Fächern der Bildungsexpansion wie die Betriebswirtschaft, Psychologie oder Erziehungswissenschaft kein vergleichbares professionelles Verständnis auf, mit dem man sich im wirtschaftlichen Bereich oder anderen sozialen und öffentlichen Bereichen behaupten könnte. Die Soziologie nimmt damit eine Zwischenstellung zwischen akademisch autonomen und weltlich dominierten Pol ein und wird innerhalb autonomer akademischer Kreise gewissermaßen als staatsnah, pragmatisch, positivistisch oder hemdsärmelig wahrgenommen, ist aber dennoch relativ weit von den Anforderungen der Praxis entfernt.

Im Folgenden soll die Zeit der Neugründung der Soziologie nach 1945 bis heute nachgezeichnet werden. Ohne das Engagement weniger Pioniere in der Nachkriegszeit hätte sich die Soziologie als Disziplin in Frankreich kaum durchsetzen können. Die Neugründer der Soziologie waren meist in der Philosophie ausgebildet und strebten danach, eine stärker empirisch ausgerichtete Wissenschaft zu etablieren und sich damit vom alteingesessenen intellektuellen Milieu in Paris abzuheben. So ist der Ausgangspunkt das Jahr 1945, in dem es in Frankreich faktisch keine Soziologie gab. Es bestand keine markante Soziologiezeitschrift, es gab nur eine Handvoll universitäre Stellen im Orbit der Philosophie und so gut wie keine kollektive Forschung. Die Bemühungen weniger Neugründer in der Nachkriegszeit, ihr Einfluss auf die erste soziologisch ausgebildete Generationen in Paris und die zunehmende Beliebtheit der Soziologie im ganzen Land während der Bildungsexpansion ab 1968 trugen zur Prägung der heutigen Gestalt der Disziplin bei (Chenu 2002:46). Insofern ging es in der ersten Phase (siehe Abschnitt 5.1) um die Etablierung einer Wissenschaft, die sich mit Fragen der kontemporären Gesellschaft beschäftigt. Es war der Anfang der Etablierung einer empirischen Forschung, die als Herausforderung der intellektuellen philosophischen Wissenschaft angesehen werden kann. Die zweite Phase von 1958 bis 1976 (siehe Abschnitt 5.2) war eine Phase der institutionellen Erweiterung der Soziologie. Durch die staatliche Finanzierung diverser neuer Forschungseinrichtungen sollte eine gestiegene staatliche, soziale und gesellschaftliche Nachfrage nach sozialwissenschaftlicher Forschung bedient werden. In der dritten Phase der 1980er und 1990er Jahre ist vor allem der Ausbau der Universitäten außerhalb von Paris und in diversen französischen Groß- und Provinzuniversitäten von Bedeutung. Die Soziologie wird in dieser letzten Phase zu einem Fach der Massenuniversität (siehe Abschnitt 5.3). Zusammenfassend wird im Abschnitt 5.4 gezeigt, inwiefern sich im Zuge der unterschiedlichen Expansionsphasen auch die Karrieremuster sowie das Rekrutierungssystem innerhalb der französischen Soziologie veränderten.

5.1 Professionalisierung und Institutionalisierung der empirischen Forschung (1945-1958)

Die historische Rekonstruktion der Neugründungsphase der Soziologie ist wichtig, weil sie die heutige Struktur der Soziologie als akademisches Feld, die fachlichen Konflikte im Feld sowie die Relationen von Unter- und Überlegenheit maßgeblich prägt. Die Gründungsphase in den Jahren nach 1945 vollzieht sich vor allem in Paris und sehr lange wird das Feld von wenigen starken Persönlichkeiten geprägt. Häufig ist hierbei die Rede von der Zeit der „Pariser Mandarins“ oder „Patrone“. An den Universitäten handelte es sich meist um in der Philosophie oder anderen klassischen geisteswissenschaftlichen Disziplinen ausgebildete Wissenschaftler mit einer agrégation an der École normale supérieure (ENS), also Personen, die noch kein spezifisch soziologisches akademisches Kapital aufweisen. Allen gemeinsam war aber der Wunsch, eine empirische Wissenschaft zu etablieren, die sich mit den Fragen und Problemen der kontemporären Gesellschaft auseinandersetzt (Houdeville 2007:123 ff.). An den CNRS-finanzierten Forschungsinstituten der Gründungsphase hingegen stand nicht unbedingt die Philosophienähe im Zentrum der Entwicklung, sondern es spielten diverse andere Disziplinen (Geographie, Ethnologie, Jura, Wirtschaft, etc.) eine Rolle bei der Etablierung einer neuartigen empirischen Wissenschaft.

Im Jahr 1945 war die Soziologie in Frankreich kaum vorhanden. An den Universitäten gab es wie vor dem zweiten Weltkrieg nur drei Professuren für Soziologie, die jeweils in der geisteswissenschaftlichen Fakultät (Lettres) angesiedelt waren. An der Sorbonne war Georges Davy

(Durkheimsche Tradition), Jean Stoetzel in Bordeaux (Umfrageforschung, amerikanische Statistik) und Georges Gurvitch (beeinflusst von Durkheim, Mauss und Davy) in Straßburg. Außerdem war Georges Friedmann (Soziologe, Philosoph und Marxist) am Conservatoire national des arts et métiers (CNAM) und es gab einzelne Personen in der 5. Sektion der EPHE (Religionswissenschaft) und am IEP (Sciences Po), die sich soziologischen Fragen widmeten. Diese wenigen Akteure stellen die Pioniere der universitären Soziologie der Nachkriegszeit dar, weil sie erstmals in geisteswissenschaftlichen Bereichen eine Lehre anboten, die sich mit der kontemporären Welt befasste (Chapoulie 1991:325). In dieser Zeit ist aber die konkrete empirische Forschung noch kein zentrales Thema der universitären Soziologie. In der Nachkriegszeit bildeten sich zwar viele außeruniversitäre Forschungszentren im Bereich der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, diese Einrichtungen übten aber keinerlei Veränderungsdruck auf die Universitäten aus (Pollak 1976:107). Die soziologische Lehre an der Sorbonne (und den wenigen anderen Soziologiebereichen im Land) war zu dieser Zeit noch stark von der empirischen Forschung am CNRS oder anderen Forschungsinstituten getrennt. An der Universität war die soziologische Lehre eigentlich meist nur ein Teil innerhalb des philosophischen Kursus. Erst 1955 erhielt die Sorbonne zwei weitere Professuren für Soziologie, die mit Raymond Aron und dem von der amerikanischen Statistik überzeugten Jean Stoetzel besetzt wurden. Ab 1956 bis ungefähr 1966 arbeiteten Aron, Gurvitch und Stoetzel gemeinsam an der Sorbonne und prägten das universitäre Studium der Soziologie maßgeblich. Das führte unter anderem auch dazu, dass Raymond Aron eine Licence für Soziologie an der Sorbonne im Jahr 1958 einführte (Dubar 2004:97f.; Houdeville 2007:122ff.).

Die empirische Soziologie entwickelte sich außerhalb von der Universität und dies vor allem im CNRS: Das erste CNRS-finanzierte Zentrum war 1946 dann das Centre d'études sociologiques (CES), die Brutstätte der ersten Generation von Soziologen nach dem Krieg. Im CES kam es in der Nachkriegszeit durchaus zu einem Bruch mit den Gründern des Faches, weil empirische Methoden und Techniken der Soziologie aus Amerika in Frankreich eingeführt wurden und das vor allem durch Stoetzel (Schüler von Lazarsfeld). Die meisten, die ihre Karriere in den Nachkriegsjahren begannen, sehen sich selbst als die ersten „wirklichen“ Soziologen an. Die Forscher in der Nachkriegszeit am CES grenzten sich durch die Betonung der empirischen Feldarbeit von der Philosophie und der praxisfernen universitären Wissenschaft ab (Pollak 1976:108). Innerhalb des CNRS befassten sich nun Forscher in Vollzeit mit der empirischen Soziologie und der Beobachtung und Analyse der kontemporären Gesellschaft. Es ging darum, eine neue Art der Forschung zu etablieren und die Feldforschung in der Geisteswissenschaft einzuführen. Georges Friedmann hatte beispielsweise großen Einfluss auf die jüngeren Forscher und brachte ihnen große Beobachtungsfelder wie Bildungseinrichtungen, das Städtewesen, Freizeitaktivitäten, Gewerkschaften oder Arbeit und Industrie im Allgemeinen näher. Stoetzel hingegen prägte die Umfrageforschung und Tätigkeiten im INED (Institut national d'études démographiques), INSEE (Institut national de la statistique et des études économiques) und IFOP (Institut français d'opinion publique) (Chapoulie 1991:326 f.).

Im CES gab es aber nicht nur empirisch orientierte Forscher, sondern anfangs auch diverse fachliche Einflüsse: Georges Gurvitch war der erste Leiter des CES und inhaltlich geprägt von Durkheim, Mauss und Davy. Zudem gab es engagierte jüngere Wissenschaftler aus der Psychologie und Ethnologie, aber auch Geographen, die sich mit Durkheim befassten sowie Juristen und Ökonomen wie Gabriel Le Bras (Chapoulie 1991:326 f.). In der Anfangszeit waren im Grunde alle einflussreichen Soziologen im CES tätig. Sogar Akteure wie Michel Crozier, der im Vergleich zu den universitären Soziologen als konservativ galt, waren mit dem CES verbunden. Anders als die universitären Soziologen an der

Sorbonne, die meist aus der Philosophie kamen, war die Forschung im CES also stark interdisziplinär geprägt (vgl. Mendras et al. 1995).

Die Professionalisierung und Etablierung der empirischen soziologischen Forschung fand demnach außerhalb der Universität statt. Vor allem die CNRS-Forscher in der Nachkriegszeit entwarfen ein Konzept der Soziologie als eine Disziplin, die im Dienste der Gesellschaft steht und durch wissenschaftliche Rationalität beim Aufbau einer effizienteren Gesellschaft hilft. Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre spielte das amerikanische Modell eine große Rolle: Auch in Frankreich hatte man den Wunsch, im Vergleich zu den USA wirtschaftlich und wissenschaftlich aufzuholen. Für den Autor Pollak (1976) ist Michel Crozier ein Beispiel dieses Forschertyps, da er sich in seinen Arbeiten deutlich der Zusammenarbeit von Forschung und politischem Handeln verschrieb – ganz anders als die traditionellen Disziplinen zuvor. Das gilt nicht für alle Soziologen der ersten Stunde, Crozier hatte aber die Ausbildung an der HEC (École des hautes études commerciales de Paris) genossen und stellt gewissermaßen ein Gegenmodell zum klassischen Philosophen oder Geisteswissenschaftler dar, weil er die Forschung an die gesellschaftliche Praxis bindet. Der Ausbau der empirischen Forschung innerhalb der Soziologie vollzog sich damit nicht zuvörderst durch universitäre Wissenschaftler, sondern durch einzelne Forscher im CNRS, CES und diversen Umfrageinstituten (Pollak 1976:109). Aber die Soziologie hat sich eine Zwischenposition zwischen akademisch autonomem und weltlichem Pol erhalten, weil es vielfältige Kritik und Gegenstimmen zum streng positivistisch empiristischen Konzept der soziologischen Forschung gab. Ein Beispiel hierfür ist die 6. Sektion der EPHE (l'École pratique des hautes études)², die 1947 von einigen Wissenschaftlern der damals relativ jungen Sozialgeschichte gegründet wurde (gewissermaßen Querulanten aus der Geschichtswissenschaft, die mit der traditionellen Forschung und Lehre nicht zufrieden waren). Die EPHE-Sektion wurde zu einer der wichtigsten soziologischen Forschungszentren im Laufe der 50er Jahre. Die EPHE ist eng an das universitäre Feld gebunden und innerhalb der EPHE wird damit selbst der Konflikt zwischen Philosophie und sich abgrenzender Soziologie ausgetragen. In diesem Klima konnten die Soziologen der EPHE der Frage nach Theorie oder epistemologischen Grundlagen nicht ausweichen. Zum intellektuellen Klima der EPHE gehörte es, dass man als Wissenschaftler die politischen Folgen seiner philosophischen Wahl ergründet, aber genauso die politische Wahl philosophisch begründet. Ein derartiger Druck zeigt sich vor allem geographisch konzentriert in Paris, weil sich dort fast alle Wissenschaftler, die sich für Soziologie interessierten, persönlich kannten. Die fachliche Diskussionen zur Gründung einer neuen Disziplin der Soziologie wurde aber in Zeitschriften ausgetragen, die sich nicht nur an einen kleinen soziologischen Kern richteten, sondern eine größere intellektuelle Öffentlichkeit in Paris adressierten (Pollak 1976:110).

Um 1950 sind demnach vor allem CNRS-Forscher rund um das CES und weiteren öffentlichen Forschungseinrichtungen mit der empirischen soziologischen Forschung und der Beobachtung der kontemporären Gesellschaft befasst (Chenu 2002:47). Die Forschung im CES und aber auch an der EPHE wurde verstärkt ab 1955 durchgeführt. Typisch waren für die Zeit auch Industriestudien (z.B. durch Maurice Verry und Viviane Isambert-Jamati), auch Alain Touraine führte seine Studie in den Renault-Werken durch. Von den älteren (Soziologie-)professoren an der Sorbonne wurden derartige Studien eher ambivalent und als nicht wissenschaftlich eingestuft (Houdeville 2007:124). In den Folgejahren waren neben dem CNRS auch viele weitere neugegründete sozialwissenschaftliche

² Die 6. Sektion der EPHE mündet 1975 in die EHESS.

Organisationen, wie das INED, INSEE oder CREDOC (Centre de recherche pour l'étude et l'observation des conditions de vie) prägend. Diese Zeit markiert das Aufleben der empirischen und statistischen Forschung in Frankreich und es kommt zu einer zuvor nicht da gewesenen Menge an soziologischen Publikationen (Chenu 2002:46ff.).

Die Spannungen zwischen akademischer Soziologie an den Philosophiebereichen der Universitäten und den (nahezu) positivistisch ausgerichteten CNRS-Forschern sind in dieser Zeit maßgeblich. Interessant ist in diesem Zusammenhang die ambivalente Stellung zentraler Universitätsprofessoren der Soziologie: Zentrale Akteure wie Aron, Gurvitch, Stoetzel und Friedmann standen einerseits der philosophischen Linie an der Universität nahe, waren aber auch maßgeblich an der EPHE oder am CES aktiv. In Vorträgen und Reden waren sich alle einig darüber, dass sich die Soziologie als neue Disziplin nur durch die empirische Forschung behaupten und entwickeln kann – auch wenn sie selbst nicht empirisch forschten. Zur damaligen Zeit beschrieb Gurvitch seine Arbeit mit Begriffen wie „hyperempirisme“, obwohl er nach heutigem Verständnis eher in einer (empirielosen) akademischen Tradition zu verorten wäre. Aber es gab tatsächlich auch Reformen wie Jean Stoetzel, die sich umfänglich der empirischen Untersuchung verschrieben. Jean Stoetzel führte zum Beispiel am IFOP und INED die Umfrageforschung nach amerikanischem Stil ein (Chenu 2002:46ff.).

Ein Großteil der universitären Wissenschaftler reagierte aber erst ab Ende der 1960er und wesentlich später auf eine derartige Neudefinition der Soziologie als empirische Wissenschaft (ebd.:47f.). Das liegt vermutlich auch daran, dass es erst ab dieser Zeit zu einer landesweiten Verbreitung der soziologischen Lehre an Universitäten kam und diese bis in die 1990er anhielt. Bis dahin aber hatten die Pariser Professoren gewissermaßen ein akademisches Monopol und die Deutungshoheit über die Ausrichtung und Inhalte der soziologischen Lehre. Zentral hierbei ist, dass fast alle Soziologen der Gründungsgeneration (wie Aron, Friedmann, Gurvitch, Naville und Lefebvre) eine intellektuelle Verbindung zu ihrer ersten Disziplin, der Philosophie, erhielten. Eigentlich wollte nur Stoetzel vollkommen mit den Traditionen brechen. Die ersten Studien von Gurvitch, Friedmann und Aron waren am Marxismus und der Phänomenologie orientiert. Die Durkheimsche Soziologie war zu dieser Zeit eigentlich nur noch bei Geographen und Historikern anerkannt, aber weniger in der Philosophie, die das prägende Fach für die Gründergeneration der Soziologie war (Chapoulie 1991:327ff.). Die vereinende Komponente der Gründergeneration ist deshalb auch das Bemühen, die traditionelle Philosophie durch die Befassung mit der kontemporären Gesellschaft zu erweitern. Dies geschah auf unterschiedliche Art und Weise und in unterschiedlich starkem Ausmaß: Wohingegen Wissenschaftler wie Georges Friedmann, der auch im CES aktiv war, die von den USA beeinflusste empirische Forschung in Frankreich etablieren möchten und damit in Konkurrenz zu tradierten Disziplinen wie der Philosophie und Geschichte treten, blieben viele universitäre „Soziologen“ der ersten Generation der philosophienahen und eher empirielosen Beschäftigung treu. Erst allmählich nach der Gründung der ersten Licence in Soziologie an der Sorbonne gelang es, sich von der Philosophie zu emanzipieren. Anstatt des praktischen und kollektiven Forschens im CNRS handelt es sich bei der universitären Soziologie um das individuelle Lesestudium/-arbeit in der Bibliothek und eher um eine einheitliche „Schulwissenschaft“ (conception livresque).

Daraus folgt zusammenfassend, dass die Neugründungsphase der Soziologie nach 1945 noch durch eine starke Beharrungskraft der universitären Soziologie und Philosophie charakterisiert ist. Die Soziologie war an den philosophischen und geisteswissenschaftlichen Fakultäten angesiedelt, aber im Verhältnis zu den klassischen Disziplinen noch so klein, dass sie sich nicht wirklich emanzipieren

konnte. In Paris gab es nur wenige Wissenschaftler an Universitäten, die überhaupt als Soziologe bezeichnet werden konnten. Die meisten hatten eine Agrégation in Philosophie an der ENS oder ein Philosophiestudium durchlaufen. Es gab also nur wenige, das Feld dominierende Patron oder Mandarin, die auch gewissermaßen mit den Emanzipationsbemühungen gegenüber der Philosophie beschäftigt waren und noch stark getrennt von der praktischen empirischen Sozialforschung waren. Im Gegensatz zur universitären Soziologie gab es im Jahr 1960 schon etwas größere Forschungsbereiche im CNRS und an der EPHE: Im CNRS waren es rund um das Jahr 1960 ca. 56 CNRS-Forscher und in der 6. Sektion der EPHE 50 Wissenschaftler. Die Forscher dieser beiden Organisationen sind zu dieser Zeit die maßgeblichen Akteure der Soziologie (Houdeville 2007:122ff.). Wenn man in dieser Zeit Soziologie studieren will, muss man also nach Paris und auch die soziologische Forschung konzentriert sich in Paris. Die Gründungsphase in Paris und die damals ausgetragenen Konflikte sind bis heute prägend, da hier auch die Grundlagen für spätere Hierarchieunterschiede zwischen den Universitäten in Paris (intra muros) und in der Pariser Peripherie sowie französischen Provinz gelegt wurden. Erst ab Ende der 60er Jahre weitet sich die universitäre Lehre auch auf weitere französische Städte aus, viel später erst wird die Soziologie dann zu einem Massenfach an peripheren und provinziellen Universitäten, was die anfänglich etablierten Prestigeunterschiede zwischen Paris und Provinz verfestigt (ebd.:213ff.).

5.2 Die institutionelle Erweiterung der Soziologie (1958-1976)

Ausgangspunkt dieser zweiten Phase ist die Gründung der Licence Sociologie („le certificat d'économie politique et sociale“) im Jahr 1958 durch Aron, für viele Autoren der Gründungszeitpunkt der französischen Soziologie (Houdeville 2007:133). Raymond Aron wurde 1955 an der Sorbonne berufen nachdem er als Journalist für die Libération gearbeitet hat. In der neu gegründeten Licence setzt er sich für viele Neuerungen und eine fachliche Öffnung ein: Ziel des Studiengangs war nicht nur die Ausbildung für die wissenschaftliche oder soziologische Betätigung in wissenschaftlichen Einrichtungen, sondern für weitere Berufsfelder außerhalb der universitären Welt (vgl. Chenu 2002). Diese Licence an der Sorbonne war nicht überlaufen, wohingegen man im Verlauf der 1960er Jahre ein massives Wachsen der Studierendenzahlen an anderen Standorten beobachten konnte, blieb der Studiengang an der Sorbonne relativ klein. Die Professoren an der Sorbonne waren meist wie Bourdieu Normaliens der ENS in Philosophie und im Studiengang wurde vor allem Durkheim, Weber, Mauss und Marx gelesen. Aron selbst wies diese traditionelle Prägung auf und man könnte seinen wissenschaftlichen Stil als „conception livresque“ bezeichnen, der sich kaum von der Philosophie unterscheidet. Aron erlaubte es aber seinen Assistenten, sich auszuprobieren. Man kann durchaus von einer Lehre nach avantgardistischer Art mit charismatischem Lehrpersonal sprechen, Bourdieu führte bereits multivariate Analysen durch und auch weiteres Lehrpersonal versuchte sich in der Neuerfindung oder Neugründung der französischen Soziologie. Man erfand die Lehre, die Methoden und den Nutzen (outil) der Soziologie neu, um sich allmählich von der Philosophie zu autonomisieren (Houdeville 2007:139; 177).

Bis es Ende der 1960er Jahre und im Laufe der 1970er Jahren tatsächlich zu einer Abkopplung der Soziologie als Disziplin und zur verstärkten Vereinheitlichung und Professionalisierung der Forschung und Lehre kommt, weist die Soziologie aber zunächst eine große Heteronomie auf. Die Soziologie durchlief gewissermaßen einen doppelten Autonomisierungsprozess: Einerseits galt es sich fachlich und geographisch von den zentralen Pariser Intellektuellenkreisen und akademisch maßgeblichen

Akteuren an der geisteswissenschaftlichen Fakultät loszusagen, andererseits mussten auch personell besetzte Instanzen etabliert werden, die zu einer fachlichen Fortentwicklung, Standardisierung und Professionalisierung des Fachs und des Karrieresystems beitragen. Ausgangspunkt dieses Entwicklungsprozesses ab Ende der 1960er Jahre ist die Ära der großen Patrone oder Mandarine in Paris. Die Gründergeneration gilt aber nicht deshalb als Generation der Patrone, weil Einzelne derartige Persönlichkeitsmerkmale aufwiesen, sondern eher weil dies die wissenschaftliche Organisationsweise dieser Zeit war. Außerdem gab es landesweit nur sehr wenige Soziologen, sodass einzelnen Personen in der Soziologie großes Gewicht beigemessen wurde oder auch Beziehungen zu etablierten Akteuren der einzige Zugangsweg in die Soziologie darstellte (Houdeville 2007:125).

Dieser Autonomisierungsprozess der Soziologie oder ihre Disziplinwerdung ist maßgeblich geprägt von ihrer Zwischenstellung zwischen akademisch dominanten Disziplinen der geisteswissenschaftlichen Fakultät und weltlich beziehungsweise politischen Akteuren: Einerseits gab es kaum eine genuine soziologische Ausbildung, weshalb die Soziologie von ihren Mutterdisziplinen wie der Philosophie dominiert wurde und sich ihre fachliche Eigenständigkeit erst erkämpfen musste. Andererseits argumentiert Gérald Houdeville (2007) spiegelte sich der geringe Professionalisierungsgrad darin wider, dass der einende Faktor innerhalb soziologischer Kreise weniger das Fach an sich war, sondern eine bestimmte politische Einstellung und Weltanschauung. Lange Zeit war das Bindeglied zwischen den einzelnen, an der Soziologie interessierten Individuen nicht die Soziologie als Disziplin an sich, sondern vielmehr die Kriegs- und Nachkriegserfahrung, das Engagement in der Résistance oder später auch die Nähe zum Kommunismus sowie die Kritik an der Algerienpolitik. Die Gründungsgeneration von Soziologen ab 1945 bis in die 1960er Jahre hinein ist eine Generation von Männern, die den zweiten Weltkrieg miterlebt haben oder von den ersten Soziologen der Nachkriegszeit maßgeblich geprägt und ausgebildet wurden. Ein Großteil der Soziologen dieser Zeit waren in der „Parti communiste“, in der extrem Linken oder auch in anderen christlich linken Parteien aktiv. Die Politik ist der gemeinsame Nenner der mit der Soziologie befassten Akteure. Zu dieser Zeit kannten sich eigentlich alle Soziologen persönlich und man kam vor allem über Kontakte und ohne eine genuin soziologische Ausbildung schnell zu universitären Stellen (ebd.:126ff., 131).

Zusammenfassend hatte man demnach eine große Heteronomie der Soziologie: Die soziologische Argumentation in Vorlesungen zum Beispiel war noch nicht von der Philosophie abgekoppelt und es gab eine große Überschneidungsmenge zur politisch Linken, was sich darin widerspiegelt, dass Vorlesungen von damals heute eher als politische Diskussion gelten würden. Es handelte sich bis Ende der 1960er Jahre um die Phase der großen Patrone in der Soziologie: Der Eintritt in das akademische Feld im Bereich der Soziologie hängt damals noch nicht von einem bestimmten soziologischem Abschluss ab, sondern eher von sozialen Beziehungen in politischen als auch in intellektuellen Kreisen (Houdeville 2007:130ff.). Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die Loslösung von der akademischen sowie weltlichen Dominierung aber nur teilweise gelingt und hierbei neue Abhängigkeitsverhältnisse entstanden. Die Ausweitung der Soziologie beruht in großen Teilen nämlich auf der staatlichen Finanzierung von sozialwissenschaftlichen Instituten, die auf eine vor allem staatlich definierte soziale Nachfrage nach Sozialwissenschaft reagieren und auf dem Ausbau der Lehre im Bereich der Soziologie, um geburtenstarke Jahrgänge an Massenuniversitäten zu versorgen – beide Aspekte erfordern gewissermaßen eine gesellschaftsrelevante und praxis- und berufsnahe Wissenschaft.

So war der Ausgangspunkt der Neugründung der Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg eine Situation, in der die Soziologie vor allem an Universitäten, an geisteswissenschaftlichen Fakultäten und meist in der Philosophie angesiedelt ist. Lange bezieht die Soziologie ihre intellektuelle sowie institutionelle Legitimität aus der Nähe zur universitären Philosophie. Erst im Laufe der 1960er Jahre ändert sich an dieser Gestalt etwas, die Soziologie entwickelt sich allmählich zu einem eigenständigen Bereich der universitären Lehre und etabliert sich nach und nach als elaborierte Forschungspraxis erst außerhalb, später dann auch in den Universitäten. Der Erfolgsweg der Soziologie wurde letztlich durch einen in der akademischen Welt verbreiteten Reformwillen begünstigt, der darauf abzielte, das akademische Monopol der klassischen Disziplinen aufzubrechen (Pollak 1976:105). Prägend für den weiteren Verlauf der Soziologie sind die darauf folgenden 1960er Jahre, in der sich die Institutionalisierung der Soziologie als Disziplin vollzieht: In dieser Zeit entstanden die meisten Zeitschriften und Publikationen zur Soziologie. Man kann allmählich von einer eigenen Profession oder einer eigenen Disziplin sprechen (Houdeville 2007:141 f.). Zudem entstehen in dieser Phase viele Forschungszentren in den Grands établissements, was ebenfalls für die Institutionalisierung und Professionalisierung der soziologischen Forschung und für einen Autonomisierungsprozess von der Philosophie spricht (Pollak 1976:110). Insbesondere die zweite Hälfte der 1960er Jahre kann als Zeit gelten, in der sich die Soziologie in Frankreich autonomisiert und institutionalisiert: die empirische Sozialforschung und der praktische Bezug der Forschung rücken in den Mittelpunkt.

Drei Entwicklungstendenzen in den 1960er und 1970er Jahren weisen auf eine gestiegene Bedeutung der empirischen Soziologie als Abkopplungsinstrument von intellektuellen philosophischen und politisch linken Kreisen: Erstens wurden die fachlichen Kriterien der Soziologieausbildung und im Karrieresystem vereinheitlicht und über den Methodenbezug der Soziologie definiert. Zweitens kam es zu einer massiven staatlichen Förderung von gesellschaftsrelevanter Forschung und drittens wurde ein staatlicher Ausbau von Massenuniversitäten insbesondere im Bereich der Sozialwissenschaften vorangetrieben, um die gestiegene Nachfrage nach Studienplätzen der geburtenstarken Jahrgänge zu decken – auch hierbei rückte der praktische und professionelle Bezug der Soziologie in den Mittelpunkt:

Ein *erster* maßgeblicher Professionalisierungsschritt der Soziologie vollzog sich damit Ende der 1960er Jahre. Wohingegen die soziologischen Kreise anfangs vor allem über politische Inhalte und über eine Philosophienähe definiert waren, kommt es im Verlauf zur 1960er Jahre zur Gründung einer eigenen soziologischen Sektion im nationalen Karrieresystem, 1969 wurde eine Sektion für Soziologie innerhalb des Comité consultatif des universités (CCU) (später Conseil national des universités CNU) gegründet. Die Gründung einer eigenen Sektion kann auf institutioneller Ebene als eine Emanzipation von der Philosophie angesehen werden, da die Karrierebedingungen und Rekrutierung des Lehrpersonals für Soziologie vorher innerhalb der Sektion für Philosophie reguliert wurde. Bis die Regulierung aber wirksam ist, vergeht noch einige Zeit, erst ab Mitte 1970er Jahre kann von einer tatsächlichen Vereinheitlichung gesprochen werden (Houdeville 2007:149). Auch die Gründung einer eigenen Sektion im CNRS kann ähnlich gedeutet werden. Es ging um die Abgrenzung von der Philosophie oder anderen klassischen geisteswissenschaftlichen Disziplinen, was vor allem über die Betonung der empirischen Forschung gelang (Chenu 2002:46). Wohingegen lange Zeit das politische Engagement und die sozialen Beziehungen zu gewissen intellektuellen und politischen Kreisen wichtig waren für die Karriere, können nun fachspezifische Kriterien etabliert werden, die einen stärker offenen Zugang zum Fach ermöglichen.

Ein *zweiter* wichtiger Erklärungsfaktor des Auflebens der empirischen Forschung in der Soziologie ist die gezielte staatliche Forschungsförderung, um der damals großen sozialen Nachfrage nach sozialwissenschaftlichen Studien gerecht zu werden. Im Gegensatz zur vorhergehenden Prägung durch intellektuelle Kreise an geisteswissenschaftlichen Fakultäten und links orientierten politischen Kreisen der Gründergeneration spielt nun Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre immer mehr die staatliche Förderung der Sozialwissenschaften eine zentrale Rolle. Man könnte gewissermaßen auch sagen, dass die Autonomisierung von der Philosophie und von der politischen Linken durch die staatliche Finanzierung von soziologischer Forschung und Lehre in unterschiedlichen Institutionen erst ermöglicht wurde. Andererseits begibt sich die Soziologie damit wiederum in ein neues Abhängigkeitsverhältnis zum Staat: Die Forschungsfinanzierung kam in dieser Zeit von der Délégation générale à la recherche scientifique et technique (DGRST) in Paris (Gründung 1959, aber vor allem in 1970er und 1980er Jahren einflussreich). Seine Programme und Mittel wurden durch die Mission de la recherche urbaine, das DREES (Ministère de la Santé et des Solidarités) und später vom CORDES (Comité d'Organisation des *Recherches* appliquées sur le Développement économique et social) reguliert und verteilt. Auch die Gründung des DGRST (Délégation générale à la recherche scientifique et technique) passt in die Stimmung Anfang der 60er Jahre: Es soll die gestiegene soziale Nachfrage nach sozialwissenschaftlichen Studien bedient werden, womit aber vielmehr die staatliche oder politische Nachfrage als tatsächlich der gesellschaftliche Nutzen gemeint war – allgemein ging es mehr um die sozialwissenschaftliche Legitimierung des Staates oder staatlicher Programme als um individuelle gesellschaftliche Akteure (Houdeville 2007:150 ff.). Das DGRST war ab Ende der 1960er Jahre maßgeblich für die Themenentwicklung und Ausrichtung der französischen Soziologie. In ihren Kommissionen der Forschungs- und Budgetplanung war neben politischen Akteuren (z.B. der Ministerien) oft nur ein Akteur aus dem INSEE oder aus dem CNRS beteiligt, weshalb Bereiche der Soziologie, die in den Anfangsjahren wichtig waren (nah an Philosophie und Geschichte), eher ausgeblendet wurden. Es wird vor allem eine Soziologie gefördert, die einen großen Konsens erfährt, politiknah und für die Öffentlichkeit bedeutend ist. In dieser Zeit wird die ambivalente Zwischenstellung der Soziologie zwischen dem Feld der Macht und dem intellektuellen Feld deutlich. Die Forschungspolitik verstärkt den internen Konflikt zwischen den Praktikern, die die Sozialtechnologie etablieren wollen (staatsnah), und denen, die Soziologie als Instrument der sozialen Kritik sehen (Intellektuelle). In dieser Phase sieht man aber auch allgemein, dass Forschungspolitik das Ziel hat, die wissenschaftliche Forschung enger an den potenziellen Nutzer der Forschung zu binden: Es gibt immer mehr private Forschungsfinanzierung und die staatliche Forschungsfinanzierung für Sozial- und Geisteswissenschaft ging in den 1960er Jahren in den Universitäten, Grands établissements und CNRS-Instituten zurück, wohingegen die Finanzierung für das INRA, INSERM, ORSTOM und INED (stärker anwendungsbezogene Institute) gleich blieb (Pollak 1976:114–121).

Ein *dritter* Faktor, der zur verstärkten Ablösung von der Philosophie und Betonung der empirischen Soziologie führte ist der massive Ausbau von soziologischen Studiengängen im gesamten Land. Eine erste große Rekrutierungswelle des soziologischen Lehrkörpers vollzog sich in der zweiten Phase der 1960er Jahre, was einen großen Einfluss auf die Soziologie der folgenden Jahrzehnte hatte (Houdeville 2007:160). Aufgrund geburtenstarker Jahrgänge und einem gestiegenen Interesse an Hochschulabschlüssen kam es ab Mitte der 1960er Jahre zu einem enormen Anstieg der Studierendenzahlen im gesamten Land. Die Soziologie wird von dieser Zeit an auch immer mehr landesweit angesiedelt, sodass die Expansion der universitären Soziologie mit der Dezentralisierung oder geographischen Ausweitung einherging. Insbesondere die Provinzuniversitäten befinden sich in

Ende der 1960er und im Laufe der 1970er Jahre im vollen Ausbau und benötigen dafür dringend Lehrpersonal. So gibt es für die meist in Paris ausgebildeten Soziologen und Wissenschaftler aus Nachbardisziplinen an den Provinzuniversitäten die besten Chancen (ebd.:162ff.).

Die neugegründeten Soziologiestandorte in der Pariser Peripherie und im gesamten Land unterscheiden sich aufgrund ihrer Startbedingungen von den etablierten Traditionsstandorten in Paris. Die Bildungsexpansion wurde vor allem außerhalb des Pariser Zentrums und in der Provinz vorangetrieben, wohingegen die Pariser Standorte ein nur geringes Wachstum erfuhren, sodass es zu einer stärkeren Differenzierung von Pariser Elite und Massenuniversität in der Provinz kam. Dieser Ausbau an den Provinzuniversitäten fand in einer Zeit statt, in der es noch nicht so viel soziologisch geschultes Personal gibt. Als Folge wurden dort viele Personen mit geringem intellektuellem Kapital (im Sinne soziologisch wissenschaftlichen Kapitals) rekrutiert. Der berufliche Einstieg als Soziologe in dieser Zeit war wesentlich einfacher und offener für unterschiedliche Ausbildungs-/Zugangswege als heutzutage. Es gab viele Quereinsteiger aus der Philosophie und anderen benachbarten Disziplinen, die zu großen Teilen auch ohne Methodenkenntnisse eine Anstellung in der Soziologie erhielten. Viele Dozenten und Professoren lesen sich erst im Zuge ihrer Lehrtätigkeit in die Grundlagen der Soziologie ein (Houdeville 2007:162 ff.). Die spezifische fachliche Ausrichtung der Provinzstandorte ergibt sich zum einen dadurch, dass die Masse an Studierenden auch mit praxis- oder berufsbezogenen Inhalten ausgestattet werden soll, da schon damals aufgrund der im Vergleich zu den Studierendenzahlen geringen Stellenkapazität deutlich ist, dass nur wenige der Absolventen eine wissenschaftliche Karriere durchlaufen können. Zum anderen bietet die Tätigkeit an Provinzuniversitäten aber auch die Möglichkeit, sich von der fachlichen Ausrichtung der etablierten Pariser Eliten abzuheben und diese durch eine stärker empirische oder praxisbezogene und gesellschaftlich eingebettete Soziologie herauszufordern. Die Soziologie an neugegründeten Standorten und an den Provinzuniversitäten muss sich gewissermaßen neu erfinden, um sich gegenüber der alten Pariser Elite zu behaupten. Hinsichtlich der Forschungsförderung in der Provinz zeigt sich ein ähnliches Problem. Innerhalb der Förderung des DGRST ist die Provinz benachteiligt und es gibt nicht so viele CNRS-Institute oder CNRS-Finanzierung. Man muss sich mit den Pariser Forschungsinstituten und Wissenschaftlern zusammenschließen, um an Forschungsgelder zu kommen, im Alleingang bleiben nur regionale Förderprogramme und die Auftragsforschung (ebd.).

Zusammenfassend zeigt sich also für die Phase von 1958 bis 1975 der Versuch, die Soziologie als eigenständige Disziplin zu institutionalisieren. Auf unterschiedliche Art und Weise spielt hierbei die Betonung der empirischen Forschung und des Praxis- oder Gesellschaftsbezugs eine zentrale Rolle: Die Gründung eigener Sektionen im CCU und CNRS gelingen nur über die Betonung der Andersartigkeit zur Philosophie – diese Andersartigkeit liegt vor allem im Interesse an den Problemen der kontemporären Gesellschaft und an der empirischen Forschung. Zudem wurde der Ausbau und die Institutionalisierung der Soziologie als Fach in dieser Zeit nicht an den Pariser Universitäten vorangetrieben, sondern vielmehr durch die staatliche Forschungsförderung und die Betonung des gesellschaftlichen Bedarfs oder der sozialen Nachfrage nach Sozialwissenschaft, wodurch sich die Staatsnähe der Soziologie als Disziplin erklärt. Zuletzt spielt aber auch die Bildungsexpansion außerhalb von Paris eine zentrale Rolle. Im folgenden Abschnitt wird noch deutlicher gezeigt, inwiefern die Soziologie ihren Ausbau der Gründung von Massenuniversitäten verdankt und welche fachlichen Besonderheiten damit einhergingen. Zunächst soll jedoch erneut festgehalten werden, dass die Entwicklungsgeschichte der Soziologie als Disziplin deutlich von ihrer Zwischenstellung zwischen akademischem und weltlichem Pol geprägt ist: Die Disziplinwerdung der Soziologie ist

einerseits der Kampf um Autonomie von den Hierarchien des akademischen Feldes und der geisteswissenschaftlichen Fakultät und andererseits ein Autonomisierungsprozess vom Feld der Macht und diverser politischer Akteure. Auch wenn ein gewisser Autonomisierungsgrad an einem der beiden Pole erreicht ist, bleibt immer ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis am anderen Pol erhalten. Das zeigt sich beispielsweise darin, dass die Soziologie zwar nicht so stark professionalisiert ist wie die Ökonomie, das Recht oder die Pädagogik, ihr Wachstum und ihre fachliche Entwicklung aber nicht von der staatlichen und sozialen Nachfrage zu trennen sind. Erst mit der staatlichen Nachfrage nach sozialwissenschaftlichen Studien oder nach gesellschafts- und staatsrelevanten Studien sowie Statistiken, konnte sich die Soziologie in Frankreich etablieren und verbreiten.

Ein weiterer wichtiger Aspekt in diesem Zusammenhang ist der Ausbau der Soziologie zu Zeiten der Hochschulexpansion – der Anstieg der Studierendenzahlen in der Soziologie beruht nicht nur auf der individuell gestiegenen Nachfrage nach Studienplätzen, sondern zu großen Teilen auch auf der bildungspolitischen Investition in bestimmte Fächer und auf dem landesweiten Ausbau von Universitäten, um große Kohorten von Schulabsolventen nicht in die Jugendarbeitslosigkeit abdriften zu lassen. Damit verbunden ist eine gewisse Verantwortung, der Masse an Studierenden in der Soziologie praxisrelevantes Wissen (sei es für Tätigkeit in Privatwirtschaft oder staatsnahen Berufen) zu vermitteln. Ebenso ist die Soziologie aber auch am akademisch autonomen Pol dominiert. Sie nimmt im Vergleich zu klassischen Disziplinen, wie der Philosophie und Geschichte, lange eine nachgeordnete Stellung in den geisteswissenschaftlichen Fakultäten (*faculté des lettres*) ein. In der französischen Soziologie ist das Bemühen um Anerkennung am akademisch autonomen Pol bis in die 1970er Jahre deutlich ersichtlich, aber auch heutzutage noch in vielerlei Hinsicht zu beobachten: Dazu gehören beispielsweise die Vorliebe für einen literarischen Stil, die Behandlung großer theoretischer Fragen und Forschungsgegenstände und auch die Seltenheit von empirischer Forschung. Diese Tendenzen der Disziplin sind einerseits eine direkte Konsequenz daraus, dass es keinen eigenen (frz. *propre*) Arbeitsmarkt für die Soziologie gibt und andererseits, dass sich die Jurys (Prüfungskommissionen) bei Promotionen meist aus Philosophen und Historikern zusammensetzten. Die doppelte Autonomie der Soziologie ist somit immer auch eine doppelte Abhängigkeit, die lange Zeit das Aufleben der Soziologie verhindert hat. So wurde beispielsweise die Anzahl soziologischer Lehrstühle zwischen 1920 bis 1945 gesenkt und es gab lange danach kein spezifisches oder standardisiertes Karrieresystem für akademische Karrieren in der Soziologie. Anders als der Soziologie gelang es den Wirtschaftswissenschaften leichter, sich mit Hilfe der staatlichen und wirtschaftlichen Nähe von ihrer Mutterdisziplin, dem Recht, loszusagen und eigene Kapazitäten und Strukturen in der Lehre, Forschung sowie Praxis zu etablieren (Pollak 1976:106).

5.3 Die Soziologie in der Massenuniversität (1976-2000)

Mit der Zunahme der Studierenden im Fach Soziologie zwischen 1970 bis Ende der 1990er geht eine massive Rekrutierungswelle akademischen Personals an Universitäten einher. Erst ab den 1970er Jahren wird Personal rekrutiert, das spezifisch akademisches Kapital (im Sinne einer einheitlichen Soziologieausbildung) aufweist. Die Gründung der Sektion für Soziologie im CCU (später CNU) erfolgte 1969 und führte erst im Laufe der 1970er Jahren zu einer Vereinheitlichung der Soziologiekarrieren. Auch das soziologische Studium an Universitäten etabliert sich im gesamten Land und es kommt zu einer immer stärker vereinheitlichten Definition der soziologischen Lehr- und Forschungspraxis. Deshalb charakterisiert Houdeville (2007) die 1970er und 1980er Jahre als

Konsolidierungsphase der Soziologie als Disziplin: Eine Gruppe mit spezifischem sozialen Kapital und professionellem Verständnis wird allmählich als eigenständige akademische Disziplin anerkannt (Houdeville 2007:178). Es gab in dieser Zeit eine Art wissenschaftliche Bewegung, die um die intellektuelle Anerkennung der Soziologie kämpfte und maßgeblich zu ihrer „Disziplinwerdung“ (frz. disciplinarisation) beitrug. Man einigte sich allmählich auf einheitliche Kriterien und Kenntnisse für wissenschaftliche Laufbahnen innerhalb der Soziologie. Neben einzelnen Vertretern des Fachs selbst spielte aber auch die staatliche Bildungs- und Forschungspolitik eine zentrale Rolle bei der Konstituierung der Soziologie. Neben der Vereinheitlichung der Karrieren wurden mehr sozialwissenschaftliche Forschungsprojekte und -institute finanziert, um seitens des Staates wahrgenommene „soziale Nachfrage“ nach sozialwissenschaftlichen Studien zu stillen (ebd.:213).

Die Konsolidierungsphase der Soziologie weist gleichermaßen Öffnungs- und Schließungstendenzen auf, die es in den folgenden empirischen Kapiteln zu untersuchen gilt: Der Ausbau der Massenuniversitäten in der Provinz lässt einerseits vermuten, dass es zu einer massiven Dezentralisierung innerhalb der universitären Soziologie kam und damit eine Öffnung des etablierten Pariser Zentrums einhergeht. Auch die Etablierung eines nationalen Concours mit einheitlichen Kriterien im CNU könnte zur Vermutung führen, dass nicht mehr nur die personellen sozialen Beziehungen zu zentralen Pariser Professoren wichtig sind für die zukünftige Karriere, sondern die Bedeutung der fachlichen Leistung in den Mittelpunkt rückt. Auf der anderen Seite birgt die Vereinheitlichung der Studiengänge und die Etablierung eines nationalen Concours auch die Gefahr, dass sich bei der Definition der Bewertungskriterien wiederum die etablierten Pariser Wissenschaftler durchsetzen oder auch das Prestige von Abschlüssen an zentralen Standorten überwiegt. Wohingegen in der Zeit zuvor Platz für eine Vielzahl an politisch und gewerkschaftlich aktiven Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Disziplinen und von unterschiedlichen Standorten war, werden nun spezifische soziologische Kenntnisse (theoretisch sowie empirisch) und bestimmte Universitätszugehörigkeiten vorausgesetzt. Ganz allgemein wächst nun auch mit der Zunahme der Personen mit Soziologiediplom und -promotion die Konkurrenz um Arbeitsstellen.

So ähnlich deutet auch Houdeville (2007) die beschriebene Entwicklung: Im Jahr 1987 geht das CCU in das CNU über. Ab diesem Jahr kann man nur noch eine universitäre Stelle in der Soziologie erhalten, wenn man eine Qualifikation des CNU aufweist. Es entstehen damit einhergehend neue Hierarchien und Reputationsunterschiede im soziologischen Arbeitsmarkt, da es nun nicht mehr nur genügt, eine soziologische Doktorarbeit aufzuweisen, sondern neben dem Abschluss nun auch Publikationen, Vorträge und die Lehrtätigkeit wichtig werden. Insofern spielen soziale Beziehungen zu gut vernetzten Wissenschaftlern und Fachzeitschriften eine zunehmend zentrale Rolle. Es wird offensichtlicher, welche Standorte und Personen die zentralen Konsekrationsinstanzen des Feldes sind und die Karriere beruht weniger stark auf dem Zufall (Houdeville 2007:196 ff.). Die Etablierung des CNU und die Einführung der Qualifikation stellen einen Prozess der Normalisierung, Standardisierung und Stabilisierung der Soziologie als universitäre Disziplin dar. Aber auch innerhalb der CNRS-Institute kam es zur Vereinheitlichung, die „hors-status“ wurden integriert und weitere Reformen bezüglich der Karrieren wurden in 1980er Jahren umgesetzt. Als Folge nimmt die Pluralität der Zugangswege in die Soziologie ab (ebd.:198ff.). Dieser Prozess stellt auch eine Autonomisierung von der Philosophie dar, die Anzahl der *agregés de philosophie* nimmt ab und immer mehr Soziologen weisen eine Doktorarbeit innerhalb der Soziologie auf. Es zeigt sich aber, dass das gewerkschaftliche Engagement weiterhin eine Rolle spielt in Karrieren (Houdeville 2007:194 f.).

Es sprechen neben der Einführung einer einheitlichen Qualifikation (CNU) auch weitere Gründe für eine Segregation des Pariser Elitesektors und der Massenuniversitäten in der Pariser Peripherie und in der Provinz. Da sich viele der Pariser Universitäten auf ein geringeres Maß an Studierenden beschränken, erhalten sie ihr Prestige und ihre Exklusivität aufrecht. Massenuniversitäten hingegen verleihen Diplome mit geringerem Alleinstellungsmerkmal und Prestige. Der Ausbau der Massenuniversitäten in der Provinz ging außerdem mit einer spezifischen Rekrutierungslogik von Personal einher: Man suchte nach Wissenschaftlern, die Erfahrung in der Lehre aufweisen, sich lokal in der Lehre engagieren und dem Standort möglichst lange treu bleiben. Anders als in Paris, wo es mehr Forschungsförderung an Universitäten gibt und die Studierendenzahlen im Verhältnis zu den Mitarbeitern nicht so hoch sind, spielt die Rekrutierung von aktiven und möglicherweise über die Landesgrenzen hinweg sichtbaren Forschern eine geringere Rolle. Zwar könnte man meinen, dass die Vereinheitlichung der Karrierewege und der nationale Concours nun auch Chancen für Wissenschaftler aus der Provinz schafft beziehungsweise eine Öffnung gegenüber weniger privilegierten Bevölkerungsschichten bietet, da nun offizielle Leitlinien für Karrieren bestehen und nicht mehr nur die sozialen Beziehungen zu zentralen Intellektuellenkreisen wichtig sind, jedoch sind die Rekrutierungslogiken und damit auch die Lehr- und Forschungsausrichtung in Paris und in der Provinz sehr unterschiedlich. So werden in Paris starke Forscherpersönlichkeiten gesucht und in Provinz Lehrkräfte, was sich auch in der Ausbildung niederschlägt. Als Folge geht die Vereinheitlichung der Qualifikationskriterien im CNU auch mit der stärkeren Sichtbarkeit der Reputationshierarchien einher, da alle Absolventen, egal nach welcher Logik sie ausgebildet wurden, nun miteinander verglichen werden. Reputationshierarchien werden dadurch deutlicher, da nun für alle ersichtlich und bekannt ist, welche Kapitalien man für eine erfolgreiche Karriere aufweisen muss (Schließung durch Professionalisierung).

In den 1970er Jahren wurde seitens der staatlichen Forschungsförderung zunehmend ein regionaler Dezentralisierungsprozess vorangetrieben. Unterschiedliche Förderorganisationen widmeten sich der Finanzierung von speziellen Soziologien, die auch häufig maßgeblich für den Ausbau der Studiengänge in der Provinz und in den Großstädten waren. Die staatliche Förderung der soziologischen Forschung ist eine Antwort auf die anhaltende „soziale Nachfrage“ nach sozialwissenschaftlichen Studien. Ein zentrales Beispiel ist die Gründung des Comité d'organisation des recherches appliquées sur le développement économique et social (CORDES). Das CORDES weist eine ähnliche Ausrichtung wie das oben genannte DGRST auf und fördert vor allem empirische und statistische Forschung beziehungsweise war unter anderem auch für die Verteilung von DGRST-Mitteln zuständig. Weitere zentrale Ziele sind die Verbindung von Forschung, Verwaltung und sozialen wie ökonomischen Akteuren. In den 1970er Jahren ist in der Politik die Sozialplanung, aber auch die ökonomische Planung zentral, was sich auch auf die Förderung der Soziologie niederschlägt. Die Förderung trägt maßgeblich zur Entwicklung der speziellen Soziologien in spezialisierten Forschungsinstituten bei (z.B.: CSO für Organisationssoziologie, LEST für Arbeits- und Industriesoziologie). Auch wenn ein Großteil der Mittel des CORDES nach Paris ging, wurde versucht, die Forschung in der Provinz verstärkt zu fördern (Houdeville 2007:180 ff.). So entstanden durchaus in der Provinz auch sichtbare und zentrale Forschungszentren. Ein Beispiel dieser Zeit ist das LEST für Arbeits- und Industriesoziologie, es wurde in den 1970er Jahren durch das CNRS an der Université Aix-Marseille angesiedelt. Die Leitung hatte aber ein in Paris ausgebildeter Soziologe inne. Zentrales Thema war dort auch die Arbeiterschaft, Gewerkschaften und ähnliche marxistische Einflüsse, was durchaus typisch für die Lehre und Forschung an den Provinzstandorten war.

Wobei die Gestalt der soziologischen Forschung in Paris schon in den zwei Jahrzehnten zuvor Gestalt annahm, sind die Lehrinhalte Anfang der 1970er Jahre vergleichsweise gering spezifiziert und vereinheitlicht - insbesondere an den noch relativ jungen Soziologiestandorten in der Pariser Peripherie oder in der Provinz des Landes bleibt viel Raum für die Mitwirkung und Neudefinition der Lehr- und Forschungsinhalte. In den Expansionsphasen nach 1968 bis 2000 ist die fachliche Entwicklung der Soziologie als Disziplin aber nicht mehr von ihrer großen Bedeutung für die Lehre und praktischen Relevanz zu trennen. Chenu (2002) spricht ab 1976 von der „Ära des Lehrens“. Die Soziologie ist für den Autor eine Art Zufluchtdisziplin (frz. discipline refuge), durch die die französische Massenuniversität Gestalt angenommen hat (Chenu 2002:46). Die Frage, wofür man Soziologiestudium nutzen könnte rückt immer mehr in den Mittelpunkt. Wegweisend waren hierbei seit den 1960er Jahren zum Beispiel Alain Touraine und Michel Crozier: Die Beschäftigung mit der Industriesoziologie, Arbeiterschaft und sozialen Bewegungen sollte durch die aktive oder teilnehmende Beobachtung in Unternehmen stattfinden und dadurch ein Praxisbezug geschaffen werden und auch Crozier bot erste Anhaltspunkte dazu, wie man eine praxisbezogene Organisationssoziologie umsetzen könnte, die Nutzen für Wirtschaft und Verwaltung hat (Chenu 2002:46–51).

Diese Diskussionen über den Nutzen der Soziologie waren zentral für die heutige Gestalt der Disziplin, weil die Phase der Ablösung von der praxisfernen Philosophie zur weitreichenden Anerkennung der Soziologie als eigenständige Disziplin führte. Bezeichnend dafür ist auch, dass sich das Hochschulwesen vor allem in den 1970er Jahren für die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften öffnet und diese Fächer nur allmählich das Niveau an Anerkennung erreichen, das die klassischen Natur- und Geisteswissenschaften schon länger innehatten. Als Folge steigen die Studierendenzahlen der Soziologie im gesamten Land an, wobei sich der Anstieg an den Universitäten in Großstädten und an den Provinzuniversitäten wesentlich deutlicher vollzieht. Zum Beispiel stieg die Zahl von Lehrkräften und Forschern in der Soziologie und Demographie (enseignants-chercheurs titulaires de sociologie et démographie) zwischen 1983 bis 1997 in der Provinz von 140 auf 351, wobei es in der Pariser Region nur einen Anstieg von 114 auf 209 Wissenschaftler gab (ebd.:51f.). Wobei das Personal im CNRS vor allem bis in die 1970er und -80er Jahre wächst (insb. durch die Integration der „hors status“), bricht die Expansionswelle der universitären Soziologie bis in die 2000er Jahre nicht ab. Das soziologische Lehrpersonal wächst weiterhin mit dem immensen Anstieg der Studierenden: 1975 gibt es 200 Soziologen, 1985 sind es 300, 1990 schon 500 und heute 700 (Professeurs des universités und Maîtres de conférences). In dieser Zeit kommt es zum massiven Ausbau der Soziologie in der Provinz: Neue soziologische Studiengänge werden eingeführt und es wird häufiger eine Promotion (frz. thèse de 3e cycle) in der Provinz absolviert (Houdeville 2007:179). Für Chenu ist das ein Ausdruck dieser Konstituierungsphase der Soziologie, in der eine starke Abkehr vom akademisch intellektuellen Milieu in Paris vollzogen wurde. Andere vergleichbare Fächer wie die Ethnologie hatten keinen vergleichbaren Anstieg des Lehrkörpers in dieser Zeit, weil keine vergleichbaren Bildungsabschlüsse eingeführt wurden. Das Personal im Bereich der Ethnologie konzentriert sich zudem stärker in Paris und ist weniger stark an Provinzuniversitäten verbreitet als soziologische Wissenschaftler. Die Folge für die Soziologie war, dass sich der soziologische Lehrkörper immer mehr von einem Idealtyp des Pariser Intellektuellen entfernt und seltener mit der Betreuung von Doktoranden, mit Publikationen und Herausgeberschaften befasst, sondern vor allem in der Lehre aktiv ist (Chenu 2002:51 f.). Chenu deutet aber auch an, dass die Entwicklung der Soziologie (Ende der 1990er) am besten mit dem Bild einer unkontrollierten institutionellen Genese beschrieben werden kann, da es im Vergleich zu anderen praxisbezogenen Professionen und Fächern

der Bildungsexpansion nicht gelungen ist, sich tatsächlich in der Praxis, in der privaten Wirtschaft oder in der Politik zu etablieren – Ökonomen und Psychologen haben den Sprung von der universitären zur praxisbezogenen Profession wesentlich deutlicher und nachhaltiger vollzogen. Die Spannung, die auf die Zwischenstellung der Soziologie zwischen autonomen akademischen und weltlich dominierten Pol zurückgeht, kann auch zu Zeiten der Hochschulexpansion nicht aufgehoben werden. Insofern ist es erstaunlich, dass die Soziologie zwar durch die Massenuniversität ihren Aufschwung erlebte, aber bis heute nur in vergleichsweise geringem Maße darum bemüht ist, sich als Profession in der Praxis zu behaupten. Ebenso gelingt es der Soziologie außerhalb von Paris auch kaum, sich in intellektuellen Kreisen im Zentrum als akademisch autonom zu behaupten und sich von der Nachfrage nach praxisbezogener Ausbildung für die große Anzahl der Studierenden freizumachen. Häufig besteht aufgrund der starken Zentralisierung im Land an Provinzuniversitäten auch Mittelknappheit, sodass Auftragsforschung oder themengebundene und regionalrelevante Forschung betrieben wird. Insofern ist es für Provinzuniversitäten nur sehr schwer möglich, mit der Konkurrenz aus dem intellektuellen Zentrum in Paris mithalten. Der Ausbau der Soziologie an Provinzuniversitäten zu Zeiten der Hochschulexpansion ging mit einer starken Differenzierung zwischen soziologischen Massenuniversitäten einerseits und den Pariser Eliteeinrichtungen (wie EHESS, ENS, Sciences Po) andererseits einher (ebd.:57).

5.4 Akademische Laufbahnen im Feld symbolischer Ordnungen

Der folgende Abschnitt widmet sich den Karrierelaufbahnen innerhalb der französischen Soziologie und führt diese auf die historisch etablierten Ungleichheitsverhältnisse des Feldes zurück. Der durch die Hochschulexpansion verstärkte Konflikt der Disziplin zwischen weltlichem und autonomem Pol und die Zentralisierung des französischen Hochschulsystems hat maßgeblichen Einfluss auf die Differenzierung des Hochschulsystems im Allgemeinen und auf die typischen akademischen Laufbahnen und Mobilitätschancen innerhalb der universitären Soziologie. Aus der historisch etablierten symbolischen Ordnung des Feldes gehen unterschiedliche Rekrutierungswege hervor und führen (wie in Kapitel 8 und 9 gezeigt werden soll) zu einer Bevor- oder Benachteiligung hinsichtlich unterschiedlicher akademischer und sozialer Kriterien:

- Regionale Differenzierung (Überlegenheit der Pariser Eliteeinrichtungen)
- Akademisch fachliche Differenzierung (Streit der Fakultäten)
- Symbolische Geschlechterordnung (weibliche Unterwerfung)
- Soziokulturelle Ordnung (Bildungsbürgerliche Überlegenheit und Unterlegenheit der Bildungsaufsteiger)
- Herrschaft der nationalen Kultur (nationale Geschlossenheit)

Im vorhergehenden Abschnitt wurde erläutert, inwiefern die Soziologie erst durch die Hochschulexpansion landesweit etabliert wurde. Nun soll der Zusammenhang zu unterschiedlichen Rekrutierungswegen hergestellt werden. Ein in der Literatur beschriebenes Phänomen ist, dass die Hochschulexpansion in Frankreich mit der Differenzierung eines Massensektors einerseits und der eines elitären Sektors andererseits einherging (Massification vs. malthusianisme) (Le Gall und Soulié 2007; Windolf 1990). Wie bereits im vorhergehenden Kapitel angedeutet, blieben die Pariser Einrichtungen relativ elitär, wohingegen die Soziologie vor allem in der Pariser Peripherie und in der

Provinz zu einem Massenfach ausgebaut wurde. Nur wenige Autoren widmen sich den damit zusammenhängenden sozialen Ungleichheits- oder Dominierungsverhältnissen.

Le Gall und Soulié (2007) deuten derartige Zusammenhänge für den Ausbau der französischen Soziologie an. Allgemein wächst die französische Soziologie als Studienfach um 490% in der Phase zwischen 1973 bis 2004, wobei andere Disziplinen an geisteswissenschaftlichen Fakultäten nur zu 206% wachsen. Zum einen führte das zu einer verstärkten Integration weniger privilegierter sozialer Schichten im Soziologiestudium. Wohingegen in den 1960er Jahren vor allem noch Studierende mit einem höheren sozialen Niveau rekrutiert werden, steigen in den drei Jahrzehnten danach die Studierendenzahlen aus der Arbeiterschicht. Zudem steigt die Zahl der weiblichen Studierenden im Vergleich zu anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern deutlich stärker an. Die Exklusivität einer akademischen Einrichtung oder Disziplin lässt sich den Autoren nach immer noch daran ablesen, wie hoch beziehungsweise niedrig die Quote der Studierenden aus weniger privilegierten Schichten ist und auch die Geschlechterverteilung wird als weiterer Indikator hierfür gedeutet. Als Gegenbeispiel zur Soziologie führen die Autoren die Philosophie an, die sich eine akademisch überlegene Stellung erhielt, da sie als Studienfach nicht überlaufen ist und kein vergleichbares Wachstum erfuhr. Die akademische Überlegenheit wird von den Autoren darauf zurückgeführt, dass sich die Philosophie angesichts niedriger Studierendenzahlen nie der Herausforderung gegenüber sah, einen praktischen oder professionellen Bezug ihrer Disziplin herstellen zu müssen. Die Soziologie an den Massenuniversitäten hat sich hingegen zu einem eher praxisorientierten Fach entwickelt (Le Gall und Soulié 2007:2 f.).

Da der Ausbau seit den 1970er Jahren aber nicht überall in gleichem Ausmaß erfolgte, erhielten sich die Pariser Eliteeinrichtungen eine Studierendenschaft aus mittleren und höheren sozialen Schichten. Auch der Praxisbezug ist an diesen Einrichtungen seltener im Zentrum des Studiums, wohingegen eine Nähe zur Philosophie und Theorie eine akademische Überlegenheit demonstriert. Gewissermaßen wird mit dem Ausbau der Soziologie als Fach und den unterschiedlichen Herausforderungen an Elite- und Massenuniversitäten der von Kant beschriebene Streit der Fakultäten innerhalb der Soziologie als Disziplin neu entfacht. Die Gründer der Soziologie kämpften bereits um eine stärkere Autonomie von der Philosophie, was wie oben beschrieben vor allem durch die Betonung des empirischen Erforschens der Gegenwartsgesellschaft geschah. Durch den Ausbau der Massenuniversitäten an den Provinzuniversitäten vollzog sich aber gewissermaßen eine weitere Autonomisierung von der Pariser Gründungsgeneration, da eine wesentlich deutlichere Professionalisierung und Herstellung von Berufs- und Praxisbezügen für die Masse der Studierenden notwendig geworden ist. Entsprechend der steigenden Studierendenzahlen wuchs somit auch der Lehrkörper in der Soziologie von 1973 bis 2004 um 366%. Andere geisteswissenschaftlichen Disziplinen hatten nur einen Anstieg von 232% und in der Philosophie stiegen die Personalzahlen nur um 30%. Insofern sind die Professionalisierungsbemühungen während der Bildungsexpansion innerhalb der Soziologie besonders prägend. Die größte Rekrutierungswelle von Soziologen fand zwischen 1986 bis 1999 statt, eine Phase in der die sozialwissenschaftliche Expertise zunehmend staatlich und politisch nachgefragt und genutzt wurde. Es wird deshalb angenommen, dass die Soziologie heute noch in großen Teilen von dieser Generation geprägt ist, die zwischen 1985 bis 2000 rekrutiert wurde, eine starke staatliche Nähe und Abkehr vom traditionellen Intellektuellen aufweist. Die Genese der Soziologie in starker Nähe zum Staat zeigt sich zum Beispiel daran, dass gesamte Lehrbereiche und spezielle Soziologien entsprechend unterschiedlicher staatlicher Ministerien eingeteilt sind: Arbeits-, Bildungs- und Gesundheitssoziologie haben ihre Entsprechung in

unterschiedlichen Ministerien, die auch häufig für die Finanzierung von entsprechender Forschung zuständig sind (Le Gall und Soulié 2007:3f.).

Das Resultat der zunehmenden Professionalisierung zu Zeiten der Hochschulexpansion ist eine Differenzierung der Soziologie in einen Intellektuellensektor und einen professionalisierten praxisbezogenen Bereich. Es verbreitete sich die Gestalt des Soziologen als Experten oder als Berater, das heißt mit der Politik, Verwaltung oder Wirtschaft verbundene Akteure, die den traditionellen Wissenschaftlertypus des Universalgelehrten/-intellektuellen (frz. *intellectuel généraliste*) gewissermaßen herausfordern. Inzwischen ist es für einen Großteil der Soziologen nicht mehr denkbar, sich selbst als intellektuelle Persönlichkeit zu geben oder zu verstehen, nur manche Wissenschaftler an den elitären Universitäten identifizieren sich mit diesem traditionellen Modell noch. So hat dieses historisch geprägte Modell des Intellektuellen zwar bis heute eine zentrale symbolische Wirkung und Prestige, wurde aber aufgrund des Ausbaus von Massenuniversitäten und der damit verstärkten Professionalisierung immer seltener (vgl. Houdeville 2007). Paradox und bezeichnend für die Zwischenstellung der Soziologie (zwischen autonom akademischem und weltlichem Pol) ist aber, dass sich der Professionalisierungsgrad der universitären Soziologie nie so deutlich vollzogen hat wie in anderen Fächern. Die Psychologie, die Erziehungswissenschaften und auch die Informations- und Kommunikationswissenschaften erfuhren ein wesentlich stärkeres Wachstum als die Soziologie in dieser Zeit und erleben damit aber auch eine starke Professionalisierung (Le Gall und Soulié 2007:4). So gibt es nach einem Soziologiestudium nur wenige Möglichkeiten, etablierte Pfade in die berufliche Praxis zu beschreiten. Im Grunde bestehen nur drei große Arbeitsmärkte der Soziologie, die aber an französischen Universitäten kaum Bestandteile des Soziologiestudiums sind: Die Organisationssoziologie, wobei die Arbeit in diesem Bereich vor allem in Paris in größeren Konzernen konzentriert ist (EDF, GDF, Télécom, RATP, SNCF, PTT) und die Netzwerke oder Nachfolger von Michel Crozier und Renauld Sainsaulieu dominierend in diesem Bereich sind. Der zweite wichtige Arbeitsmarkt gruppiert sich um die Konsum- und Freizeitforschung und das Marketing, ebenfalls eine Branche, die vor allem in Paris ansässig ist. Dann gibt es noch die Stadtsoziologie, die stärker regional eingebunden ist und auch in anderen Großstädten des Landes gefördert wird. In der Lehre finden aber eigentlich nur die Organisations- und Stadtsoziologie einen Platz in den DESS-Studiengängen. Bezug zum Marketing, zur Privatwirtschaft oder anderen sozialen, pädagogischen oder öffentlich kulturellen Bereichen muss vom Studierenden selbst hergestellt werden (Chenu 2002:56). Disziplinen wie die Philosophie, Geschichte und Literaturwissenschaft sind aber noch weniger professionalisiert und entsprechend gab es in diesen Disziplinen auch kaum einen Anstieg der Studierenden oder sogar abnehmende Studierendenzahlen. Bedeutender sind in diesen traditionellen Fächern elitäre Studiengänge an der ENS oder den Pariser Traditionsuniversitäten mit dem Ziel der Agrégation – ein Zeichen dafür, dass es sich um akademisch legitime beziehungsweise überlegene Disziplinen ohne eindeutigen professionellen Bezug handelt, die aber für eine akademische Laufbahn oder Karriere im Bildungswesen befähigen (Le Gall und Soulié 2007:4).

Die Zwischenstellung der Soziologie spiegelt sich auch in der Zusammensetzung ihres Lehrkörpers wider. Die Soziologie ist in geringerem Maße männlich dominiert als die traditionellen geisteswissenschaftlichen Fächer, der Frauenanteil ist aber auch nicht so hoch ist wie beispielsweise in den Erziehungswissenschaften. Aber auch hinsichtlich der Provinzialisierung ergibt sich eine Zwischenstellung. Fächer wie die Sportwissenschaften und Abschlüsse an Fachhochschulstudiengängen (*diplôme universitaire de technologie*) sind in der Provinz wesentlich stärker verbreitet als die Soziologie (Le Gall und Soulié 2007:5). Mit der Zwischenstellung der

Soziologie geht eine immer stärker hervortretende interne Differenzierung zwischen intellektuellem und professionalisiertem Bereich und damit zusammenhängend auch zwischen Paris und Provinz einher. Die zunehmende Differenzierung ist auf die Hochschulexpansion und den dadurch neu entfachten Streit der Fakultäten innerhalb der Soziologie zurückzuführen, der sich in Unterschieden der sozialen Herkunft, der Ausbildungswege, der Forschungs- und Publikationsstile und schließlich hinsichtlich der Karrierewege zwischen Paris und der Provinz widerspiegelt (vgl. Houdeville 2007; vgl. Le Gall und Soulié 2007).

Zusammenfassend etabliert sich durch den Ausbau der Massenuniversitäten in der Provinz überhaupt erst eine Soziologie außerhalb von Paris, diese sieht sich aber stetig mit den Effekten der Pariser Zentralität konfrontiert. So kam es zwar zu einer starken Öffnung der französischen Soziologie, aber etablierte Ungleichheitsverhältnisse im Feld spielen nach wie vor eine Rolle innerhalb der Karrieren. Wohingegen die französische Soziologie in ihren Anfangszeiten in der Hand einiger weniger Pariser Patrone lag, die auf Grundlage ihrer persönlichen Netzwerke das Karrieresystem kontrollierten und ihre Nachfolger platzierten, ist die Soziologie heutzutage wesentlich offener und weist aufgrund einer stärkeren Bürokratisierung nun unterschiedliche und auch stärker pluralisierte Auswahl- und Rekrutierungswege auf. Neuartige die Zugangschancen öffnende sowie alt etablierte Rekrutierungswege sollen im Folgenden gleichermaßen behandelt werden. Nicht zuletzt, weil es nach wie vor von bestimmten Personengruppen dominierte Bereiche gibt, die sich in den Karrierewegen und Zugangschancen niederschlagen. So herrscht beispielsweise immer noch eine etablierte Geschlechterordnung vor: Im Jahr 2005 waren 76% der Soziologieprofessoren männlich (auf Ebene der Maître de Conférence waren es nur 55,2%) – der Aufstieg zur Professur ist in großen Teilen immer noch „Männersache“. Ebenfalls anhand der Forschungsobjekte und Spezialisierungen sieht man Geschlechtsunterschiede. Bei der Qualifikation im CNU sind Spezialisierungen wie die allgemeine Soziologie oder Bereiche, die sich den „großen Autoren“ widmen sehr stark maskulin geprägt. Die Frauen befassen sich häufiger mit Spezialisierungen wie Gender, Gesundheit oder Familie (Le Gall und Soulié 2007:7).

Feldtheoretisch formuliert gehen aus den homolog verlaufenden Sphären oder Domänen der symbolisch wirkenden akademischen Ordnung unterschiedliche Rekrutierungswege, Laufbahnen und Wissenschaftsstile hervor. Die Arbeit von Houdeville (2007) beschreibt drei Gruppen von Soziologieprofessoren, die sich hinsichtlich ihrer Laufbahnen und ihrer wissenschaftlichen Ausrichtung unterscheiden: Die ersten beiden Gruppierungen gehen aus der alten Machtteilung im Land hervor, nämlich in Paris ausgebildete Professoren mit starker innersoziologischer Vernetzung zur Pariser Soziologie. Es sind zum einen Patrone in den Provinzstädten (Gruppe 1) und zum anderen Pariser Patrone (Gruppe 2). Charakteristisch ist für diese Professoren, dass sie aktiv und sichtbar forschen, aufgrund ihrer weitreichenden Vernetzung Vorteile in der Forschung und bei Publikationstätigkeiten haben, aber auch ihren Nachwuchs an anderen Standorten platzieren können. Patron meint aber auch eine überlegene Stellung, die daraus resultiert, dass es insgesamt wenig Professoren am Standort gibt, man von einflussreichen Pariser Standorten in die Provinz wechselte oder in einer Zeit rekrutiert wurde, in der es nur wenige maßgebliche Professoren gab und diese Machtstellung inkorporiert wurde. Die dritte Gruppe stellt heutzutage einen Großteil der Soziologen dar und zeichnet sich durch einfache Professoren mit geringerem Einfluss aus (Gruppe 3). Häufig sind das Wissenschaftler, die über ihre gesamte Ausbildungszeit und Karrierelaufbahn hinweg am gleichen Standort tätig waren, weniger sichtbar oder vernetzt im Land forschen und ihren Fokus auf die universitäre Lehre legen.

Ein Großteil der Mitte der 2000er Jahre tätigen und einflussreichen Patrone in den Provinzuniversitäten (Gruppe 1) stammt aus der zweiten Generation von Soziologen. Es sind Personen, die in den 1960er Jahren von den Pariser Pionieren des Fachs ausgebildet wurden und etwa Ende der 1960er Jahre als Maître de Conférence und im Anschluss als Professor berufen wurden. Es sind meist Personen, die nicht nur spezifisch intellektuelles Kapital (wissenschaftliches Kapital) aufweisen, sondern auch gute regionale Beziehungen sowie Beziehungen zur Verwaltung und zu den universitären Körperschaften (universitäres oder institutionelles Kapital) aufweisen. Houdeville nennt sie die „Patrons de Province“, weil sie innerhalb der Universitäten viel Macht haben. Diese Macht beruht auf einem Abschluss an einem prestigereichen Pariser Standort, der zu einer zentralen Anstellung in der Provinz verhalf und auf der darauffolgenden langjährigen Tätigkeit am gleichen Standort, was den Aufbau und die Verfestigung des persönlichen Einflusses am Standort ermöglicht.

Der Gegenpol dazu ist die zweite Gruppe, die „Patrons Parisiens“, die ebenfalls von den Pionieren der Soziologie in Paris ausgebildet wurden. Der Unterschied zur ersten Gruppe ist, dass die Pariser Patrone nicht nur eine Machtstellung an ihrem Universitätsstandort aufweisen, sondern auch Einfluss in Publikationsorganen, Herausgeberkreisen, professionellen Vereinigungen, nationalen Komitees sowie in zentralen nationalen Ministerien aufweisen – Grund hierfür ist der Zentralismus, nur sehr wenige Verlage, Fachzeitschriften oder politische Instanzen sind nicht in Paris angesiedelt. In Paris vor Ort zu sein, ermöglicht die Kontrolle über die gesamte Disziplin in Frankreich, was für die Wissenschaftler des restlichen Landes aufgrund der regionalen Distanz eigentlich nicht zu erreichen ist. Ein weiterer Unterschied zu den Patronen der Provinz ist auch, dass die Pariser Professoren Karrieren mit einem typischen Zugangsweg aufweisen. Häufig durchliefen sie Pariser Eliteeinrichtungen, also die für das Fach zentralen Vorbereitungsklassen an der École normale supérieure (ENS) oder am Institut d'Études Politiques de Paris (Sciences Po) oder waren über lange Zeit hinweg an Pariser Forschungs- und Lehrzentren (die für Frankreich typischen Laboratoires oder UMR) tätig (Houdeville 2007:214 ff.).

Die dritte Gruppe von Professoren ist vor allem zu den späteren Phasen der Hochschulexpansion an den Standorten der Pariser Peripherie und in der Provinz rekrutiert worden. Sie macht insgesamt die größte Professorengruppe aus und zeichnet sich durch einen einfachen Zugangsweg aus – im Folgenden wird von lokalen Karrieren (frz. Localisme) gesprochen. Es sind Professoren, die eine Stelle an der Universität innehaben, an der sie auch ausgebildet wurden und verdanken ihre Karriere meist der lokalen Unterstützung ihres Doktorvaters oder Mentors am gleichen Standort. Es handelt sich häufig um reine Provinzkarrieren, die Ausbildung fand isoliert von Paris statt, man hat keinen Bezug zu Pariser Forschungszentren, Fachzeitschriften oder auch nicht zu den Lehrinhalten in Paris. Innerhalb dieser Gruppe ist es auch wahrscheinlicher, Professoren anzutreffen, die nicht forschend oder publizierend tätig sind und teilweise auch keine Doktoranden ausbilden – wobei der Druck, Forschungsmittel einzuwerben, zu publizieren und generell sichtbare Forschung zu erzeugen an allen Universitäten des Landes seit Ende der 1990er immer stärker zugenommen hat. Insgesamt ist ihre Tätigkeit aber aufgrund der hohen Studierendenzahlen vielmehr von pädagogischen Anforderungen der Lehre geprägt. Das häufige Auftreten dieses Karrieretyps in der Provinz erklärt sich durch die geringeren Zugangschancen in Paris für Nachwuchswissenschaftler aus der Provinz, aber auch in Paris spielt der lokale Karriereweg eine große Rolle. Insgesamt weist das französische Karrieresystem innerhalb der Soziologie eine nur geringe Mobilität zwischen Standorten auf, die Abwärtsmobilität

von Paris in die Provinz ist um ein vielfaches wahrscheinlicher als die Aufwärtsmobilität (Houdeville 2007:216ff.).

Weitere Unterschiede zwischen den Soziologen in Paris und in der Provinz zeigen sich hinsichtlich des Berufs des Vaters: Zum Befragungszeitpunkt im Jahr 2003 der Studie von Houdeville (2007) geben die befragten Wissenschaftler in der Provinz mit rund 30% an, dass ihr Vater Angestellter oder Arbeiter im einem intermediären Beruf war oder ist – für die in Paris Befragten Soziologen sind das nur 13,2%. Hingegen geben die Pariser Wissenschaftler zu 11,8% an, dass der Vater Forscher oder Lehrkraft im höheren Bildungswesen war oder ist, wohingegen das in der Provinz nur 2,8% angeben. Der Autor sieht das als Hinweis dafür, dass die universitäre Hierarchie stark mit der sozialen Hierarchie zusammenhängt (ebd.:218f.). Aber auch hinsichtlich der inhaltlichen Ausrichtung und der Forschungsaktivität zeigten sich Unterschiede zwischen Paris und Provinz. Wohingegen der Autor die Pariser Soziologen als Wissenschaftler mit individuellen Forschungsprojekten beschreibt, verortet er Provinzforscher näher an der Projekt- und Auftragsforschung. Auch die Unterschiede der Publikationstätigkeit weist in diese Richtung: Vor allem Wissenschaftler aus Paris publizieren in fachübergreifenden oder allgemeinen Verlagen („éditeurs généralistes“ wie Gallimard oder Seuil), wohingegen Soziologen aus der Provinz dort nur sehr selten publizieren. Im Gegensatz dazu weisen Provinzwissenschaftler wesentlich häufiger nichtwissenschaftliche Publikationen auf (z.B. Forschungsberichte für Politik und Öffentlichkeit). Publikationstätigkeiten in fachspezifischen Verlagen weisen Paris und die Provinz gleichermaßen auf. Der zentrale Unterschied ist, dass Pariser Soziologen häufiger persönliche Kontakte zu Herausgebern aufweisen oder auch häufiger selbst in Herausgeberschaften und Fachzeitschriften tätig sind (Houdeville 2007:230 ff.). Aufgrund der regionalen Nähe und der entstandenen sozialen Beziehungen während der Ausbildung ist es für Pariser Soziologen einfacher, wissenschaftliches Kapital (d.h. Zugang zu Forschungszentren, Forschungsmitteln, Publikationsorganen) zu erlangen.

Diese drei Typen von französischen Soziologieprofessoren sind ein Hinweis darauf, dass es unterschiedliche Zugangswege zur Soziologie gibt. In der folgenden empirischen Analyse sollen die damit verbundenen typischen Laufbahnen der Soziologieprofessoren in Paris und in weiteren Groß- und Provinzstädten herausgearbeitet werden. Es soll genauer untersucht werden, welche sozialen Schließungsprozesse das Feld aufweist und nach welchen akademischen und sozialen Kriterien selektiert wird. Es sollen gewissermaßen unterschiedliche soziale Sphären von sozialer Ungleichheit herausgearbeitet werden, um erfassen zu können, wie sich soziale Differenzen in wissenschaftlichen Differenzen niederschlagen. Letztlich geht es in der folgenden quantitativen und qualitativen Analyse um die Frage, ob es mit dem Ausbau der Soziologie seit dem Jahr 1945 und mit der verstärkten Professionalisierung des Fachs tatsächlich zu einer Öffnung und Dezentralisierung kam oder welche hierarchischen Standortdifferenzen und Schließungsprozesse bis heute noch vorherrschen. Im Folgenden wird zunächst beschrieben, welche Daten und Methoden die Grundlage der Untersuchung bilden, bevor die weiteren Kapitel die Ergebnisse der empirischen Studie dieser Arbeit präsentieren.

6. Daten und Methoden

In der folgenden Analyse sollen Feldeffekte, der soziale Sinn und Praxisformen der Feldakteure (Bourdieu und Wacquant 1996:124 ff.) aufgedeckt und beschrieben werden. Die feldtheoretische

Untersuchung dieser Aspekte erfordert eine Methodentriangulation, die in dieser Arbeit durch eine kombinierte quantitative und qualitative Analyse durchgeführt wird. So wird eine Kombination unterschiedlicher Analyseverfahren auf der Makro- und Mikroebene durchgeführt: Anhand von Netzwerkanalysen wird untersucht, welche Standorte der französischen Soziologie eine starke Konnektivität aufweisen. Mit Hilfe von Sequenzanalysen wird untersucht, ob sich typische Laufbahnklassen zeigen und wie diese mit den Netzwerkstrukturen zusammenhängen. Durch biographische und problemzentrierte Interviews wird zudem ergänzend ermittelt, ob sich die wissenschaftliche subjektive Einstellung der Akteure systematisch zu den gefundenen Karrieretypen verhält, ob Ungleichheit individuell erlebt wird und ob Hinweise auf eine gewissermaßen nicht-intendierte Reproduktion von vorhandenen Ungleichheiten zu finden sind. Die Untersuchung der Karrierelaufbahnen französischer Soziologieprofessoren folgt damit in großen Teilen einer feldtheoretischen Herangehensweise (Bourdieu und Wacquant 1996), aber wendet hierfür im Schwerpunkt andere Methoden als die Multiple Korrespondenzanalyse (MCA) an.

Auch die Anwendung der Netzwerkanalyse kann mit einem feldtheoretischen Untersuchungsansatz einhergehen. Da das Konzept des Sozialkapitals in der Bourdieuschen Feldtheorie kaum operationalisiert ist, kann die Netzwerkanalyse eine gewinnbringende Ergänzung dazu sein, den Akkumulationsprozess von Sozialkapital empirisch zu beleuchten (Bernhard 2010:121, 125ff.). Netzwerkanalyse kann anders als häufig unterstellt nicht nur unmittelbare Interaktionszusammenhänge untersuchen. Sie bietet neben dem Strang des relationalen Ansatzes auch einen positionalen Ansatz, der nach Ähnlichkeiten in der Positionierung der Akteure fragt, ohne dass die Akteure verbunden sein müssen (Mützel 2006:111f.). So wird die Netzwerkanalyse auch in dieser Arbeit nicht nur im Sinne der Untersuchung konkreter Interaktionszusammenhänge, sondern auch im Sinne des positionalen Ansatzes genutzt. Anstatt der Anwendung einer MCA wird mit netzwerkanalytischen Instrumenten untersucht, welche positionalen Äquivalenzen die Akteure im Feld aufweisen. Im Sinne der Umsetzung eines relationalen Untersuchungsansatzes bietet die Netzwerkanalyse den Vorteil, dass die Feldstruktur unmittelbar durch das Ensemble aller Akteure im Feld und ihrer Beziehungen zueinander beschrieben werden kann und hierbei neben dem Aspekt der positionalen Äquivalenz auch die direkte Verbundenheit einbeziehen kann. Sequenzmusteranalysen untersuchen in dieser Arbeit zudem, wie sich die Akteure im Laufe ihrer Karriere zwischen zentralen und peripheren Positionen des Feldes bewegen, um den in der Feldtheorie sehr häufig betonten Aspekt der Zeitlichkeit zu berücksichtigen – dadurch kann bei der Untersuchung der Kapitalakkumulation der Aspekt der „Prozesshaftigkeit“ in den Vordergrund gestellt werden.

Der Vorteil der MCA liegt hingegen darin, dass eine Korrespondenz zwischen einer Vielzahl unterschiedlicher Variablen ermittelt werden kann, die den Akteuren selbst häufig nicht bewusst ist. Für die französische Wissenschaft und auch für die französische Soziologie gibt es allerdings schon zahlreiche Studien, die zeigen, dass eine große Ungleichheit (über unterschiedliche Kriterien hinweg) zwischen dem Pariser Zentrum und den Standorten und Wissenschaftlern in der Provinz besteht (siehe Kapitel 4 und 5; (vgl. Bourdieu 1988; vgl. Houdeville 2007; vgl. Chenu 2002)), sodass die Verteilung von wissenschaftlichen Kapitalarten in dieser Arbeit zwar nicht für alle Fälle des quantitativen Datensatzes (und auch nicht mittels einer MCA) untersucht wurde, aber für die in der qualitativen Erhebung befragten Personen. Für die in der qualitativen Befragung ausgewählten Fälle wurde ermittelt, ob Ungleichheiten in den Publikationsquoten, Forschungsinhalten, in der Verteilung von Forschungsmitteln und Mitgliedschaften in Gremien sowie Differenzen hinsichtlich der sozialen Herkunft bestehen. Hierbei wurden nicht nur materiell gegebene Ungleichheiten erhoben und

befragt, sondern auch das subjektive Erleben dieser Ungleichheiten erfasst. Einerseits sind materielle Ungleichheiten in einem Feld in der Form von Bedeutung, in der sie subjektiv wahrgenommen oder im alltäglichen Handeln reproduziert werden. Andererseits gilt es zudem zu beachten, dass manche materiell gegebenen Ungleichheiten auch unbewusst reproduziert werden und den Akteuren in der alltäglichen Praxis nicht präsent sind. Insofern wurde qualitative Befragung durch quantitative Ergebnisse der Netzwerk- und Sequenzanalyse kontextualisiert, um möglicherweise subjektiv nicht wahrgenommene Prozesse der Reproduktion von Ungleichheit aufzudecken.

Durch dieses Vorgehen kann die Stärke der Feldtheorie genutzt werden, nämlich dass sie relationale Ungleichheits- und Beziehungsstrukturen auf *materieller* und *symbolischer* Ebene in den Mittelpunkt der Untersuchung rückt. Wie in der Arbeit gezeigt werden soll, fokussiert die feldtheoretische Herangehensweise vor allem den Aspekt der Relationalität. Die Wechselwirkung von Mikro-, Meso- und Makrostrukturen wird innerhalb der Feldtheorie als relationales Verhältnis zwischen den Feldakteuren und weiteren sozialen Feldern untersucht und nicht nur als Top-Down Prozess konzipiert, bei dem extern vorgegebene Gesetze oder Regulierungen auf den Einzelnen von oben herab wirken. Makrostruktur wird in dieser Arbeit vielmehr als das subjektive Erleben der anderen Feldakteure und ihrer Kapitalausstattung interpretiert, wobei aber zusätzlich auch materiell gegebene und nicht wahrgenommene Ungleichheitsrelationen empirisch erfasst werden. Um auch unbewusste Bestandteile einer *symbolischen Ordnung* des akademischen Feldes untersuchen zu können, ist eine Art „epistemologischer Bruch“ (siehe Kapitel 3) mit dem Alltagsverständnis der Akteure notwendig. Neben dem Nachvollziehen von subjektiven Denkmustern der Akteure wird in der Feldtheorie versucht, unbewusste Effekte im Feld mit Hilfe von Objektivierungstechniken zu erfassen. So wurden die Akteure im Feld nicht nur offen befragt, sondern im Vorfeld eine quantitative Analyse der Feldstrukturen und Ungleichheiten durchgeführt, die dann in einem weiteren Schritt zur Fallauswahl führten und deren Ergebnisse in Form von Netzwerkgrafiken als Diskussionsgrundlage herangezogen wurden. Die Interviews gliederten sich dementsprechend in zwei Teile: Zu Beginn des Gesprächs wurden narrative Fragen eines klassischen biographischen Interviews (Schütze 1976, 1983; Flick 2016:228ff.) geführt, um den subjektiven Deutungsmustern der Akteure Rechnung zu tragen. Im Anschluss daran wurde das Gespräch in einem zweiten Interviewteil auf die Gesamtstruktur des Feldes rückbezogen, um möglicherweise unbewusste und latente Effekte symbolischer Ordnungen benennen zu können. Dieses Rückbeziehen der subjektiven Deutungsmuster auf die quantitativ messbaren Unterschiede und Strukturen im Feld wird hierbei keinesfalls als eine Korrektur des subjektiven Wahrnehmens verstanden, weshalb dem narrativen Teil des Interviews eine große Bedeutung zugemessen wurde. Das Heranziehen von Netzwerkgrafiken als Diskussionsgrundlage im zweiten Teil des Interviews bot den Interviewpartnern aber ähnlich wie in der problemzentrierten Interviewmethode (Witzel 1985, 2000, 1982:66ff.; Flick 2016:210ff.) die Möglichkeit, ihren individuellen Werdegang im Kontext der Gesamtstruktur des Feldes nachzuerzählen und zu latent wahrgenommenen Ungleichheitseffekten im Feld Stellung zu beziehen. Darüber hinaus ermöglicht die Kombination von qualitativen und quantitativen Daten eine nachträgliche Kontextualisierung der individuellen wissenschaftlichen Praktiken, subjektiven Erlebnisse und Deutungsmuster. Im Kapitel 9 werden die Ergebnisse der qualitativen Befragungen präsentiert und der Ebene des subjektiven Sinns Rechnung getragen. Zudem werden diese Erlebnisse einzelner Personen aber auch den Ergebnissen der quantitativen Analyse gegenübergestellt, um einordnen zu können, wie häufig derartige Karriereerlebnisse und -pfade im gesamten Feld überhaupt vorkamen und inwiefern es sich um Einzelfälle oder typische Phänomene handelt.

In den folgenden Kapiteln werden die Ergebnisse der empirischen Untersuchung dargestellt. Zuerst werden die zentralen Ergebnisse der quantitativen Analyse präsentiert: Im Kapitel 7 werden die nationalen Besonderheiten des französischen Karrieresystems im Vergleich zu Deutschland beschrieben, danach (Kapitel 8) wird das Gefälle zwischen dem renommierten Zentrum in Paris und neugegründeten Universitäten in der Pariser Peripherie sowie in Provinzstädten untersucht. Im Anschluss daran (Kapitel 9) werden die Ergebnisse der qualitativen Interviews dargestellt. Es wird beschrieben, inwiefern die quantitativ gefundenen Ungleichheiten einen Einfluss für die eigene Karriere und spätere Rekrutierungspraktiken hatten. Im Zentrum der qualitativen Befragung steht hierbei das subjektive Erleben und Deuten der etablierten Ungleichheitsstrukturen. Es soll der subjektive Sinn, die Lebenswelt nachvollzogen werden: Die Akteure haben aufgrund ihrer persönlichen Erfahrung Theorien darüber entwickelt, wie Rekrutierungen in Frankreich ablaufen, welche Akteure bevorzugt rekrutiert werden und welche Ungleichheiten dadurch reproduziert werden. Daraus resultiert zum einen ein Prozess der Selbstselektion, da Akteure in ihrer subjektiven Wahrnehmung ein Gefühl dafür entwickeln, zu welchen Forschungsgruppen oder Standorten ihre Fähigkeiten passen. Zum anderen werden dadurch meritokratische und nicht meritokratische Entscheidungen in Berufungskommissionen beschrieben, kritisiert oder gerechtfertigt. Erst durch den Einbezug der qualitativ befragten subjektiven Deutungsmuster lassen sich die quantitativ gefundenen Muster und Strukturen verstehen und die dahinter liegenden Praktiken und Deutungsmuster der Akteure nachvollziehen.

Für die quantitative Analyse der Karriereverläufe wurde von 2013 bis 2014 eine Vollerhebung von Lebensläufen deutscher und französischer Soziologieprofessoren auf den Internetseiten aller entsprechenden Hochschulen durchgeführt. Die Stichhaltigkeit einer derartigen Interneterhebung wurde bereits in unterschiedlichen Studien belegt (Mau und Huschka 2010; Lutter und Schröder 2014) und verbessert sich mit der steigenden Bedeutung der eigenen Homepage als Plattform der Selbstpräsentation für interessierte Peers, Gutachter oder mögliche Arbeitgeber. Bereits im Jahr 2000 wurden derartige Datenerhebungsverfahren erprobt und als sinnvoll erachtet (vgl. Dietz et al. 2000), inzwischen ist die Präsentation des eigenen Werdegangs im Internet wesentlich bedeutender.

Für Deutschland konnten insgesamt 326 Lebensläufe von Soziologieprofessoren im Internet erhoben werden, Informationen zum Standort der Promotion konnten nur für 322 Fälle gefunden werden. In der Studie von Steffen Mau und Denis Huschka (2010) wurden insgesamt 320 Soziologieprofessoren erhoben, weshalb von einer ausreichend guten Datenbasis ausgegangen wird. Für Frankreich wurden insgesamt 183 Lebensläufe erhoben, wobei nur für 168 Fälle auch eine Information zur Promotion gefunden werden konnte. In der Stichprobe sind auch Professoren der Grands établissements und Grandes écoles enthalten. In Frankreich werden Soziologieprofessoren in der Sektion 19 „Soziologie und Demographie“ des Conseil National des Universités erfasst (CNU). 2010 waren es insgesamt 230 Professoren in dieser Sektion (MERS 2010), sodass die Ausfälle zwar größer als in der deutschen Erhebung sind, aber dennoch ein Großteil der Professorenschaft einbezogen werden konnte. Zudem können die Ausfälle relativ klar benannt werden: Vor allem Professoren sehr kleiner Universitätsstandorte in Provinzstädten veröffentlichen seltener biographische Informationen im Internet. Teilweise kann das auch daran liegen, dass sich viele dieser Professoren auf die Lehrtätigkeit beschränken und keine überregionale Forscherreputation aufweisen. Insofern kann von einer Überrepräsentation bekannter Forscherpersönlichkeiten ausgegangen werden. So zeigt auch der Vergleich der erhobenen Daten zur amtlichen Statistik eine Unterrepräsentation der Provinzprofessoren. Das französische Bildungsministerium gibt für das Jahr 2013 an, dass

Professoren der Großstadt- und Provinzprofessoren in der Soziologie 60,33% aller Universitätsprofessoren ausmachen (MERS 2014). In dieser Statistik sind aber keine Soziologen der Grandes écoles und Grands établissements enthalten. Bezieht man die Fälle der Professoren der Grandes écoles und Grands établissements des aus dem Internet erhobenen Datensatzes in die amtliche Statistik des Ministeriums ein, dann zeigt sich ein korrigierter Wert, bei dem Großstadt- und Provinzprofessoren 56,15% aller Soziologieprofessoren ausmachen. Im Gegensatz zur amtlichen Statistik kann für die im Internet erhobenen Daten dieser Arbeit nicht eindeutig unterschieden werden, ob es sich um reguläre Professoren eines Standorts handelt oder ob die Professoren bereits emeritiert sind. So kann kein unmittelbarer Vergleich zwischen der amtlichen Statistik und den erhobenen Daten erfolgen, aber nach unterschiedlichen Promotionskohorten verglichen werden: Die Professoren im Datensatz mit einer Promotion nach 1975 (also vermutlich Personen, die nicht oder erst seit wenigen Jahren im Rentenalter sind) weisen einen Anteil von 50,93% der der Großstadt- und Provinzprofessoren auf – für diese Kohorte zeigt sich vermutlich eine Unterrepräsentation im Vergleich zu den (korrigierten) 56,15% der amtlichen Statistik. Für die jüngste Kohorte im Datensatz dieser Arbeit mit einer Promotion ab 1990 (also Personen, die das Rentenalter mit Sicherheit noch nicht erreicht haben) sind es hingegen sogar 55,7% Großstadt- und Provinzprofessoren, sodass davon ausgegangen wird, dass die Unterrepräsentation weniger bekannter Großstadt- und Provinzprofessoren nur sehr gering ausfällt. Insgesamt ist die Interpretation der Ergebnisse kaum davon betroffen, da in jeder regionalen Gruppe genug Fälle vorhanden sind, um valide Aussagen zum typischen Karrieremuster treffen zu können. Für die Fragestellung dieser Arbeit sind die Ausfälle damit nicht so schwerwiegend, da die Fallzahl der unbekannteren Professoren an Provinzuniversitäten groß genug ist, um auch Aussagen zu typischen Karrieren in kleinen Städten sowie auch zu „Aufstiegskarrieren“ treffen zu können. Die benachteiligte Stellung der Professoren weniger bekannter Standorte in der Provinz wird in dieser Arbeit vermutlich etwas unterschätzt, aber zeigt sich auch trotz der Ausfälle sehr deutlich (siehe Kapitel 8 und 9).

Um detaillierte Einsichten in die Öffnungs- und Schließungsprozesse der Hochschulräume zu bekommen, wurden die erhobenen Lebenslaufdaten anhand von Netzwerkanalysen im Statistikprogramm R mit dem Softwarepaket *igraph* (Csárdi 2015, 2008) und Sequenzanalysen in *Stata* (Abbott und Hrycak 1990; Abbott und Tsay 2000; Brzinsky-Fay et al. 2006; Stegmann et al. 2015) untersucht. Die Kombination von Sequenz- und Netzwerkanalyse ist gewinnbringend, weil Struktur- und Verlaufsanalyse systematisch miteinander verbunden werden können (vgl. Stark und Vedres 2006). Die Netzwerkanalysen bieten eine Einsicht in die Struktur und Konnektivität der Berufungsnetzwerke und des Personalwechsels zwischen Standorten insgesamt. Es können Aussagen dazu getroffen werden, welche Standorte eines akademischen Feldes als zentral oder als peripher angesehen werden können. Die Sequenzanalyse ist eine sinnvolle Ergänzung der Netzwerkanalyse, weil sie die Möglichkeit bietet, die Strukturperspektive mit der Analyse von Verläufen zwischen zentralen und weniger zentralen Standorten zu ergänzen. Dadurch kann ermittelt werden, ob es in einem Land spezifische Karriereverläufe und -brüche gibt und welche Karrierepassage gewissermaßen als Weichenstellung für zukünftigen Erfolg dient.

Die qualitative Befragung orientierte sich vor allem am Vorgehen der *Grounded Theory* (Strauss 1991; Glaser und Strauss 2005; Corbin und Strauss 1990) und des problemzentrierten Interviews (Witzel 1985, 2000; Flick 2016:210ff.). Zur Auswahl der Interviewpartner wurde ein „*Theoretical Sampling*“ (Glaser und Strauss 2005:53ff.) umgesetzt, das aus den Ergebnissen der quantitativen Analyse abgeleitet wurde. Es sollten Akteure unterschiedlicher Feldpositionen in die Untersuchung

einbezogen werden, sodass in der Fallauswahl darauf geachtet wurde, dass Professoren des Pariser Zentrums, der Pariser Peripherie, unterschiedlicher Großstadtuniversitäten sowie Provinzuniversitäten der Gesamtverteilung entsprechend repräsentiert werden. Bei sehr kleinen Gruppen (z.B. Professoren sehr kleiner Provinzuniversitäten) wurde zudem darauf geachtet, dass ausreichend Fälle im Sampling enthalten sind, um überhaupt über den Einzelfall hinweg generalisierende Aussagen getroffen werden konnten. Gleichermaßen wurde darauf geachtet, dass die Zusammensetzung des Samples hinsichtlich des Geschlechts der Gesamtverteilung entspricht. Es wurde zudem versucht, mehrere ausländische Wissenschaftler zu befragen, wobei es insgesamt nicht sehr viele Professoren gibt, die aus dem Ausland kommen, sodass nur zwei aus dem Ausland stammende Soziologieprofessoren befragt werden konnten. Das Ziel dieser Fallauswahl war es, ein möglichst breites Spektrum an sich gegenüber stehenden oder konkurrierenden Feldpositionen zu erfassen. Insgesamt wurden 31 Interviews mit französischen Soziologieprofessoren/-innen (8 *Maîtres de conférences* und 23 *Professeurs des universités* beziehungsweise *Directeurs d'études*) geführt. Die Interviews wurden alle im Jahr 2014 geführt, wobei erste Probeinterviews und Vorgespräche mit französischen Soziologieprofessoren schon ab dem Jahr 2013 geführt wurden.

Der erste Teil eines jeden Interviews bestand aus einer narrativ biographischen Befragung (Schütze 1976, 1983; Flick 2016:228ff.). Es wurde eine einleitende offene narrative Frage gestellt, mit der der Interviewte gebeten wurde, zu erzählen, wie seine berufliche Biographie als Professor verlief: *„Zu Beginn möchte ich Sie fragen, wie es dazu kam, dass sie heute Professor an der Universität [...] sind. Welche Umstände und Weichenstellungen waren für Sie wichtig? Ich interessiere mich für alle Aspekte ihres beruflichen Werdegangs.“* In den meisten Fällen waren keine weiteren Nachfragen notwendig und der Befragte erzählte, meist in chronologischer Reihenfolge, wie sein akademischer Werdegang verlief. Im ersten Teil des Interviews wurden weiterhin nur offene Nachfragen gestellt, die zu einer genaueren Beschreibung anregen sollten (z.B. *„Wie ging das genau vor sich? Warum...? War es Ihr Wunsch, dass...?“*). Im weiteren Verlauf des Gesprächs stellte sich dann meist die Tendenz ein, dass der Befragte am Ende seiner Erzählung ankam und keine weiteren Ergänzungswünsche mehr zeigte. An dieser Stelle setzte dann ein leitfadengestütztes Interview (Flick 2016:194ff.) ein, das sich an den quantitativen Ergebnissen sowie an den Erkenntnissen vorhergehender Interviews orientierte. In diesem zweiten Teil des Interviews wurden Vorannahmen und mit dem Verlauf der Interviews generierte Theorien abgefragt, bis es zu einer Art theoretischer Sättigung im Sinne der Grounded Theory kam. Hierbei wurde zudem darauf geachtet, dass jede Gruppe der unterschiedlich positionierten Wissenschaftler (z.B. Provinz, Paris, Geschlecht, Alter, Subdisziplin der Soziologie) in ausreichendem Maße einbezogen wurde, um die Unterschiede herausarbeiten zu können (Glaser und Strauss 2005:68ff.; Corbin und Strauss 1990; Strauss 1991). Für die Erarbeitung des Interviewleitfadens wurden somit relevante theoretische Zusammenhänge schrittweise induktiv aus den quantitativen Analysen sowie aus den ersten qualitativen Probeinterviews erarbeitet. Aufgrund der iterativen Arbeitslogik der Grounded Theory wurden auch noch zu späterem Zeitpunkt neue Fragestellungen aufgenommen, wenn sie bisher noch nicht thematisiert wurden und als wichtig erschienen. Da im Vorfeld aber zahlreiche Probeinterviews und Vorgespräche mit französischen Wissenschaftlern geführt wurden, konnte ein Großteil der in der Arbeit analysierten Interviews zu einem Zeitpunkt geführt werden, an dem schon ein solider Grad an theoretischer Sättigung erreicht wurde. Die Ähnlichkeit der gestellten Fragen in den Interviews und des Interviewleitfadens ist wichtig, um eine Vergleichbarkeit der Aussagen garantieren zu können – so werden in dieser Arbeit keine Interviews verglichen, die sich drastisch in der Anzahl oder Art der Fragen unterscheiden. Inhaltlich handelte es sich um Fragen zur familiären Situation, zur sozialen Herkunft, zu

Genderungleichheiten, zur Rolle von Ausländern in der französischen Soziologie, zur thematischen Orientierung im Studium und in der Promotion sowie zu regionalen (Prestige-)unterschieden. Außerdem wurden weitere Fragen formuliert, die sich konkreter auf die wissenschaftliche Praxis und den Habitus der Akteure bezogen. Anders als im ersten vollkommen offenen Teil sollte der Befragte nun systematisch auf das Forschungsinteresse der Studie gelenkt werden.

In einem abschließenden Teil des Interviews wurde der Befragte in Anlehnung an die Methode des problemzentrierten Interviews (Witzel 1985, 2000, 1982:66ff.; Flick 2016:210ff.) noch stärker mit einem bestimmten Themenbezug – nämlich der Gesamtstruktur des Berufungs- und Rekrutierungsnetzwerkes im Feld der französischen Soziologie – konfrontiert und darum gebeten, dazu Stellung zu beziehen. Durch das Zeigen einer Netzwerkgrafik (Abbildung 31) zu den Rekrutierungspraktiken innerhalb der französischen Soziologie wurde die Pariser Geschlossenheit und Überlegenheit bei Rekrutierungen gezeigt sowie allgemein die hohe Quote an Hausberufungen und der geringen standortübergreifenden Mobilität thematisiert. Der Befragte wurde darum gebeten, allgemein seine Einschätzung zu den Rekrutierungspraktiken innerhalb der französischen Soziologie abzugeben, dann folgten unterschiedliche Fragen dazu, durch welche Faktoren man die relativ geschlossene Rekrutierungsstruktur erklären könnte. Es wurde hierbei sehr offen gefragt, ob die Struktur der Rekrutierungen durch Qualitätsunterschiede, durch spezifische Standortfaktoren oder durch individuelle Karriereentscheidungen der Wissenschaftler zustande kommt oder welche weiteren Erklärungen der Befragte dazu hat. Anschließend wurde gefragt, ob und welche Reformen aus subjektiver Sicht für das Rekrutierungssystem wünschenswert wären. Zuletzt wurde auch darum gebeten, den eigenen Werdegang oder einzelne Passagen der Karriere vor dem Hintergrund der gesamten Struktur zu reflektieren und in Beziehung zu setzen. In vielen Fällen mussten hierzu keine Fragen gestellt werden, weil viele der Befragten das Bedürfnis hatten, den Zusammenhang dieser Struktur (der Netzwerkgrafik) zu ihrem Lebenslauf zu erläutern. Viele weitere Befragte nahmen die Grafik zum Anlass, die erlebten oder vermuteten Ungleichheiten im Rekrutierungssystem wiederzugeben und die Ergebnisse der Netzwerkgrafik mit Beispielen ihrer persönlichen Laufbahn und Berufspraxis zu erklären und zu veranschaulichen. Weitere Befragte brachten die Struktur weniger mit dem Aspekt der Ungleichheit in Verbindung, sondern erklärten die starke Differenzierung des Feldes durch historisch etablierte Qualitätsunterschiede, die man so nehmen müsse, wie sie sind, weil sie bis heute an Bedeutung besitzen. Rückwirkend kann gesagt werden, dass der Einsatz der Netzwerkgrafik ein sehr hilfreiches Instrument war, das Interviewgespräch auf das Thema der Rekrutierungspraktiken zu lenken, die subjektive Einschätzung zu etablierten Rekrutierungspraktiken zu erfassen und die persönlichen Erlebnisse und subjektiven Deutungsmuster zu kontextualisieren und mit der historisch geprägten Struktur des akademischen Feldes in Verbindung zu bringen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch zu beachten, dass die qualitative Befragung (anders als die quantitative Analyse) nicht die Grundlage für eine objektive Beschreibung der Rekrutierungspraktiken innerhalb der französischen Soziologie ist, also nicht im Sinne eines Experteninterviews verstanden wurde. Vielmehr ist die qualitative Befragung die Grundlage dafür, beschreiben zu können, welche subjektiven Erklärungsmuster und lebensweltlichen Sinnwelten für die Akteure selbst von Bedeutung sind und welche Art von Entscheidungen sie auf Basis dieser Wahrnehmung in der Vergangenheit als Bewerber auf eine Stelle trafen beziehungsweise heute als Mitglied einer Rekrutierungskommission treffen.

Für die Auswertung wurden die Interviews zunächst vollständig transkribiert und anschließend mit dem Vorgehen des offenen, axialen und selektiven Kodierens (Strauss 1991:94ff.; Corbin und Strauss

1990; Flick 2016:387ff.) im Analyseprogramm QDA Miner Lite³ ausgewertet. Ausgewählte Zitate wurden in dieser Arbeit ins Deutsche übersetzt und weitestgehend anonymisiert. Hierbei wurden nicht nur die Namen der Professoren durch Anonymisierungen (wie zum Beispiel „Provinzprofessor 1“ oder „Professorin einer Grandes écoles 2“) ersetzt, sondern auch Themenbezüge und Standorte nur in groben Kategorien ausgewiesen, damit kein Rückbezug zu einzelnen Personen möglich ist. Den befragten Professoren wurde Anonymität garantiert, da sonst viele Inhalte von den Befragten nicht angesprochen worden wären. Einerseits möchte man sein Privatleben nicht mit der Öffentlichkeit teilen, andererseits wurde in den Interviews auch Kritik an bestehenden Rekrutierungspraktiken und Seilschaften geäußert, die die Befragten nicht geäußert hätten, wären die Interviews nicht anonym gewesen. Die Wichtigkeit der Anonymitätsgarantie zeigte sich darin, dass viele der Befragten ihre Sätze damit begannen, dass sie bestimmte Geschehnisse und Erlebnisse nur deshalb erzählen, weil das Interview anonym ist und dass der Interviewer bei der Publikation der Arbeit darauf achten soll, dass die Aussagen keinen Rückschluss auf einzelne Personen zulassen.

Zusammenfassend besteht diese Arbeit demnach aus einem Teil der quantitativen Analysen (Kapitel 7 und 8) sowie aus einem weiteren empirischen Teil (Kapitel 9), in dem die Ergebnisse der qualitativen Befragung präsentiert werden, diese aber immer wieder durch Ergebnisse der quantitativen Analyse kontextualisiert werden. Der folgende Abschnitt verdeutlicht zunächst die Besonderheiten des französischen Rekrutierungssystems durch die Abgrenzung zur deutschen Soziologie. Im Anschluss daran widmet sich das Kapitel 8 der quantitativen Analyse des französischen Feldes.

7. Akademische Nachfolgeordnungen im zentralistischen und föderalistischen System – Das französische und deutsche Karrieresystem im Vergleich

Im folgenden Kapitel soll verdeutlicht werden, inwiefern in der Soziologie Frankreichs und Deutschlands zwei unterschiedliche Typen von Karrieresystemen vorliegen. Um die Besonderheiten des französischen Karrieresystems zu verdeutlichen, wird Deutschland als empirische Kontrastfolie herangezogen. In beiden Systemen kann nicht mit den gleichen symbolischen Distinktionslogiken ein wissenschaftlicher Erfolg im Sinne einer abgesicherten universitären Karriere erreicht werden, da unterschiedliche Laufbahnlogiken vorherrschen. Insofern zeigt der Ländervergleich, inwiefern in beiden Ländern unterschiedliche Traditionen der Karrieresysteme vorliegen, die durch ihre Regulierung der Personalstruktur in einem Land auch einen Einfluss auf den Grad der Öffnung und Schließung von Wissenschaft im Allgemeinen haben.

Das deutsche und französische Hochschulmodell stehen sich nicht nur hinsichtlich ihres historischen Entwicklungsmodells diametral entgegen (siehe Kapitel 4.1), sondern unterscheiden sich zudem sehr stark hinsichtlich ihrer akademischen Karrieresysteme. Das deutsche sowie das französische Hochschulsystem weisen je typische Karrierelaufbahnen und biographische Brüche auf. Ein Hauptunterschied besteht darin, dass Nachwuchswissenschaftlern in Deutschland vor allem ein externer Arbeitsmarkt zu Verfügung steht, wohingegen für französische Wissenschaftler aufgrund eines Tenure-ähnlichen Systems vor allem der interne Arbeitsmarkt an einem Standort relevant ist

³ QDA Miner ist ein qualitatives Datenanalyseprogramm, das vergleichbar mit MAXQDA und Atlas.ti ist und mit eingeschränkten Funktionen auch als kostenfreie Software (QDA Miner Lite) angeboten wird (<https://provalisresearch.com/products/qualitative-data-analysis-software/freeware/>).

(Musselin 2005). Wohingegen in Deutschland demnach vor allem Professoren anderer Standorte Rekrutierungsentscheidungen treffen, hängt die Karriere in Frankreich häufig von der Beurteilung der Professoren des gleichen Standortes ab. Es wird im Folgenden angenommen, dass meritokratische Leistungsfaktoren in beiden Systemen eine große Rolle spielen, aber vor allem die Bedeutung nicht rein meritokratischer Faktoren wie Sozialkapital oder institutionelles Kapital variiert. Zum Beispiel könnte es im deutschen System von Vorteil sein, viele standortübergreifende Sozialkontakte aufzuweisen, weil man aufgrund des Hausberufungsverbots und der Stellenbefristung auf Anstellungen an unterschiedlichen Standorten angewiesen ist. Im französischen System sind hingegen die Sozialkontakte an nur einem Standort vermutlich wichtiger, um dort eine unbefristete Anstellung zu erhalten.

Ein weiterer wesentlicher Unterschied ist, dass das deutsche Hochschulsystem eine geringere vertikale Differenzierung zwischen Standorten aufweist. Für das französische Wissenschaftssystem ist hingegen bekannt, dass es sich in einen Elite- und in einen Massensektor trennt. Das deutsche Wissenschaftssystem scheint keine derartig offensichtliche Hierarchisierung aufzuweisen. Zwar gibt es latente Unterschiede zwischen älteren Traditionsuniversitäten und Neugründungen (Baier 2017; Baier und Schmitz 2012), aber die Prestigeunterschiede fallen nicht so deutlich ins Gewicht wie in Frankreich. Zum einen kann angenommen werden, dass der Zwang zur Mobilität in der Phase zwischen Promotion und Professur im deutschen System damit einhergeht, dass sich der Elitesektor nicht so deutlich vom Rest der Standorte abheben kann (Münch und Baier 2012). Zudem weist das föderalistische deutsche System keine starken regionalen Unterschiede auf und es gibt keine Konzentration von finanziellen Ressourcen und Prestige in einer einzelnen Stadt.

In diesem Kapitel wird zunächst thematisiert, inwiefern es überhaupt plausibel ist, von einem Zusammenhang zwischen Prestigeunterschieden von Universitäten und einzelnen wissenschaftlichen Karrieren in den beiden Ländern auszugehen und welche Besonderheiten die Rekrutierungssysteme der beiden Länder aufweisen. Danach wird anhand empirischer Ergebnisse präsentiert, welche Unterschiede sich hinsichtlich der Rekrutierungen und Karrieretypen in der Soziologie beider Länder zeigen.

Die Erforschung akademischer Karrieremuster interessiert sich neben der Bedeutung der individuellen wissenschaftlichen Leistung und soziokultureller Faktoren zunehmend für den Einfluss von institutionellen Faktoren (zum Beispiel Reputation einer Universität). In dieser Arbeit soll der Zusammenhang zwischen dem Karriereerfolg und national etablierten Strukturen der vertikalen Differenzierung von Universitäten genauer untersucht werden. Mit der zunehmenden Bedeutung von Universitätsrankings im deutschen Hochschulraum wird auch hierzulande der Einfluss institutioneller Faktoren auf akademische Laufbahnen untersucht. Bisher wird Rankings und darauf beruhenden Prestigeunterschieden zwischen Universitäten jedoch keine große Rolle hinsichtlich der Karrierechancen zugeschrieben (Jungbauer-Gans und Gross 2013; Münch und Baier 2012; Lutter und Schröder 2014). Da Rankings im deutschen und französischen Hochschulraum verglichen mit dem US-amerikanischen bisher nur eine geringe Bedeutung einnehmen, möchte dieser Beitrag vertikale Differenzen zwischen Universitäten beleuchten, die unabhängig von Rankings bestehen. Der Beitrag folgt der Annahme, dass national etablierte Prestigeunterschiede zwischen Universitätsstandorten innerhalb einer Disziplin bestehen und im Zusammenspiel mit den Regeln der nationalen Karrieresysteme einen Einfluss auf individuelle Karrierechancen haben. Dem feldtheoretischen Ansatz (Bourdieu und Wacquant 1996) nach beruhen akademische Karrieren nicht nur auf Zufall oder individueller Leistung, sondern weisen eine statistisch nachvollziehbare Systematik auf, die aus

nationalen Feldern positionaler Ungleichheiten zwischen Akteuren (Personen sowie Organisationen) hervorgehen. Derzeit macht es demnach für das französische und deutsche Hochschulsystem noch nicht so viel Sinn, Rankings als Indikator für institutionelle symbolische Ungleichheit heranzuziehen, weil diese in der Alltagswahrnehmung oder in der alltäglichen Praxis der wissenschaftlichen Akteuren häufig noch nicht als Prestigeunterschied zwischen Einrichtungen wahrgenommen werden. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass eine Wahrnehmung von Prestigeunterschieden zwischen Universitäten in beiden Ländern besteht. Es bedarf demnach einer alternativen Methode, die sich dem Rekonstruieren der nationalen vertikalen Differenzierung zwischen Universitäten widmet. Deshalb möchte diese Arbeit nationale Hierarchiestrukturen zwischen Universitäten empirisch rekonstruieren, indem die Rekrutierungssysteme netzwerkanalytisch untersucht und dadurch Cliquen von privilegierten Standorten identifiziert. Vor allem der Ländervergleich zeigt, inwiefern in beiden Ländern unterschiedliche Formen latent vorliegender Reputationshierarchien bestehen. Wichtig ist es hierbei aber auch, nicht nur einzelne Karriereschritte, sondern gesamte Karriereverläufe in die Analyse einzubeziehen. Es ist nicht ausreichend, eine Analyse des Übergangs von der Post-Doc-Phase zum ersten Ruf als Professor einzubeziehen, da sich die Effekte des Universitätsprestiges meist erst zu einem späteren Zeitpunkt der Karriere niederschlagen. In Deutschland ist die Phase zwischen der Promotion und Professur bekanntlich eine Phase, die von einer starken Mobilität zwischen Standorten geprägt wird. Zudem besteht ein Hausberufungsverbot, das verhindert, dass an Prestigeuniversitäten hauseigenes Personal gleich nach der Habilitation berufen werden kann – ein zwischenzeitlicher Wechsel ist demnach typisch und Reputationseffekte zeigen sich vermutlich erst spät in der Karriere.

Mit diesem Vorgehen soll die zentrale Rolle der wissenschaftlichen Leistung nicht in Abrede gestellt werden, sondern vielmehr geklärt werden, welche weiteren nicht rein meritokratischen Faktoren wie Prestigeunterschiede eine Rolle spielen. Es geht eher allgemeiner Natur um die Frage, welchen Grad der Durchlässigkeit und welche Mobilitätschancen der nationale Raum für einzelne Nachwuchswissenschaftler in seiner gesamten Struktur bietet. Daran anschließend wird untersucht, ob und welche typischen Laufbahnen in einem Karrieresystem aufzufinden sind und ob es systematisch hervorgebrachte biographische Brüche und Unsicherheiten gibt, denen Nachwuchswissenschaftler ausgesetzt sind. Zudem soll untersucht werden, ob Akteure abhängig von ihrer aktuellen Position und den bisher eingenommenen (Feld-)Positionen einen ungleich gearteten Möglichkeitsraum für die zukünftige Karriere aufweisen (Bourdieu 1987:187f.). So können das Prestige des Standortes, an dem ein Abschluss erlangt wurde, oder das Ansehen des Doktorvaters sowie die Art und Weise der wissenschaftlichen Sozialisation einen Einfluss auf die zukünftigen Karrierechancen von Nachwuchswissenschaftler haben. Aber auch die Möglichkeit, soziale Kontakte zu einflussreichen Personen an privilegierten und hoch frequentierten Standorten zu knüpfen, kann eine ausschlaggebende Rolle spielen (vgl. Bourdieu 1998b, vgl. 1988; vgl. Clark und Clark 1971).

Für die empirische Analyse im Folgenden wird angenommen, dass symbolisches oder soziales Kapital eine unterschiedliche Bedeutung im jeweiligen Karrieresystem einnimmt. Die institutionelle Zugehörigkeit zu privilegierten Standorten in Deutschland kann vermutlich weniger deutlich zur Konsekration individueller Leistungen beitragen als im französischen Hochschulraum, da das französische System stark ausgeprägte und historisch gefestigte Prestigeunterschiede zwischen Standorten aufweist. Zudem besteht im französischen System kein flächendeckendes Hausberufungsverbot, das einen offenen Wettbewerb zwischen internen und externen Bewerbern gewährleisten könnte. In der Literatur gibt es Hinweise darauf, dass das französische

Rekrutierungssystem durch einen Mechanismus der direkten Patronage reguliert wird. Hausberufungen spielen eine große Rolle (Godechot und Louvet 2008; Sabatier et al. 2015) und die Schirmherrschaft etablierter Professoren trägt maßgeblich dazu bei, eine Stelle als Professor an einer renommierten Hochschule zu erhalten (Bourdieu 1988:158ff.). Dieses System trägt bis heute zu einer symbolischen Differenzierung von Universitäten in der Provinz und in Paris beziehungsweise auch der von Massenuniversitäten und Eliteeinrichtungen bei (Houdeville 2007:214ff.). In Deutschland hingegen spielt aufgrund des Hausberufungsverbots vor allem der externe Arbeitsmarkt eine zentrale Rolle (Musselin 2005) und der höhere Mobilitätsgrad scheint mit einer geringeren vertikalen Differenzierung zwischen Universitätsstandorten einherzugehen (vgl. Baier 2017). Dennoch kann auch für die deutsche Soziologie erwartet werden, dass es möglicherweise Prestigedifferenzen zwischen Traditionsstandorten und jüngeren, zu Zeiten der Hochschulexpansion gegründeten, Universitäten gibt. In Deutschland sind bis in die 1960er Jahre die Traditionsuniversitäten die Inhaber der Machtposition und Hüter des Humboldtschen Ideals der Bildung durch Wissenschaft, der Einheit von Forschung und Lehre und der Einsamkeit und Freiheit des universitären Forschers und Lehrers (Schelsky 1971). Bis heute nehmen die deutschen Volluniversitäten eine symbolisch überlegene Stellung im deutschen Feld ein (Baier 2017; Baier und Schmitz 2012). Dies ist zum Beispiel an der Exzellenzinitiative zu sehen, die große Traditionsstandorte bevorteilt (Münch 2007:31 ff.). Die Prestigeunterschiede zwischen Neugründungen und Traditionsstandorten sind vermutlich jedoch nicht so stark ausgeprägt wie in Frankreich. Im Zuge der Studentenbewegung und Hochschulexpansion ab Ende der 1960er Jahre erfuhr das deutsche Hochschulsystem eine maßgebliche soziale Öffnung. Das traditionelle, sozial geschlossene Universitäts- und Bildungssystem in Deutschland wurde maßgeblich kritisiert und es mehrte sich die Forderung nach einer Inklusion breiterer Bevölkerungsschichten in die Hochschulbildung (Picht 1965; Dahrendorf 1965). Infolgedessen kam es zum Ausbau der Hochschulbildung mit zahlreichen neugegründeten Universitäten, die als Herausforderer der traditionellen deutschen Universität verstanden werden können. Im Zuge dieses Ausbaus spielen insbesondere auch die Sozialwissenschaften eine zentrale Rolle – zunächst als ergänzende Disziplin in vielen Studiengängen, später als eigenständiges Studienfach (Münch 2007:31 ff.). Für die heutige Zeit kann insofern angenommen werden, dass auch das deutsche Hochschulsystem eine gewisse vertikale Differenzierung aufweist. Auf der einen Seite stehen die traditionellen Volluniversitäten, die in materieller und symbolischer Hinsicht eine überlegene Stellung im deutschen System einnehmen und auf der anderen Seite stehen neu gegründete, stärker auf eine Fachrichtung spezialisierte Hochschulen (Münch 2007; Baier 2017). Diese Differenzierung ist aber weniger stark ausgeprägt als im französischen Hochschulsystem, in dem die Pariser Eliteeinrichtungen vor allem die Forschung dominieren und die Universitäten in der Pariser Peripherie, in den Großstädten und Provinzen meist nur Lehranstalten sind. Dennoch zeigt sich im Zuge der Expansion auch für die deutsche Hochschulforschung das Problem, dass die zunehmende Lehrbelastung immer weniger Forschung zulässt und Freiräume durch individuelle Problembewältigungsstrategien (Copingstrategien) erstritten werden müssen (z.B. Abwälzung der Lehraufgaben auf wissenschaftliche Mitarbeiter) (Schimank 1995, 2006:48ff.). Derartige Praktiken des Copings von Zeit- und Ressourcenknappheit lassen sich vermutlich einfacher an Universitäten realisieren, die eine gute Personal- und Ressourcenausstattung aufweisen. Die vertikale Differenzierung der deutschen Universitätslandschaft resultiert beispielsweise daraus, dass traditionelle Volluniversitäten eine bessere Mittelausstattung aufweisen als die jüngeren und stärker spezialisierten Neugründungen (Baier 2017). Insofern kann auch für das deutsche Hochschulsystem vermutet werden, dass neu gegründete Standorte mit geringerer Mittelausstattung möglicherweise in stärkerem Ausmaß unter der hohen Lehrbelastung leiden. Eine derartige Ausdifferenzierung in

Forschungs- und Lehranstalten wurde für das britische System im Zuge der Umsetzung eines stark kompetitiven Finanzierungssystems beobachtet (Meier und Schimank 2009). So kann auch für Deutschland erwartet werden, dass die verstärkte Drittmittelfinanzierung von Hochschulforschung dazu führt, dass sich nur noch gut ausgestattete Standorte, Freiräume für die Forschung leisten können. Verlierer des Drittmittelwettbewerbs hingegen könnten zunehmend zu reinen Standorten der Massenausbildung werden, weil sie derartige Freiräume für Forschung nicht finanzieren können (vgl. Hartmann 2010; vgl. Meier und Schimank 2009).

Weiterhin gilt es bei der folgenden Untersuchung Unterschiede der nationalen Karrieresysteme zu beachten. Das *deutsche universitäre Karrieresystem* kann als Habilitationsmodell bezeichnet werden (Kreckel und Zimmermann 2014:35ff.). Besonderheiten des deutschen Systems sind zum einen das Hausberufungsverbot und zum anderen die hohe Quote der Befristung von universitären Stellen auf Ebene des Mittelbaus, also unterhalb des Niveaus von Professorenstellen. Charakteristisch ist demnach eine lange Phase der unsicheren Beschäftigungsbedingung, da in den häufigsten Fällen erst nach der Habilitation und der Erstberufung als Professor, ein unbefristetes Beschäftigungsverhältnis erfolgt. Einem Flaschenhals ähnelnd trifft auf eine sehr hohe Anzahl an Nachwuchswissenschaftlern auf Ebene des Mittelbaus nur eine geringe Zahl von Professorenstellen (Kreckel und Pasternack 2008; Kreckel und Zimmermann 2014:35ff.). Demnach setzt sich auch die Struktur des universitären Personals in Deutschland vollkommen anders zusammen als es in Tenure-Track-Modellen (wie USA und UK, aber auch in Frankreich) üblich ist: Kreckel und Zimmermann 2014 zeigen, dass im Jahr 2010 fast 80% des hauptberuflichen universitären Personals in Deutschland unterhalb der Professur in Mittelbaupositionen beschäftigt und in der Regel befristet angestellt war. Hingegen waren es in Frankreich und England im Jahr 2011 nur 24 % und in den USA im Jahr 2003 nur 26% des hauptberuflich wissenschaftlichen Personals an Universitäten (Kreckel und Zimmermann 2014:21ff., 236).

Eine Ursache des hohen Prozentsatzes des befristet angestellten Personals in Deutschland ist die zunehmende Bedeutung der Drittmittelfinanzierung (ebd.:32ff.). Die Drittmittelfinanzierung kann zudem als Grund dafür angesehen werden, dass deutsche Nachwuchswissenschaftler in der Phase zwischen Promotion und Professur häufig den Standort wechseln, weil sie von einer befristeten drittmittelfinanzierten Projektarbeit zu nächsten wechseln. Aber nicht nur die große Bedeutung der Drittmittelfinanzierung und Befristung, sondern auch das Hausberufungsverbot ist Ursache für die hohe standortübergreifende Mobilität des wissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland. Aufgrund des Hausberufungsverbot ist der entscheidende Arbeitsmarkt für habilitierte Wissenschaftler vor allem der externe Arbeitsmarkt, weil es für den Erhalt einer Professur am eigenen Standort kaum interne Karrieremöglichkeiten gibt (Musselin 2005). Rein rechtlich gesehen existiert in Deutschland zwar nicht in jedem Bundesland ein absolutes Hausberufungsverbot (Hochschulverband 2015), aber es wird größtenteils umgesetzt, da ihm eine wettbewerbs- und qualitätssichernde Wirkung zugesprochen wird (Kreckel und Pasternack 2008:49). Das deutsche Habilitationsmodell und die damit zusammenhängende hohe Quote standortübergreifender Mobilität sind zudem ein Ausdruck einer föderalistischen oder pluralistischen Universitätskonzeption. Anders als im zentralistischen Frankreich steht der Föderalismus einer nationalen Planung und damit einhergehenden deutlichen Trennung zwischen einem Elite- und einem Massensektor von Universitäten gewissermaßen entgegen. In Deutschland entscheiden die Länder über das Budget von Universitäten und die zur Verfügung stehenden Stellen. Berufungen liegen zudem in der Hand lokaler Berufungskommissionen an einzelnen Standorten und werden nicht zentralistisch reguliert (Musselin

2010:21ff.). Im folgenden Abschnitt wird genauer erläutert, inwiefern die Eigenheiten des französischen Karrieresystems zur geringen standortübergreifenden Mobilität, zur zentralistischen Ordnung des Hochschulsystems und zu den starken Prestigeunterschieden zwischen Standorten beitragen.

Das *französische Karrieresystem* ist eine Kombination aus Habilitations- und Tenure-Modell – die Rekrutierung als Professor (Professeur des Universités) erfordert zwar auch in Frankreich eine Habilitation sowie die erfolgreiche Bewerbung bei einer lokalen Berufungskommissionen einer Hochschule, aber es gibt bereits nach der Promotion die Möglichkeit, als Lehrprofessor (Maître de conférences, die sogenannte Lebenszeit-Dozentur) eine unbefristete Anstellung an einer Hochschule zu erhalten (Musselin 2002, 2005; Kreckel und Zimmermann 2014:107ff.; Kreckel 2008:88ff.). Da in Frankreich kein offizielles Hausberufungsverbot besteht ist es nicht unüblich, dass Lehrprofessoren später in ihrer Karriere am gleichen Standort als Professor rekrutiert werden (Kreckel und Zimmermann 2014:124). Voraussetzungen für die Berufung als Lehrprofessor (Maître de conférences) ist zum einen der Dokortitel (vor dem Loi Savary 1984 hieß sie „thèse d'état“⁴) und zum anderen die Qualifikation durch den „Conseil National des Universités“ (CNU). Für diese Art der Qualitätsprüfung gibt es in Deutschland kein vergleichbares Äquivalent: Das CNU besteht aus gewählten zentralen Fachjurs, die für die Qualifizierung von Wissenschaftlern in ihrem jeweiligen Fachgebiet zuständig sind. Für die Soziologie ist das die Sektion 19 „Sociologie, démographie“⁵. Die Jurs treffen sich zu einem bestimmten Termin im Jahr und erstellen unter den bewerbenden Doktoranden eine Liste von berufungsfähigen Kandidaten aus (Kreckel 2008:100). Im Anschluss an die Qualifizierung durch das CNU können sich die qualifizierten Kandidaten dann bei einzelnen Universitäten bewerben, die momentan eine Stelle als Maître de conférences ausgeschrieben haben. Lokale Berufungskommissionen entscheiden dann über die Rekrutierung. Vor dem Jahr 2008 wurden die Mitglieder einer Berufungskommission von Kollegen gewählt und die Rekrutierungsentscheidung lag allein bei der Berufungskommission. Seit einer Reform im Jahr 2008 bestehen die Berufungskommissionen zur Hälfte aus externen Mitgliedern und zur anderen Hälfte aus internen Mitgliedern, die vom Universitätspräsidenten ernannt werden (Le Gall und Soulié 2009:93). Die Berufungskommission begutachtet die Bewerbungen und führt die Anhörung der in der engeren Auswahl stehenden Bewerber durch. Danach erstellt die Kommission dann eine Berufsliste, die an den Conseil d'Administration (CA) der Universität weitergeleitet wird. Der Conseil d'Administration kann die Reihung der Kandidaten noch ändern und der Conseil d'Administration sowie der Universitätspräsident haben zudem die Befugnis, die Berufsliste komplett zurückzuweisen (Kreckel und Zimmermann 2014:123; Fortier 2016:16ff.).

Voraussetzung für die Rekrutierung als Professor (Professeur des universités) ist ebenfalls der Dokortitel, aber zudem die „habilitation de diriger des recherches“ (die sich in etwa mit der Leistungsanforderung der deutschen Habilitation deckt) und erneut eine Qualitätsprüfung durch den staatlichen „Conseil National des Universités“ (CNU). Die vorhergehende Tätigkeit als Maître de conférences ist damit keine Zulassungsvoraussetzung, aber in den meisten Fällen arbeiten die Bewerber auf Professorenstellen zuvor als maître de conférences beziehungsweise als Forscher am CNRS (chargé de recherche). Ebenfalls bei der Rekrutierung als Professor müssen sich die vom CNU qualifizierten Kandidaten auf einzelne ausgeschriebene Stellen an einer Hochschule bewerben und

⁴ Alternativ oder manchmal sogar zusätzlich weisen Absolventen der Grandes écoles auch eine Agrégation auf.

⁵ Präsentation und Zusammensetzung der Sektion (<http://www.cpcnu.fr/web/section-19>, abgerufen am 17.12.2016).

den lokalen Auswahlprozess bestehen. Da kein Hausberufungsverbot besteht ist es nicht unüblich, lokale Kandidaten zu rekrutieren (Kreckel und Zimmermann 2014:107ff.; Kreckel 2008:88ff.).

Der für die akademischen Laufbahnen in Frankreich zentrale Arbeitsmarkt ist somit der hochschulinterne Arbeitsmarkt, da die langfristige Anstellung an einem Standort das üblichste Karrieremuster darstellt (Musselin 2005). Demnach kann angenommen werden, dass im französischen Karrieresystem vom allem starke lokale Netzwerke und Patronage zentrale Faktoren sind, um eine Professur zu erhalten (Bourdieu 1988:158ff.; Godechot und Louvet 2008; Le Gall und Soulié 2007:6f.). Anders als in Deutschland wird dem Zwang zum Standortwechsel aufgrund des Hausberufungsverbots keine qualitätssichernde Wirkung zugeschrieben. Aufgrund der Möglichkeit bereits nach der Promotion unbefristet als Maîtres de conférences zu arbeiten ist es zudem auch in der Phase zwischen Promotion und Professur nicht notwendig, den Standort zu wechseln, um eine weitere Anstellung zu finden. Anders als in Deutschland ist das Aneinanderreihen von mehreren befristeten Verträgen an unterschiedlichen Standorten und auch die befristete Drittmittelfinanzierung ein die französischen Nachwuchswissenschaftler kaum tangierendes Thema (Kreckel 2008:121). Die befristete Drittmittelfinanzierung und Stellenkonzepte wie die befristete „Postdoc-Position“ gewinnen in Frankreich erst allmählich an Bedeutung (Kreckel und Zimmermann 2014:112).

Seit 1945 fanden zahlreiche Reformen des französischen Karrieresystems statt, die zu einer Abschwächung der zentralistischen Regulierung und zur Möglichkeit der lokalen Berufungen an Hochschulen beitrugen. Gepaart mit dem Ausbau der Universitäten in unterschiedlichen Groß- und Provinzstädten des Landes führten die Reformen des Karrieresystems zu einer Dezentralisierung und Stärkung der lokalen Ebene (die empirischen Ergebnisse zum veränderten Berufungsverhalten innerhalb der Soziologie werden im Kapitel 8.3 und 9.1 behandelt). Im Folgenden sollen die wichtigsten Reformen innerhalb des französischen Rekrutierungssystems beschrieben werden. Wie eingangs erläutert wurde, ist das CNU das zentrale Qualifizierungs- und Berufungsgremium in Frankreich. Seine Einflussmöglichkeiten haben sich jedoch im Laufe des 20. Jahrhunderts maßgeblich verändert.

Das CNU wie man es heute kennt ist mit dem Dekret vom 20. Januar 1987 gegründet worden. Vorgänger des CNU bestanden seit dem späten 19. Jahrhundert. Beispielsweise stellte die Gründung des Comité consultatif de l'enseignement public (CCEP) im Jahr 1873 einen wichtigen Meilenstein dar, weil von nun an die Rekrutierung des Hochschulpersonals nicht mehr alleine durch das Ministerium vollzogen wurde, sondern zusätzlich wissenschaftliche Akteure ein Mitspracherecht bei der Beurteilung von Bewerbern erhielten (Picard 2012:69f.). Die Befugnisse des CNU wurden aber erst ab 1945 deutlich ausgeweitet: 1945 wurde das Comité consultatif des universités (CCU) gegründet, es bestand zunächst nur aus fünf Sektionen und seine Aufgabe bestand darin, die von den Fakultäten vorgeschlagenen Bewerberlisten zu prüfen und eine sogenannte liste d'aptitude zu erstellen, an der sich das Ministerium bei der Berufung orientierte (Picard 2012). Das CNU setzte sich aus einem Großteil aus gewählten Wissenschaftlern zusammen, aber zu einem kleineren Teil auch immer aus Wissenschaftlern, die direkt vom Ministerium benannt wurden – insofern behielt sich das Ministerium eine gewisse Einflussmöglichkeit bei. Das Vorgehen im Rekrutierungsverfahren von Professoren und Lehrprofessoren änderte sich erneut mit den Reformen von 1992: Wohingegen das CNU bis 1992 die besten Kandidaten aus einer von den einzelnen Hochschulen vorgeschlagenen Liste auswählten und dem Ministerium zur Rekrutierung vorschlugen, wählen seit 1992 die Hochschulen

selbst ihre Kandidaten aus einer Liste von Bewerbern, die vom CNU erstellt wurde (Chevaillier 2001:61). Der Prozess läuft wie oben beschrieben so, dass sich Doktoranden oder Habilitierte vom CNU qualifizieren lassen und sich erst nach einer Qualifizierung bei den einzelnen Universitäten bewerben können. Christine Musselin deutet diese Reform als eine Stärkung der Universitätsebene und eine Schwächung des CNU, das Teil eines zentralen korporatistischen disziplinären Machtzentrums war. Durch die Reform von 1992 wurde die Gestaltungsmacht des CNU maßgeblich abgeschwächt, da es seine weitreichende Berufungsfunktion verlor und von nun an nur noch qualifizieren durfte. Das letzte Wort haben von nun an die lokalen Berufungskommissionen an Universitäten – ein Ausdruck der Dezentralisierungspolitik in Frankreich dieser Zeit (Musselin 2001:189ff., 2010:15ff.).

Für die Untersuchung der Karrieren von Soziologieprofessoren in Frankreich gilt zudem zu beachten, dass erst im Jahr 1969 eine eigene Sektion für Soziologie innerhalb des CCU (späteres CNU) gegründet wurde. Zuvor wies das soziologische Personal meist eine agrégation in Lettres oder Philosophie auf und kam nur über CNU-Sektionen benachbarter Disziplinen an Stellen in Hochschulen. Erst im Laufe der 1970er und 1980er Jahre vereinheitlichte sich somit die soziologische Laufbahn und konnte sich gegenüber anderen Zugangswegen durchsetzen (Houdeville 2007:178). Dieser Prozess stellt somit auch eine Autonomisierung von der Philosophie dar, die Anzahl der agrégés de philosophie nimmt ab und immer mehr Soziologen weisen eine Doktorarbeit innerhalb der Soziologie auf (ebd.:194f.). Erst seit 1969 kam es demnach allmählich zur Definition innerdisziplinärer Qualitätskriterien, wobei bis zu den Reformen von 1992 das zentrale Berufungsgremium CCU über Rekrutierungen innerhalb der Soziologie entschied. Mit den Reformen von 1992 gewannen lokale Rekrutierungskommissionen an Hochschulen des gesamten Landes an Bedeutung.

Eine der jüngsten Veränderungen im Rekrutierungsverfahren von unbefristetem Hochschulpersonal vollzog sich ein Jahr nach dem „Loi relative aux libertés et responsabilités des universités“ (LRU) von 2007, da den Universitätspräsidenten mehr Macht im Berufungsverfahren eingeräumt wurde. Die früheren Berufungskommissionen (commission de spécialiste) waren von Kollegen eines Hochschulstandorts gewählt und hatten die Autorität bei Rekrutierungsentscheidungen innerhalb einer Einrichtung inne. Seit dem LRU wurden diese Kommissionen abgeschafft und von den „comité de selection“ (Dekret des 10. Aprils 2008) ersetzt. Sie sind nicht von Kollegen gewählt, sondern durch den Universitätspräsidenten ernannt und vom Verwaltungsrat bestätigt. Universitätspräsidenten haben damit mehr Mitspracherecht bei Rekrutierungen (Le Gall und Soulié 2009:93; Fortier 2016:16ff.). Im Kapitel 9.6 behandelt die Veränderungen, die sich aufgrund der größeren Einflussmöglichkeiten durch Universitätspräsidenten vollziehen – einen Großteil der empirischen Ergebnisse betrifft diese Reform von 2008 jedoch noch nicht, da die sich die quantitativen Daten und Interviewergebnisse auf Rekrutierungsverfahren vor 2008 beziehen.

Diesen Abschnitt zusammenfassend wird festgehalten, dass es durchaus plausibel ist anzunehmen, dass die jeweiligen Funktionsweisen des deutschen und französischen Karrieresystems die Grundlage für eine jeweils unterschiedliche Logik der Reproduktion von Prestige und Ungleichheit im jeweiligen Feld sind – ferner hängt auch der Grad der vertikalen Differenzierung eines nationalen Hochschulsystems mit den etablierten Rekrutierungspraktiken zusammen: Wie im Folgenden gezeigt werden soll, ist in Deutschland im Gegensatz zum zentralistisch organisierten System Frankreichs keine deutliche Trennung zwischen einem Elite- und einem Massensektor der deutschen

Universitätsstandorte auszumachen. Ursachen hierfür sind zum einen das föderalistisch organisierte Bildungssystem, aber auch das Hausberufungsverbot sowie die Befristung der Stellen, da sie zur standortübergreifenden Mobilität beitragen und damit der Tendenz einer vorwiegend endogenen Rekrutierungslogik entgegenwirken. Die hohe Quote an standortübergreifender Mobilität verhindert eine Abschottung elitärer Standorte gegenüber weniger elitären Standorten und ermöglicht eine stärkere Personalpluralität – wie noch zu zeigen sein wird, trifft dies zumindest für die Phase zwischen Promotion und Erstberufung zu. Die zentralistische Ordnung des französischen Hochschul- und Rekrutierungssystem hingegen konnte bis in die 1990er Jahre maßgeblich zu einer Herausbildung von überlegenen Eliteeinrichtungen in Paris beitragen. Erst allmählich seit den 1990er Jahren gibt es unterschiedliche Dezentralisierungsbemühungen, die zu einer Abschwächung der starken Ungleichheit zwischen Paris und Provinz beitragen sollen. Dennoch weist das französische Hochschulsystem bis heute eine starke Trennung zwischen elitären *Grandes écoles* und Universitäten auf, erlaubt Hausberufungen und reproduziert dadurch eine starke Differenzierung zwischen einem Elite- und Massensektor. Insgesamt scheint das französische Karrieresystem nicht in der Lage zu sein, eine größere standortübergreifende Mobilität und Pluralität des Personals an einem Standort zu generieren.

Erste allgemeine Unterschiede des empirischen Vergleichs des deutschen und französischen Karrieresystems in der Soziologie zeigen sich in der Geschlechterverteilung. Die Lebenszeit-Dozentur (*Maître de conférences*) in Frankreich bietet einer Vielzahl an Wissenschaftlern ein gesichertes Beschäftigungsverhältnis unterhalb der Professorenschaft. Im Jahr 2010 gab es innerhalb der Sektion Soziologie und Demographie insgesamt 616 Stellen als *Maître de conférences*, wovon 49,35% von Soziologinnen besetzt waren. Auf der Ebene der Professoren waren es im Jahr 2010 insgesamt 230 Soziologieprofessoren, wovon aber nur 36,9% Soziologieprofessorinnen waren. Der Karriereschritt zur Professur bedarf einer Habilitation und scheint für weibliche Wissenschaftlerinnen schwerer zu erreichen zu sein als für männliche Wissenschaftler. Für die deutsche Soziologieprofessorenschaft berechnen Mau und Hauschka (2010) einen Frauenanteil von 25%. Die Werte der im Internet erhobenen Datensätze dieser Studie (Erhebungszeitraum 2013 und 2014) unterscheiden sich aber von den zitierten Studien. Für Frankreich konnte für den Gesamtdatensatz nur ein Prozentsatz von 28,24% weiblichen Soziologieprofessorinnen berechnet werden, hier sind auch Fälle älterer Professoren enthalten. Aber auch unter Ausschluss der älteren Professoren mit einer Promotion vor dem Jahr 1975 zeigt sich nur ein Prozentsatz von 31,3%. Für Deutschland sind es im Gesamtdatensatz 27,91% weibliche Soziologieprofessorinnen und unter Ausschluss der Fälle mit Promotion vor 1975 30,82%. Die geschlechtliche Zusammensetzung der Professorenschaft in beiden Ländern scheint sich demnach nicht wesentlich zu unterscheiden, obwohl man aufgrund der frühen unbefristeten Anstellung im französischen System vermuten könnte, dass es ein höherer Anteil weiblicher Nachwuchswissenschaftler schafft, später auch Professorin zu werden. Der große Unterschied zwischen beiden Ländern besteht also darin, dass französische Doktorandinnen mit dem *Maîtres de conférences* sehr häufig (also zu 49,35 % aller *Maîtres de conférences*) die Möglichkeit erhalten, unbefristet als Wissenschaftlerin tätig zu sein. In Deutschland hingegen gibt es unterhalb des Niveaus des Professors eigentlich keine Möglichkeit, unbefristet angestellt zu sein, was bedeutet, dass ein (im Vergleich zu Frankreich) höherer Anteil von weiblichen Nachwuchswissenschaftlerinnen in der Phase zwischen Promotion und Professur aus der universitären Wissenschaft ausscheidet.

Die Ergebnisse der im Internet erhobenen Datensätze dieser Studie zeigen zudem, dass die Soziologen in Frankreich deutlich weniger Universitätswechsel in ihrer akademischen Laufbahn

vollziehen als in Deutschland. In der Phase zwischen der Promotion und Professur traten in Deutschland bis zu zwölf Standortwechsel pro Lebenslauf auf (neben Assistenten- und Drittmittelstellen wurden auch Auslandsaufenthalte, Vertretungsprofessuren und ähnliche Positionen einbezogen). Der Median liegt bei 3 und der Mittelwert bei 3,35 Tätigkeiten. Auf der Ebene der Professoren konnten bis zu fünf Stellenwechsel beobachtet werden (Median = 1; Mittelwert = 1,4). Die Möglichkeit, in Frankreich schon vor der Habilitation unbefristete Stellen einnehmen zu können (zum Beispiel als *Maître de conférences*), zeigt sich darin, dass die erhobenen Professoren nur bis zu sechs Standortwechsel in der Phase zwischen der Promotion und der Professur aufweisen (der Median liegt bei 1 und der Mittelwert bei 1,32 Stellen). Auf der Ebene der Professoren kam es bis zu vier Stellenwechsel (Median=1, Mittelwert = 1,31). Insofern liegt ein zentraler Unterschied beider Karrieresysteme darin, dass deutsche Nachwuchswissenschaftler insbesondere in der Phase zwischen Promotion und Professur sehr mobil sind, wohingegen französischen Nachwuchswissenschaftler in etwa nur ein Drittel der deutschen Standortwechsel dieser Phase aufweisen. Die Mobilität auf Professorebene hingegen unterscheidet sich kaum.

Das französische Karrieresystem bietet mit unbefristeten Stellen direkt nach der Promotion und aufgrund der Möglichkeit, eine lokale Karriere am gleichen Standort durchlaufen zu können (Tenure-System) somit wenige Anreize zur standortübergreifenden Mobilität. Aufgrund des Hausberufungsverbotes und der Befristung der Stellen in Deutschland, kann hingegen vermutet werden, dass die deutschen Soziologieprofessoren kaum lokale Karrieren an einem Standort aufweisen. So zeigt sich, dass in Frankreich 42,35 % der Soziologen an dem Standort als Professor berufen wurden, an dem sie vorher schon nach der Promotion gearbeitet haben (zum Beispiel als *Maître de conférences*). Zudem wurden 19,13% Prozent an der Universität promoviert, an der sie zum Zeitpunkt der Erhebung als Professor arbeiten. Für Deutschland ist eine derartige Quote schwer zu erfassen, da in der Phase nach der Promotion und vor der Professur eine Vielzahl an befristeten Stellen eingenommen werden, etwa die Vertretung einer Professur an einem anderen Standort, die Mitarbeit in Drittmittelprojekten und die Lehrtätigkeit an unterschiedlichen Standorten oder eine begrenzte Zeit an einer ausländischen Universität, sodass die Rekrutierung am gleichen Standort als Professor eine nur marginale Rolle spielt. Zudem wurden auch nur 8,7% der erhobenen Professoren an dem Standort promoviert, an dem sie zum Zeitpunkt der Erhebung als Professor tätig waren. Verglichen mit der Hausberufungsquote in Frankreich findet im deutschen System demnach mehr Personalaustausch zwischen den Universitätsstandorten statt, was auch bedeutet, dass vom einzelnen Nachwuchswissenschaftler mehr geographische Flexibilität gefordert wird.

Das deutsche System weist damit insgesamt mehr Mobilität auf. Es stellt sich hierbei aber die Frage, welche Mobilitätsmuster für das jeweilige Land typisch sind. Geht die hohe Mobilitätsquote in Deutschland auch mit mehr Aufwärtsmobilität als in Frankreich einher? Verhindert der große Stellenwert der lokalen Karrieren in Frankreich die Aufwärtsmobilität? Um diese Fragen zu beantworten, werden im Folgenden netzwerkanalytische Ergebnisse präsentiert, die die jeweilige Struktur der vertikalen Differenzierung der zwei Hochschulräume verdeutlichen. Es zeigt sich durchaus, dass die hohe Mobilitätsquote der deutschen Soziologen mit einer geringeren vertikalen Differenzierung des Hochschulsystems einhergeht als es in Frankreich der Fall ist. Betrachtet man beispielsweise, an welchen Universitäten die Professoren im Datensatz promoviert wurden (also das Outdegree der Promotionsstandorte der Professoren im Datensatz), zeigen sich im Ländervergleich deutliche Unterschiede zwischen dem zentralisierten französischen Hochschulsystem und dem deutschen System. Die Abbildung 1 und Abbildung 2 zeigen jeweils auf der y-Achse den prozentualen

Anteil der entsandten Doktoranden eines Hochschulstandortes an der Gesamtheit aller Entsendungen von Doktoranden, die später Professor im jeweiligen Land wurden. Die x-Achse kennzeichnet die Hochschulen in absteigender Reihenfolge nach dem Anteil entsandter Doktoranden pro Hochschule. In den Datensätzen sind jeweils alle Hochschulen mit Promotionsrecht eines Landes enthalten, an denen Soziologieprofessoren angestellt sind. Ausländische Promotionsstandorte werden im Folgenden demnach nicht einbezogen, um die nationale Struktur der vertikalen Differenzierung erfassen zu können (mehr Informationen zu den ausländischen Promotionsstandorten und Auslandsaktivität generell bietet Kapitel 9.6).

Abbildung 1: Promotionsstandorte der deutschen Soziologieprofessoren (N=293)

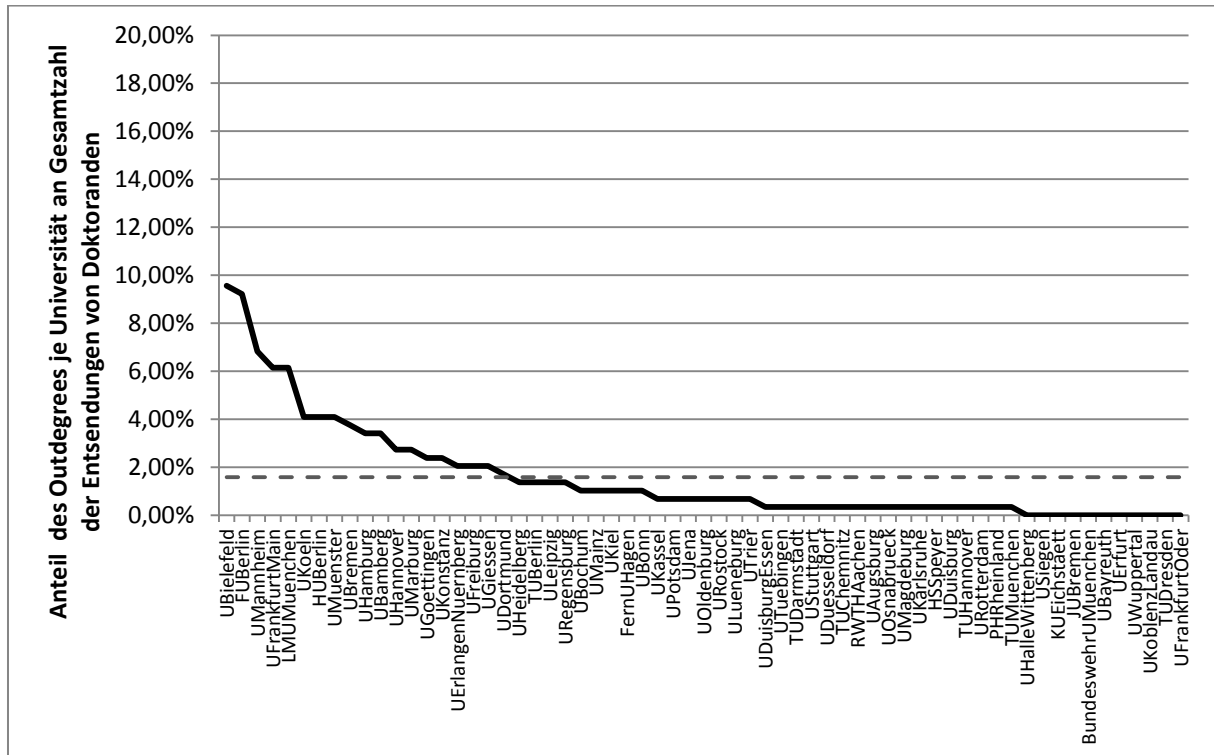
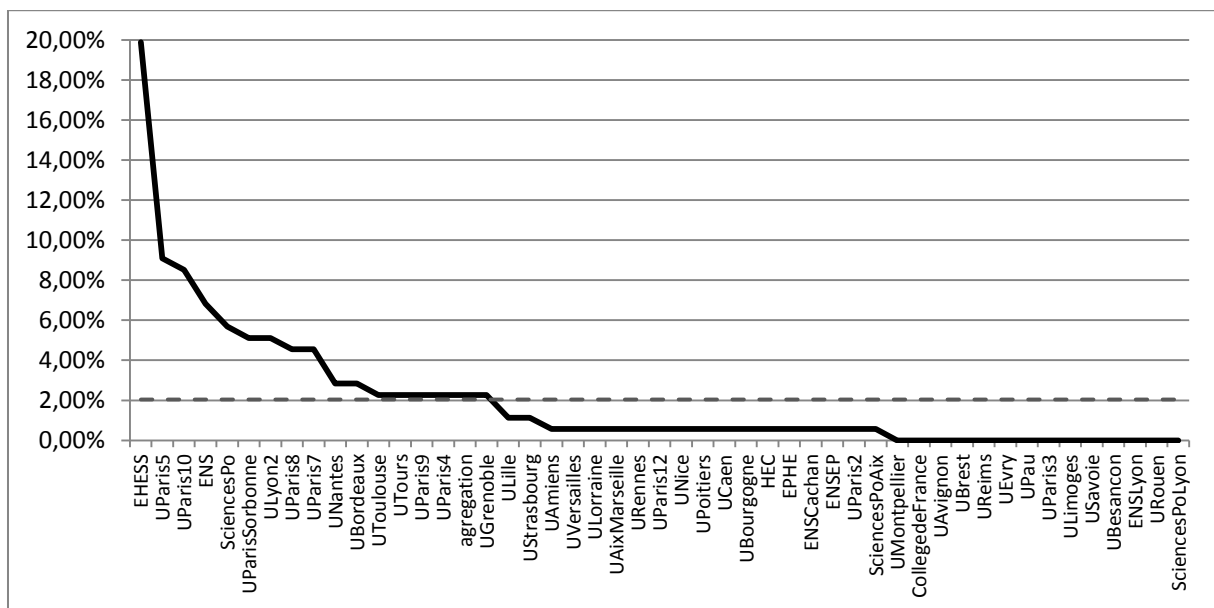


Abbildung 2: Promotionsstandorte der französischen Soziologieprofessoren (N=176)



Zunächst fällt beim Vergleich beider Grafiken auf, dass die Kurve des prozentualen Anteils der entsandten Doktoranden für die französische Soziologie wesentlich stärker abfällt als die Kurve der entsandten Doktoranden in Deutschland. Insbesondere die EHESS ist für das französische Feld von zentraler Bedeutung, an ihr wurden fast 20% aller späterer Soziologieprofessoren des Landes promoviert (35 von 176 Professoren im Datensatz). In Deutschland ist die Universität Bielefeld die Universität mit den meisten Entsendungen, sie entsandte mit knapp 10% aber nur die Hälfte der EHESS als bedeutendste Hochschule in Frankreich (nämlich 28 von 293 Professoren im Datensatz). In Frankreich fällt die Kurve nach dem Wert der EHESS drastisch ab und es folgt eine Gruppe von sechs Hochschulen, die jeweils zwischen 5% und 10% der Professorenschaft in Frankreich ausgebildet hat. Meist sind es Pariser Grandes écoles und Universitäten, wie die Universität Paris 5 Descartes, die Universität 10 Nanterre, die ENS, die Sciences Po sowie die Universität Sorbonne und mit der Universität Lyon2 nur eine Großstadtuniversität. Darin zeigt sich bereits eine gewisse Überlegenheit der Pariser Standorte gegenüber der Universitäten in Groß- und Provinzstädten. Für das deutsche Feld zeigt sich, dass die bedeutenden Promotionsstandorte der Soziologieprofessoren in ihren Werten nicht so extrem voneinander abweichen. Die Universität Bielefeld weist einen Wert von 9,6% entsandter Doktoranden auf, die darauf folgende FU Berlin einen Wert von 9,2% und die Universitäten Mannheim, Frankfurt am Main und die LMU München liegen bei etwa 6%. Danach fallen die Werte auf unter 5% der entsandten Doktoranden. Die hohe Zahl der FU Berlin erklärt sich zum Teil auch durch ihre Anbindung zum WZB, weshalb vermutlich überdurchschnittlich viele Personen an der FU Berlin promovieren, die dort nicht angestellt sind. Der Vergleich beider Länder zeigt, dass die französische Soziologie mit der zentralen Bedeutung der EHESS und weiterer Pariser Standorte eine wesentlich stärkere regionale Zentralisierung und damit verbunden auch eine stärkere vertikale Differenzierung aufweist.

In jeder der beiden Grafiken (Abbildung 1 und Abbildung 2) ist mit einer horizontalen grauen Referenzlinie zudem der Anteil der Entsendungen pro Universität markiert, bei dem eine Gleichverteilung vorherrschen würde. Bei einer Gleichverteilung der Entsendungen französischer Doktoranden würde jeder der 49 französischen Standorte 2% der Doktoranden entsenden (das sind 3,59 Doktoranden pro Standort). Es zeigt sich für Frankreich, dass die ersten 17 Promotionsstandorte der insgesamt 49 französischen Standorte (das sind 34,69% aller Standorte) jeweils mehr als 2% aller Professoren entsandten. Diese ersten 17 Standorte bildeten je Standort im Durchschnitt 5,21% aller Professoren aus (durchschnittlich 9,18 Doktoranden pro Standort). Insgesamt wurden 88,64% aller Professoren (nämlich 156 von insgesamt 176 Fällen im Datensatz) von diesen 17 Standorten ausgebildet. In Deutschland liegt die Referenzlinie der Gleichverteilung bei 1,59% aller Professoren je Standort (das heißt 4,65 Doktoranden pro Standort). Die etwas geringere Zentralisierung des deutschen Feldes zeigt sich dadurch, dass nur 30,16% der deutschen Promotionsstandorte (im Vergleich zu 34,69% in Frankreich) überdurchschnittlich viele Doktoranden entsandten (19 der 63 deutschen Standorte). Die Standorte mit überdurchschnittlichen Werten entsenden im Schnitt 4,15% aller Professoren mit Inlandspromotion (das sind durchschnittlich 12,16 Personen pro Standort). Zudem entsandten diese ersten 19 Promotionsstandorte auch nur 78,84% aller Professoren mit Promotion in Deutschland – also in etwa 10% weniger als im französischen Fall. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die zentralen französischen Ausbildungsstandorte vor allem in Paris sind, wohingegen das deutsche Feld eine geographische Streuung aufweist. In Frankreich sind vornehmlich etablierte Pariser Traditionsstandorte diejenigen Standorte mit zentraler Ausbildungsfunktion für das Fach. In Deutschland sind Neugründungen wie Bielefeld und Mannheim genauso zentral wie beispielsweise die Traditionsuniversitäten München und Frankfurt.

Einen Gesamtüberblick bieten zudem die Werte des kumulierten Outdegrees. Abbildung 3 und Abbildung 4 zeigen die kumulierten Werte der relativen Häufigkeit von entsandten Doktoranden pro Standort. Die y-Achse bildet jeweils die kumulierte relative Häufigkeit des Outdegrees der inländischen Hochschulstandorte im Datensatz ab. Die x-Achse zeigt jeweils den Anteil der Hochschulen an der Gesamtzahl der Hochschulen mit Promotionsrecht im Fach Soziologie. Die grau gestrichelte Referenzlinie zeigt an, wie eine Gleichverteilung aussehen würde. Je weiter die Kurve des kumulierten Outdegrees von dieser Referenzlinie entfernt ist, desto mehr kann man von einer ungleichen Verteilung sprechen. Insgesamt zeigt sich, dass die Kurve der realen Verteilung des Outdegrees für Frankreich weiter von der Referenzlinie der Gleichverteilung entfernt ist. Beispielsweise entsandten die obersten 20% der französischen Standorte fast 70% der Doktoranden, die später Professor in Frankreich wurden. In Deutschland entsandten die oberen 20% der deutschen Promotionsstandorte nur etwa 65% der Doktoranden.

Weiterhin zeigt sich auch, dass es in Frankreich einen höheren Anteil an Hochschulstandorten gibt, der nicht in der Lage war, einen Doktoranden auszubilden, der später auch Professor wurde. 28,57% der französischen Standorte (14 von 49) konnten keine Doktoranden entsenden, die später Professor wurden. Darunter fallen meist Standorte der Groß- und Provinzstädte, wie beispielsweise Montpellier, Avignon, Brest, Reims, Pau und Limoges. In Deutschland sind es hingegen nur 17,46% der Standorte (also 11 von 63 deutschen Standorten insgesamt), die keine Doktoranden entsandten, die im weiteren Verlauf ihrer Karriere Professor wurden. Das sind unter anderem die Standorte Halle Wittenberg, Siegen, Bayreuth, Erfurt, Wuppertal und Koblenz Landau.

Abbildung 3: Kumulierte relative Häufigkeit der Entsendungen von Doktoranden der deutschen Soziologie (N=293)

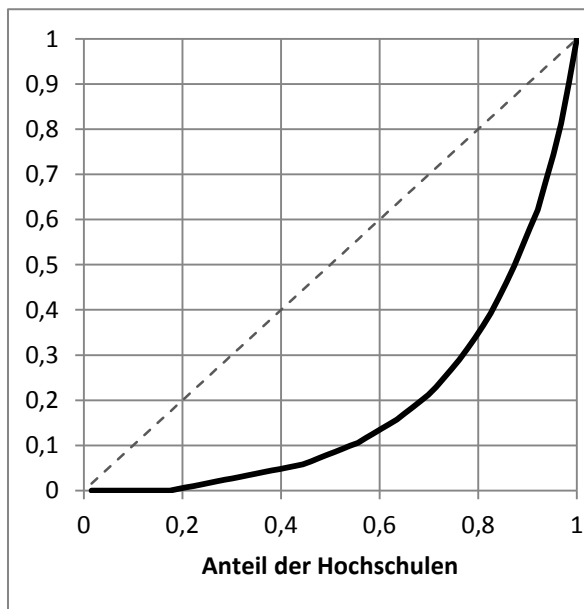
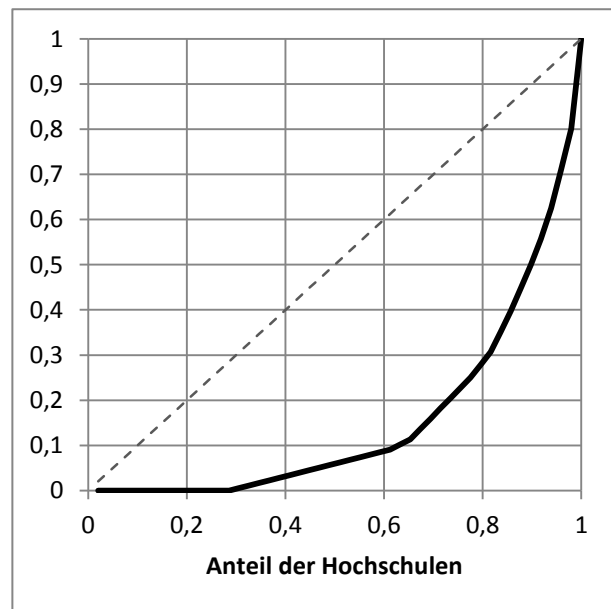


Abbildung 4: Kumulierte relative Häufigkeit der Entsendungen von Doktoranden der franz. Soziologie (N=176)



Erläuterung Abbildung 3 und 4: Die y-Achse bildet die kumulierte relative Häufigkeit der Entsendungen von Doktoranden pro Hochschule ab (also das Outdegree der inländischen Hochschulstandorte im Datensatz). Die x-Achse zeigt den Anteil der Hochschulen an der Gesamtzahl der Hochschulen mit Promotionsrecht im Fach Soziologie. Die grau gestrichelte Referenzlinie zeigt an, wie eine Gleichverteilung aussehen würde.

Zusammenfassend zeigt sich, dass es durchaus eine Rolle spielt, an welcher Hochschule man promoviert wurde. Nicht alle Hochschulen mit Promotionsrecht der beiden Länder waren in der Lage, Doktoranden auszubilden, die im weiteren Verlauf ihrer Karriere Professor wurden. Die Verteilung

des Outdegree kann hierbei durchaus auch als Hinweis dafür gelten, inwiefern die Zugehörigkeit zu einem renommierten Standort sowie zu zentralen Forschungsgruppen und Professoren dabei helfen, eine erfolgreiche Karriere in der Soziologie zu durchlaufen. Welche Prozesse hinter diesem Zusammenhang stehen (also ob die Ausbildung an den zentralen Standorten besser ist, diese Standorte mehr Renommee genießen oder einen besseren Zugang zu zentralen wissenschaftlichen Kreisen bieten), kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden. Wie im zweiten Kapitel dieser Arbeit gezeigt wurde, kann aber vermutet werden, dass häufig ein gemeinsamer Effekt all dieser Faktoren auftritt (siehe Ausführungen zum Matthäuseffekt in Kapitel 2). Kapitel 9 zeigt zudem anhand der Ergebnisse der qualitativen Befragung in Frankreich, inwiefern sich wissenschaftliches, symbolisches und soziales Kapital im Laufe der Karriere gegenseitig bedingen.

Insgesamt konnten die bisherigen Auswertungen aber darauf hinweisen, dass die vertikale Differenzierung der Hochschulen im Fach Soziologie in Frankreich stärker ausgeprägt ist als in Deutschland. Die Zahl der zentralen Promotionsstandorte beschränkt sich in Frankreich sehr deutlich auf wenige elitäre Pariser Soziologiestandorte, wohingegen die zentralen Promotionsstandorte in Deutschland stärker geographisch streuen. Zudem gibt es in Frankreich auch einen größeren Anteil an nur empfangenden Standorten, die selbst nicht in der Lage waren Doktoranden auszubilden, die später in der Karriere auch Professor wurden. Um ein besseres Bild von der Hierarchisierung beider Länder zu bekommen, widmet sich die Analyse im Folgenden dem Verhältnis zwischen der Universität der Promotion und der letzten Stelle als Professor. Insbesondere im deutschen System, das von Nachwuchswissenschaftlern eine lange Phase der Mobilität zwischen Promotion und Professur verlangt, zeigt sich der mögliche Einfluss eines Abschlusses an einer renommierten Universität erst spät in der Karriere. Ein verbreitetes Maß zur Beschreibung von Zentralität in Netzwerken, ist die Eigenvektor-Zentralität (Csárdi 2015:144f.; Bonacich 1987). Für die folgende Untersuchung wurde die Eigenvektor-Zentralität somit anhand der Start- und Endpunkte der Karrieren berechnet (das heißt anhand eines Netzwerkes, das nur die Promotionsstandorte und die letzte Stelle als Professor enthält). Es geht demnach um die Frage, welche der Promotionsstandorte besonders zentral vernetzt sind und häufig in der Lage waren, ihre Doktoranden an zentral vernetzten Universitäten zu platzieren. Zudem geht es um die Frage, welche Universitäten eines Landes das an den zentral vernetzten Standorten ausgebildete Personal als Professor anstellt. Die Grundannahme der Eigenvektor-Zentralität ist, dass die Zentralität eines Akteurs davon abhängt, wie zentral die Netzwerkpartner des Akteurs sind, das heißt wie viele zentrale Verbindungen sie aufweisen. Ganz allgemein ist der Wert der Eigenvektor-Zentralität also dann hoch, wenn ein Akteur mit vielen anderen Akteuren verbunden ist, die wiederum selbst viele Verbindungen aufweisen (usw.) (Csárdi 2015:144). Anders als die Degree-Zentralität berücksichtigt die Eigenvektor-Zentralität nicht nur, wie viele Verbindungen ein Knoten insgesamt aufweist, sondern auch, ob es sich um Netzwerkpartner handelt, die selbst viele zentrale Verbindungen aufweisen. Deshalb hat sich die Eigenvektor-Zentralität als beliebtes Maß zur Messung von Zentralität im Sinne von Status, Macht oder auch Prestige etabliert (Burris 2004:252). Eine zentrale Stellung im Netzwerk nehmen demnach Promotionsstandorte ein, die verglichen mit anderen Universitäten des Netzwerks besonders viele Verbindungen zu zentral verbundenen Universitäten aufweisen.

Die Abbildung 5 und Abbildung 6 zeigen die Werte der Eigenvektor-Zentralität für die Promotionsstandorte der deutschen und französischen Soziologieprofessoren (das heißt, dass Standorte ohne Outdegree nicht abgebildet wurden). Auf der y-Achse sind die Werte des Eigenvektors, die zwischen 0 und 1 schwanken, abgetragen. Besonders zentral sind Standorte mit

hohen Werten, weniger zentral sind Standorte mit Werten nahe 0. Die Standorte sind von links nach rechts entlang ihres Eigenvektorwertes sortiert. So zeigt sich auch beim Vergleich der beiden Länder (Abbildung 5 und Abbildung 6), dass die Kurve (wie beim Outdegree) für das französische Feld stärker abfällt. Im französischen Feld gibt es demnach mehr Standorte, die besonders häufig mit ebenfalls stark vernetzten Standorten verbunden sind. Das bedeutet, dass es zum einen Standorte sind, deren Doktoranden an besonders vernetzten Standorten Professor wurden, zum anderen aber auch Standorte sind, deren Professoren an besonders stark vernetzten Standorten promoviert wurden. Rechts in der Grafik sieht man auch, dass es viele französische Standorte gibt, die relativ geringe Werte aufweisen. Das französische Feld weist demnach eine kleine Gruppe stark vernetzter Standorte links in der Grafik und eine sehr große Gruppe wenig vernetzter Standorte rechts in der Grafik auf. Die deutschen Universitäten unterscheiden sich hingegen weniger stark in ihrer Zentralität.

Abbildung 5: Eigenvektor-Zentralität der deutschen Promotionsstandorte (52 Standorte und 293 Professoren)

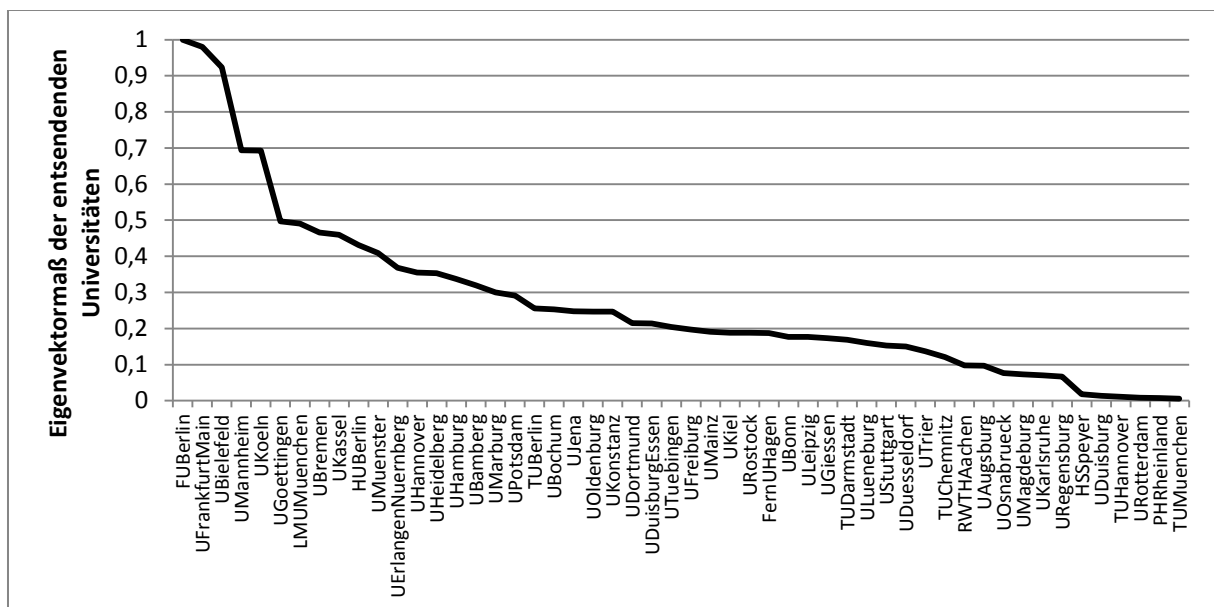
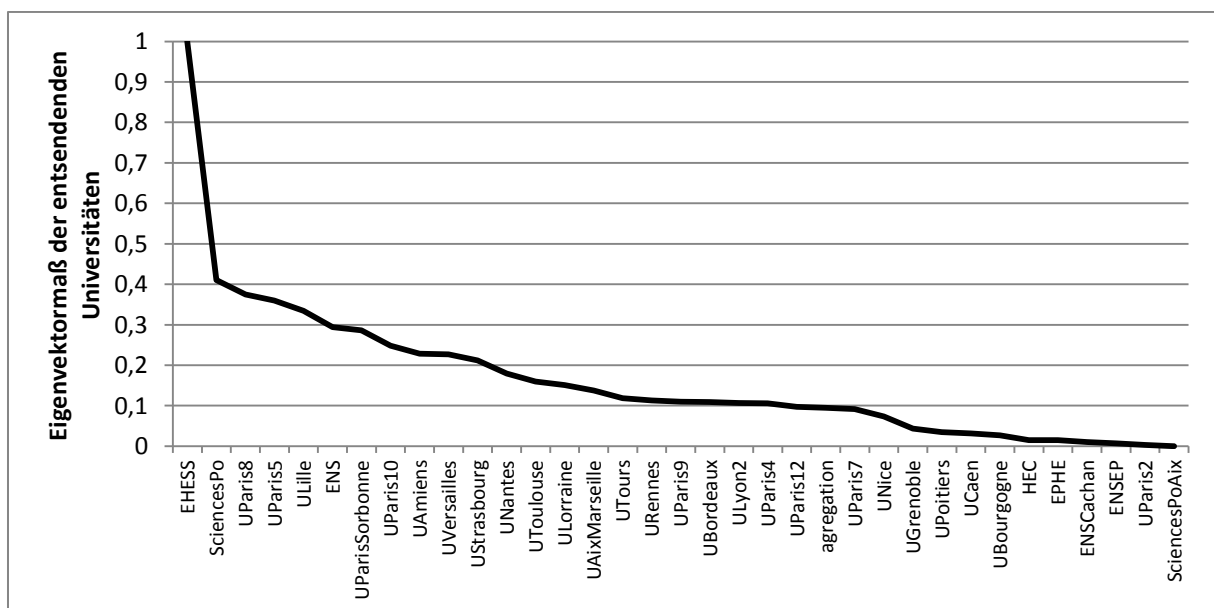


Abbildung 6: Eigenvektor-Zentralität der französischen Promotionsstandorte (35 Standorte und 176 Professoren)

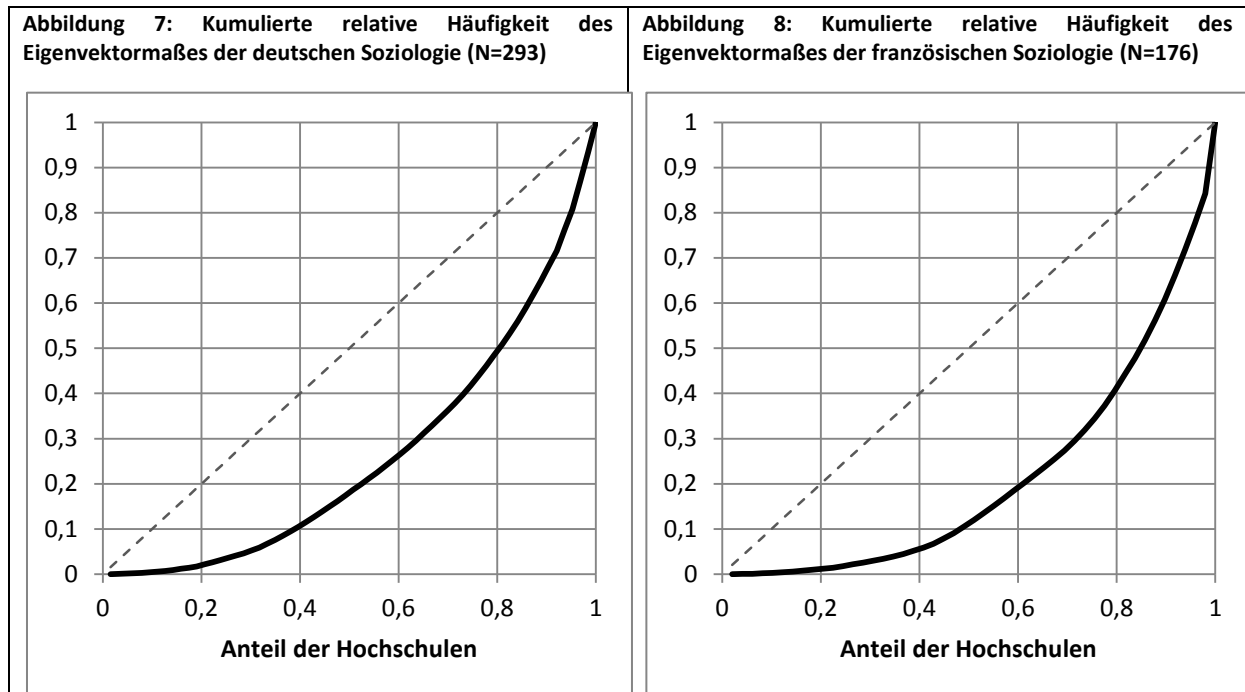


Ein weiterer interessanter Befund für Frankreich ist, dass diejenigen Standorte mit einem hohen Outdegree nicht zwangsläufig diejenigen Standorte mit einem hohen Eigenvektor-Maß sind. Das Outdegree-Maß bildet nur Entsendungen ab, wohingegen das Eigenvektor-Maß auch anzeigt, ob Standorte Personal von zentralen Promotionsstandorten anstellen konnten. So zeigt sich für das französische Feld, dass neben den Standorten, die ein hohes Outdegree aufwiesen (EHESS, Universität Paris 5 Descartes, Universität 10 Nanterre, ENS, Sciences Po und Sorbonne) nun auch die Universität Paris 8 Vincennes, Lille, Amiens, Versailles, Straßburg und Nantes relativ hohe Werte der Eigenvektor-Zentralität aufweisen. Die Universität Paris 8 Vincennes, Lille, Amiens, Versailles, Straßburg und Nantes sind demnach seltener in der Lage, zentrale Doktoranden zu entsenden, aber beherbergen relativ häufig Professoren, die an zentralen Standorten promoviert wurden. Es handelt sich hierbei auch meist um Universitäten der Pariser Peripherie sowie weiterer französischer Großstädte. Einerseits zeigt sich demnach auch bei der Eigenvektor-Zentralität der Befund, dass Pariser Standorte besonders gut mit ebenso vernetzten Pariser Standorten verbunden sind und an diesen auch ihre Doktoranden platzieren können. Andererseits zeigt sich neben diesen bedeutenden Ausbildungsstandorten aber auch noch eine weitere Gruppe von Universitäten der Pariser Peripherie und einiger Großstädte mit hoher Eigenvektor-Zentralität, die zwar nicht im gleichen Maße wie die Gruppe der zentralsten Pariser Standorte Doktoranden entsenden konnte, aber häufig die Doktoranden der zentralen Hochschulen als Professor anstellt – es handelt sich gewissermaßen um die typischen Empfängerinstitutionen der Absolventen zentraler Standorte.

In Deutschland decken sich die Werte des Outdegrees und der Eigenvektor-Zentralität stärker. Wohingegen die meisten Universitäten, die auch ein hohes Outdegree hatten (wie beispielsweise die Universität Bielefeld, FU Berlin, Universität Mannheim, Frankfurt am Main, LMU München sowie Köln, HU Berlin, Münster, Bremen, Hamburg und Bamberg) eine hohe Eigenvektor-Zentralität aufweisen, sind nur wenige weitere Standorte zu sehen, die eine hohe Eigenvektor-Zentralität aufweisen und hierbei eher eine empfangende Rolle einnehmen (z.B. Universität Kassel, Heidelberg und Potsdam). Dahinter verbirgt sich in gewisser Weise auch ein Hinweis auf eine weniger starke Zentralisierung des deutschen Hochschulraumes, da die zentral vernetzten Standorten mit hoher Eigenvektor-Zentralität meist auch in der Lage sind, ihre Doktoranden an anderen Universitäten zu platzieren. In Frankreich hingegen gibt es eine größere Menge an nur empfangenden Standorten, die also nur deshalb eine hohe Eigenvektor-Zentralität aufweisen, weil sie von den zentralsten Standorten des Feldes Personal empfangen. Bei diesen meist nur empfangenden Standorten handelt es sich zudem um Standorte der Pariser Peripherie sowie der Großstädte, also meist um Standorte, die noch relativ jung sind und im Zuge der Hochschulexpansion ausgebaut wurden. In Deutschland hingegen sieht man insgesamt eine größere geographische Streuung und auch viele der relativ jungen Universitäten in mittelgroßen und kleinen Städten wie Bielefeld, Mannheim, Bremen, Kassel und Bamberg können relativ viele Doktoranden entsenden, die im weiteren Verlauf ihrer Karriere Professor werden. Traditionsstandorte wie Frankfurt, Köln, Göttingen, München, Münster und Heidelberg sind zwar auch zentral, aber weisen (anders als in Frankreich) keine überlegene Stellung zu den eben genannten mit der Hochschulexpansion ausgebauten Standorten auf.

So zeigt auch insgesamt der Vergleich der kumulierten Werte der Eigenvektor-Zentralität in Abbildung 7 und Abbildung 8, dass das französische Feld eine stärker ausgeprägte vertikale Differenzierung aufweist. Die Kurve der Verteilung des Eigenvektor-Maßes ist für Frankreich wesentlich weiter von der Referenzlinie der Gleichverteilung entfernt. 20% der französischen Universitäten weisen 60% der Gesamtsumme Eigenvektor-Zentralität auf, wohingegen die oberen

20% der deutschen Universitäten nur 50% der Gesamtsumme der Eigenvektor-Zentralität aufweisen. Insofern herrscht in der französischen Hochschullandschaft im Fach Soziologie eine größere Differenz zwischen stark vernetzten und eher isolierten Standorten vor, wohingegen sich die Vernetzungsgrade der deutschen Universitäten zwar auch unterscheiden, aber nicht so stark ins Gewicht fallen wie in Frankreich.



Erläuterung Abbildung 7 und 8: Die Grafiken bilden das Eigenvektormaß für das Netzwerk der Promotionsuniversität und des Standortes der aktuellen Stelle als Professor ab. Das bedeutet, dass für die Berechnung des Eigenvektors einer Universität nur die Universität der Promotion und der letzten Stelle als Professor einbezogen wurden, um das Verhältnis zwischen der ersten und letzten Stelle der Soziologiekarrieren zu untersuchen. Die y-Achse bildet die kumulierte relative Häufigkeit des Eigenvektormaßes pro Hochschule ab. Die x-Achse zeigt den Anteil der Hochschulen an der Gesamtzahl der Hochschulen mit Promotionsrecht im Fach Soziologie. Die grau gestrichelte Referenzlinie zeigt an, wie eine Gleichverteilung aussehen würde.

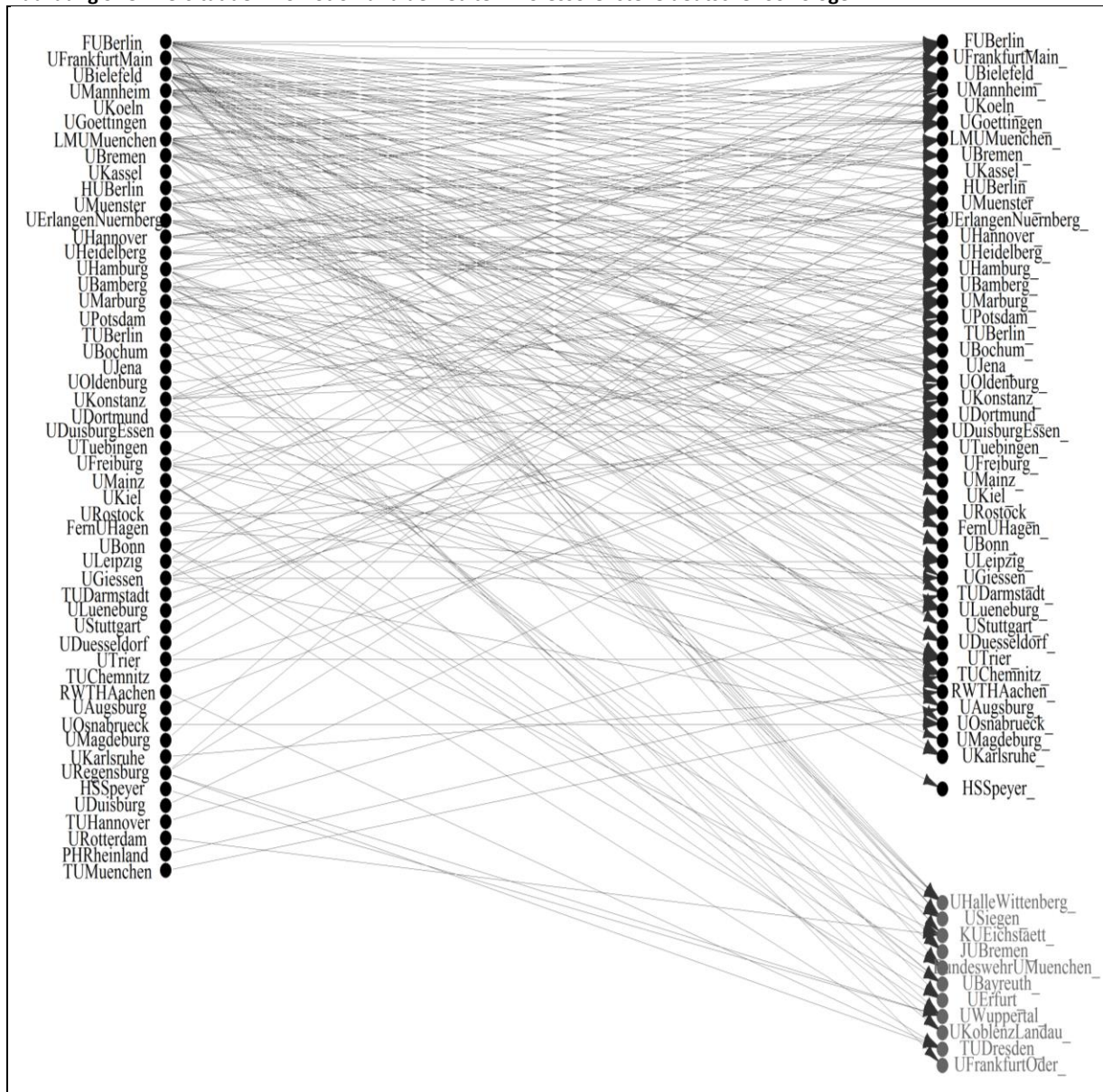
Im Folgenden soll noch gezeigt werden, von und an welche Standorte die Professoren im jeweiligen Land jeweils wechseln und wie hoch die Mobilität zwischen zentralen und weniger zentralen Sektoren ist. Die Abbildung 9 und Abbildung 10 zeigen die Promotion links als den Startpunkt der Karriere und die letzte Professorenstelle rechts in den Abbildungen. Auf der linken Seite sind nur Standorte zu sehen, die auch Doktoranden entsenden konnten, die später Professor wurden. Auf der rechten Seite unten sieht man in grauer Schrift auch Standorte, die nur Soziologieprofessoren empfangen. Alle Standorte sind auf der linken und rechten Seite nach ihrer Eigenvektor-Zentralität sortiert. Wie bereits erwähnt sind die Universitäten, die nur empfangen gesondert abgebildet, aber wurden auch innerhalb ihrer Gruppe nach ihrem Eigenvektor-Maß sortiert. Die Pfeile von links nach rechts zeigen nun an, wie viel Abwärts- und Aufwärtsmobilität und wie viel gleichbleibende Mobilität es im Feld gab.

Man sieht, dass Frankreich (Abbildung 10) eine größere Zahl an nur empfangenden Hochschulen aufweist, die selbst nicht in der Lage waren, Doktoranden zu entsenden, die später Professor wurden. Dies ist ein erster Ausdruck für eine stärkere Zentralisierung des französischen Feldes, weil diese Standorte meist Personal aus dem oberen Bereich der Standorte mit der höchsten Eigenvektor-Zentralität empfangen. Für das französische Feld sind die empfangenden Institutionen meist Hochschulen außerhalb von Paris. Eine Ausnahme bildet das College de France, das selbst keine

Doktoranden ausgebildet. In Deutschland (Abbildung 9) ist die Gruppe der nur empfangenden Einrichtungen (rechts unten in grauer Schrift) kleiner, was bedeutet, dass ein größerer Anteil an der Gesamtheit der deutschen Universitäten in der Lage ist, Doktoranden auszubilden, die es im weiteren Karriereverlauf schaffen, Professor zu werden. Bei den deutschen ausschließlich empfangenden Universitäten handelt es sich meist um eher kleine und spezialisierte Standorte, denen es vermutlich aufgrund geringer Personalzahlen noch nicht gelang, Doktoranden zu auszubilden und zu versenden, die Professor geworden sind.

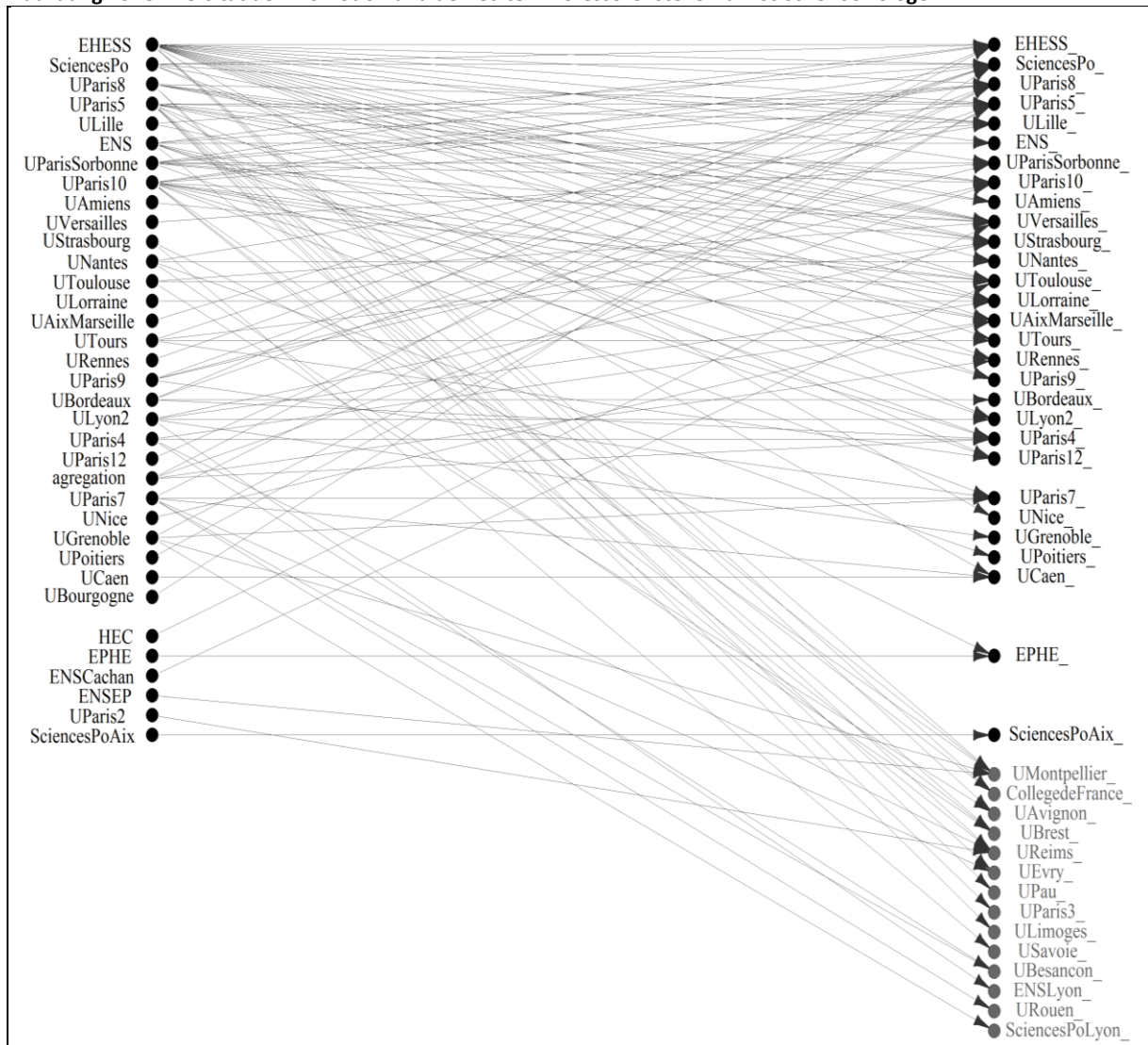
Auffallend ist für beide Länder, dass die häufigste Mobilitätsart die Abwärtsbewegung ist und die zentralsten Standorte oben links in den beiden Abbildungen auch das meiste Personal versenden. Zudem zeigt sich dem Eigenvektor-Maß entsprechend, dass die Doktoranden dieser Standorte häufiger Professor an einer relativ zentralen Universität auf der rechten Seite der empfangenden Standorte werden (mehr Verbindungen im oberen als im unteren Sektor). Die Aufwärtsbewegung ist im Vergleich dazu nur sehr gering ausgeprägt und auch die Bewegung auf der gleichen Ebene kommt für die weniger zentral vernetzten Universitäten seltener vor. Die Tabelle 1 und Tabelle 2 zeigen zusammenfassend den Prozentsatz der jeweiligen Mobilitätsart, zunächst soll aber noch das Verhältnis zwischen den Traditionsstandorten und den im Zuge der Hochschulexpansion neu gegründeten Hochschulen im jeweiligen Land beschrieben werden.

Abbildung 9: Universität der Promotion und der letzten Professorenstelle deutscher Soziologen



Erläuterung: Die linke Achse zeigt die 52 Promotionsstandorte der 293 Professoren im Datensatz. Rechts ist die letzte Stelle als Professor an 63 deutschen Universitäten zu sehen. Unten rechts sind diejenigen 11 Standorte in grau abgebildet, die keinen Doktoranden entsenden konnten, der im weiteren Verlauf der Karriere Professor wurde. Die Fälle sind von oben nach unten nach ihrer Eigenvektor-Zentralität sortiert.

Abbildung 10: Universität der Promotion und der letzten Professorenstelle französischer Soziologen



Erläuterung: Die linke Achse zeigt die 35 Promotionsstandorte der 176 Professoren im Datensatz. Rechts ist die letzte Stelle als Professor an 49 französischen Universitäten zu sehen. Unten rechts sind diejenigen 14 Standorte in grau abgebildet, die keinen Doktoranden entsenden konnten, der im weiteren Verlauf der Karriere Professor wurde. Die Fälle sind von oben nach unten nach ihrer Eigenvektor-Zentralität sortiert.

Abbildung 9 zeigt für Deutschland erneut, dass innerhalb der Soziologie etablierte Traditionsstandorte, aber auch jüngere Standorte, die mit der Hochschulexpansion ab den späten 1960er Jahren, aber vor allem in den 1970er Jahren ausgebaut wurden, eine Rolle spielen. In Frankreich ist hingegen vor allem eine Pariser Elite der Traditionsstandorte auch heute noch sehr dominant. Traditionsstandorte, die in der deutschen Soziologie von Bedeutung sind, sind beispielsweise die Standorte Frankfurt, Münster und Köln. Die Anfänge der deutschen Soziologie in den frühen 1950er Jahren ist besonders durch diese drei Standorte geprägt. Viele Soziologen der ersten Generation waren zudem von der amerikanischen Soziologie geprägt, insbesondere auch die „Methodenhochburg“ Köln (Güdler 2003:62ff.), was sich bis heute in einer regen Auslandsmobilität in den amerikanischen Raum niederschlägt (siehe Kapitel 9.6). Im Zuge der Hochschulexpansion und einem darauf folgenden Ausbau der soziologischen Forschung konnten viele weitere Standorte an Bedeutung gewinnen und teilweise die drei Gründungsstandorte in ihrer Bedeutung ablösen. So zeigt auch die Abbildung 9 den zentralen Stellenwert einer Vielzahl der in den 1970er Jahren neu gegründeten Standorten. Neugegründete Standorte wie Bielefeld, Mannheim, Bremen, FU Berlin gemeinsam mit dem WZB sowie Kassel und Bamberg sind im Zuge der Expansion zu zentralen

Standorten der Soziologie geworden. Dieser Ablösungsprozess vollzog sich im Laufe der 1970er Jahre, in denen die deutsche Soziologie als Lehrfach massiv ausgebaut wurde. Die Gründung der ersten soziologischen Fakultät war in Bielefeld 1969, danach folgten viele weitere Standorte. In dieser Zeit war man optimistisch, dass die gestiegene Zahl der Absolventen auch Stellen finden können, weil sich das Fach im Ausbau befand. Ende der 1970er Jahre stockte der Ausbau der Universitäten und der Soziologie als Lehrfach, weshalb die Bemühungen größer wurden, die Soziologie zu professionalisieren. Wohingegen in der Anfangszeit insbesondere eine Art „Lehrbuchsoziologie“ von Bedeutung war, wurde im Zuge der Professionalisierung die soziologische Forschung immer bedeutender (Güdler 2003:67ff.). Insbesondere in den 1980er Jahre wurde die deutsche Soziologie verstärkt zu einem Forschungsfach ausgebaut (Güdler 2003:64ff.). Dadurch konnten Hochschulen mit Methodenschwerpunkt und enger Vernetzung zu Forschungszentren maßgeblich an Bedeutung gewinnen. Anders als in Frankreich kommt es in Deutschland demnach zu einer stärkeren Ablösung von den deutschen Gründungsstandorten der Soziologie sowie von der anfänglichen Lehrbuchsoziologie oder theoretischen Ausrichtung. Neu gegründete Standorte wie Bielefeld, Mannheim, FU Berlin und Bremen sind nicht nur Standorte der Lehre, sondern maßgebliche Akteure der soziologischen Forschung.

In Frankreich hingegen sind nach wie vor die traditionellen Pariser Standorte die überlegenen Akteure in der Forschung (siehe Kapitel 8 und 9). So zeigt sich auch in Abbildung 10, dass die zentral vernetzten Standorte mit dem höchsten Outdegree vor allem auf das Pariser Zentrum der Eliteeinrichtungen beschränkt ist. Die meisten Entsendungen dieser zentral vernetzten Gruppe erfolgen durch die EHESS, Sciences Po, Paris 5, ENS und Paris Sorbonne, also entweder Grandes écoles oder zentrale Pariser Traditionsuniversitäten. Außerdem weisen auch zwei Standorte der Pariser Peripherie (Paris 10 Nanterre sowie Paris 8 Vincennes) ein hohes Outdegree sowie eine starke Vernetzung auf. Beide Standorte sind zwar erst in den 1960er Jahren gegründet worden, aber genießen gegenüber weiteren Standorten der Pariser Peripherie, die wesentlich später gegründet wurden (z.B. Versailles, Paris-Est, Marne la Vallée und Evry), auch eine größere wissenschaftliche Anerkennung im Fach Soziologie. Viele weitere im Zuge der Hochschulexpansion gegründete Standorte und vor allem die Standorte der Groß- und Provinzstädte sind hingegen meist nur Lehranstalten und damit nicht in der Lage, viele Doktoranden zu entsenden, die in ihrem Karriereverlauf Professor werden. Es handelt sich hierbei häufig um Standorte, die auch in der Abbildung 10 einen geringeren Eigenvektor-Wert und ein geringes Outdegree aufweisen.

Im Folgenden sollen die in der Abbildung 9 und Abbildung 10 visualisierten Vernetzungen zwischen Universitäten in typische Mobilitätsmuster eines Landes zusammengefasst werden. Es soll die Frage geklärt werden, welches der beiden Länder mehr Aufwärtsmobilität (von weniger zentralen zu zentralen Standorten) zulässt oder ob beide Systeme eine starke Schließung aufweisen. Hierfür wurde der Eigenvektor-Wert des Endpunktes (also Universität der letzten Professorenstelle) vom Eigenvektor-Wert der Promotionsuniversität abgezogen und eine Variable generiert, die die so berechnete Auf- und Abwärtsmobilität anzeigt (siehe Tabelle 1 und Tabelle 2). Es zeigt sich, dass in beiden Ländern vor allem das Muster Abstiegsmobilität besonders häufig ist. In Frankreich haben 54,64% der Professoren an einer Universität promoviert, die einen höheren Eigenvektor-Wert aufweist als die Universität der letzten Professorenstelle. In Deutschland sind dies sogar 59,32%. Ein Großteil der Professorenschaft beider Länder begann ihre Karriere somit an einer zentral vernetzten Universität und beendet die Karriere an einer weniger stark vernetzten Karriere. In beiden Ländern folgt dann die Aufstiegskarriere mit nahezu 22,40% für Frankreich und 22,98% für Deutschland.

Betrachtet man also den Zusammenhang zwischen Promotionsstandort und letzter Stelle als Professor bieten das zentralistische Frankreich sowie das föderalistische deutsche System augenscheinlich die gleichen Aufstiegsmöglichkeiten. Unter Einbezug der Region zeigt sich aber, dass ein Aufstieg in Deutschland mit einem tatsächlichen Ortswechsel verbunden ist, wohingegen der Aufstieg im französischen Feld meist nur den Wechsel von einer Pariser Einrichtung in eine andere darstellt. 52,17% der französischen Aufstiegskarrieren waren ein Wechsel innerhalb von Paris, 34,78% der Aufstiegskarrieren wechselten von einer Großstadt- oder Provinzuniversität nach Paris und 13,04% von einer Provinz- oder Großstadtuniversität an eine andere zentralere Provinz- oder Großstadtuniversität. Lokale Karrieren an nur einer Universität sind vor allem für das französische Tenure-System von Bedeutung. In Frankreich herrscht kein Hausberufungsverbot, sodass 19,13% der Professoren auch an dem Standort promoviert wurden, an dem sie zuletzt als Professor angestellt waren (in Kapitel 8 wird gezeigt, dass hierbei häufig auch die dazwischenliegende Phase zwischen Promotion und Professur an der gleichen Universität durchlaufen wurde). Zudem zeigt sich eine relativ starke nationale Geschlossenheit des französischen Feldes, da nur 3,83% der französischen Professoren im Ausland promovierte. In Deutschland hingegen spielen Karrieren am gleichen Standort (also Promotion und letzte Stelle als Professor an der gleichen Universität) nur eine sehr geringe Rolle (8,7%) und sogar eine Promotion aus dem Ausland ist mit (9,01%) noch wahrscheinlicher als an der gleichen Einrichtung promoviert zu haben, an der man die letzte Stelle als Professor inne hat.

Tabelle 1: Häufigkeit der Mobilitätsart von der Promotion zur letzten Professorenstelle der deutschen Soziologen (basierend auf Rangfolge nach Eigenvektor-Zentralität)

Karrieretyp	Häufigkeit	Prozent
Abstiegskarrieren	191	59,32%
Karriere an gleicher Universität	28	8,7%
Aufstiegskarrieren	74	22,98%
Professoren mit Promotion im Ausland	29	9,01%
Total	322	100%

Tabelle 2: Häufigkeit der Mobilitätsart von der Promotion zur letzten Professorenstelle der französischen Soziologen (basierend auf Rangfolge nach Eigenvektor-Zentralität)

Karrieretyp	Häufigkeit	Prozent
Abstiegskarrieren	100	54,64%
Karriere an gleicher Universität	35	19,13%
Aufstiegskarrieren	41	22,40%
Professoren mit Promotion im Ausland	7	3,83%
Total	183	100%

Im Folgenden soll noch die Zahlen für die Auf- und Abwärtsmobilität noch für das Outdegree des Netzwerkes der Promotion und letzten Stelle als Professor einbezogen werden. Abbildung 1 und Abbildung 2 zeigten sehr deutlich, dass die französische Hochschullandschaft eine stärkere vertikale Differenzierung zwischen zentralen entsendenden Standorten in Paris und eher empfangenden Standorten im Rest des Landes aufweist. Hingegen ist ein größerer Anteil an deutschen Universitäten in der Lage, Doktoranden auszubilden, die später in der Karriere Professor wurden und auch die Werte des Outdegrees schwanken nicht so stark wie für den französischen Raum. So stellt sich die

Frage, ob es im jeweiligen Land einen großen Austausch zwischen den zentralen und weniger zentralen Ausbildungsstandorten der Soziologie gibt. Tabelle 3 und Tabelle 4 zeigen, dass auch unter Einbezug des Outdegrees vor allem die Abstiegsmobilität von großer Bedeutung ist. In Deutschland wurden die Professoren im Datensatz zu 61,8% an einer Universität promoviert, die ein höheres Outdegree aufweist als die Universität der aktuellen Anstellung, in Frankreich sind dies 58,47%. An zweiter Stelle ist die Aufstiegskarriere zu nennen: Aufstiege kamen für die deutschen Professoren nur in 17,39% und in Frankreich sogar nur in 15,85% der Fälle vor. Der deutlichste Unterschied zeigt sich jedoch hinsichtlich der Karrieren auf der gleichen Ebene, womit gemeint ist, dass man Promotion und Professur an Universitäten durchläuft, die das gleiche Outdegree-Maß aufweisen. In Frankreich sind die 21,86% und in Deutschland nur 11,8%. Lokale Karrieren sind in Frankreich nicht untypisch, sodass auch die Karrieren auf der gleichen Ebene größtenteils durch lokale Karrieren zu erklären sind. Der zentrale Unterschied zwischen beiden Länder besteht vor allem darin, dass lokale Karrieren in Frankreich eine relativ zentrale Rolle spielen und in Deutschland eher unwichtig sind. In Deutschland ist hingegen die Promotion im Ausland wichtig.

Tabelle 3: Häufigkeit der Mobilitätsart von der Promotion zur letzten Professorenstelle der deutschen Soziologen (basierend auf dem Outdegree)

Karrieretyp	Häufigkeit	Prozent
Abstiegskarrieren	199	61,8%
Karriere auf gleicher Ebene	38	11,8%
Aufstiegskarrieren	56	17,39%
Professoren mit Promotion im Ausland	29	9,01%
Total	322	100

Tabelle 4: Häufigkeit der Mobilitätsart von der Promotion zur letzten Professorenstelle der französischen Soziologen (basierend auf dem Outdegree)

Karrieretyp	Häufigkeit	Prozent
Abstiegskarrieren	107	58,47%
Karriere auf gleicher Ebene	40	21,86%
Aufstiegskarrieren	29	15,85%
Professoren mit Promotion im Ausland	7	3,83%
Total	183	100%

Aufgrund der hohen Mobilität deutscher Nachwuchswissenschaftler in der Phase zwischen Promotion und Professur (die Professoren im Datensatz wiesen bis zu 12 Standortwechsel in dieser Phase auf, im Durchschnitt waren es 3,35 Standorte pro Person) ist die vertikale Differenzierung des deutschen Hochschulraumes weniger präsent als in Frankreich. In dieser Phase gibt es eine Vielzahl an Auf- und Abstiegsbewegungen und insbesondere auch eine rege Auslandsmobilität (siehe Kapitel 9.6). Betrachtet man allerdings den Start- und Endpunkt der Karrieren zeigt sich, dass Aufstiegskarrieren auch in Deutschland nicht sehr häufig sind und vorrangig die Absolventen zentraler Standorte Professor werden. In Frankreich spielt die Abstiegsbewegung sowie auch die Aufstiegsbewegung eine nahezu gleichbedeutende Rolle, allerdings bieten lokale Karrieren auch an peripheren Standorten die Möglichkeit, Professor zu werden. Wohingegen es den französischen Nachwuchswissenschaftlern weniger zentraler Universitäten meist nicht möglich ist, Professor eines zentralen Pariser Standortes zu werden, erhalten sie Karrierechancen am eigenen Standort. In

Deutschland hingegen scheiden die Absolventen der weniger zentralen Standorte vermutlich komplett aus der universitären Wissenschaft aus.

Zusammenfassend konnte in diesem Kapitel gezeigt werden, dass die deutsche universitäre Soziologie in geringerem Maße als die französische zentralisiert ist. Es sind unterschiedlichste Regionen und Städte, Traditionsstandorte sowie Neugründungen zentrale Akteure der Soziologie. Dennoch gibt es gewisse Schließungsprozesse, sodass man davon ausgehen kann, dass das Hausberufungsverbot und die Befristung der Stellen für den Mittelbau zwar durchaus die standortübergreifende Mobilität in der Phase zwischen Promotion und Professur verstärken, aber dennoch zeigt sich beim Vergleich des Start- und Endpunktes der Karriere kein deutlicher Trend der Aufstiegskarrieren von weniger zentralen Standorten an die etablierten soziologischen Einrichtungen in Deutschland. Das französische System weist eine starke regionale Differenzierung zwischen dem Pariser Elitesektor und weiteren Universitäten des Landes auf. Es gibt in Frankreich kein offizielles Hausberufungsverbot und schon recht früh in der Karriere die Möglichkeit, als unbefristeter Wissenschaftler tätig zu sein, wodurch die standortübergreifende Mobilität in geringerem Maße als in Deutschland ausgeprägt ist. Die Möglichkeit zur lokalen Karriere, geht einerseits damit einher, dass Absolventen peripherer Standorte überhaupt Karrierechancen eröffnet werden, andererseits geht der hohe Stellenwert der lokalen Karrieren auch mit einem geringen standortübergreifendem Austausch von Wissenschaftlern einher.

Aus den bisherigen Ergebnissen kann gefolgert werden, dass sich beide Karrieresysteme auch darin unterscheiden, welche sozialen Netzwerke und welche Art von wissenschaftlicher Reputation sich jeweils als hilfreich für die Karriere herausstellen. Aufgrund der großen Bedeutung externer Arbeitsmärkte im deutschen Hochschulsystem, beruhen Karrieren in Deutschland vermutlich seltener auf der direkten sozialen Beziehung am eigenen Standort, sondern vielmehr auf breit gestreuten Sozialkontakten und auf dem überregionalen Ruf als Forscher – für den Wechsel von der Post-Doc-Phase auf die Professur trifft dies noch deutlicher zu als auf den Wechsel zwischen Promotion und Post-Doc-Phase. Hierfür spricht auch der Befund in Kapitel 9.6, es zeigt sich nämlich, dass deutsche Nachwuchswissenschaftler in der Soziologie in der Phase vor der Erstberufung als Professor eine rege Auslandsaktivität aufweisen. Das kann als ein Versuch verstanden werden, den eigenen Ruf in der deutschen wissenschaftlichen Gemeinschaft durch Auslandskooperationen mit renommierten amerikanischen Universitäten und durch englischsprachige Publikationen zu steigern.

Für eine universitäre Karriere in Deutschland scheint vor allem aber auch die Ausbildung an einem der zentralen deutschen Soziologiestandorte von Bedeutung zu sein, weil man meist eine Stelle an einer ebenso zentralen Universität bekommt oder zumindest die Möglichkeit der Abwärtsmobilität hat. Ob hierbei das Prestige, die individuellen wissenschaftlichen Leistungen, die gute wissenschaftliche Ausbildung oder günstige Forschungsbedingungen an zentralen Standorten ausschlaggebend sind, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden – meist spielen diese Faktoren zusammen (siehe Ausführungen zum Matthäuseffekt in Kapitel 2). Für die Personen mit einer Ausbildung an einer weniger zentralen Universität (geringes Outdegree und geringe Eigenvektor-Zentralität) zeigen sich jedoch eher geringe Karrierechancen. Zudem gibt es kaum die Möglichkeit, Karriere am gleichen Standort zu machen. So zeigt das Hausberufungsverbot zwar eine mobilitätssteigernde Wirkung, aber resultiert dennoch nicht darin, dem Personal peripherer Standorte mehr Karrierechancen zu eröffnen als es im zentralisierten französischen Feld der Fall ist. Dieses Ergebnis ist nicht unbedeutend für die zukünftige Entwicklung des deutschen Karrieresystems,

da die Befristung der Stellen auf dem Niveau des Mittelbaus und auch das Hausberufungsverbot für den einzelnen Nachwuchswissenschaftler mit großen biographischen Unsicherheiten und Abhängigkeiten einhergehen. Das deutsche System ist wesentlich stärker als viele Karrieresysteme im Ausland durch die große Ungleichheit zwischen den Statusgruppen charakterisiert, da wissenschaftliche Mitarbeiter gewissermaßen als Teil der Ausstattung eines Lehrstuhls angesehen werden. Die Phase zwischen der Promotion und Professur ist demnach von beruflichen Unsicherheiten, Mobilitätsanfordernissen und der Abhängigkeit von Lehrstuhlinhaber geprägt (vgl. Kreckel und Pasternack 2008; Musselin 2010:22f.). Die Ergebnisse dieses Kapitels zeigten zudem, dass die Unsicherheiten jedoch für diejenigen Absolventen der peripheren Standorte am größten sind, weil sie seltener als Absolventen der zentralen Standorte Professor werden.

In Frankreich gibt es unterschiedliche Zugangswege in eine universitäre Karriere. Bei lokalen Karrieren an einer Universität, sind vermutlich starke lokale Beziehungen und eine inhaltliche Passung zum Standort von Bedeutung. Bei einer Spitzenkarriere in Paris sind vermutlich weitreichende innersoziallogische Netzwerke von Bedeutung, wobei vermutet werden kann, dass es sich hierbei vorrangig um Pariser Netzwerke handelt, weil die zentralen Akteure der Soziologie in Paris angesiedelt sind. Gewissermaßen handelt es sich hierbei auch um lokale Karrieren im Pariser Raum, nur dass man im Laufe seiner Karriere zwischen Pariser Standorten wechselt. Die häufigste Karriere war in Frankreich ebenfalls die Abstiegskarriere, sodass auch für das französische Karrieresystem angenommen werden kann, dass weitreichendes Prestige und standortübergreifende Netzwerke im gesamten Land von Bedeutung sind. Zu beachten gilt hierbei aber, dass der Aufbau von weitreichenden Netzwerken sowie eines landesweiten Rufs als guter Wissenschaftler in Frankreich auf anderen Voraussetzungen als in Deutschland beruhen. Zum einen ist hierfür der Zugang zu zentralen Pariser Netzwerken von Bedeutung, da alle Forschungsförderer, Zeitschriftenredaktionen und zentralen Arbeitsgruppen in Paris angesiedelt sind. Ein derartiger Zugang zu den zentralen Akteuren kann auch durch die Beziehung zu einem in Paris ausgebildeten Großstadtprofessor erreicht werden, aber ist den Akteuren an Großstadt- und Provinzuniversitäten häufig nicht zugänglich. Zum anderen weist das französische Feld eine starke nationale Geschlossenheit auf und Auslandsaktivitäten sind kaum von Bedeutung (siehe Kapitel 9.6.). Der Aufbau eines landesweit anerkannten wissenschaftlichen Rufs konnte bisher meist nur über die Fokussierung auf den nationalen Raum erreicht werden. Insofern spielen vermutlich auch in Frankreich unterschiedliche meritokratische sowie nicht meritokratische Faktoren eine große Rolle für die universitäre Karriere. Meritokratische Leistungsindikatoren wie die individuelle wissenschaftliche Leistung hängen demnach davon auch ab, ob man eine gute wissenschaftliche Ausbildung an einem der zentralen Pariser Standorte genoss, ob man schon früh in der Karriere von günstigen Forschungsbedingungen und bereits etablierten Netzwerken einer Arbeitsgruppe profitieren konnte oder ob man Zugang zu den lokalen Netzwerken eines Standortes aufbauen konnte, um eine lokale Karriere an diesem Standort durchlaufen zu können.

Zusammenfassend wird demnach angenommen, dass in Deutschland externe wissenschaftliche Netzwerke (mit weiter geographischer Streuung in Deutschland sowie im Ausland) und in Frankreich vielmehr auf Paris fokussierte Netzwerke oder interne beziehungsweise lokale Netzwerke an einem Standort von Bedeutung für den Karriereverlauf sind. Die große Bedeutung lokaler Netzwerke und der Zugehörigkeit zu zentralen Pariser Kreisen wird in der Literatur häufig unter den Begriff der Patronage oder des Lokalismus (frz. localisme) gefasst (Bourdieu 1988:158ff.; Godechot und Louvet 2008; Le Gall und Soulié 2007:6f.; vgl. Sabatier et al. 2015). Die Vor- und Nachteile des französischen

Tenure-Modells und der sogenannten Patronage werden in der folgenden Arbeit genauer untersucht. Es wird ermittelt, welche Folgen sich hieraus für die wissenschaftliche Praxis, für wissenschaftliche Inhalte, aber auch für die soziale und kulturelle Zusammensetzung des akademischen Personals ergeben. Ein erster wichtiger Unterschied zu Deutschland ist eindeutig eine wesentlich stärkere Zentralisierung, die Übermacht der Soziologie in Paris, aber auch die relativ hohe Stellensicherheit nach der Promotion, sodass neben dem prestigereichen Zentrum auch lokale Karrieren in der Großstadt und Provinz ermöglicht werden.

8. Quantitative Untersuchung der elitären Pariser Schließung im Zuge der Hochschulexpansion

Nachdem die Besonderheiten des französischen Karrieresystems innerhalb der Soziologie im Vergleich zu Deutschland herausgearbeitet wurden, widmet sich die Analyse nun detailliert dem französischen Feld. In den ersten beiden Abschnitten dieses Kapitels (8.1 und 8.2) werden zuerst die quantitativen Analysen zu akademischen Laufbahnen in Frankreich über den Gesamtzeitraum präsentiert. Zunächst werden die zeitübergreifende Struktur des Karrieresystems und die Bedeutung der einzelnen Hochschulstandorte darin netzwerkanalytisch untersucht. Im Anschluss daran zeigen Sequenzanalysen, inwiefern sich typische Karriereverläufe finden lassen. Im darauffolgenden Kapitel 8.3 werden die einzelnen Phasen der Bildungsexpansion und die Entwicklung von Auf- und Abstiegen im französischen Feld behandelt. Im Anschluss daran folgt in Kapitel 9 die qualitative Analyse unterschiedlicher Bereiche („Sphären“) von Ungleichheit im französischen Karrieresystem.

8.1 Start- und Endpunkt von Karrieren in der Netzwerkperspektive

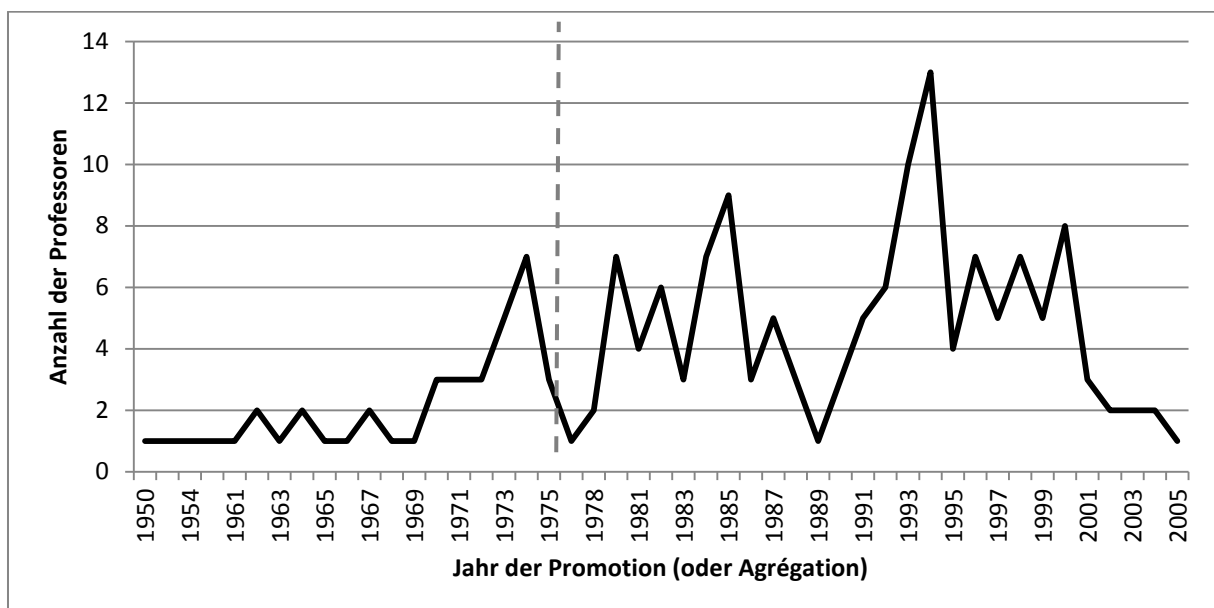
In diesem Abschnitt wird netzwerkanalytisch die Grundstruktur des Karrieresystems der französischen Soziologie herausgearbeitet. Anhand des Start- und Endpunktes der Karrierelaufbahnen aller erhobenen Soziologieprofessoren über alle Zeiträume hinweg soll ein Bild davon geschaffen werden, wie sich die Differenzierung des Eliten- und Massensektors in den Karrierelaufbahnen niederschlägt. Es geht in diesem Abschnitt noch nicht darum, die soziokulturellen Ungleichheiten oder inhaltliche Unterschiede der Soziologie und ihren Einfluss auf die Karrieren zu beschreiben, sondern allgemein um die typischen Karrierelaufbahnen und Wechsel in und zwischen den französischen Soziologiestandorten.

Zunächst soll das bereits im Kapitel zuvor untersuchte Netzwerk zum Start- und Endpunkt aller erhobenen Karrieren genauer beschrieben werden. Als Startpunkt einer akademischen Karriere wird im Folgenden die Promotion einbezogen und als Endpunkt die zuletzt besetzte Professorenstelle. Die Wahl der Promotion als Startpunkt erklärt sich dadurch, dass über das vorhergehende Studium weniger Informationen im Internet veröffentlicht wurden und häufig sehr unterschiedliche Fächer und Studienwege belegt wurden. Neben der Soziologie spielt die Philosophie, Politikwissenschaft, Ökonomie, Geschichte und Lettres im Allgemeinen eine große Rolle. Zudem sagt die Studienwahl weniger über wissenschaftliches Kapital und soziale Netzwerke aus als die Phase der Doktorarbeit. Prestigeunterschiede zwischen Standorten lassen sich somit anhand der Promotion deutlicher nachvollziehen. Insgesamt konnte für 183 der 188 Professoren im Datensatz erhoben werden, an welchem Standort sie promoviert wurden (bzw. wurden auch äquivalente Abschlüsse wie die

Agrégation einbezogen – die Lehrbefähigung für Sekundarstufe oder Grundstudium). Hiervon ist aber nur für 179 Fälle der genaue Standort bekannt, in vier Fällen konnte nur die Angabe „agrégation“ gefunden werden. Zudem ist nur für 174 der 179 Fälle bekannt, in welchem Jahr die Promotion abgeschlossen wurde.

Zunächst soll die Zusammensetzung des Datensatzes hinsichtlich des Alters der Professoren im Datensatz beschrieben werden. Abbildung 11 weist auf drei Zeiträume beziehungsweise auf drei Kohorten von Soziologen hin, die aufgrund der Expansionswellen ab 1968 häufiger repräsentiert sind als andere Jahrgänge. Einerseits sieht man, dass viele der Professoren im Datensatz eine Promotion Ende der 1960er bis Mitte der 1970er Jahre absolvierten. Diese Zahl könnte Ausdruck der ersten Expansionswelle in Folge der 1968er Jahre sein. Personen im Datensatz mit einer Promotion Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahren trafen auf günstige Arbeitsbedingungen und konnten im Zuge der ersten Expansionswelle nach 1968 zahlreich als *Maître de conférences* rekrutiert werden. Diese erste Expansionswelle ist aber weniger prägnant ausgeprägt als die darauf folgenden Expansionswellen: Die zweitgrößte Gruppe der Professoren im Datensatz hat in den 1980er Jahren promoviert und suchte eine Anstellung als *Maître de conférences* zur Expansionswelle in den 1980er Jahren. Die dritte und größte Gruppe weist eine Promotion in den 1990er Jahren auf und profitierte bei der Rekrutierung als *Maître de conférences* von der größten Expansionswelle in den 1990er Jahren. Auch in den erhobenen Daten zeigt sich damit, dass die universitäre Soziologie in der Phase zwischen 1980 bis Mitte der 2000er ein massives Wachstum erlebte (siehe Kapitel 5.3 und Kapitel 8.3). Die Zusammensetzung des Datensatzes scheint damit für eine Untersuchung des universitären Arbeitsmarktes seit den späten 1960er Jahren und den darauf folgenden Dekaden geeignet zu sein. Auch im vorhergehenden Kapitel 5 der Entwicklungsphasen der Soziologie wurden diese drei Phasen der Expansion der Soziologie beschrieben, sodass von einer Deckung bisheriger Studien und der Zusammensetzung des Datensatzes dieser Studie ausgegangen werden kann.

Abbildung 11: Zeitpunkt der Promotion der französischen Soziologieprofessoren im Datensatz (N=174)



Die Abbildung 11 zeigt demnach, dass im Datensatz auch Professoren enthalten sind, die aktuell bereits im Ruhestand sind und in wenigen Fällen sogar bereits verstorben sind. Die graue Referenzlinie trennt 37 Fälle links, die vor dem Jahr 1975 ihre Promotion abschlossen und mit

Sicherheit bereits das Rentenalter erreicht haben. Rechts der grauen Referenzlinie sind diejenigen 137 Fälle mit Promotionsjahr ab 1975 abgebildet, die das Rentenalter noch nicht erreicht haben oder erst seit wenigen Jahren im Ruhestand sind. In Frankreich wird die Promotion in jüngerem Alter als in Deutschland abgeschlossen. Zum einen ist das Durchschnittsalter von Abiturienten niedriger und zum anderen wird in Frankreich anstatt einer Promotion häufig eine Agrégation abgeschlossen, die man ebenfalls in jüngeren Jahren abschließt. Es kann demnach davon ausgegangen werden, dass die Promotion in Frankreich im Schnitt zwischen 25 und 30 Jahren erfolgt. Promotionen im Alter über 30 sind eher untypisch, da zum Beispiel auch die Aufnahme als unbefristeter CNRS-Forscher (chargé de recherche) nur bis zum Alter von 31 Jahren erfolgen kann und auch die Rekrutierung zum Maître de conférences im Schnitt schon im Alter von 33 Jahren erfolgt (Musselin 2004:61). Insofern kann davon ausgegangen werden, dass die Professoren im Datensatz mit einer Promotion oder der äquivalenten Agrégation ab dem Jahr 1975 (rechts der grauen Linie) größtenteils noch nicht oder erst seit wenigen Jahren im Ruhestand sind. Ihre Werdegänge sind damit repräsentativ für die Gruppe der aktuell tätigen Professoren. Die 37 Fälle mit einer Promotion vor 1975 hingegen repräsentieren damit ein älteres Karrieremodell vor den zwei großen Expansionswellen in den 1980er und 1990er Jahren. Die älteren Fälle werden in die folgenden Netzwerk- und Sequenzanalysen über den Gesamtzeitraum zunächst einbezogen und im Kapitel 8.3 gesondert analysiert, um Veränderungen im Zeitverlauf zu untersuchen.

Eine Untersuchung des Gesamtzeitraums über alle Kohorten hinweg ist unabhängig vom Eintritt des Rentenalters dennoch sinnvoll, weil es sich bei der Datenerhebung im Internet um eine Gesamterhebung des Feldes handelte. Es können damit alle typischen Karrierewege innerhalb der französischen Soziologie seit den späten 1950er beziehungsweise frühen 1960er Jahren abgebildet werden. Zudem erfuhr diese älteste Kohorte mit einer Promotion vor 1975 ihren letzte Anstellung als Professor im Durchschnitt im Jahr 1987, sodass sie in die Untersuchung einbezogen werden sollen, weil auch sie die Zusammensetzung des universitären Arbeitsmarktes bis in die 1980er Jahre prägten. Deshalb wurden im Zuge der Datenerhebung alle Lebenslaufdaten von Soziologieprofessoren erhoben, die auf den Internetseiten einer Hochschule als Professor aufgeführt wurden. So wurden teilweise auch renommierte Professoren genannt, die heutzutage nicht mehr leben, aber dennoch eine große Bedeutung für den Standort haben. Daraus lässt sich aber auch ableiten, dass weniger bekannte Soziologieprofessoren der ersten Kohorten vermutlich etwas unterrepräsentiert sind, weil ihr Werdegang seltener auf der Internetseite einer Hochschule veröffentlicht wird. In dieser ältesten Promotionskohorte machen Großstadt- und Provinzprofessoren nur 24,39% der Fälle aus. Der Anteil der in der Großstadt und Provinz tätigen Maîtres des conférences ist höher: 36,07% der Maître de conférences-Stellen der Professoren mit Promotion vor 1975 waren in der Großstadt und Provinz. Diese Maîtres de conférences wurden im Durchschnitt im Jahr 1971 rekrutiert. Vergleichbare Daten des Ministeriums für die Professoren im Rentenalter konnten nicht gefunden werden. Bis 1969 gab es keine eigene Sektion für Soziologie im CNU, also auch keine klaren Angaben dazu, wer Soziologieprofessor war. Es konnten nur Zahlen für CNRS-Forscher gefunden werden, zum Beispiel waren im Jahr 1972 von 130 Soziologen am CNRS nur 15 in der Großstadt und Provinz (11,54%) (Chenu 2002:49). Der Anteil der Maître de conférences-Stellen der ersten Kohorte in der Großstadt und Provinz (36,07%) liegt damit deutlich darüber. Welches Verhältnis aber für die Professorenschaft mit Promotion vor 1975 angenommen werden kann, ist unklar. Es kann zwar vermutet werden, dass die Ausfälle der Datenerhebung insbesondere für die erste Gruppe ins Gewicht fallen, aber es scheint genauso plausibel, dass in der ersten Kohorte wesentlich weniger Professoren der Großstädte und Provinzen enthalten sind, da der Ausbau der Soziologie in den Großstädten und Provinzen schließlich

erst ab Mitte der 1970er Jahre vollzogen wurde (Chenu 2002:51). Berücksichtigt man, dass viele der Großstadt- und Provinzuniversitäten erst ab den 1970er Jahren ausgebaut wurden, scheint die Differenz zwischen 24,39% der Fälle im Datensatz mit Promotion vor 1975 und dem Anteil von 56,15% der Professorenschaft von 2013 (Angaben des Ministeriums (MERS 2014) korrigiert durch den Einbezug der Professoren von Grandes écoles und Grands établissements) nicht so groß zu sein. Innerhalb des erhobenen Datensatzes zeigt sich auch, dass die zweite Promotionskohorte mit Promotion zwischen 1975 und 1989 bereits 46,15% Großstadt- und Provinzprofessoren aufweist und für die dritte Kohorte (Promotion ab 1990) nur bis 55,7% ansteigt. Der massive Anstieg von 24,39% auf 46,15% der Provinz- und Großstadtprofessoren von der ersten in die zweite Kohorte (und etwas vermindert auch der Anstieg von 46,15% auf 55,7% von der zweiten zur dritten Kohorte) ist damit eindeutig Ausdruck des massiven Ausbaus der Großstadt- und Provinzuniversitäten ab Mitte der 1975er Jahre und vor allem auch ein Ausdruck der Dezentralisierungspolitik in den 1980er und 1990er Jahren. So werden auch die Fälle der ältesten Kohorte in die Analyse einbezogen, weil sie von Bedeutung für die Zusammensetzung des universitären Arbeitsmarktes in den 1970er und 1980er Jahren sind und trotz möglicher Ausfälle eine ausreichende Fallzahl an älteren Großstadt- und Provinzprofessoren im Datensatz enthalten ist, um Aussagen zu typischen Ausbildungsstandorten und Karriereverläufen dieser Gruppe machen zu können.

Die restlichen 137 Fälle mit einer Promotion nach 1975 stellen Soziologieprofessoren dar, die meist noch nicht im Ruhestand sind. Tabelle 5 zeigt die Häufigkeiten des Promotionszeitpunktes dieser Professoren in fünf-Jahres-Schritten. Die am häufigsten vertretene Gruppe unter den aktuell tätigen Professoren hat zwischen 1990 und 1995 promoviert, gefolgt von Promotionen zwischen 1995 und 2000. Außerdem fallen auch die Promotion zwischen 1980 und 1990 stark ins Gewicht. Diese Zusammensetzung zeigt, dass die aktuell tätige Professorenschaft der Soziologie Frankreichs maßgeblich von der Forschungsorientierung in den 1980er und 1990er Jahren geprägt ist, da die meisten Professoren in dieser Phase sozialisiert wurden. Es ist eine Phase, in der einerseits dem gestiegenen Bedarf an berufsrelevanter Lehre, aber auch der politisch und wirtschaftlichen Nachfrage nach sozialwissenschaftlichen Studien begegnet wurde. Eine praxisferne philosophische oder theoretische Ausrichtung ist für diese Generationen vermutlich in geringerem Ausmaß prägend gewesen. Im kommenden Jahrzehnt geht die Kohorte mit Promotion in den 1980er Jahren zunehmend in Rente (das sind teilweise auch die geburtenstarken Jahrgänge des Babybooms), was eine massive Veränderung und Verjüngung des Feldes zur Folge haben wird.

Tabelle 5: Zeitpunkt der Promotion französischer Soziologieprofessoren ab 1975

Jahr der Promotion	Anteile der Promotionen im Zeitabschnitt an allen Promotionen	Anzahl Promotionen im Zeitabschnitt
1975-1980	4,38%	6
1980-1985	19,71%	27
1985-1990	15,33%	21
1990-1995	27,01%	37
1995-2000	20,44%	28
2000-2005 ⁶	13,14%	18
Insgesamt	100%	137

⁶ Im Datensatz (Erhebungszeitpunkt von Mitte 2014 bis Anfang 2015) ist kein Professor enthalten, der nach 2005 promoviert wurde.

Im Folgenden wird ermittelt, welche Promotionsstandorte besonders zentral im französischen Feld der Soziologie sind. Hierfür wird die Eigenvektor-Zentralität anhand der Start- und Endpunkte der Karrieren berechnet (das heißt anhand eines Netzwerkes, das nur den Standort der Promotion sowie die letzte Stelle als Professor enthält). Es geht demnach um die Frage, welche der Promotionsstandorte häufig in der Lage waren, Doktoranden auszubilden, die im späteren Verlauf ihrer Karriere Professor einer zentralen französischen Universität wurden. Dementsprechend bildet die Abbildung 12 auch nur die Promotionsstandorte ab und nicht auch Standorte, die nur eingehende Verbindungen haben, aber keinen Doktoranden entsenden konnten (also nur Endpunkte von Karrieren darstellen). Somit sind zwar alle Start- und Endpunkte von Karrieren Teil der Berechnung, aber in der Grafik nur die Startpunkte abgebildet. Die Abbildung 12 zeigt die Zentralität der Promotionsstandorte für alle 179 Fälle im Datensatz. Die Anordnung der Kreise (also die Knoten des Netzwerkes, in diesem Fall Hochschulen) beruht auf der Eigenvektor-Zentralität (Csárdi 2015:144f.; Bonacich 1987), die für jeden Knoten anhand der Beziehungen zwischen dem Promotionsstandort und der zuletzt eingenommenen Professorenstelle ermittelt wurde. Die Grundannahme der Eigenvektor-Zentralität ist, dass die Zentralität eines Akteurs davon abhängt, wie zentral die Netzwerkpartner des Akteurs sind, das heißt wie viele zentrale Verbindungen sie aufweisen. Ganz allgemein ist der Wert der Eigenvektor-Zentralität also dann hoch, wenn ein Akteur mit vielen anderen Akteuren verbunden ist, die wiederum selbst viele Verbindungen aufweisen (usw.) (Csárdi 2015:144). Anders als die Degree-Zentralität berücksichtigt die Eigenvektorzentralität nicht nur, wie viele Verbindungen ein Knoten insgesamt aufweist, sondern auch, ob es sich um Netzwerkpartner handelt, die selbst viele zentrale Verbindungen aufweisen. Deshalb hat sich die Eigenvektor-Zentralität als beliebtes Maß zur Messung von Zentralität im Sinne von Status, Macht oder auch Prestige etabliert (Burris 2004:252).

Eine zentrale Stellung im Netzwerk nehmen demnach Promotionsstandorte ein, die verglichen mit anderen Universitäten des Netzwerkes besonders viele Verbindungen zu zentral verbundenen Universitäten aufweisen. Die Promotionsuniversitäten (in Abbildung 12) sind kreisförmig je nach ihrem Eigenvektorwert (Werte von 0 bis 1) angeordnet: In der Mitte liegen Universitäten mit hohem Wert, also die Standorte mit hohem Vernetzungsgrad zu zentralen Universitäten und außen Universitäten mit geringer Zentralität. Die Farbe der Labels und Kreise zeigt den regionalen Standort an: Pariser Einrichtungen im Zentrum sind dunkelblau, die Pariser Peripherie ist in hellerem Blau markiert, Großstädte rot, Provinzuniversitäten grün und ausländische Universitäten orange⁷. Die

⁷ Die französischen Hochschulen in Groß- und Provinzstädten wurden je nach Region und Größe des Soziologiestandes in folgende regionale Gruppen unterteilt. Die Pariser Universitäten wurden nach dem Alter des Standortes und Lage in die beiden Kategorien „Pariser Zentrum“ und „Pariser Peripherie“ unterteilt. Die Unterscheidung in diese vier Gruppen ist nicht als allgemeingültige und robuste Unterscheidung zu verstehen, sondern soll nur zur groben Orientierung dienen, mit der beispielsweise kleinere Universitäten in der Provinz von größeren Großstadtuniversitäten unterschieden werden können:

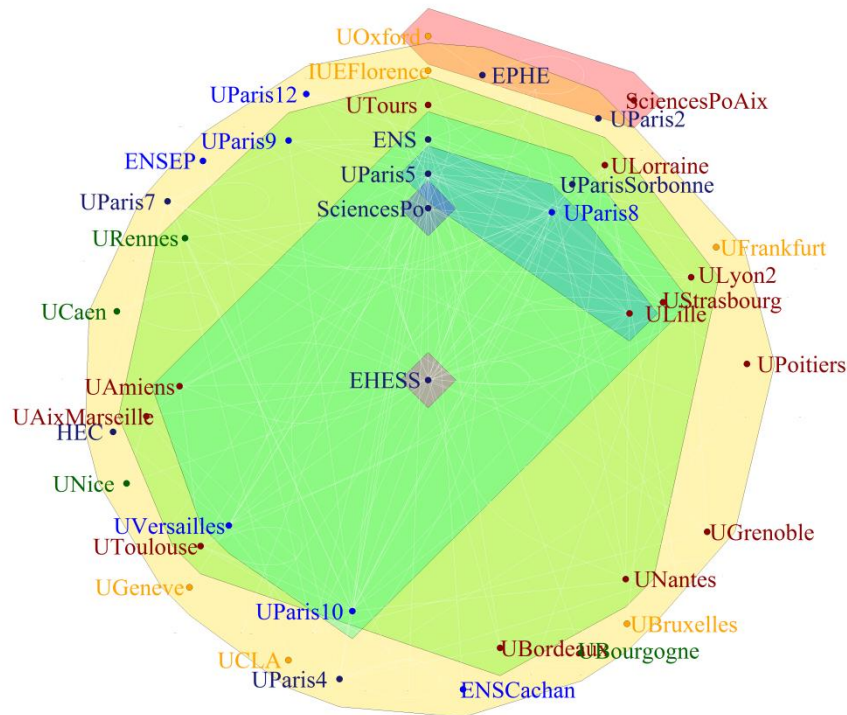
Pariser Zentrum: CNAM, CNRS, CollegedeFrance, EHESS, ENA, ENS, EPHE, SciencesPo, UParisSorbonne, UParis1-7, HEC.

Pariser Peripherie: INSERM, ENPC, IGAS-CorpsInterministeriel, LyceeCondorcet, EcoleDesEtudesDeTravailSociale, ENSCachan, ENSMines, UEvry, UParis8-13, UVersailles, EcolesdArchitecture, ENSAE, ENSAPLV, ENSEP, FranceTelecom, INED, INSEE, INRA, IHEAL, UNESCO, DARES, INFA, IPRAUS, Ministerien.

Großstadt: EcoledArchitectureNantes, ACTIFE-Venissieux, MissionLocaleVenissieux, ENSLyon, UAixMarseille, SciencesPoAix, SciencesPoLyon, UBordeaux, UAmiens, UGrenoble, ULille, ULorraine, ULyon2, UMontpellier, UNantes, UPoitiers, UStrasbourg, UToulouse, UTours, CEREQ, ANACT, SciencesPoToulouse.

Edges (Verbindungen oder Kanten) wurden der Übersichtlichkeit halber weggelassen, da wie oben betont zunächst die strukturelle Position und nicht die direkte Vernetzung zwischen einzelnen Standorten interessiert. Die farblich markierten Bereiche zeigen von innen nach außen die klassierten Eigenvektorwerte an, sodass in der Mitte liegend die EHESS mit dem höchsten Eigenvektorwert von 1 markiert ist und ganz außen die Klasse mit dem niedrigsten Wert von 0 (Oxford und Sciences Po Aix).

Abbildung 12: Promotionsstandorte der französischen Soziologieprofessoren (N=179, Layout: Eigenvektor)



Die Abstände zwischen den Kreisen von innen nach außen sind anhand des Eigenvektors skaliert. Der Abstand zwischen der EHESS und dem nächst zentralen Knoten, die Sciences Po, ist somit um ein zehnfaches größer als der Abstand zwischen allen weiteren Eigenvektorklassen. Tabelle 6 zeigt die zugehörigen Eigenvektorwerte, die EHESS erhält als zentralster Punkt den Wert 1, wohingegen der nächste Punkt, die Sciences Po, nur einen Wert von 0,42 hat. Das Gefälle verdeutlicht die starke Zentralisierung des französischen Hochschulsystems und die große Bedeutung der Grandes écoles und Grands établissements. Die dritte Klasse nach der Sciences Po besteht aus den Universitäten Paris 8 Vincennes St. Denis, Paris 5 Descartes und Lille. Gefolgt von der vierten Klasse mit der ENS, Universität Paris 10 Nanterre, Universität Amiens, Universität Versailles und Universität Straßburg. Die ersten vier Klassen sind demnach meist von Pariser Einrichtungen und einzelnen Großstädten besetzt. In der fünften Klasse sind neben Rennes als Provinzuniversität eigentlich nur Großstadtuniversitäten vertreten. Danach folgen weitere drei Provinzuniversitäten, ausländische Universitäten und kleinere Pariser Standorte beziehungsweise auch Standorte, die im Laufe der Zeit von anderen Standorten abgelöst beziehungsweise später gegründet wurden.

Provinz: InstRegioTravailSocialBretagne, ESAAngers, IUFMNordPasdeCalais, UAngers, UAvignon, UBesancon, UBourgogne, UBrest, UCaen, UCOAngers ULimoges, UMulhouse, UNice, UOrleans, UPau, UPerpignan, UReims, ESMSt-Cyr, UdettechnologieCompiègne, UDijon, URennes, URouen, USaint-Etienne, USavoie.

Die Unterscheidung von Hochschulen des Pariser Zentrums und der Pariser Peripherie oder auch der von Großstadt- und Provinzuniversitäten ist nicht als allgemein gültige oder robuste Einteilung zu verstehen. Dennoch wird auch in Frankreich ein Unterschied zwischen später gegründeten Standorten wie Versailles und Traditionsstandorten wie der Paris Sorbonne gemacht beziehungsweise wird auch häufig zwischen großer und kleiner Provinz unterschieden. So bestätigt auch die Abbildung 12, dass kleinere Universitätsstandorte mit relativ weiter Entfernung zu Paris (wie Nice, Bourgogne, Rennes, Caen) keinen zentralen Stellenwert einnehmen. Städte wie Amiens oder auch Metz und Nancy (zusammen Universität Lorraine) sind zwar teilweise sogar kleiner als die als Provinzuniversität gekennzeichneten Standorte, weisen aber durch ihre Nähe zu Paris eine stärkere Vernetzung auf. Unabhängig von der Unterscheidung in Großstadt und Provinz wird deutlich, dass kaum einer dieser Standorte dem Zentrum der Grafik zugeordnet werden kann: Lille, Amiens und Straßburg sind die Ausnahme und haben vergleichsweise hohe Eigenvektorwerte, was sich zum einen dadurch erklärt, dass Strasbourg einer der Gründungsstandorte der Soziologie vor 1945 war und Amiens und Lille durch ihre Nähe zu Paris quasi als Pariser Peripherie gelten (mit dem TGV sehr schnell zu erreichen). Aber keine der weiter entfernten Provinzstandorte ist im Zentrum der Grafik, was bedeutet, dass ihre Absolventen eine geringe Chance auf eine Berufung an zentralen und stark vernetzten Standorten in der Mitte des Netzwerkes aufweisen.

Mithilfe der Tabelle 6 lässt sich die Netzwerkgrafik im Detail analysieren. Die erste Spalte zeigt die Standorte mit farblich markierter Schrift und sortiert nach dem Eigenvektorwert an. Die zweite Spalte zeigt die Eigenvektorzentralität des Standortes und die Spalten drei und vier das Outdegree der Standorte. Insgesamt sind 10 Einrichtungen des Pariser Zentrums (dunkelblaue Schrift) Ausbildungsstätten der französischen Professorenschaft in der Soziologie (möglicherweise sind es noch mehr, da für vier Fälle unbekannt ist, an welchem Pariser Standort die Agrégation absolviert wurde). Zählt man die 7 erfassten Standorte der Pariser Peripherie (hellblaue Schrift) hinzu, sind es insgesamt 17 Pariser Promotionsstandorte. Pariser Einrichtungen machen damit allein 50% aller inländischen Promotionsstandorte aus. Außerdem sind weitere 13 Universitäten der Großstädte (rote Schrift) und nur 4 Standorte der Provinz (grüne Schrift) an der Ausbildung von Doktoranden beteiligt gewesen.

Tabelle 6: Eigenvektorzentralität und Outdegree der erfassten Promotionsstandorte

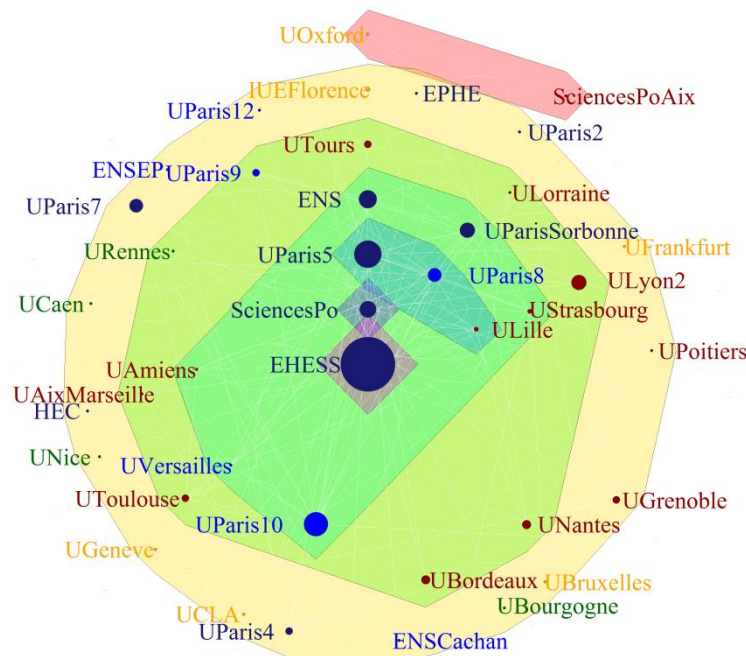
Standort	Eigenvektorzentralität (ein- und ausgehende Beziehungen)	Anzahl ausgehender Beziehungen (Outdegree)	Relative Häufigkeit des Outdegrees
EHESS	1	35	19,66%
SciencesPo	0,421853519	10	5,62%
UParis8	0,376197582	8	4,49%
UParis5	0,367893339	17	9,55%
ULille	0,337978978	2	1,12%
UParisSorbonne	0,288625308	9	5,06%
ENS	0,285023080	11	6,18%
UParis10	0,244388700	15	8,43%

UVersailles	0,229738005	1	0,56%
UAmiens	0,229576615	1	0,56%
UStrasbourg	0,214318193	2	1,12%
UNantes	0,180775804	5	2,81%
UToulouse	0,162617463	4	2,25%
ULorraine	0,151167859	1	0,56%
UAixMarseille	0,137699806	1	0,56%
UTours	0,120353753	4	2,25%
UParis9	0,110827544	4	2,25%
UBordeaux	0,109239666	5	2,81%
URennes	0,108095575	1	0,56%
ULyon2	0,107868189	9	5,06%
UParis12	0,098670772	1	0,56%
UParis4	0,097505163	4	2,25%
UParis7	0,092266036	8	4,49%
UNice	0,073806985	1	0,56%
UGrenoble	0,044035745	4	2,25%
UPoitiers	0,035594289	1	0,56%
ENSCachan	0,034416287	1	0,56%
UCaen	0,031923306	1	0,56%
UBourgogne	0,027367269	1	0,56%
HEC	0,014903993	1	0,56%
EPHE	0,014868208	1	0,56%
ENSEP	0,007000271	1	0,56%
UParis2	0,003034946	1	0,56%
SciencesPoAix	0	1	0,56%
Promotionsstandorte im Ausland	-	7	3,91%
Insgesamt	-	179 (weitere 4 Fälle weisen eine Agrégation mit unbekanntem Standort auf, wurden aber in die Berechnung nicht einbezogen)	100%

Auf den ersten Blick wird damit deutlich, dass die Pariser Standorte häufiger als alle anderen regional unterschiedenen Gruppen im Zentrum des Netzwerkes liegen und damit die stärkste Vernetzung zu anderen stark vernetzten Standorten (meist andere Pariser Standorte) aufweisen. Zudem weist das Netzwerk noch einen Bereich von relativ gut vernetzten Großstadtuniversitäten und einen kaum vernetzten Bereich der Provinzuniversitäten und eher kleinen beziehungsweise jungen Pariser Standorten auf. Daraus ergibt sich eine deutliche Differenzierung des Feldes, die darauf hinweist, dass die Großstädte verhältnismäßig selten mit den zentralen Pariser Einrichtungen (Standorte in der Mitte mit hoher Eigenvektorzentralität) verbunden sind, aber die Provinzuniversitäten in noch geringerem Maße. Ergänzend zum Eigenvektormaß soll im Folgenden (Abbildung 13) noch gezeigt

werden, welches Outdegree die Knoten aufweisen (d.h. wie viele Doktoranden pro Standort entsandt und später Professor wurden). Die genauen Werte können in der Tabelle 6 abgelesen werden.

Abbildung 13: Promotionsstandorte der französischen Soziologieprofessoren (N=179, Layout: Eigenvektor, Größe der Knoten: Outdegree)



Die Bedeutung der Pariser Eliteeinrichtungen wird auch am Beitrag einzelner Standorte deutlich: An der EHESS allein wurden 35 der 179 Professoren mit Angabe zum Promotionsstandort promoviert, 19,66% aller Professoren allein an einer Pariser Einrichtung. Dann folgen die Universitäten Paris 5 Descartes mit 17 und die Paris 10 Nanterre mit 15 Doktoranden, wobei die Sciences Po mit nur 10 Doktoranden einen zentraleren Stellenwert einnimmt (d.h. ihre Doktoranden an stärker vernetzten Universitäten Professor wurden). 71,51% aller 179 Professoren weisen eine Promotion im Pariser Zentrum und in der Pariser Peripherie auf. An allen Großstadtuniversitäten zusammen haben im Vergleich dazu insgesamt nur 22,35% aller 179 Professoren promoviert und an Provinzuniversitäten nur 2,23% (4 Professoren). Das zeigt sich auch in der durchschnittlichen Anzahl von Doktoranden pro Standort: Die Großstädte platzieren mit einem Schnitt von 3 Doktoranden pro Standort deutlich weniger Nachwuchswissenschaftler im Feld, die später auch Professor werden – von den Pariser Standorten (Zentrum und Peripherie) stammen im Schnitt je 7 Doktoranden.

Eine erste Schlussfolgerung ist demnach, dass die Absolventen von Pariser Einrichtungen im Allgemeinen die besseren Chancen haben, im Laufe ihrer Karriere Professor zu werden. Es werden zwar insgesamt auch die meisten Doktoranden in Paris ausgebildet, aber es gibt neben den vier Provinzstandorten in der Grafik noch viele weitere Provinzuniversitäten, die Doktoranden ausbilden, deren Absolventen wohl bisher kaum den Weg zur Professur geschafft haben. Zudem sind die Provinz und die Großstadt nur sehr gering mit den Pariser Standorten in der Mitte verbunden. Der Aufstieg zu einer Professur in Paris ist für die Nachwuchswissenschaftler außerhalb von Paris nur sehr schwer zu erreichen und wie in den folgenden Abschnitten noch für die einzelnen Karriereschritte gezeigt werden soll, ist der Abstieg von Paris in die Provinzen und der Wechsel auf der gleichen Ebene

wahrscheinlicher als der Aufstieg. Zunächst wird aber beleuchtet, wie häufig die Soziologieprofessoren am gleichen Standort promoviert wurden und dort auch ihre letzte Professorenstelle einnehmen. Es geht also um die Frage, inwiefern sich Pariser Standorte und Großstadt- und Provinzuniversitäten hinsichtlich lokaler Karrieren unterscheiden.

Es wird angenommen, dass lokale Karrieren an Provinz- und Großstadtuniversitäten eine größere Rolle spielen als in Paris. Häufig ist die Gewährleistung einer durchgehenden Karriere an einem Standort für Wissenschaftler weniger renommierter Universitäten die einzige Möglichkeit, eine Professur zu erhalten. Die geringe Vernetzung der Großstädte und Provinzen mit den zentralen Pariser Standorten erklärt sich deshalb vermutlich auch durch die große Bedeutung von lokalen Karrieren. Insgesamt weisen 35 von 179 Beziehungen denselben Start- und Endpunkt auf (also gleiche Universität der Promotion und der letzten Professur). Wie die Tabelle 7 zeigt, spielen lokale Karrieren für die Provinzstandorte und Großstadtuniversitäten tatsächlich eine größere Rolle.

Tabelle 7: Anzahl lokaler Karrieren pro Standort und Anteil an allen ausgehenden Beziehungen des Standortes

Universität	Outdegree des Standortes	Lokale Karrieren am Standort	Anteil der lokalen Karriere an Outdegree (gesamt)
EPHE	1	1	100%
UCaen	1	1	100%
ULorraine	1	1	100%
SciencesPoAix	1	1	100%
ULyon2	9	5	55,56%
UToulouse	4	2	50%
UBordeaux	5	2	40%
UNantes	5	2	40%
SciencesPo	10	3	30%
UParis7	8	2	25%
UParis4	4	1	25%
UTours	4	1	25%
UParisSorbonne	9	2	22,22%
EHESS	35	7	20%
UParis5	16	3	18,75%
ENS	11	1	9,09%
insgesamt	124	35	-

Die Provinz- und Großstadtuniversitäten Caen, Lorraine, Sciences Po Aix, Lyon 2 und Toulouse weisen mehr als die Hälfte und bis zu 100% lokale Karrieren mit gleichem Start- und Endpunkt auf – wobei die Karriereschritte dazwischen durchaus an einem anderen Standort gewesen sein können (die Karriereverläufe werden im anschließenden Kapitel untersucht). Für den Großteil der Pariser Standorte mit gleichem Start- und Endpunkt der Karriere hingegen liegen die Werte unter 30%. Die Pariser Standorte weisen geringere Quoten von lokalen Karrieren auf, weil ihre Nachwuchswissenschaftler zum einen aufgrund des Renommées, leichter Stellen an anderen Standorten des Landes finden, zum anderen aber auch, weil ein Wechsel zwischen den Pariser Standorten relativ einfach vollzogen werden kann. Nachwuchswissenschaftler aus Paris haben

örtliche soziale Netzwerke, weshalb der Austausch zwischen Pariser Standorten wahrscheinlicher und einfacher ist als der Wechsel von einer weit entfernten Großstadt nach Paris oder in eine andere Region. Die hohe Quote der lokalen Karrieren in den Provinz- und Großstädten erklärt sich wiederum genauso durch die starken Prestigedifferenzen zwischen Eliteeinrichtungen und kleineren Standorten, aber auch dadurch, dass es generell keine starke Mobilität zwischen Standorten gibt. In Frankreich gibt es kein allgemein gültiges Hausberufungsverbot, sodass der Austausch zwischen Standorten im Vergleich zu anderen Ländern generell gering ist und vielmehr die Abstiegsbewegung von Paris in die Provinz zulässt. Zur Berechnung der Zentralitätsmaße ist der Einbezug von lokalen Karrieren dennoch sinnvoll, da das französische Hochschulsystem Züge eines Tenure-Track-Systems aufweist und damit auch lokale Karrieren etwas über die Bedeutung des Standortes in einem Land oder in einer Disziplin aussagen. Lokale Karrieren zeigen an, dass eine Universität überhaupt die Kapazitäten aufweist, ihrem Nachwuchs Stellen nach der Promotion und später auch Professorenstellen anbieten zu können. Im Gegensatz dazu gibt es auch viele weitere Provinzuniversitäten und manche Großstadtuniversitäten, deren Doktoranden keine Möglichkeit hatten, Professor zu werden, weil es keine Stellen am eigenen Standort gab und weil sie auch nicht an einer anderen Universität rekrutiert wurden.

Als Zwischenfazit dieses Abschnitts kann festgehalten werden, dass das französische Hochschulsystem im Fach Soziologie zwei große Sektoren aufweist: Zum einen ein eng vernetztes Netzwerk von Pariser Einrichtungen und zum anderen relativ isolierte beziehungsweise lokal orientierte Großstadt- und Provinzstandorte. Der folgende Abschnitt widmet sich nun der Frage, wie sich akademische Laufbahnen durch diesen derartig vertikal differenzierten Raum bewegen.

8.2 Start- und Endpunkt von Karrieren in der Verlaufsperspektive

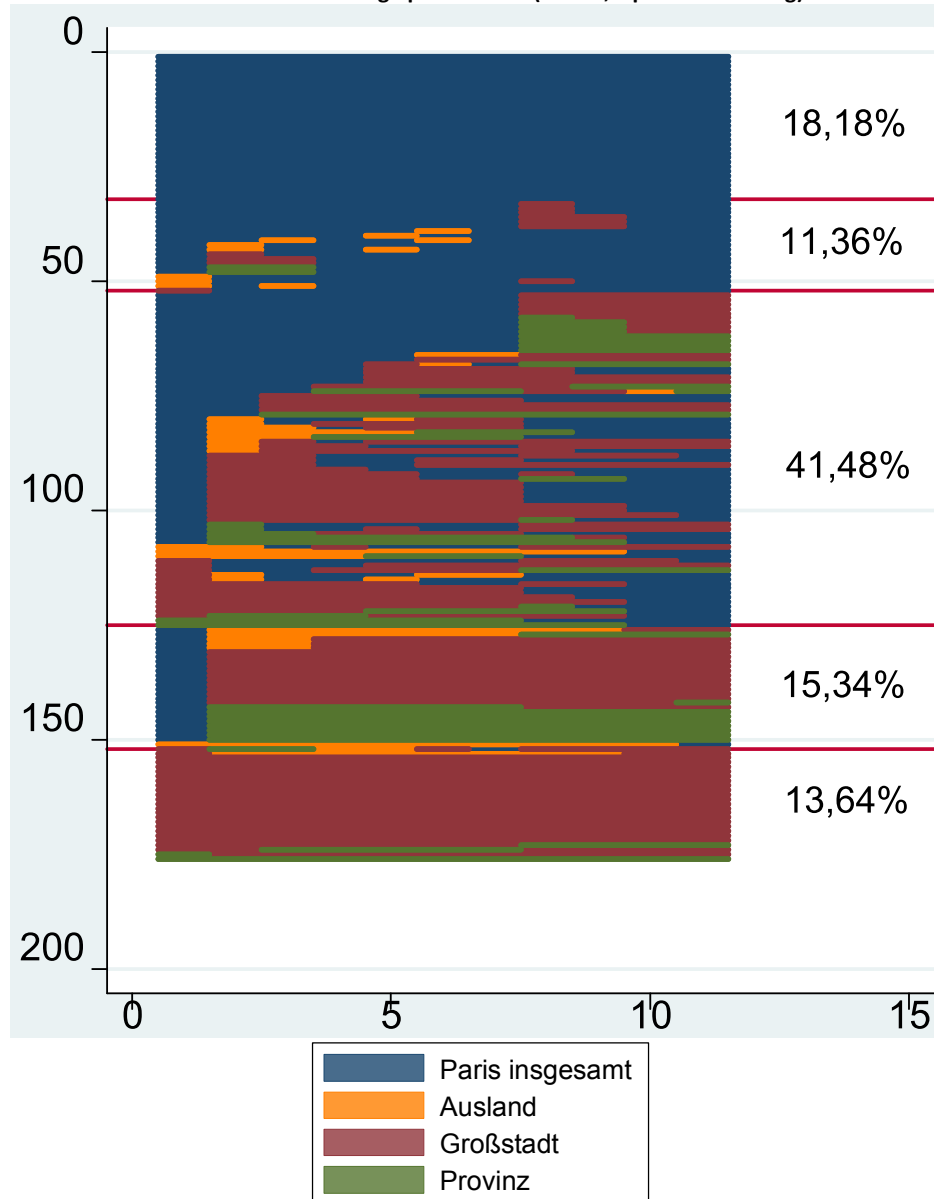
In den vorhergehenden Kapiteln wurde gezeigt, dass die französische universitäre Soziologie eine starke Segregation zwischen dem Pariser Zentrum und den Großstädten sowie Provinzstädten des Landes aufweist. In Kapitel 5.4 wurde zudem beschrieben, dass das französische Feld vor allem drei typische Gruppen von Soziologieprofessoren aufweist, die sich hinsichtlich ihrer Laufbahnen und ihrer wissenschaftlichen Ausrichtung unterscheiden: Dies sind zum einen Pariser Patrone, Patrone in den Großstädten und Provinzen sowie zuletzt allgemein Professoren mit geringerem Einfluss und Fokus auf die universitäre Lehre an einem lokalen Standort. Diese letzte und größte Gruppe zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass es sich meist um Wissenschaftler handelt, die über ihre gesamte Ausbildungszeit und Karrierelaufbahn hinweg am gleichen Standort tätig waren. Die ersten beiden Gruppen hingegen umfassen Wissenschaftler, die aktiv und sichtbar forschen, aufgrund ihrer weitreichenden Vernetzung Vorteile in der Forschung und bei Publikationstätigkeiten aufweisen, aber auch ihren Nachwuchs an anderen Standorten platzieren können. Für eine universitäre Karriere in der französischen Soziologie ist es damit vermutlich nicht unbedeutend, wo man ausgebildet wurde und welcher Zugang zu Netzwerken daraus resultiert: Wohingegen angenommen werden kann, dass die Promotion in der Provinz bei einem wenig vernetzten Professor selten zum Aufstieg nach Paris führt, ist die Promotion und anschließende Anstellung bei einem zentralen Pariser Professor vermutlich die zentrale Weichenstellung dafür, eine Karriere in Paris zu durchlaufen oder auch eine Stelle an einem anderen Standort des Landes besetzen zu können. Im Folgenden soll anhand von Sequenzmusteranalysen untersucht werden, welche typischen Karriereverläufe die französischen Soziologieprofessoren im Datensatz aufweisen.

Die Abbildung 14 zeigt die Ergebnisse einer Sequenzanalyse, in der die Karriereverläufe mit Hilfe eines Optimal Matching Verfahrens unter Einbezug des Needleman-Wunsch-Algorithmus sortiert wurden. Es ist ein Verfahren, das es ermöglicht die Ähnlichkeit zwischen unterschiedlichen Sequenzen (hier Karriereverläufen) zu vergleichen und zu gruppieren (Brzinsky-Fay et al. 2006). Auf Basis des Optimal Matching Verfahrens sind die Fälle von oben nach unten hinsichtlich ihrer Ähnlichkeit zur reinen Pariser Karriere sortiert (d.h. der Referenzpunkt des Sequenzvergleiches waren diejenigen Fälle, die ihre Karriere ausschließlich im Pariser Zentrum verbracht haben). Hierfür wurde eine Variable verwendet, die in abnehmender Reihenfolge markiert, ob eine Karriereposition in Paris, im Ausland oder an einer Großstadt- und Provinzuniversität war. In der Abbildung 14 nimmt demnach von oben nach unten die Ähnlichkeit zur Spitzenkarriere im Pariser Zentrum ab. Die Farben zeigen an, wo eine Karriereposition jeweils durchlaufen wurde: Paris in Dunkelblau, ausländische Universitäten in Orange, Großstädte in Rot, Provinzuniversitäten in Grün.

Jede Zeile der Abbildung 14 stellt den Karriereverlauf eines Falles im Datensatz dar. Die Spalten zeigen die Karrierephasen nach vereinheitlichtem Schema: Die erste Spalte links zeigt die Promotion, die weiteren sechs Spalten die Phase zwischen Promotion und Professur und die vier Spalten rechts zeigen die Karrierephase als Professor. Eine Vereinheitlichung wurde durchgeführt, weil im Folgenden insbesondere untersucht werden soll, ob der Ablauf beziehungsweise das Muster der Karriere über die drei Phasen hinweg ähnlich oder unähnlich ist. Unterschiede hinsichtlich der Dauer der jeweiligen Karrierephase werden in der Abbildung 15 abgebildet (Abbildung 15 zeigt die einzelnen Karriereverläufe in exakten Jahren ohne Vereinheitlichung). Zunächst sollen aber der Vereinheitlichungsprozess und die Ergebnisse der Abbildung 14 erläutert werden: Jeder Fall im Datensatz wies nur eine Promotion (in den Sozialwissenschaften) auf, sodass für jeden Fall nur eine Spalte erstellt wurde (die linke Spalte zeigt demnach den Karriereabschnitt der Promotion). In der Phase zwischen der Promotion und Professur weisen die Fälle im Datensatz höchstens sechs Stellenwechsel (im Folgenden sechs Episoden) auf. Um eine Vergleichbarkeit des Karrieremusters herzustellen, wurde jeder Karriereverlauf in der Phase zwischen Promotion und Professur proportional auf die maximale Anzahl von sechs Episoden angeglichen. Hatte eine Person beispielsweise nur zwei Stellen in dieser Phase zwischen Promotion und Professur, mit einer Dauer von zwei Jahren für die erste Stelle und fünf Jahren für die zweite Stelle, dann sind in der Abbildung 14 zweimal die erste Stelle und viermal die zweite Stelle zu sehen. Die Jahresangaben des Beispiels (2 und 5 Jahre) wurden demnach durch die Gesamtanzahl der Jahre dieser Karrierephase (7 Jahre) geteilt. Dadurch erhält man relative Werte von 0,2857 und 0,7143, die mit der maximalen Anzahl der Episoden im Datensatz (6 Episoden) multipliziert wurden. Die proportional an die Gesamtanzahl von Episoden angepassten Werte sind demnach 1,71 und 4,29, sie wurden auf ganze Zahlen gerundet und somit als 2 und 4 Episoden abgebildet. Für Personen ohne Stellenwechsel wurde sechsmal die gleiche Episode eingetragen. Das gleiche Vorgehen wurde für die Phase als Professor vollzogen, wobei hier höchstens vier Stellenwechsel auftraten und alle Fälle auf vier Abschnitte vereinheitlicht wurden. Es handelt sich bei der Abbildung 14 also nicht um die Abbildung von genauen Jahren, sondern um eine proportional zur Originallänge der Episoden vereinheitlichte Darstellung der Karriereabläufe. Die Abbildung 14 veranschaulicht damit die in den Daten gefundenen typischen Karrieremuster in einer schematisierten Darstellung, wohingegen nur aus Abbildung 15 Aussagen dazu abgeleitet werden können, ob ein Fall früher oder später in der Karriere Professor geworden ist als andere Fälle. Die proportionale Vereinheitlichung aller Episoden auf die maximal vorkommende Anzahl von Episoden ermöglicht, dass im Optimal Matching Verfahren vor allem auf die Abfolge der Stellenwechsel im Vordergrund steht. Zudem hilft die Vereinheitlichung dabei, die zentralen

Statuspassagen der Karrieren deutlich zu identifizieren, nämlich den Wechsel von der Promotion zur ersten Stelle als Maître de conférences sowie zwischen der Maître de conférences-Stelle zur ersten Professorenstelle.

Abbildung 14: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren (N=176, Optimal Matching)



	Häufigkeit	Prozent
Cluster 1: Reine Pariser Karriere (Paris insgesamt)	32	18,18%
Cluster 2: Professor in Paris und Karriere vorwiegend in Paris (Paris insgesamt)	20	11,36%
Cluster 3: Abstieg, Aufstieg und Turboprofessoren	73	41,48%
Cluster 4: Promotion in Paris, danach Großstadt und Provinz	27	15,34%
Cluster 5: reine Großstadt- und Provinzkarriere	24	13,64%
Total	176	100%

Zunächst verdeutlicht die Abbildung 14 allgemein den zentralen Stellenwert einer Promotion in Paris sowie die starke Segregation zwischen dem Pariser Sektor und den Großstadt- und

Provinzuniversitäten. Nur manche der lokalen Karrieren in der Großstadt und Provinz sowie manche Aufsteiger weisen eine Promotion außerhalb von Paris auf. Die regionale Segregation zeigt sich darin, dass 60% der Fälle vorwiegend nur in einem regionalen Sektor tätig waren. Die ersten 30% der Fälle stellen Karrieren dar, die vorwiegend in Paris durchlaufen wurden und die untersten 30% der Fälle waren abgesehen von der Promotion immer in der Großstadt und Provinz sowie in einzelnen Fällen auch im Ausland. Die mittleren 41,48% sind meist Absteiger beziehungsweise Personen, die nach einer Stelle in der Großstadt und Provinz wieder nach Paris zurückkehren: 34,09% aller Fälle sind Absteiger beziehungsweise Rückkehrer nach Paris und nur 7,39% aller Fälle sind Aufsteiger von der Großstadt und Provinz nach Paris. Diese Aufsteiger weisen eine Promotion in Bordeaux, Toulouse, Tours, Grenoble, Lyon², Strasbourg, Poitiers, aber auch in Rennes und Bourgogne auf. Nur 3 von 13 der Gruppe der Aufsteiger haben im Ausland promoviert an der EUI Florenz, Brüssel, Frankfurt. Zusammenfassend zeichnen sich Pariser Universitäten sowie Großstadt- und Provinzuniversitäten meist durch Wechsel auf der gleichen Ebene aus. Darüber hinaus nehmen Pariser Universitäten aber häufiger die Rolle der entsendenden Institution (im Sinne eines regionalen Wechsels von Paris in die Großstadt und Provinz) ein. Großstadt- und Provinzuniversitäten hingegen nehmen häufiger die Rolle der empfangenden Institution ein, insbesondere in der Phase zwischen Promotion und Professur – ein Großteil aller Fälle war in der Post-Doc-Phase mindestens für eine Episode in der Großstadt oder Provinz tätig.

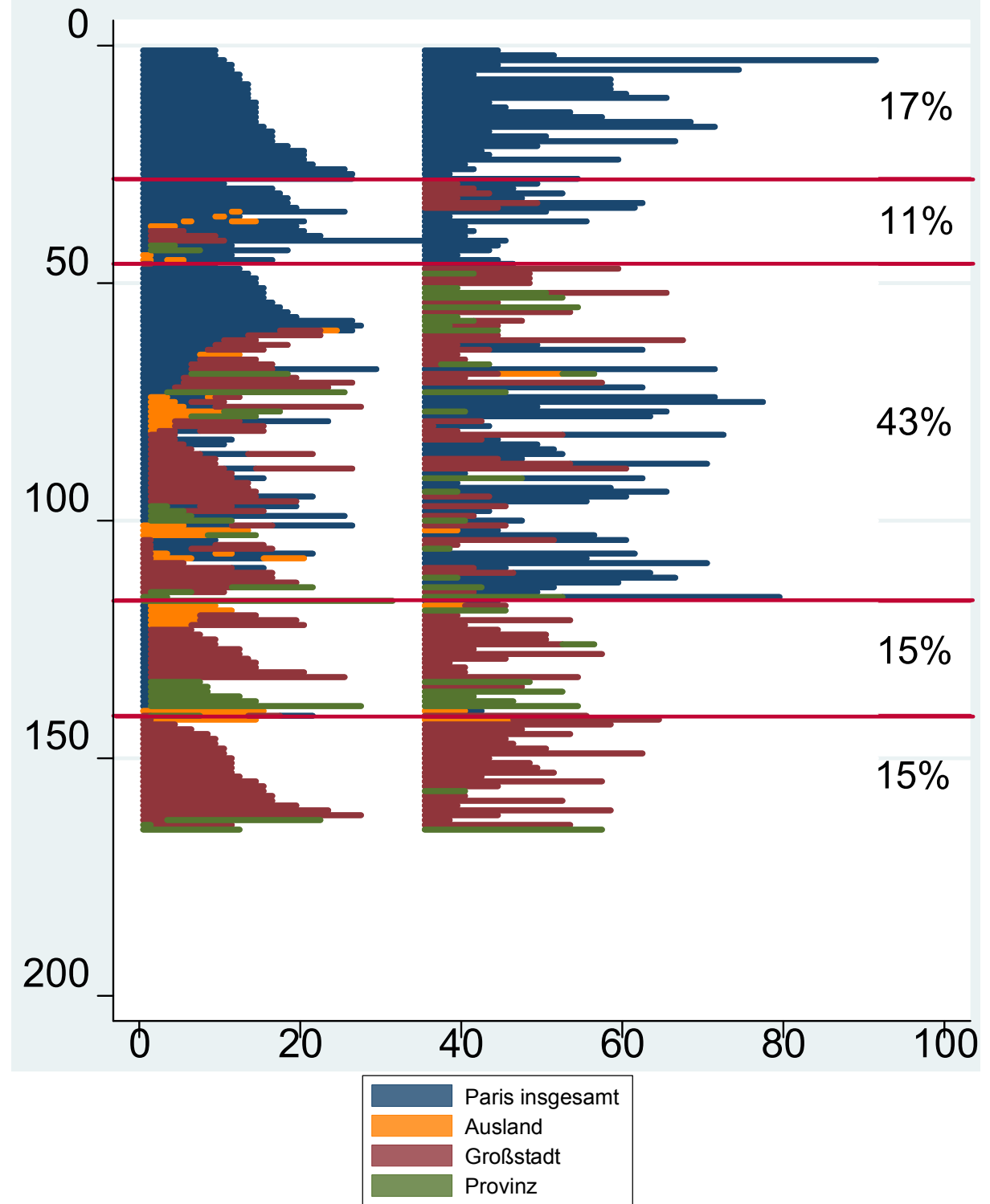
Die Statistik unterhalb der Abbildung 14 zeigt, dass mit Hilfe des Optimal Matching Verfahrens vor allem 5 wichtige Cluster identifiziert werden konnten (Cluster 3 war feiner differenziert wurde aber zusammengefasst dargestellt): Es gibt zu 18,18% Karrieren, die rein in Paris durchlaufen werden (Cluster 1), zu weiteren 11,36% Karrieren, die vorwiegend in Paris sind (Cluster 2). Es sind Professoren, die nur in einer oder in zwei Phasen ihrer Karriere nicht in Paris waren, meist im Ausland und in der Großstadt und selten an Provinzuniversitäten. Das größte Cluster umfasst mit 41,48% Professoren, die von Paris in die Großstadt oder Provinz absteigen (17,61%), Professoren, die in der Phase zwischen Promotion und Professur in der Großstadt oder Provinz waren, sonst aber in Paris (sogenannte Turboprofessoren⁸, 16,48%) und Aufsteiger (7,39%). Cluster 4 markiert Personen, die in Paris promoviert haben und sonst ausschließlich in der Großstadt oder Provinz waren (15,34%) und Cluster 5 zeigt reine Großstadt- und Provinzkarrieren (13,64%). Reine Pariser Karrieren und reine Großstadt- und Provinzkarrieren sind somit der häufigste Karrieretyp (58,52%), der Abstieg von Paris und die sogenannte Turboprofessoren-Karriere erklären weitere 34,09% und nur 7,39% lassen sich durch Aufsteiger erklären. Demnach bestätigt auch diese Analyse die eingangs formulierten Vermutungen, dass eine Promotion in der Großstadt und Provinz kaum einen Zugang zu zentralen wissenschaftlichen Netzwerken in Paris ermöglicht und damit eine lokale Karriere wahrscheinlicher ist. Hingegen ermöglicht eine Promotion in Paris häufig auch die Rekrutierung außerhalb von Paris.

Die Abbildung 15 zeigt nun die gleichen fünf Cluster unter Einbezug der exakten Jahre auf der jeweiligen Position. Eine sehr schmale Spalte links zeigt die Promotion, abgebildet als ein Jahr (Für die Promotion wurden meist keine genauen Zeitangaben gemacht, sodass sie hier nur einmal abgetragen wurde). Danach folgt die Dauer der Phase zwischen Promotion und Professur in Jahren. Die höchste Dauer dieser Phase weist ein Fall im zweiten Cluster mit 34 Jahren auf. Beginnend an der gleichen Stelle rechts in der Abbildung 15 wurde zudem die Dauer der Phase als Professor

⁸ Mit dem Begriff „Turboprof“ sind Karrieren gemeint, die mit einer Promotion in Paris beginnen, dann zu einer Tätigkeit in der Großstadt oder Provinz führen (in dieser Lebensphase wird meist zwischen Paris und Provinz mit dem TGV gependelt, deshalb „Turbo“), um dann häufig als Professor wieder nach Paris zurückzukehren.

abgetragen. Die längste Phase weist Alain Touraine mit 56 Jahren Professorentätigkeit auf. Im Kapitel 6 wurde beschrieben, dass alle Professoren im Datensatz enthalten sind, die auf den Internetseiten der Hochschulen als Soziologieprofessor des Standortes aufgeführt werden. So ist der älteste Fall im Datensatz Alain Touraine, weil die EHESS ihn immer noch als regulären Professor (*directeur d'études*) listet (EHESS-CADIS 2017). Die Tabelle 10 zeigt jedoch, dass Fälle in diesem Alter die Ausnahme darstellen – zu 90% sind im Datensatz Professoren enthalten, die höchstens seit einer Dauer von 30 Jahren Professor sind.

Abbildung 15: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren (N=165, Optimal Matching, exakte Jahresangaben)



	Häufigkeit	Prozent
Cluster 1: Reine Pariser Karriere (Paris insgesamt)	28	17%
Cluster 2: Professor in Paris und Karriere vorwiegend in Paris (Paris insgesamt)	18	11%
Cluster 3: Abstieg, Aufstieg und Turboprofessoren	71	43%
Cluster 4: Promotion in Paris, danach Großstadt und Provinz	24	15%
Cluster 5: reine Großstadt- und Provinzkarriere	24	15%
Total	165	100%

Die Reihenfolge der Fälle entspricht damit genau der Darstellung der Abbildung 14, jedoch sind in Abbildung 15 neun Fälle weniger abgebildet, weil zu diesen Fällen keine genauen Zeitangaben gefunden werden konnten. Die Abbildung 15 und die Tabelle 8, Tabelle 9 und Tabelle 10 lassen nun zusätzlich zum vereinheitlichten Karrieremuster eine Interpretation der Dauer der jeweiligen Karrierephasen zu. Vor allem interessiert hierbei, wie viele Jahre nach der Promotion eine Stelle als Professor besetzt werden konnte. Allgemein zeigt Tabelle 8, dass die Werte hierbei zwischen 2 und 34 Jahren schwanken. Zwei Jahre sind sehr wenig, aber es handelt sich hierbei um eine Soziologieprofessorin, die zuvor Physikerin war und die als Quereinsteigerin zusätzlich eine Promotion in der Soziologie abschloss und anschließend in sehr kurzer Zeit Professorin wurde. Ein weiterer Fall weist nur zwei Jahre zwischen Promotion und Professur auf, eine Person, die eine Agrégation und eine Promotion in den Sozialwissenschaften aufweist und deshalb sehr schnell nach der Promotion Professor wurde. Tabelle 8 zeigt, dass alle Fälle des Datensatzes im Schnitt 14,54 Jahre für die Phase zwischen Promotion und Professur aufweisen.

Tabelle 8 lässt nun zudem einen Vergleich über die fünf Cluster hinweg zu: Die kürzeste Dauer der Phase zwischen Promotion und Professur weisen die beiden letzten Cluster (nur Promotion in Paris und danach in Großstadt und Provinz oder reine lokale Karriere in der Großstadt und Provinz) auf, im Schnitt waren diese Fälle nur 12,54 und 12,17 Jahre auf dem Niveau eines Maître de conférences bevor sie Professor wurden. Danach folgen die reinen Pariser Karrieren mit durchschnittlich 14,45 Jahren, wohingegen die Cluster 2 und 3 der Personen mit vergleichsweise häufigem regionalem Standortwechsel die höchsten Werte mit durchschnittlich 16,56 und 15,51 Jahren aufweisen. Es dauert demnach insgesamt länger, den ersten Ruf als Professor in Paris zu bekommen, wobei die Phase zwischen Promotion und Professur am längsten ist, wenn man absteigt, aufsteigt oder zwischenzeitlich Stellen im Ausland, in der Großstadt oder in der Provinz besetzt. Tabelle 11 zeigt zudem die durchschnittliche Anzahl der Stellen in den jeweiligen Karrierephasen für die fünf Cluster: Es bestätigt sich, dass die Cluster 4 und 5 (vorwiegend Großstadt und Provinz) mit der kürzesten Dauer auch die geringsten Stellenwechsel in der Phase zwischen Promotion und Professur aufweisen, nämlich im Schnitt nur 1,42 und 1,29 Stellen bei einem Gesamtdurchschnitt von 1,86 Stellen im gesamten Datensatz. Cluster 2 und 3 (Paris mit zwischenzeitlichem Aufenthalt außerhalb von Paris) mit der längsten Dauer der Phase zwischen Promotion und Professur haben hingegen mit 2,3 und 2,23 Stellen wesentlich mehr Stellenwechsel vollzogen.

Tabelle 8: Dauer des jeweiligen Karriereabschnittes in Jahren

	Post-Doc-Phase (mean)	Post-Doc-Phase (median)	Post-Doc-Phase (min max)	Professoren-Phase (mean)	Professoren-Phase (median)	Professoren-Phase (min max)
Cluster 1	14,45	13	8 - 25	18,79	17	3 - 56
Cluster 2	16,56	17	8 - 34	11,78	10,5	3 - 27
Cluster 3	15,51	14	2 - 30	17,55	14	3 - 44
Cluster 4	12,54	11,5	5 - 26	11,75	10,5	3 - 22
Cluster 5	12,17	10,5	3 - 26	14,17	13,5	3 - 29
Total	14,54	14	2 - 34	15,8	14	3 - 56

Tabelle 9: Dauer der Phase zwischen Promotion und Professur in Jahren (klassiert)

Dauer Post-Doc-Phase in Jahren	Häufigkeiten	Prozentangaben
Unter 10 Jahre	30	18,18%
10 - 20 Jahre	105	63,64%
20 - 30 Jahre	28	16,97%
30 - 40 Jahre	2	1,21%
Total	165	100%

Tabelle 10: Dauer der Professorenphase in Jahren (klassiert)

Dauer Professorenphase in Jahren	Häufigkeiten	Prozentangaben
Unter 10 Jahre	57	34,55%
10 - 20 Jahre	55	33,33%
20 - 30 Jahre	36	21,82%
30 - 40 Jahre	14	8,49%
40 - 50 Jahre	2	1,21%
56 Jahre	1	0,61%
Total	165	100%

Tabelle 11: Anzahl der Stellen im jeweiligen Karriereabschnitt

	Post-Doc-Phase (mean)	Post-Doc-Phase (median)	Post-Doc-Phase (min max)	Professoren-Phase (mean)	Professoren-Phase (median)	Professoren-Phase (min max)
Cluster 1	1,5	1	1 - 4	1,14	1	1 - 3
Cluster 2	2,3	2	1 - 5	1,39	1	1 - 2
Cluster 3	2,23	2	1 - 6	1,56	1	1 - 4
Cluster 4	1,42	1	1 - 4	1,25	1	1 - 3
Cluster 5	1,29	1	1 - 4	1,13	1	1 - 2
Total	1,86	1	1 - 6	1,34	1	1 - 4

Hinsichtlich der Professorenphase zeigt sich allgemein die geringe Anzahl der Stellenwechsel. Tabelle 11 zeigt, dass es nur 1,34 Professorenstellen im Schnitt sind. Die meisten Stellen weisen das Cluster 2 und 3 auf, also Professoren in Paris, die zuvor auch Stellen außerhalb von Paris innehatten. Interessant ist auch die Dauer (Tabelle 8), im Gesamtschnitt sind die Professoren im Datensatz erst 15,8 Jahre Professor. Deutlich unterhalb dieses Durchschnitts liegen Cluster 4 und 5 der Großstadt- und Provinzprofessoren, die auch insgesamt die jüngste Gruppe darstellt, da ihre Promotion durchschnittlich erst 24,29 und 26,34 Jahren zurückliegt. Cluster 1 und 3 weisen hingegen durchschnittlich über 33 Jahre und Cluster 2 28,34 Jahre auf. Dies kann einerseits daran liegen, dass diese Professoren der Provinz meist in den späten Phasen der Expansion rekrutiert wurden und deshalb vorwiegend jung sind. Andererseits könnte dies auch ein Hinweis darauf sein, dass die Karriereerfordernisse in der Provinz (meist Fokus auf Lehrtätigkeit) schneller zu erreichen sind als in Paris. Auch die Interviews (siehe Kapitel 9) zeigten, dass eine Rekrutierung an einem renommierten Pariser Standort einen gewissen Bekanntheitsgrad durch eine Vielzahl an Vorträgen und Publikationen innerhalb der Soziologie voraussetzt.

Damit die durch die Clusteranalyse identifizierten Karrieremuster im Folgenden detaillierter untersucht werden können, wurde eine Variable zu den unterschiedlichen Karrieretypen gebildet (siehe Häufigkeitsverteilung in Tabelle 12). Hierfür wurden reine Pariser Karrieren (inkl. Tätigkeit in Pariser Institut) von Pariser Karrieren mit zwischenzeitlicher Tätigkeit als Turboprofessor

unterschieden, das heißt dass eine Person mindestens für eine Episode im Zeitraum zwischen Promotion und letztem Ruf als Professor in der Großstadt oder in der Provinz tätig war. Weiterhin wurden Abstiegskarrieren und Aufstiegskarrieren anhand des Promotionsstandortes als Startpunkt und dem letzten Ruf als Endpunkt definiert, wer also in der Provinz promoviert wurde und später als Professor in Paris tätig war, gilt als Aufsteiger. Zuletzt wurden noch reine Großstadt- und Provinzkarrieren unterschieden.⁹ Die Werte dieser Variable unterscheiden sich nun etwas von den durch die Clusteranalyse ermittelten Werten, da nun exakt nach reinen Pariser Karrieren und Turboprofessorenkarrieren unterschieden wurde – beispielsweise wurde zur Erstellung der Variable ein Fall auch dann als Turboprofessor-Karriere angesehen, wenn er in der Phase zwischen Promotion und letzter Professur mindestens eine Episode außerhalb von Paris aufwies.

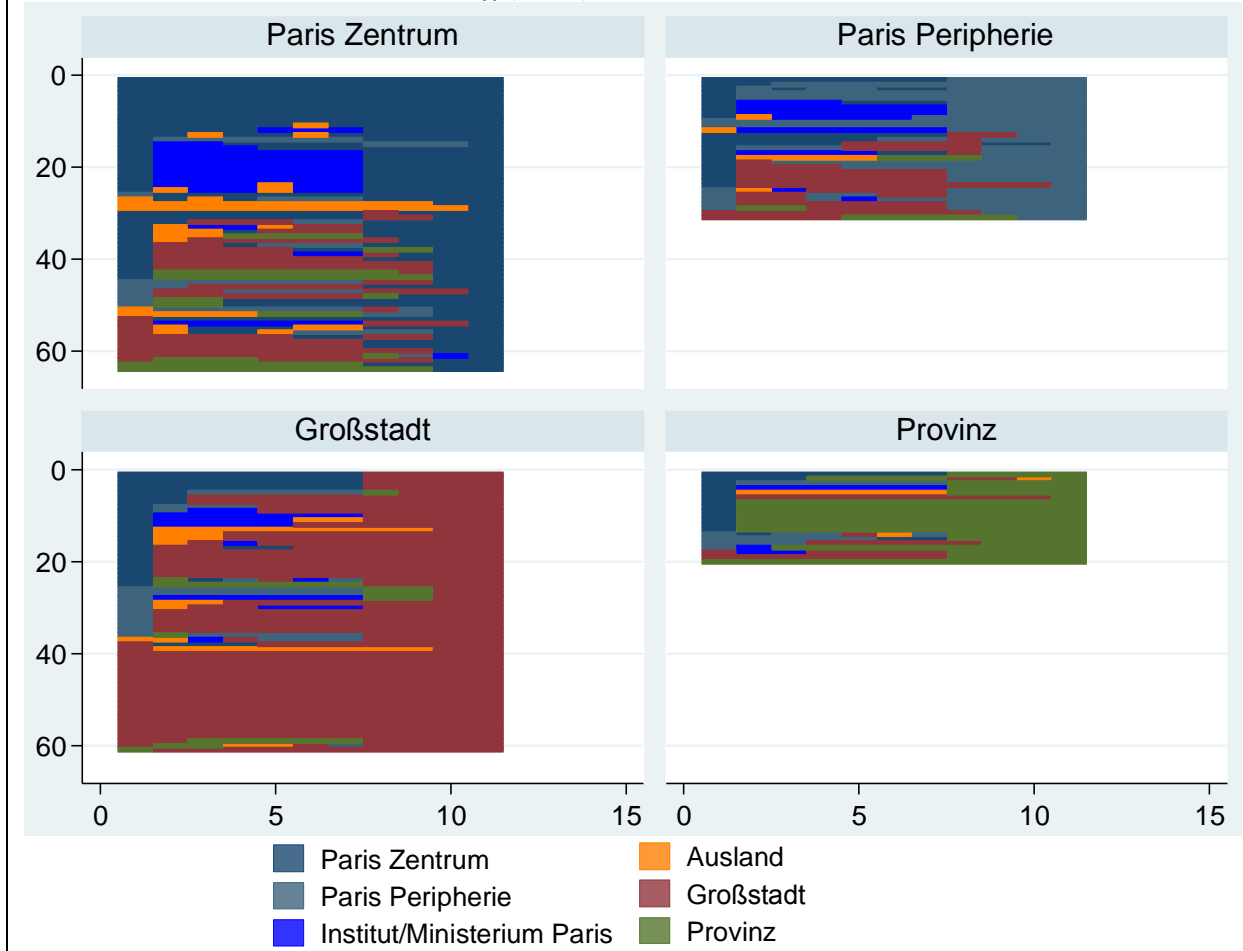
Tabelle 12: Mobilität im Karriereverlauf (N=176)

Karriereverlauf	Häufigkeit	Prozent
Karriere in Pariser Zentrum	29	16,48%
Karriere in Pariser Peripherie	12	6,82%
Turboprofessor Pariser Zentrum	23	13,07%
Turboprofessor Pariser Peripherie	17	9,66%
Abstieg von Paris gesamt nach Großstadt	37	21,02%
Abstieg von Paris gesamt nach Provinz	17	9,66%
Aufstieg von Großstadt und Provinz nach Paris	12	6,82%
Aufstieg von Großstadt und Provinz nach Paris Peripherie	2	1,14%
Karriere in Großstadt	24	13,64%
Karriere in Provinzstadt	3	1,7%
Total	176	100%

Allgemein nimmt der Abstieg von Paris in die Großstadt den wichtigsten Stellenwert ein (21,02%), gefolgt von der reinen Pariser Karriere im Zentrum (16,48%) und der reinen Karriere in der Großstadt (13,64%) sowie der Turboprofessoren-Karriere mit Ende im Pariser Zentrum (13,07%). Mengenmäßig dominieren damit die Professoren des Pariser Zentrums sowie der Großstadt. Insbesondere die Großstadtprofessoren sind aber in größerem Ausmaß von Absteigern als von Personen mit reiner Karriere in der Großstadt geprägt. Die Abbildung 16 zeigt nun alle Karriereverläufe in vereinheitlichter Form (d.h. ohne genaue Jahresangaben) sortiert nach der neu gebildeten Variable zum Karrieremuster. Zudem ist die Abbildung 16 in vier separate Kästchen aufgeteilt: Zu sehen sind links oben die Personen, die ihre letzte Professur im Pariser Zentrum aufweisen, rechts oben Professoren der Pariser Peripherie und unten jeweils ein Kästchen für die Personen mit einer letzten Professur in der Großstadt und Provinz. Die Fälle in den vier Kästchen sind jeweils von oben nach unten nach der neu gebildeten Variable sortiert. Zudem wurden weitere Farbabstufungen eingeführt, um den Unterschied zwischen dem Pariser Zentrum, der Pariser Peripherie und Pariser Instituten sowie Ministerien zu kennzeichnen.

⁹ Auslandsaufenthalte wurden nicht gesondert untersucht, sondern wie eine Tätigkeit in Paris bewertet, weil die Auslandsorientierung an Pariser Eliteeinrichtungen bedeutender als in der Provinz ist.

Abbildung 16: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren gruppiert nach dem regionalen Standort der letzten Stelle als Professor und sortiert nach Karrieretyp (N=176)



Die Tabelle 13 zeigt die zugehörigen Häufigkeitsangaben. Die Professorenschaft in Paris (oben links) macht die größte Gruppe aus (64 von 176 Fällen, 36,36%), gefolgt von den Großstadtprofessoren unten links (61 von 176 Fällen, 34,66%). Die Provinzprofessoren machen den geringsten Anteil aus (20 von 176 Fällen, 11,36%).

Tabelle 13: Häufigkeiten der Karrieretypen

Karrieretyp	Häufigkeit	Prozent
Paris Zentrum	64	36,36%
letzte Stelle in Paris Zentrum und alle weiteren Episoden in Paris gesamt und Ausland	29	45,31%
Turboprofessor Paris Zentrum	23	35,94%
Aufstieg (von Großstadt und Provinz nach Paris Zentrum)	12	18,75%
Paris Peripherie	31	17,61%
letzte Stelle in Paris Peripherie und alle weiteren Episoden in Paris gesamt und Ausland	12	38,71%
Turboprofessor Pariser Peripherie	17	54,84%
Aufstieg (von Großstadt und Provinz nach Paris Peripherie)	2	6,45%
Großstadt	61	34,66%
Abstieg in Großstadt	37	60,66%
Reine Karriere in Großstadt und Provinz mit Ende in Großstadt	24	39,34%

Provinz	20	11,36%
Abstieg in Provinz von Paris	17	85%
Reine Karriere in Großstadt und Provinz mit Ende in Provinz	3	15%
Total	176	100%

Innerhalb der Gruppe der Professoren im Pariser Zentrum ist der wichtigste Karrieretyp mit 45,31% die reine Pariser Karriere, also Professoren, die die letzte Stelle im Zentrum haben und zuvor ausschließlich im Zentrum, in der Pariser Peripherie, an Pariser Instituten oder auch im Ausland tätig waren. Der zweithäufigste Karriereverlauf der Professoren im Pariser Zentrum (35,94%) ist das Muster des sogenannten Turboprofessors – also Karrieren, die mit einer Promotion in Paris beginnen, dann zu einer Tätigkeit in der Großstadt oder Provinz führen, um dann als Professor wieder nach Paris zurückzukehren. 18,75% der Pariser Professoren im Zentrum sind Aufsteiger aus der Großstadt und Provinz. Bei den Professoren der Pariser Peripherie ist das Muster der Turboprofs noch häufiger (54,84%), gefolgt von einer lokalen Karriere in der Pariser Peripherie (38,71%) und nur (6,45%) Aufsteiger aus der Großstadt oder Provinz. Großstadtprofessoren sind meist Absteiger aus Paris (Zentrum sowie Peripherie). Insgesamt sind es 60,66%, ein Großteil davon steigt direkt nach der Promotion ab, sodass für den Zeitraum danach häufig eine lokale Karriere in der Großstadt vermutet werden kann. Ein relativ hoher Anteil von 39,34% war immer in der Großstadt oder in der Provinz tätig, wobei hierbei auch häufig keine Mobilität zwischen Großstadtstandorten stattfand, sondern diese lokale Karrieren an einem Standort sind (siehe Abbildung 18). Für die Provinzprofessoren ist das Verhältnis noch extremer: 85% Absteiger und 15% lokale Karrieren. Für Großstadt- und Provinzprofessoren zeigt sich, dass zwar viele ihrer Professoren eine Promotion in Paris aufweisen, aber ein Großteil dieser Professoren schon nach der Promotion außerhalb von Paris tätig wurde und in diesem Sektor geblieben ist. Zu großen Teilen handelt es sich um lokale Karrieren, nur sehr wenige Fälle durchlaufen die Post-Doc-Phase in Paris und werden später Professor in der Provinz oder Großstadt. Wie im Kapitel 9 gezeigt wird, sind Hausberufungen häufig auch ein Mittel der Universitäten außerhalb von Paris sich eine gewisse Unabhängigkeit zu erkaufen – man bevorzugt lokale Kandidaten, weil diese an anderen Standorten keine Karrierechancen hätten und andernfalls überall der Pariser Nachwuchs dominieren würde. Diese Ergebnisse zeigen, dass die Bedeutung von lokalen Karrieren innerhalb der Regionen variiert. Im Folgenden soll deshalb die Bedeutung von lokalen Rekrutierungen (Hausberufungen) innerhalb der zwei Sektoren (Paris – Großstadt/Provinz) untersucht werden.

Zunächst zeigt Tabelle 14, dass sowohl Pariser Professoren sowie auch Professoren der Großstadt- und Provinzuniversitäten eine Promotion im jeweils gleichen regionalen Sektor aufweisen – dies trifft auf einen Großteil von 61,37% zu. Neben der Möglichkeit einer derartigen lokalen Karriere bietet sich für Pariser Absolventen aber auch zu 30,68% der Abstieg an eine Universität in der Großstadt und Provinz, wohingegen es nur zu 7,95% Aufsteiger von der Großstadt und Provinz nach Paris gibt – die Karriere innerhalb eines regionalen Sektors ist für diese Gruppe demnach von größerer Bedeutung.

Tabelle 14: Zusammenfassende Statistik Start- und Endpunkt der Karriere: Auf- und Abwärtsmobilität

Karriere auf gleichem Niveau (innerhalb von Paris, inkl. Turboprofessoren sowie innerhalb der Großstadt und Provinz)	61,37%
Abwärtsmobilität (von Paris nach Großstadt und Provinz)	30,68%
Aufwärtsmobilität (von Großstadt und Provinz nach Paris)	7,95%

Weiterhin besteht die Vermutung, dass Hausberufungen eine unterschiedliche Rolle im jeweiligen Sektor spielen. So wird angenommen, dass Nachwuchswissenschaftler in den Großstädten und in der Provinz meist nur Kontakt zu Professoren aufweisen, die eine weniger zentrale Bedeutung im gesamten Land und insbesondere in Paris haben, in geringerem Ausmaß über weitreichende Netzwerke verfügen und deshalb auch die Nachwuchswissenschaftler ihres Standortes seltener an anderen Standorten oder in Paris unterbringen können. Aufgrund der geringen Chancen auf einem externen Arbeitsmarkt sind die Nachwuchswissenschaftler dieser Standorte meist auf interne lokale Netzwerke angewiesen. Der Aufstieg ist vermutlich häufiger zu erreichen, wenn man eine gute Beziehung zu einem zentralen Großstadtpatron aufweist, der möglicherweise selbst in Paris ausgebildet wurde und dort noch gute Netzwerke unterhält. An den Provinzuniversitäten sind selten Professoren mit einer derartigen Vernetzung, sodass lokale Karrieren von besonderer Bedeutung sind. Für die Pariser Absolventen kann angenommen werden, dass lokale Karrieren für sie die geringste Bedeutung einnehmen. Pariser Absolventen hingegen profitieren häufiger vom Prestige des Ausbildungsstandortes und weitreichender Netzwerke des Pariser Patrons und besetzen deshalb vermutlich häufiger eine Stelle an einem anderen Pariser Standort oder an einem Standort außerhalb von Paris.

Dementsprechend soll nun geprüft werden, welche Bedeutung lokale Karrieren und Hausberufungen für die Professorenschaft der jeweiligen regionalen Gruppe spielen. Es kann angenommen werden, dass der Zugang zu einer lokalen Karriere auf starken sozialen Beziehungen am Standort basiert. Zum Erreichen dieses Karrieretyps ist es vermutlich bereits sehr früh in der akademischen Laufbahn von Bedeutung, derartige starke soziale Beziehungen zum lokalen Standort aufzubauen. Sind in einem Hochschulsystem hingegen häufige Standortwechsel üblich, dann sind eher weitreichende Netzwerke zu anderen Standorten von Vorteil (siehe Ländervergleich in Kapitel 7). Die folgenden Grafiken sollen zeigen, welches Muster für die zwei regional eingeteilten Gruppen typisch ist. Im Vergleich der Abbildung 17 und Abbildung 18 sieht man, dass der Anteil der lokalen Karrieren bei Professoren der Großstadt sowie der Provinzuniversitäten deutlich höher als bei der Pariser Professorenschaft ist. Abbildung 17 bildet die Pariser Professoren im Zentrum und in der Peripherie ab und die Abbildung 18 die Professoren in der Großstadt und Provinz. Wie in der Grafik zuvor sind die Abbildung 17 und Abbildung 18 sortiert nach der Variable des Karriereverlaufs. Zudem sind die Grafiken unterteilt in lokale und nicht-lokale Karrieren. Jeweils rechts oben in den beiden Grafiken sind Karrieren abgebildet, bei denen Nachwuchswissenschaftler direkt nach einer Stelle als *Maître de conférences* dort auch als Professor berufen wurden und unten links sieht man Fälle, bei denen die Promotion, eine Stelle als *Maître de conférences* sowie eine Stelle als Professor an der gleichen Universität durchlaufen wurden (also alle drei Karrierephasen am gleichen Standort stattfanden). Links oben sind nicht lokale Karrieren abgebildet, das sind Karrieren, die keine der beiden anderen Formen von lokaler Karriere aufweisen – also Nachwuchswissenschaftler, die häufiger den Standort wechselten.

Turboprofessoren, die beispielsweise die Promotion und die letzte Professur am gleichen Standort aufweisen werden hier nicht als lokale Karriere abgebildet, aber in anderen Kapiteln genauer in den Blick genommen (siehe Kapitel 9).

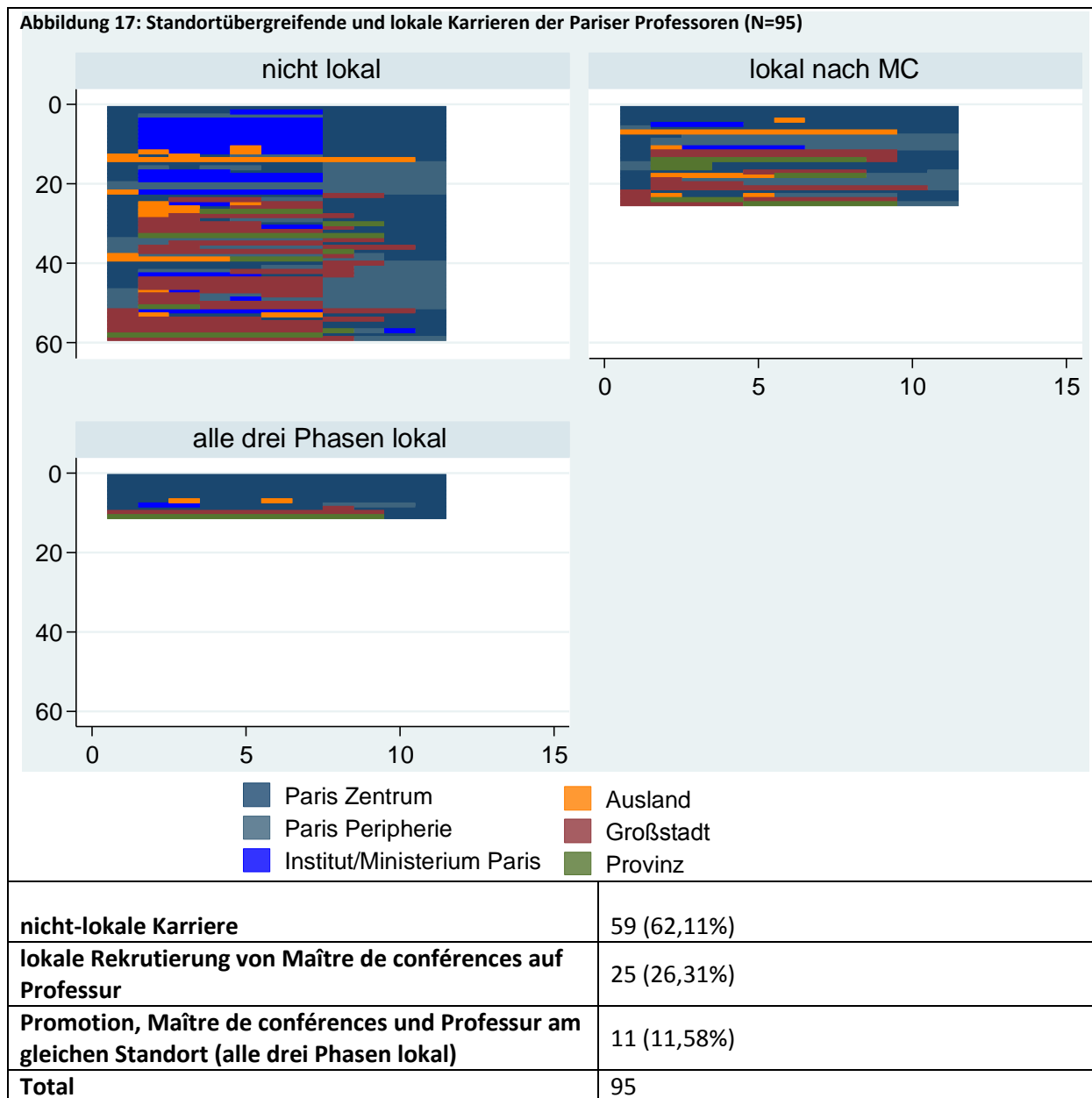
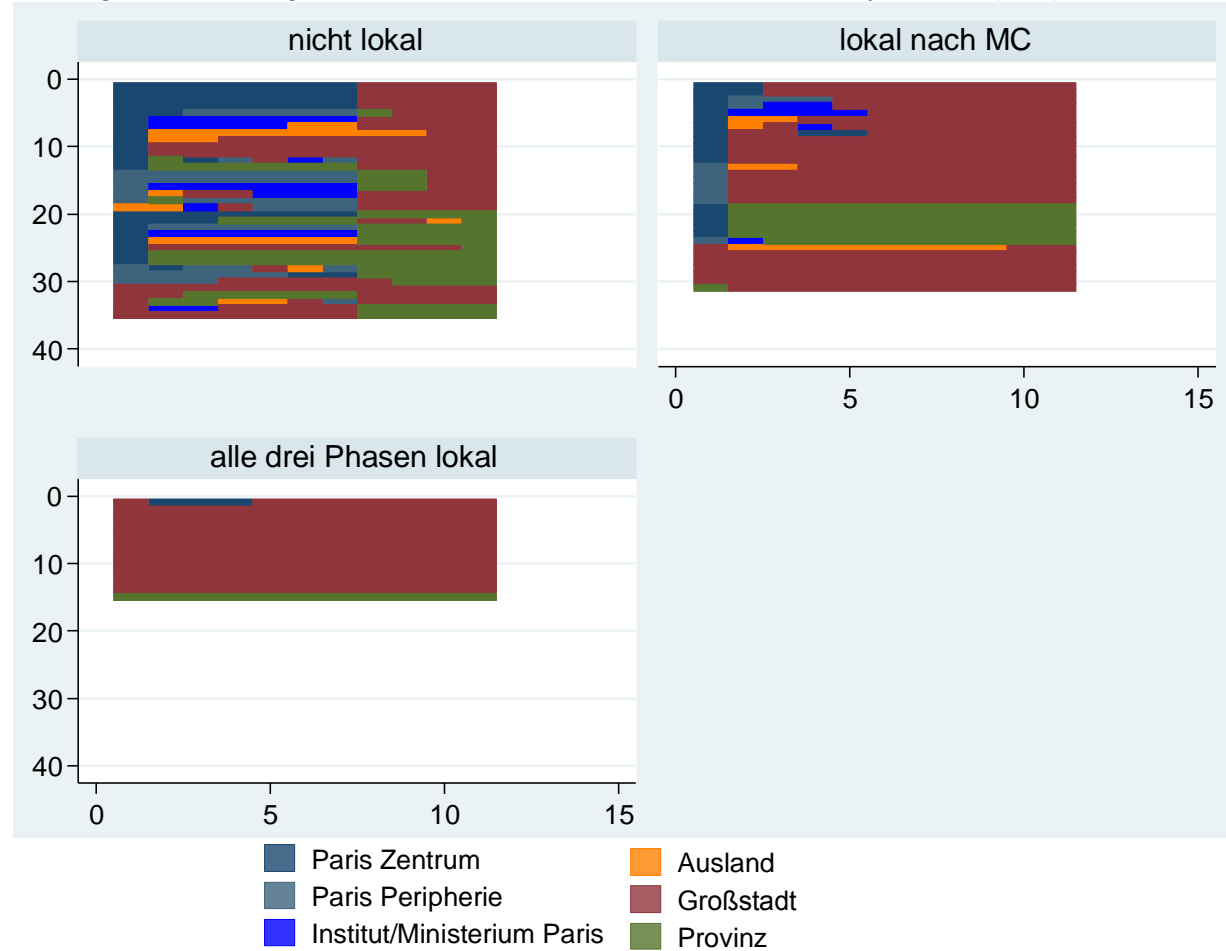


Abbildung 18: Standortübergreifende und lokale Karrieren der Großstadt- und Provinzprofessoren (N=81)



nicht-lokale Karriere	35 (43,21%)
lokale Rekrutierung von Maître de conférences auf Professur	31 (38,27%)
Promotion, Maître de conférences und Professur am gleichen Standort (alle drei Phasen lokal)	15 (18,52%)
Total	81

Der Vergleich beider Grafiken zeigt, dass die Rekrutierung lokalen Personals vor allem in der Karriere der Großstadt- und Provinzprofessoren von Bedeutung ist. Die lokale Rekrutierung als Professor nachdem man eine Stelle als Maître de conférences am gleichen Standort inne hatte kommt in 38,27% dieser Professorengruppe vor und weitere 18,52% Professoren sind seit der Promotionstätigkeit am gleichen Standort (insgesamt also 56,79%). Für die Gruppe der Pariser Professorenschaft sind es hingegen insgesamt nur 37,89% mit lokaler Karriere. 62,11% waren in allen drei Phasen an unterschiedlichen Standorten, 26,31% wurden dort als Professor rekrutiert, wo sie zuvor als Maître de conférences oder CNRS-Forscher angestellt waren und nur 11,58% durchliefen alle drei Phasen am gleichen Standort. Demnach bestätigen sich die eingangs formulierten Annahmen, dass die Hausberufung insbesondere für Nachwuchswissenschaftler von Großstadt- und Provinzuniversitäten von Bedeutung sind. Weiterhin konnte gezeigt werden, dass Karrieren innerhalb des gleichen regionalen Sektors zwar auch in der Gruppe der Pariser Professorenschaft häufig auftreten, diese hierbei aber meist den Standort wechseln.

Insgesamt zeigte sich in diesem Abschnitt, dass das französische Hochschulsystem im Fach Soziologie eine starke regionale Segregation zwischen Paris und den Großstadt- und Provinzuniversitäten aufweist. Das Verhältnis von Abstiegen und Aufstiegen ist sehr unausgeglichen und vor allem die Pariser Universitäten können als Standorte mit weitreichendem Prestige und weitreichenden Netzwerken angesehen werden, weil ihre Kandidaten häufiger in der Lage sind, Stellen in Paris und im gesamten Land zu besetzen. Bevor die Ergebnisse der qualitativen Befragung präsentiert werden (Kapitel 9), soll im folgenden Abschnitt noch untersucht werden, ob und inwiefern sich die eben beschriebenen Karrieremuster im Laufe der Hochschulexpansion verändert haben. Es soll der Frage nachgegangen werden, welcher Karrieretyp in welchem Zeitraum von Bedeutung war und ob mit den einzelnen Phasen der Hochschulexpansion auch ein Anstieg der Aufstiegskarrieren zu verzeichnen ist.

8.3 Akademische Laufbahnen in der französischen Soziologie in den einzelnen Phasen der Hochschulexpansion

Im Folgenden werden die akademischen Laufbahnen in der französischen Soziologie anhand von Netzwerk- und Sequenzanalysen im Zeitvergleich untersucht, um damit die in den vorhergehenden Kapiteln vermutete Differenzierung des Feldes in einen geschlossenen Pariser Intellektuellensektor und einen jüngeren Bereich der Massenuniversitäten in der Provinz zu beleuchten. Hierbei geht es im ersten Schritt noch nicht um die Analyse von Forschungsinhalten, sondern nur um eine strukturelle Beschreibung der häufigen und weniger häufigen akademischen Laufbahnen im universitären Feld der Soziologie. Der Zusammenhang dieser Struktur mit den Lehr- und Forschungsinhalten wird in den empirischen Kapiteln der qualitativen Analyse (siehe Kapitel 9) erläutert.

Alle folgenden Abschnitte beziehen sich auf Rekrutierungen von soziologischem Personal zwischen 1960 bis 2004, hierbei wurde für einen Zeitvergleich eine Einteilung in drei 15-Jahresabschnitte vorgenommen. Die erste hier untersuchte Phase von 1960 bis 1974 deckt sich in etwa mit der Phase der institutionellen Erweiterung der Soziologie als Disziplin, in der mit Schwerpunkt die Abkopplung der empirischen Forschung und die Etablierung der soziologischen Lehre vollzogen wurde (siehe Kap. 5.2: Phase von 1958 bis 1976). Ab Ende der 1960er Jahre begann allmählich der starke Anstieg der Studentenzahlen in der Soziologie, obwohl sich die beiden großen Expansionschübe und die damit verbundene massive Rekrutierung von Personal erst ab Mitte der 1970er Jahre vollzogen. So vergleicht die folgende Analyse den Zeitraum von 1975 bis 1989 mit der letzten Expansionsphase von 1990 bis 2004. Ein vermuteter Unterschied zwischen den beiden Phasen ist, dass in der ersten Phase die Großstadt- und Provinzuniversitäten noch nicht so bedeutend sind, da zu dieser Zeit noch nicht so viele Soziologen in der Provinz ausgebildet wurden und wie noch gezeigt werden soll, der Ausbau der Großstadt- und Provinzuniversitäten am stärksten in den 1990er Jahren vorangetrieben wurde. Ein weiterer Grund des Vergleichs dieser zwei Phasen ergibt sich dadurch, dass in der ersten Phase zwischen 1975 bis 1989 noch eine vergleichsweise geringe Standardisierung und Professionalisierung des Karrieresystems vorlag und dies mit disziplinenübergreifenden und gewissermaßen ungeplanten Laufbahnen einherging (z.B. wurde die Sektion Soziologie im CNU erst Ende der 1960er gegründet und hatte in den 1970er Jahren noch nicht ihre heutige Bedeutung als zentrale Qualifizierungsinstitution erreicht, wodurch Wissenschaftler diverser Nachbardisziplinen einen Zugang in die universitäre Soziologie erhielten). Für diese frühe Phase von 1975 bis 1989 zeigt sich, dass Pariser Wissenschaftler Stellen im gesamten Land einnehmen und reine Provinzkarrieren bisher kaum existieren, aber es gibt auch stärkere Wechsel zwischen nicht-soziologischen und

soziologischen Einrichtungen, da viele Soziologen der älteren Generation nicht in der Soziologie ausgebildet wurden. Mit dem zunehmenden Ausbau der Massenuniversitäten in der letzten Phase von 1990 bis 2004 wird vermutet, dass reine Karrieren in der Pariser Peripherie und in der Großstadt und Provinz immer häufiger werden. Die Etablierung des CNU geht mit einem Standardisierungsprozess und mit der Definition von einheitlichen Indikatoren guter Lehr- und Forschungsleistungen von Nachwuchskandidaten einher, wodurch einerseits objektivere Zugangschancen, aber andererseits auch eine deutlichere soziale Hierarchie zwischen den elitären und jüngeren Standorten der Massenausbildung geschaffen wird. Zudem erhalten sich die Pariser Traditionsstandorte auch zu Zeiten der Expansion ihre Exklusivität und nehmen weniger Studierende auf, was sich vermutlich auch in der Differenzierung der akademischen Laufbahnen in einen geschlossenen Elitesektor und einen davon immer stärker abgegrenzten Sektor der Provinzkarrieren niederschlägt. Nur weil die Standorte der Provinz in den beiden letzten Expansionsphasen gewachsen sind, kann nicht davon ausgegangen werden, dass diese auch genauso prestigereich sind wie die Pariser Eliteeinrichtungen oder einen vergleichbaren Zugang zu zentralen Forschernetzwerken der französischen Soziologie ermöglichen. Für Studierende und Promovierende der Provinzstandorte soll deshalb im Anschluss an die Beschreibung der drei Expansionsphasen untersucht werden, welche Chancen bestehen, eine Anstellung zu finden.

Die Abbildung 19, Abbildung 20 und Abbildung 21 verdeutlichen, in welchen Zeiträumen die Professoren des Datensatzes hauptsächlich rekrutiert wurden und wie sich die regionalen Schwerpunkte über die Zeit hinweg verändern. Die Anordnung der Kreise (also die Knoten des Netzwerkes, in diesem Fall Hochschulen) beruht auf dem Eigenvektor-Maß (mit vereinheitlichten Abständen), das anhand des Netzwerkgraphen der Universität der Promotion und letzten Professorenstelle für alle Fälle im Datensatz ermittelt wurde (siehe Kapitel 8.1). Abbildung 19 zeigt alle Stellenwechsel nach der Promotion im Zeitraum von 1960 bis 1974 (meist Stellen als *Maître de conférences*, Professuren und äquivalente Positionen an einer *Grande école* oder in einer Forschungseinrichtung). Die Universitäten sind kreisförmig je nach ihrem Eigenvektor-Wert angeordnet, in der Mitte also die Universitäten mit hohem Wert, also die Cliquen mit hohem Vernetzungsgrad und außen mit geringer Vernetzung. Die unterschiedliche Größe der Knoten zeigt das am Gesamtzeitraum von 1960 bis 2004 relativierte Indegree einer Universität an (das heißt der Anteil der Rekrutierungen einer Universität in einem Zeitraum an der Gesamtsumme der Verbindungen in allen drei Zeiträumen ($N=466$)). Die Größe der Kreise ist somit über die Zeit hinweg vergleichbar. Dadurch kann verdeutlicht werden, wie viele Stellen an den jeweiligen Standorten in einer Phase in Relation zur Gesamtanzahl der Rekrutierungen 1960 bis 2004 besetzt wurden. Ferner zeigt sich durch den Vergleich der drei Zeiträume, welche Art von Rekrutierung in der jeweiligen Phase typisch ist und inwiefern das die unterschiedlichen Promotionskohorten im Datensatz geprägt hat. Die Farbe und Labels der Kreise orientiert sich an der bisher verwendeten Farbgebung: Pariser Einrichtungen im Zentrum sind dunkelblau, die Pariser Peripherie in hellerem blau, Großstädte rot, Provinzuniversitäten grün und ausländische Universitäten orange. Die Edges (Verbindungen) und entsendende Universitäten ohne Indegree wurden der Übersichtlichkeit halber weggelassen, da wie oben betont zunächst interessiert, welche Universitäten in den drei Phasen rekrutieren und ob sich ihre Bedeutung im Vergleich der drei Zeiträume verändert.

Vor der Ergebnisinterpretation soll zunächst aber auf empirische Einschränkungen des Datensatzes hingewiesen werden: Insbesondere beim Vergleich unterschiedlicher Zeiträume und Promotionskohorten fallen Ausfälle der Erhebung ins Gewicht, die bei der Interpretation der

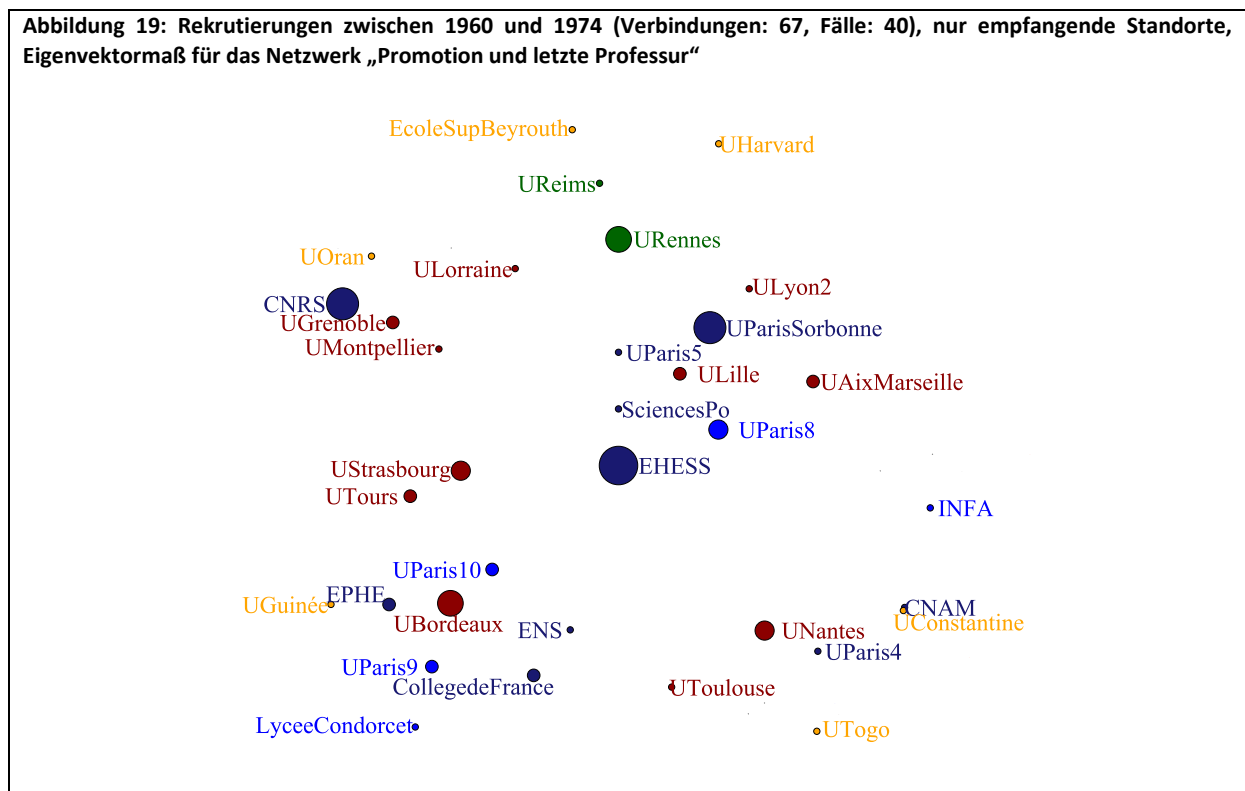
Ergebnisse nicht unberücksichtigt bleiben sollen. Wie im Kapitel 6 beschrieben wurde sind im Datensatz vor allem unbekanntere Professoren der Großstadt- und Provinzprofessoren etwas unterrepräsentiert. Die Ausfälle sind möglicherweise für die älteste Kohorte am stärksten, wobei für die zwei Zeiträume ab Mitte der 1970er Jahre von einem repräsentativen Abbild der Soziologieprofessoren ausgegangen werden kann (siehe Anmerkungen im Kapitel 6). So sollte im Folgenden beachtet werden, dass innerhalb der Gruppe der Soziologieprofessoren mit einer Promotion vor 1975 die Großstadt- und Provinzprofessoren möglicherweise am stärksten unterrepräsentiert sind, weil ihre Lebensläufe seltener nach dem Eintritt des Rentenalters auf den Internetseiten der Universitäten publiziert werden. Renommierte Pariser Professoren mit einer Promotion vor 1975 sind hingegen etwas überrepräsentiert, weil sie ein Aushängeschild eines Standortes sind und damit die Wahrscheinlichkeit höher ist, dass ihr Werdegang auch noch lange nach dem Erreichen des Rentenalters weiterhin im Internet veröffentlicht wird. Diese Schräglage in den Daten gilt es im Folgenden bei der Interpretation der Ergebnisse zu berücksichtigen, dennoch sind in allen regionalen Gruppen genug Fälle vorhanden, um Aussagen zu den typischen rekrutierenden Standorten und Karrieremustern machen zu können. So sind in der Gruppe der ältesten Soziologen im Datensatz neben renommierten und über die Landegrenzen hinweg bekannte Soziologieprofessoren (wie z.B. Luc Boltanski, Michel Maffesoli, François de Singly) auch einige weniger bekannte Soziologen (wie z.B. Christian de Montlibert, François Steudler oder Jean-Marie Brohm) enthalten.

Abbildung 19 zeigt nun die Stellenbesetzungen im Zeitraum von 1960 bis 1974 für die im Datensatz erfasste Professorenenschaft. Insgesamt sind es in diesem Zeitraum 67 Stellenbesetzungen. Im Verhältnis zur Gesamtanzahl von 466 postdoktoralen Stellenwechseln in allen drei Phasen zeigt sich demnach, dass nur 14,38% der Stellenwechsel zwischen 1960-2004 vollzogen wurden. Es handelt sich hierbei um 33 Fälle mit einer Promotion zwischen 1960 und 1975 und weitere 7 Fälle mit einer Promotion vor 1960. Tabelle 15 bildet ergänzend zu Abbildung 19 ab, welche Promotionsstandorte der Personen mit Promotion vor 1975 wichtig waren – es zeigt also die Ausbildungsstandorte des Personals, das zwischen 1960 und 1974 als Maître de conférences oder Professor rekrutiert wurde. In dieser Phase wurde die Sektion der Soziologie im CNU erst gegründet, sodass die Rekrutierung und Qualifizierung soziologischen Personals in der Verantwortung benachbarter Sektionen wie der Philosophie lag. So zeigt auch die Tabelle der Promotionsstandorte dieser ersten Kohorte, dass vor allem die Rekrutierung von Absolventen der ENS (meist mit einer Agrégation in Philosophie) zentral war. Diese Personen gingen im Anschluss meist an die Universität Paris Sorbonne. Weiterhin zeigt sich bei den Promotionsstandorten der ersten Kohorte, dass die EHESS und auch die Sciences Po kaum eine Bedeutung spielen. Insgesamt wurden in dieser Phase vor allem Absolventen des Pariser Zentrums rekrutiert, 64,85% der Promotionen wurden an Pariser Einrichtungen des Zentrums abgeschlossen. Je 16,22% sind Promotionen in der Pariser Peripherie und in den Großstädten. Von den Provinzuniversitäten entsendet nur die Universität Rennes einen späteren Soziologieprofessor, im Ausland promovierte Soziologen wurden in dieser ersten Phase nicht rekrutiert.

Tabelle 15: Promotionsstandorte der Personen mit einer Promotion vor 1975 (N=37, 3 Missings)

Promotionsstandort	Häufigkeit	Prozent
ENS	11	29,73%
UParis5	4	10,81%
UParisSorbonne	4	10,81%
EHESS	2	5,41%
UParis10	2	5,41%
UParis8	2	5,41%
UGrenoble	2	5,41%
EPHE	1	2,7%
SciencesPo	1	2,7%
UParis2	1	2,7%
UParis9	1	2,7%
ENSEP	1	2,7%
UAixMarseille	1	2,7%
UBordeaux	1	2,7%
UPoitiers	1	2,7%
UTours	1	2,7%
URennes	1	2,7%
Total	37	100%

Abbildung 19: Rekrutierungen zwischen 1960 und 1974 (Verbindungen: 67, Fälle: 40), nur empfangende Standorte, Eigenvektormaß für das Netzwerk „Promotion und letzte Professur“



Die Rekrutierungen dieser ersten Promotionskohorte zwischen 1960 und 1974 (Abbildung 19) zeigen, dass das meiste Personal im Pariser Zentrum und in den Großstädten aufgenommen wurde, wohingegen vergleichsweise wenige Rekrutierungen in der Pariser Peripherie und in der Provinz

stattfanden. Zentrale Pariser Einrichtungen wie die EHESS (6 Rekrutierungen), die Universität Sorbonne (5 Rekrutierungen) und das CNRS (5 Rekrutierungen) weisen den größten Anteil an Rekrutierungen auf. Dann folgen Bordeaux und Rennes mit je 4 Rekrutierungen sowie Paris 8, Nantes und Strasbourg mit je 3. Es zeigt sich demnach, dass die ENS in dieser Zeit zwar eine zentrale Ausbildungsfunktion übernimmt, aber nicht der Ort ist, an dem soziologisches Personal für die Forschung und Lehre rekrutiert wird. Ähnlich wie in der Literatur beschrieben, konzentriert sich die Forschungs- und Lehrtätigkeit der Soziologie in den Gründungsjahren und den zwei Jahrzehnten danach vornehmlich an der Sorbonne, an der EHESS (beziehungsweise zuvor an der EPHE) und auch am CNRS. Aber auch die Großstädte Bordeaux und Strasbourg (historisch die ersten Standorte mit Soziologieprofessuren) sowie der neugegründete Standort Nantes rekrutieren Personal.

Im Vergleich mit den zwei Zeiträumen danach (Abbildung 20 und Abbildung 21) zeigt sich, dass weitere Standorte in der Pariser Peripherie und in der Provinz erst in den späteren Phasen hinzutreten und in dieser ersten Phase noch kein soziologisches Personal rekrutieren – viele werden erst in den späteren Phasen gegründet und ausgebaut. In dieser ersten Phase besteht aber bereits ein Großteil der rekrutierenden Standorte des Pariser Zentrums und der Großstädte: Über alle Zeiträume hinweg gibt es im Datensatz 18 rekrutierende Standorte des Pariser Zentrums, wovon zwischen 1960 und 1974 schon 10 Einrichtungen rekrutierten. Im Datensatz sind zudem 21 rekrutierende Großstadtuniversitäten enthalten, von denen im ersten Zeitraum 11 Standorte rekrutieren. Das Verhältnis für die Pariser Peripherie ist weniger ausgeglichen, dort sind es über alle Zeiträume hinweg 28 Standorte, von denen im Zeitraum 1960-1974 nur 5 rekrutieren. Im Gesamtdatensatz sind zudem 21 rekrutierende Provinzstandorte enthalten, von denen in diesem ersten Zeitraum aber nur zwei Standorte Personal rekrutieren. Es zeigt sich demnach auch in den Daten, dass viele der Standorte der Pariser Peripherie und der Provinzen erst Ende der 1960er Jahre oder später gegründet wurden und vermutlich erst in den darauf folgenden Zeiträumen eine Rolle spielen. Zudem stellt sich die Frage, ob die Großstadtuniversitäten ihre Bedeutung als rekrutierende Standorte ausbauen können.

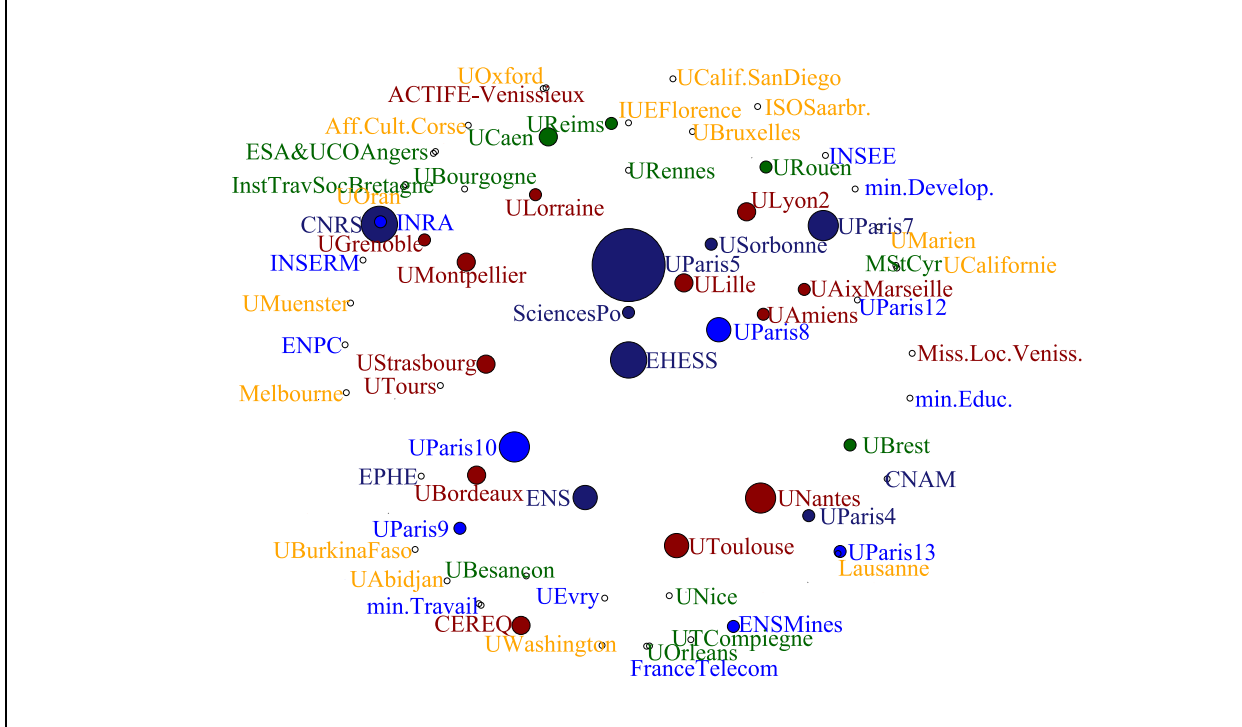
Die nun folgende Phase von 1975 bis 1989 zeigt die Stellenwechsel von insgesamt 86 Personen, davon weisen 52 Personen eine Promotion zwischen 1975 und 1989 auf (Abbildung 20). Mit 90 Stellenwechseln (64,29% der Stellenwechsel in der zweiten Phase) zeigt die Grafik demnach vorwiegend Stellen von Personen, die in dieser Zeit promoviert haben und heutzutage noch nicht oder erst seit Kurzem im Ruhestand sind. Insgesamt wurden 140 Rekrutierungen in diesem Zeitraum getätigt, das macht 30,04% aller Rekrutierungen in den drei Zeiträumen (N=466) aus. Die heutzutage tätige Professorenschaft ist damit wesentlich deutlicher von dieser zweiten Phase geprägt, jedoch wird der Großteil der Rekrutierungen in der dritten Phase getätigt. Tabelle 16 zeigt ergänzend zu Abbildung 20, welche Promotionsstandorte innerhalb der Kohorte der zwischen 1975 und 1989 promovierten Soziologen wichtig waren. Es soll demnach auch für die zweite Rekrutierungsphase betrachtet werden, an welchen Standorten das Personal ausgebildet wurde, das zwischen 1975 und 1989 seinen Berufseintritt erlebte und vorwiegend rekrutiert wurde (64,29% der Rekrutierungen in diesem Zeitraum beziehen sich auf diese zweite Promotionskohorte). Die ENS spielt als Promotionsstandort nur noch eine geringe Rolle, wohingegen die EHESS, die Paris 10 und Paris 5 deutlich dominieren. Die Universität Paris 10 Nanterre wurde erst Mitte der 1960er Jahre gegründet und ist bekannt für ihre zentrale Rolle in der Zeit der Studentenproteste in den 1968er Jahren. Die EHESS wurde erst in den 1970er Jahren als Reformuniversität gegründet und die Universität Paris 5 Descartes übernahm neben der Universität Nanterre einen Großteil des soziologischen Lehrangebots

in Paris, das zuvor von der Universität Sorbonne abgedeckt wurde. Trotz ihres kurzen Bestehens werden diese Standorte schnell zum Zentrum der Soziologie. Diese zentralen Promotionsstandorte sind in der Lage, ihr Personal an anderen Pariser Standorten, im Ausland und überall im Land zu platzieren. Im Vergleich zum Zeitraum zuvor sind es nun aber nur noch 50,98% anstatt 64,85% Doktoranden des Pariser Zentrums. Der Anteil der Absolventen der Pariser Peripherie steigt von 16,22% auf 19,61% und der Anteil der Promotionen im Ausland von 0% auf 5,88%. Die Anteile der Promotionen in der Großstadt und Provinz steigen weniger stark an, von 16,22% auf 17,65% und von 2,7% auf 5,88%. Dadurch zeigt sich insbesondere ein Bedeutungszuwachs der Pariser Peripherie, der Promotion im Ausland sowie der neu gegründeten Standorte im Pariser Zentrum (EHESS, Universität Paris 5 Descartes).

Tabelle 16: Promotionsstandorte der Personen mit einer Promotion zwischen 1975 und 1989 (N=51, Missings=1)

Promotionsstandort	Häufigkeit	Prozent
EHESS	10	19,61%
UParis10	8	15,69%
UParis5	6	11,77%
SciencesPo	5	9,8%
UParis7	3	5,88%
UBordeaux	2	3,92%
UTours	2	3,92%
ENS	1	1,96%
UParis4	1	1,96%
UParis8	1	1,96%
UParis9	1	1,96%
UBruxelles	1	1,96%
UFrankfurt	1	1,96%
UGeneve	1	1,96%
UGrenoble	1	1,96%
ULyon2	1	1,96%
UNantes	1	1,96%
UStrasbourg	1	1,96%
UToulouse	1	1,96%
UBourgogne	1	1,96%
UCaen	1	1,96%
UNice	1	1,96%
Total	51	100%

Abbildung 20: Rekrutierungen zwischen 1975 und 1989 (Verbindungen: 140, Fälle: 86), nur empfangende Standorte, Eigenvektormaß für das Netzwerk „Promotion und letzte Professur“



Der Tabelle 16 der Promotionshäufigkeiten ähnlich zeigt sich auch in Abbildung 20, dass die Universität Paris 5 Descartes, die EHESS und die Universität Paris 10 Nanterre zentrale rekrutierende Standorte sind. Es sind zum einen Standorte, die in dieser Zeit einen Großteil der studentischen Ausbildung übernehmen und deshalb einen großen Personalbedarf aufweisen. Es sind zum anderen aber auch Standorte, die sich neben dem CNRS und weiteren Forschungsinstituten mit der soziologischen Forschung befassen. Die Universität Paris 5 Descartes ist die am häufigsten rekrutierende Hochschule in dieser zweiten Phase (12 Rekrutierungen auf Ebene von Maître de conférences und Professoren zwischen 1975-1989). Aber auch die EHESS und das CNRS rekrutieren jeweils sechs Personen auf Post-Doc- oder Professorenstellen. Dann folgen mit je fünf Rekrutierungen die Universitäten Nantes, Paris 10 Nanterre und Paris 7 sowie vier Rekrutierungen an der Universität Paris 8 Vincennes St. Denis. Insbesondere die häufigen Rekrutierungen in Nantes, Paris 10 Nanterre und Universität Paris 8 Vincennes St. Denis sind Ausdruck der wachsenden Studierendenzahlen außerhalb des Pariser Zentrums – wobei sich die Promotionen stärker als die Rekrutierungen auf das Pariser Zentrum und die Peripherie beschränken.

Wohingegen die Anzahl des rekrutierten Personals an den einzelnen Pariser Standorten variiert, zeigt sich für das gesamte Pariser Zentrum hinsichtlich der Anzahl der rekrutierenden Standorte kaum eine Veränderung: Es rekrutieren ebenfalls wieder 10 von insgesamt 18 Einrichtungen Personal, wobei nun nicht mehr am Collège de France rekrutiert wird, sondern an der Universität Paris 7. Nur für die Pariser Peripherie sieht man deutliche Unterschiede: Es sind nun 15 von 28 rekrutierenden Einrichtungen im Gegensatz zu 5 in der vorhergehenden Phase. Neben die Pariser Universitäten 8 und 10 treten nun weitere Universitäten in der Pariser Peripherie, wie die Universitäten Paris 12, Paris 13, Evry und Versailles, die bis heute dafür bekannt sind eine große Masse an Studierenden in den Sozialwissenschaften auszubilden. Aber auch stärker wirtschaftswissenschaftlich orientierte (Elite-)Hochschulen wie die ENS Mines, ENPC und Paris 9 (Dauphine) rekrutieren soziologisches Personal beziehungsweise Wissenschaftler, die am Ende ihrer Karriere eine Soziologieprofessur inne

haben. Besonders auffällig ist für diese zweite Phase aber auch, dass weitere Forschungseinrichtungen (INSEE, INRA, INSERM), staatliche Ministerien und auch France Telecom zu wichtigen Arbeitgebern von späteren Soziologieprofessoren werden – das spricht dafür, dass die Soziologie nicht nur aufgrund der Bildungsexpansion und der Zunahme der Soziologiestudenten wuchs, sondern auch als Reaktion auf die gestiegene soziale Nachfrage nach sozialwissenschaftlicher Expertise staatlich gestärkt und gefördert wurde. Neben dem Bedeutungszuwachs der soziologischen Forschung und Lehre in der Pariser Peripherie, an neu gegründeten Pariser Standorten des Zentrums und den Pariser Forschungseinrichtungen ist auch ein Zuwachs der Rekrutierungen an ausländischen Standorten zu beobachten. Diese Öffnung für das Ausland kann auch als Ausdruck einer stärkeren Forschungsorientierung in Paris gedeutet werden – meist sind Personen mit Auslandsaufenthalt später in Paris tätig (siehe Abbildung 22, Abbildung 23 und Abbildung 24).

Neben diesem Ausbau der Pariser Peripherie und neu gegründeter Standorte ist aber auch ein Ausbau der Soziologie an Großstadt- und Provinzuniversitäten zu erkennen. Für die Großstadt sind es 14 Standorte im zweiten Zeitraum von 21 Einrichtungen insgesamt, wobei hiervon schon 11 Universitäten im Zeitraum zuvor soziologisches Personal rekrutierten. Im Vergleich dazu erleben die Provinzstandorte ein stärkeres Wachstum. Pro Standort werden zwar meist nur eine oder zwei Personen rekrutiert, aber die Anzahl der rekrutierenden Provinzstandorte nimmt zu: Im ersten Zeitraum haben nur Rennes und Reims Soziologiepersonal rekrutiert, nun in der zweiten Phase rekrutieren weitere 12 Einrichtungen in Städten wie Rouen, Brest, Caen, Dijon, Besancon (von 1975 bis 1989 also 14 Universitäten von 21 rekrutierenden Provinzeinrichtungen in allen Zeiträumen). Die Personen, die diese Stelle besetzen werden aber meist in Paris ausgebildet und promoviert.

Die letzte Rekrutierungsphase zwischen 1990 und 2004 zeigt Stellenwechsel von insgesamt 136 Personen, von denen 80 Personen eine Promotion in der Phase zwischen 1990 und 2004 aufweisen (Abbildung 21). Es sind insgesamt 259 Stellenwechsel in der dritten Phase, die am häufigsten Personen der jüngsten Kohorten mit Promotion nach 1975 betrafen: 178 (68,73%) der Stellenwechsel wurden von Personen vollzogen mit einer Promotion nach 1990, 67 (25,87%) von Personen mit einer Promotion zwischen 1975 und 1989 und nur 14 (5,4%) von Personen mit einer Promotion vor 1975. In der letzten Phase von 1990 bis 2004 (Abbildung 21) sieht man den letzten und größten Schub der Expansion – 55,58% von allen erfassten postdoktoralen Stellenwechsel (1960-2004) fanden ab 1990 statt. Zudem zeigen die Tabellen zu den Promotionsstandorten, dass fast die Hälfte der im Datensatz erfassten Professoren nach 1990 promoviert wurden (80 von 172 Fällen insgesamt: 46,51%). Ähnlich wie Houdeville (2007) betont, ist diese Phase ab 1990 beziehungsweise ab Mitte der 1980er Jahre maßgeblich für die heutige Zusammensetzung der Professorenschaft innerhalb der französischen Soziologie.

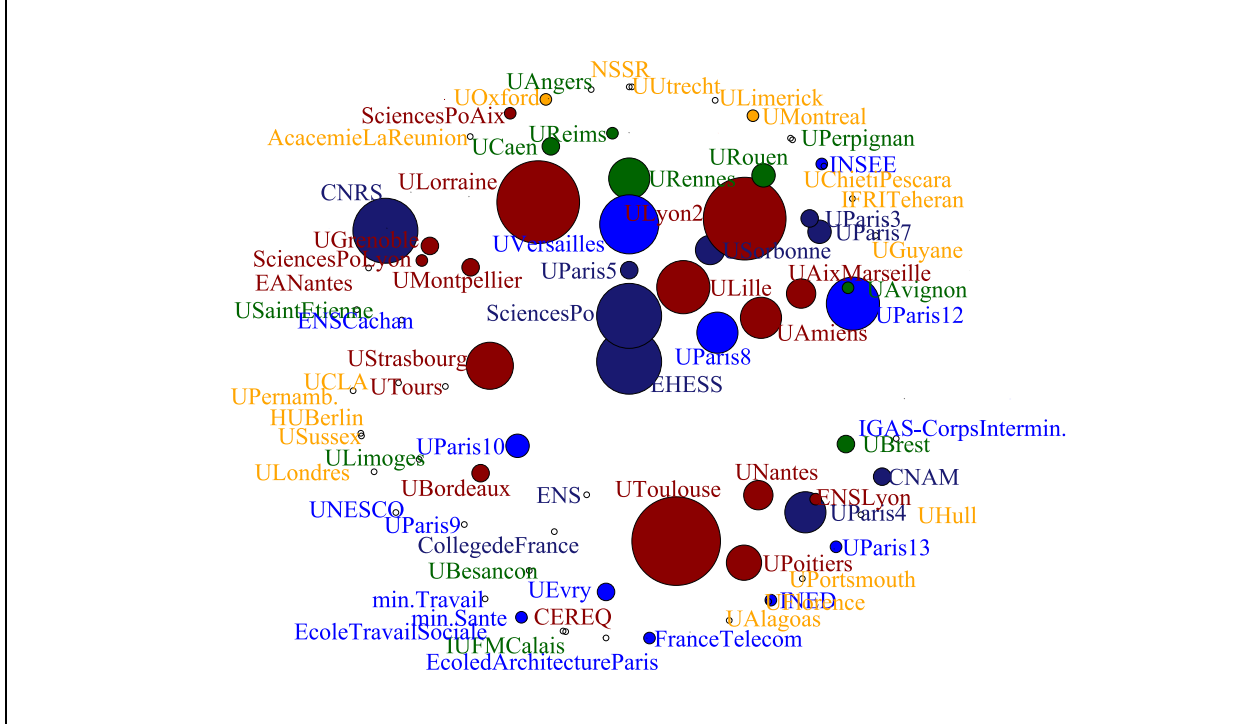
Tabelle 17 verdeutlicht ergänzend die Promotionsstandorte derjenigen Personen, die in der dritten Phase ihren Berufseintritt hatten und den größten Anteil der Rekrutierungen dieser Phase ausmachen. Die wichtigsten Promotionsstandorte der dritten Kohorte sind die EHESS und die Universität Lyon2. Die große Bedeutung der EHESS als Ausbildungsstandort mit allein 27,5% der Promotionen der dritten Kohorte ist Ausdruck des Ausbaus des elitären Forschungssektors im Pariser Zentrum. Gleichzeitig ist die hohe Anzahl an Promotionen an der Universität Lyon 2 aber auch ein Resultat der regionalen Dezentralisierungsbemühungen. Ab den 1990er Jahren besteht nun die Möglichkeit, durch lokale Rekrutierungskommissionen an Universitäten auch lokales Personal rekrutieren zu können. Für diese letzte Phase zeigt sich demnach, dass es zu einer regionalen

Dezentralisierung kommt, aber zugleich auch Pariser Elitestandorte wie die EHESS ihre Bedeutung ausbauen. Insgesamt zeigt Tabelle 17 aber, dass die Standorte im Pariser Zentrum die zentralen Promotionsstandorte bleiben (51,25% aller Promotionen der dritten Kohorte). Die Promotionsstandorte des Pariser Zentrums erleben damit keinen weiteren Bedeutungsverlust im Zuge der dritten Phase der Hochschulexpansion (für die erste Kohorte waren es zu 64,85% Doktoranden des Pariser Zentrums und für die zweite Kohorte 50,98%). Der Anteil der Absolventen der Pariser Peripherie nimmt etwas ab von 19,61% in der Kohorte zuvor auf 17,5% der dritten Promotionskohorte. Das Ausland bleibt mit 5% in etwa gleich, aber der Anteil der Promotionen an Großstadtuniversitäten steigt von 17,65% auf 26,25% in der dritten Kohorte. Promotionen an Provinzuniversitäten gibt es in der dritten Kohorte aber nicht mehr. Dadurch zeigt sich insbesondere ein Bedeutungszuwachs der Großstadtuniversitäten als Ausbildungsstandorte von Doktoranden.

Tabelle 17: Promotionsstandorte der Personen mit einer Promotion zwischen 1990 und 2004 (N=80)

Promotionsstandort	Häufigkeit	Prozent
EHESS	22	27,5%
ULyon2	8	10%
UParisSorbonne	5	6,25%
UParis10	5	6,25%
UParis5	4	5%
UParis7	4	5%
UParis8	4	5%
SciencesPo	3	3,75%
UParis4	3	3,75%
UToulouse	3	3,75%
UParis9	2	2,5%
IUEFlorence	2	2,5%
UBordeaux	2	2,5%
UNantes	2	2,5%
ENSCachan	1	1,25%
UParis12	1	1,25%
UVersailles	1	1,25%
UCLA	1	1,25%
UOxford	1	1,25%
SciencesPoAix	1	1,25%
UAmiens	1	1,25%
UGrenoble	1	1,25%
ULille	1	1,25%
ULorraine	1	1,25%
UStrasbourg	1	1,25%
Total	80	100%

Abbildung 21: Rekrutierungen zwischen 1990 und 2004 (Verbindungen: 259, Fälle: 136), nur empfangende Standorte, Eigenvektormaß für das Netzwerk „Promotion und letzte Professur“



Der Tabelle der Promotionsstandorte ähnelnd zeigt sich auch in Abbildung 21, dass vor allem die Rekrutierungen in der Großstadt sowie im Pariser Zentrum dominieren. Die Universitäten Toulouse, Lorraine und Lyon sind mit 14 und 15 Rekrutierungen in der dritten Phase absolute Spitzenreiter. Aber auch zentrale Pariser Standorte wie die EHESS, das CNRS und die Sciences Po weisen je 11 Rekrutierungen auf.

Die Dezentralisierung zeigt sich nun auch anhand der Anzahl der rekrutierenden Universitäten in der dritten Phase (Abbildung 21): In der letzten Phase rekrutieren 20 von insgesamt 21 Standorten der Großstädte Personal, also nochmal deutlich mehr als in Phase zuvor (von 1975-1989 nur 14 Standorte). Von zentraler Bedeutung sind vor allem Universitäten in den Großstädten, die Provinzuniversitäten sind hingegen nicht wesentlich wichtiger als in der zweiten Phase. Es sind insgesamt etwas weniger Stellen in der Provinz in dieser dritten Phase und auch hinsichtlich der rekrutierenden Standorte sieht man keine starke Ausweitung auf weitere Provinzstandorte, nur 15 von insgesamt 21 Standorten rekrutieren in der dritten Phase Personal. In der Phase zuvor waren es insgesamt 14, anstatt spezieller Fachschulen in Angers rekrutieren nun das IUFMNordPasdeCalais sowie die Universitäten Avignon, SaintEtienne und Limoges.

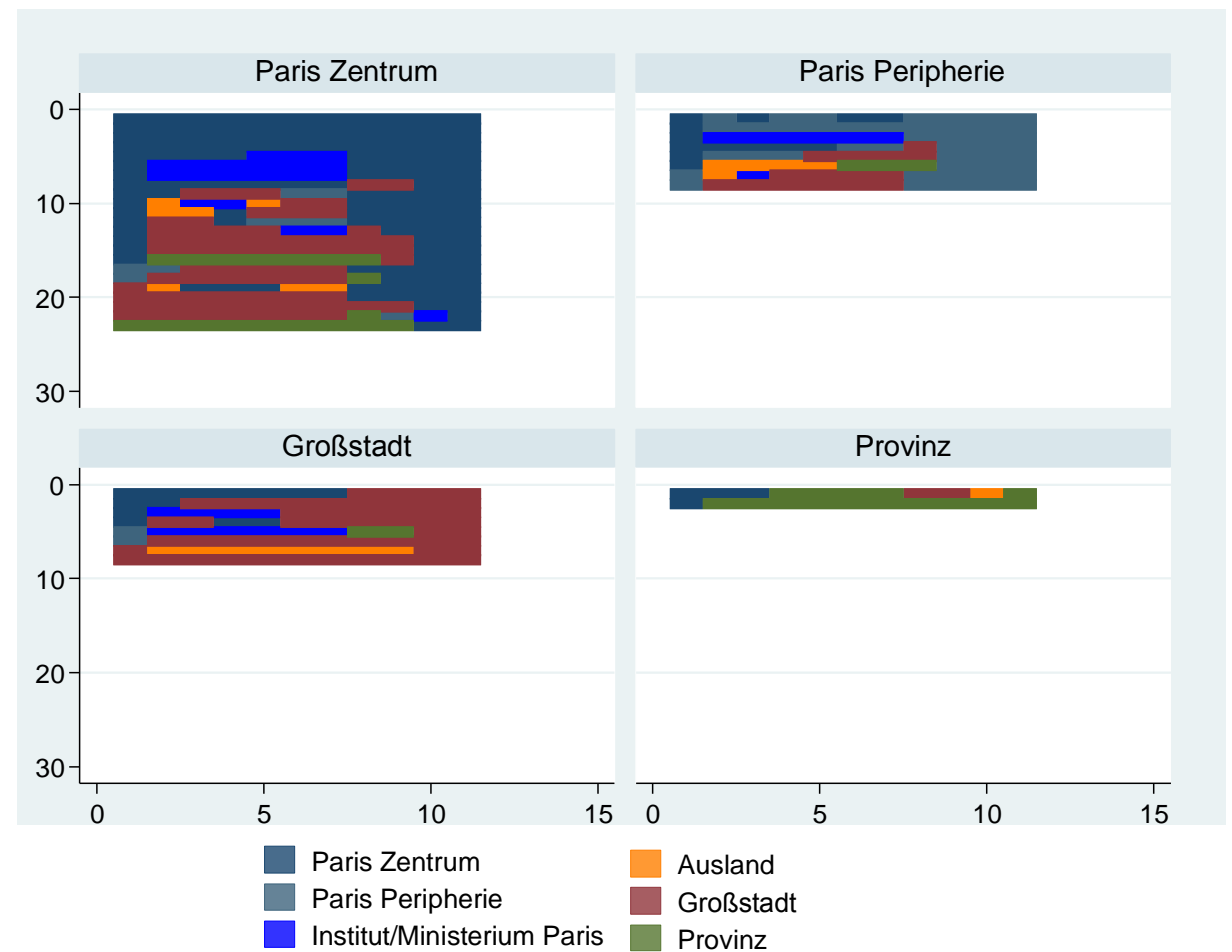
Im Pariser Zentrum rekrutieren nur 11 von 18 Einrichtungen soziologisches Personal. Passend zur Annahme, dass die regionale Dezentralisierung von einem Ausbau des elitären Zentrums in Paris begleitet wurde, zeigt sich, dass es im Zentrum zu einer weiteren Konzentration der Rekrutierungen in der EHESS, Sciences Po und im CNRS kommt. Vor allem die Zunahme der Rekrutierungen an der Sciences Po sind interessant. Die Sciences Po ist eine Eliteeinrichtung des weltlichen Pols und befördert damit eine Soziologie, die eng mit wirtschaftlichen und politischen Bereichen verbunden ist. Weiterhin scheinen sich damit im Allgemeinen die Eliteeinrichtungen des Zentrums gegenüber anderen Pariser Standorten durchzusetzen – gewissermaßen eine elitäre Schließung des Zentrums, die den Ausbau in der Großstadt und Peripherie begleitet. Die Pariser Peripherie erlebt nämlich

ähnlich wie die Großstadt ein enormes Wachstum hinsichtlich der beteiligten Standorte: Wohingegen es in der Phase zuvor nur 15 rekrutierende Einrichtungen waren, sind es nun schon 21 von insgesamt 28 des Gesamtdatensatzes. Neu hinzu tritt zum Beispiel die ENS Cachan, eine Ausgründung von der ENS, die sich nun rein den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften widmet. Besonders zentral für das Ansteigen der Rekrutierungszahlen sind vor allem Universitäten wie Paris 12, Paris 8 und Versailles (Standorte, die große Massen von Studierenden annehmen). Aber auch Forschungseinrichtungen wie das INSEE, INRA und INSERM sowie auch staatliche Ministerien und France Telecom sind nach wie vor zentral für die Karrierelaufbahnen der erfassten Soziologen.

Es wird demnach vermutet, dass die Hochschulexpansion ab 1975 und insbesondere ab 1990 zu einem Bedeutungsgewinn der Pariser Peripherie, der Großstädte und Provinzen beigetragen hat. Wohingegen eine von der Großstadt geprägte Karriere in den Anfangsjahren sehr unüblich war, wird sie mit dem Ausbau von Soziologiestandorten im gesamten Land zu einem zentralen Bestandteil des Karrieresystems. Im Anschluss stellt sich nun aber die Frage, ob durch den Ausbau der Universitäten in der Peripherie, in den Großstädten und Provinzen auch gute Karrierechancen für die breite Masse der Nachwuchswissenschaftler entstanden und ob eine Zunahme der Mobilität zwischen dem traditionellen Zentrum und der jüngeren Peripherie zu beobachten ist. Zur Beantwortung dieser Frage werden Sequenzindexplots für drei Promotionskohorten (Promotion vor 1975, Promotion zwischen 1975 und 1989 und Promotion zwischen 1990 und 2004) herangezogen.

Im Folgenden soll untersucht werden, wie sich die Karriereverläufe im Zeitvergleich veränderten und ob eine zunehmende Tendenz der Aufstiegskarrieren oder generell der regionalen Mobilität im Feld zu beobachten ist. Hierfür wurden Sequenzanalysen für die drei genannten Promotionskohorten durchgeführt. Es werden nun nicht mehr die drei Zeiträume an sich verglichen, sondern die Verläufe der drei Promotionskohorten (Personen mit Promotion vor 1975, zwischen 1975 und 1990 sowie zwischen 1990 und 2004). Abbildung 22 zeigt 41 Karriereverläufe der Personen im Datensatz mit einer Promotion vor 1975. Die Vereinheitlichung der Episoden orientiert sich am Vorgehen von Kapitel 8.2 und die Sortierung der Fälle an der Variable „Karrieretyp“ (mit den Ausprägungen: reine Pariser Karriere, Turboprofessor-Karriere (beides inklusive Auslandsaufenthalte und für das Pariser Zentrum und Peripherie gesondert), Aufstiegskarriere, Abstiegskarriere, reine Großstadtkarriere oder reine Provinzkarriere). Wie bereits erwähnt sind diese Fälle meist Professoren des Pariser Zentrums (56,10%). Es gibt genauso viele Professoren in der Großstadt wie in der Pariser Peripherie (19,51%) und nur zwei Professoren an einer Provinzuniversität (4,88%). Die Grafik zeigt, welche Art von Karriereverlauf in der jeweiligen Region typisch ist und wie viel Mobilität es zwischen den Regionen gibt.

Abbildung 22: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren mit einer Promotion vor 1975 gruppiert nach dem regionalen Standort der letzten Stelle als Professor und sortiert nach Karrieretyp (N=41)



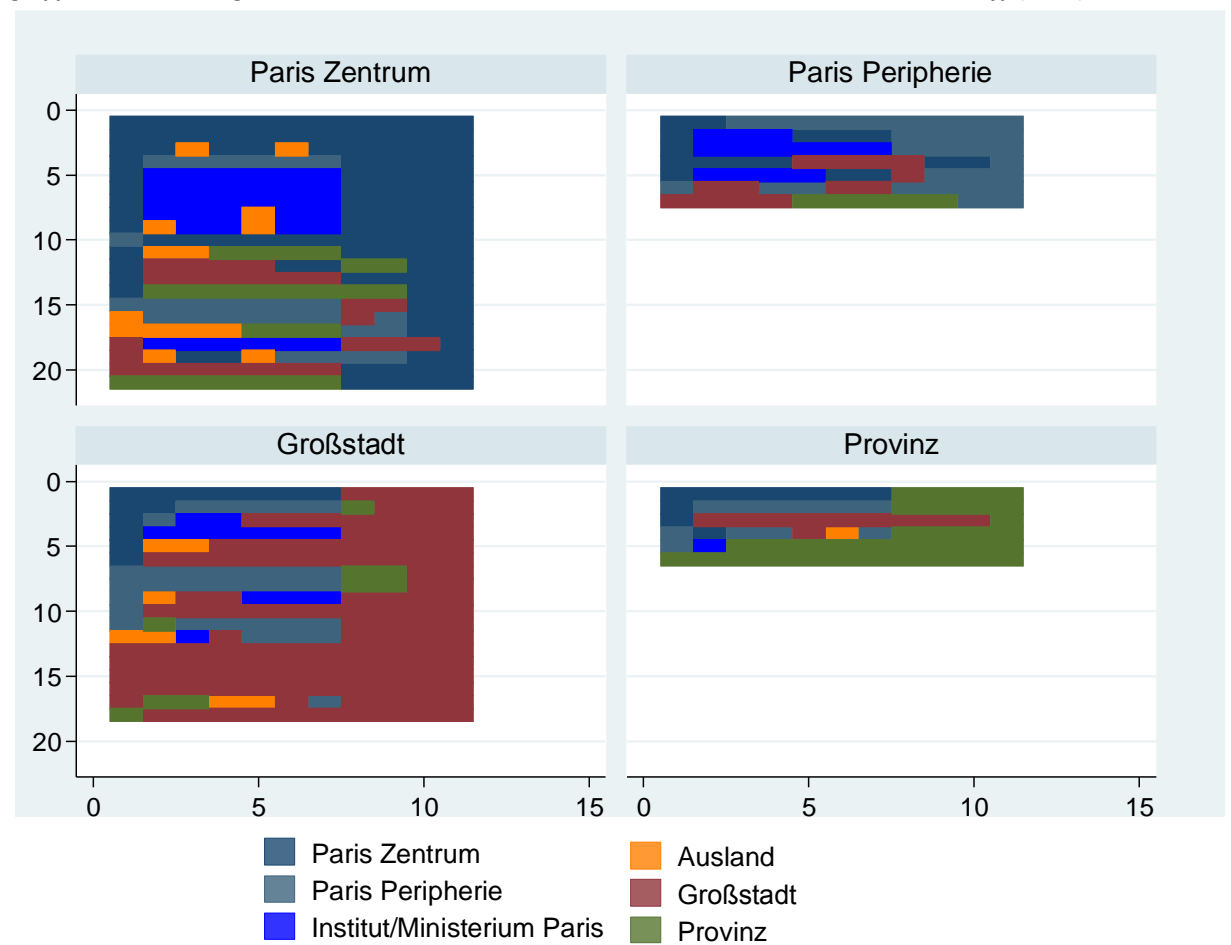
Karrieretyp	Häufigkeit	Prozent
Paris Zentrum	23	56,10%
letzte Stelle in Paris Zentrum und alle weiteren Episoden in Paris gesamt und Ausland	7	30,43%
Turboprofessor Paris Zentrum	11	47,83%
Aufstieg (von Großstadt und Provinz nach Paris Zentrum)	5	21,74%
Paris Peripherie	8	19,51%
letzte Stelle in Paris Peripherie und alle weiteren Episoden in Paris gesamt und Ausland	3	37,5%
Turboprofessor Pariser Peripherie	5	62,5%
Aufstieg (von Großstadt und Provinz nach Paris Peripherie)	-	-
Großstadt	8	19,51%
Abstieg in Großstadt	6	75%
Reine Karriere in Großstadt und Provinz mit Ende in Großstadt	2	25%
Provinz	2	4,88%
Abstieg in Provinz von Paris	2	100%
Reine Karriere in Großstadt und Provinz mit Ende in Provinz	-	-
Total	41	100%

Die Pariser Professorenschaft mit Promotion vor 1975 weist meist das Muster des sogenannten Turboprofessors auf (47,83%), reine Pariser Karrieren im Zentrum sind hingegen weniger stark ausgeprägt (30,43%). Zudem machen Aufstiegskarrieren ins Pariser Zentrum mit 21,74% sogar einen relativ großen Anteil aus. Für die Gruppe der Professoren in der Pariser Peripherie ist insbesondere die Turboprofessor-Karriere bedeutend (62,5%). Innerhalb dieser Gruppe gibt es keine regionalen

Aufsteiger, sodass die restlichen Fälle (37,5%) reine Peripheriekarrieren darstellen. Großstadtprofessoren hingegen sind meist Absteiger (75%), reine Großstadtkarrieren machen nur 25% aus. Wie im Folgenden gezeigt wird, steigt für die zwei jüngeren Promotionskohorten die Anzahl der reinen Großstadtkarrieren deutlich an. Für die geringe Quote der reinen Großstadtkarrieren innerhalb der Gruppe der älteren Großstadtprofessoren (Promotion vor 1975) gibt es vor allem zwei Gründe: Erstens gab es in den Großstädten bis Mitte der 1970er Jahre eigentlich kaum lokales in der Großstadt ausgebildetes Personal. Um aber die mit der Hochschulexpansion steigende Nachfrage nach Lehrpersonal an Großstadtuniversitäten bedienen zu können, wurde wissenschaftlicher Nachwuchs aus Paris eingestellt. Zweitens weist auch das CNU bis 1969 keine eigene Sektion für Soziologie auf, zuvor sind Rekrutierungen von traditionellen Nachbarsdisziplinen wie der Philosophie dominiert – Rekrutierungen werden damit vor allem vom traditionellen Pariser Zentrum aus reguliert. Ein weiterer wichtiger Dezentralisierungsschub vollzieht sich aber erst ab dem Jahr 1992 mit einer Reform, die dem CNU (ansässig in Paris) Macht entzieht und den lokalen Akteuren mehr Entscheidungsspielraum bei Berufungen ermöglicht.

Die Abbildung 23 zeigt nun die Karriereverläufe der Professoren mit einer Promotion zwischen 1975 und 1989. Im Vergleich zur Kohorte zuvor sieht man nun, dass es einen größeren Anteil an Großstadtprofessoren insgesamt gibt (34,62%), der fast genauso groß wie der Anteil der Pariser Professoren im Zentrum ist (40,38%). Zu 66,67% sind die Großstadtprofessoren nach wie vor vorwiegend Absteiger aus Paris, aber der Anteil der reinen Großstadtkarrieren stieg von 25% auf 33,33%. Der Anteil der Provinzprofessoren ist auf 11,54% aller Professoren gestiegen, diese sind aber zu 83,33% Absteiger aus Paris. Die Bedeutung reiner Großstadt- oder Provinzkarrieren ist damit insgesamt noch relativ gering.

Abbildung 23: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren mit einer Promotion zwischen 1975 und 1989 gruppiert nach dem regionalen Standort der letzten Stelle als Professor und sortiert nach Karrieretyp (N=52)



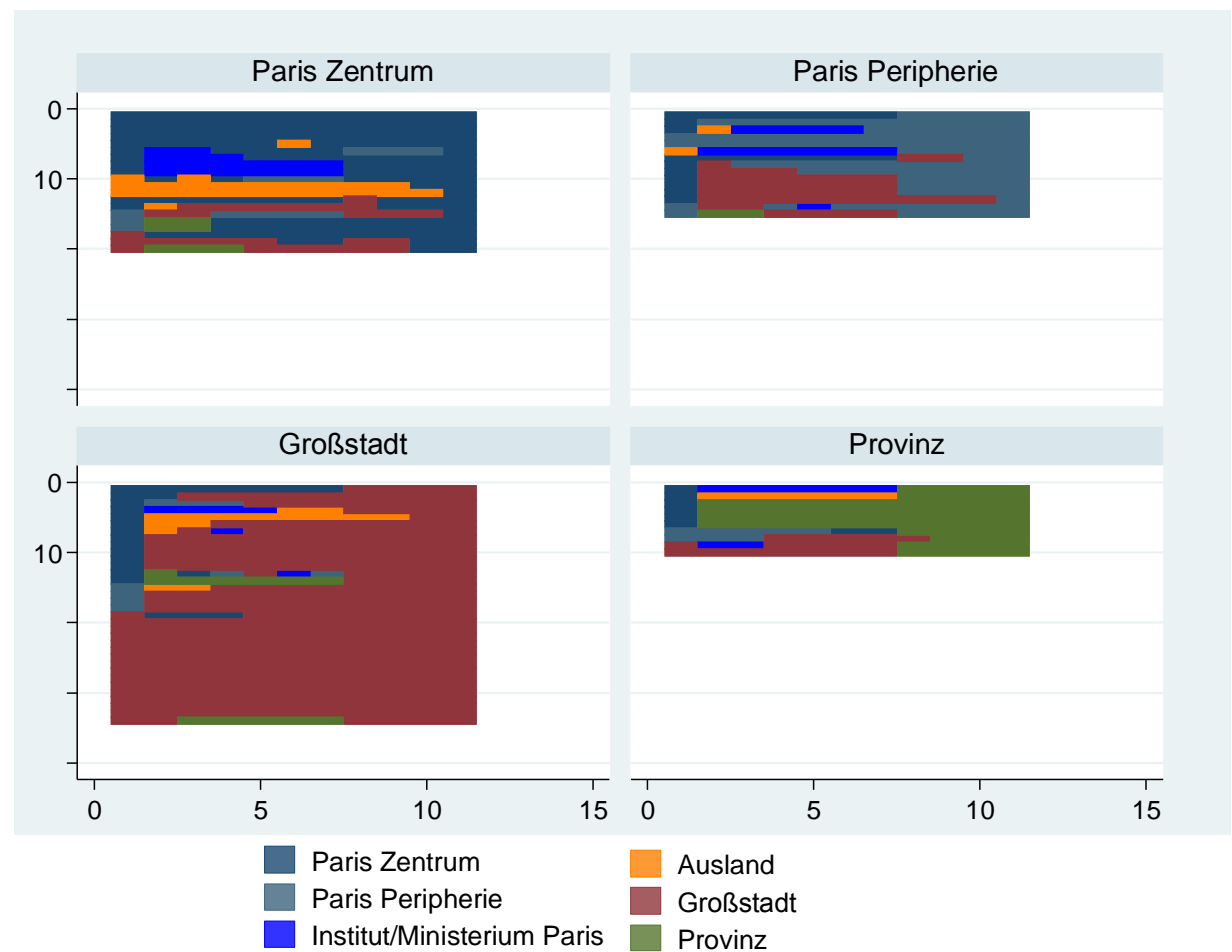
Karrieretyp	Häufigkeit	Prozent
Paris Zentrum	21	40,38%
letzte Stelle in Paris Zentrum und alle weiteren Episoden in Paris gesamt und Ausland	10	47,62%
Turboprofessor Paris Zentrum	7	33,33%
Aufstieg (von Großstadt und Provinz nach Paris Zentrum)	4	19,05%
Paris Peripherie	7	13,46%
letzte Stelle in Paris Peripherie und alle weiteren Episoden in Paris gesamt und Ausland	3	50%
Turboprofessor Pariser Peripherie	3	50%
Aufstieg (von Großstadt und Provinz nach Paris Peripherie)	-	-
Großstadt	18	34,62%
Abstieg in Großstadt	12	66,67%
Reine Karriere in Großstadt und Provinz mit Ende in Großstadt	6	33,33%
Provinz	6	11,54%
Abstieg in Provinz von Paris	5	83,33%
Reine Karriere in Großstadt und Provinz mit Ende in Provinz	1	16,67%
Total	52	100%

Abbildung 23 zeigt zudem, dass innerhalb der Gruppe der Pariser Professorenschaft der Anteil der reinen Pariser Karriere gestiegen ist (47,62% im Vergleich zu 30,43% für die Kohorte zuvor). Die Bedeutung der Aufsteiger bleibt nahezu gleich und der Anteil der Turboprofessoren-Karriere nimmt etwas ab. Innerhalb der Gruppe der reinen Pariser Karrieren sieht man nun aber, dass in der Phase zwischen Promotion und Professur vermehrt eine Stelle in einem Pariser Forschungsinstitut oder Ministerium eingenommen wird oder sogar ins Ausland gegangen wird. Im Vergleich zu den 1960er

und frühen 1970er Jahren wurde Ende der 1970er Jahre vor allem die empirische Forschung an diversen sozialwissenschaftlichen Instituten ausgebaut, dies schlägt sich innerhalb der zweiten Kohorte auch in den Pariser Karrieren nieder. Der Zugang von Nachwuchswissenschaftlern aus der Großstadt oder Provinz an Pariser Forschungsinstitute oder Ministerien ist nicht zu erkennen. Insofern verweist diese Entwicklung auf eine stärkere Segregation zwischen einem elitären Forschungssektor in Paris und einer stärker auf die Lehre konzentrierte Soziologie in den Großstädten und Provinzen.

Innerhalb der Gruppe der Professoren mit einer Promotion ab 1990 (Abbildung 24) ist nun der Anteil der Großstadtprofessoren am größten (43,04% im Vergleich zu 34,62% für die Kohorte zuvor), der Anteil der Professoren in der Provinz ist auch etwas angestiegen (11,54% auf 12,66%). Dies ist ein Ausdruck des massiven Ausbaus der Soziologie als Studienfach in Großstädten und Provinzstädten. Auch der Anteil der Professoren in der Pariser Peripherie steigt von 13,46% auf 18,99%. Der Ausbau der Soziologie innerhalb des Pariser Zentrums scheint ab 1990 eingeschränkt worden zu sein beziehungsweise nimmt im Vergleich zum massiven Ausbau der Soziologie an Großstadtuniversitäten einen nur geringen Stellenwert ein. Zudem kann es aufgrund vorhergehender Wachstumsphasen der Pariser Soziologie in den 1960er und 1970er Jahren auch sein, dass in den 1990er Jahren und frühen 2000er Jahren nur wenig Stellen im Pariser Zentrum zur Verfügung standen, diese aber heutzutage nach und nach mit Eintritt des Rentenalters der Babyboomer frei werden. Ob diese frei werdenden Stellen künftig häufiger auch von älteren Großstadtprofessoren mit einer weitreichenden Reputation besetzt werden können, kann an dieser Stelle nicht eindeutig beantwortet werden. Es sprechen aber unterschiedliche Argumente gegen eine deutliche Zunahme der Aufstiegsmobilität: Zunächst zeigt der Vergleich der drei Promotionskohorten, dass Aufsteiger von der Provinz und Großstadt nach Paris eine immer unbedeutendere Rolle zu spielen scheinen. Für die Pariser Professorenschaft mit einer Promotion vor 1975 zeigt sich eine Quote von 21,74%, für die zweite Promotionskohorte ein Anteil von 19,05% und unter der Pariser Professorenschaft mit einer Promotion zwischen 1990 und 2004 sind nur noch 15% Aufsteiger von der Großstadt und Provinz nach Paris. Zudem scheint eine Zunahme der Aufstiegschancen aufgrund der zunehmenden Bedeutung von international bedeutenden Forschungsleistungen für die Rekrutierung von Personal unwahrscheinlich. Die Abbildung 24 verdeutlicht bereits für die Promotionskohorten ab 1990, dass in Paris sowie in der Großstadt und in der Provinz nun auch zunehmend Personal rekrutiert wird, das vorher lange Zeit im Ausland war oder sogar im Ausland promovierte. Vor allem innerhalb des Pariser Zentrums scheint dies ein wichtiger Trend zu sein. Das ist ein Ausdruck einer stärkeren Orientierung an einer für die Forschung bedeutenden Rekrutierungslogik. Kapitel 9 zeigt für die aktuelle Situation, dass die lokale an der Lehre orientierte Rekrutierungslogik (meist dominant in Großstädten und Provinzen) heutzutage immer unbedeutender und von international ausgerichteten Forschungsstrategien abgelöst wird – deshalb hängen auch die Aufstiegschancen der Großstadtprofessoren künftig maßgeblich davon ab, ob sie internationale Forschungsaktivitäten und ein weitreichendes wissenschaftliches Renommee aufbauen können. Aufgrund der hohen Lehrbelastung scheint dies an Provinz- und Großstadtuniversitäten aber kaum möglich.

Abbildung 24: Karrieremuster französischer Soziologieprofessoren mit einer Promotion zwischen 1990 und 2004 gruppiert nach dem regionalen Standort der letzten Stelle als Professor und sortiert nach Karrieretyp (N=79)



Karrieretyp	Häufigkeit	Prozent
Paris Zentrum	20	25,32%
letzte Stelle in Paris Zentrum und alle weiteren Episoden in Paris gesamt und Ausland	12	60%
Turboprofessor Paris Zentrum	5	25%
Aufstieg (von Großstadt und Provinz nach Paris Zentrum)	3	15%
Paris Peripherie	15	18,99%
letzte Stelle in Paris Peripherie und alle weiteren Episoden in Paris gesamt und Ausland	6	40%
Turboprofessor Pariser Peripherie	9	60%
Aufstieg (von Großstadt und Provinz nach Paris Peripherie)	-	-
Großstadt	34	43,04%
Abstieg in Großstadt	18	52,94%
Reine Karriere in Großstadt und Provinz mit Ende in Großstadt	16	47,06%
Provinz	10	12,66%
Abstieg in Provinz von Paris	8	80%
Reine Karriere in Großstadt und Provinz mit Ende in Provinz	2	20%
Total	79	100%

Die Abbildung 24 verdeutlicht, dass für die Promotionskohorte zwischen 1990 und 2004 nicht die Zunahme der Aufstiegschancen bedeutend ist, sondern vor allem die Karrieren innerhalb eines regionalen Sektors. Die Region Paris scheint sich damit noch deutlicher von den Großstadt- und Provinzregionen zu trennen. Innerhalb der Gruppe der Großstadtprofessoren zeigt sich, dass bei Rekrutierungen ab 1990 vor allem die lokale Orientierung von zentraler Bedeutung war – 47,06% innerhalb dieser Gruppe sind Personen, die ausschließlich in der Großstadt und Provinz tätig waren.

52,94% der Gruppe der Großstadtprofessoren stellen die Gruppe der Absteiger dar, aber häufig weisen die Personen dieser Gruppe nur eine Promotion in Paris auf und verfolgten danach ebenfalls eine lokale Karriere in der Großstadt. Die Provinzuniversitäten hingegen bleiben Empfänger der Absolventen aus Paris und der Großstadt, es zeigt sich keine einzige Person mit einer Promotion in der Provinz. Im Vergleich zu den zwei Promotionskohorten zuvor scheint sich nun der personelle Austausch zwischen Paris und den Großstädten sowie Provinzen zu verringern. Es vermindert sich die Anzahl der Turboprofessoren (von 47,83% für die erste Kohorte auf 25% in der dritten Kohorte) und die Anzahl der Absteiger in die Großstädte, weil in beiden Sektoren reine Karrieren in einer Region bedeutender werden. In Paris sind mit reinen Pariser Karrieren auch Personen gemeint, die zwischen Pariser CNRS-Instituten und Universitäten hin und her wechseln. Zudem wird innerhalb des Pariser Sektors die Rekrutierung von Pariser Absolventen mit Auslandserfahrung bedeutender – ein Ausdruck der gestiegenen Bedeutung der Forschung bei Rekrutierungsentscheidungen. Reine Großstadtkarrieren hingegen sind häufig lokale Karrieren an einem Standort und orientieren sich häufig am Lehrbedarf vor Ort (siehe Kapitel 9). Die Zunahme reiner Pariser Karrieren und reiner Großstadtkarrieren (meist lokal) ist ein Ausdruck einer veränderten Bedeutung des CNU ab den frühen 1990er Jahren. Ab diesem Zeitpunkt gewinnen lokale Rekrutierungskomitees an Bedeutung und die Macht des CNU als zentrales Berufungsgremium wurde eingeschränkt. In den Großstädten kann nun lokales Personal rekrutiert werden und die Aufnahme von Pariser Absolventen wird dadurch verringert (Kapitel 9 zeigt, inwiefern das an Großstadtuniversitäten eine wichtige Strategie ist, um ihren Nachwuchswissenschaftlern eine berufliche Zukunft zu sichern). In Paris wird eher ausländisches Personal, an der Forschung orientiertes Personal oder lokal in Paris vernetztes Personal rekrutiert. Noch deutlicher als in den Phasen zuvor wird dadurch eine Segregation in einen elitären Forschungssektor in Paris und einem weniger einflussreichen Sektor der Lehre und Massenausbildung in den Großstädten und Provinzen deutlich. Der Aufstieg von der Großstadt nach Paris scheint dadurch massiv eingeschränkt zu sein und kann vermutlich erst dann erreicht werden, wenn die Forschungsaktivitäten der Großstädte und Provinzen und die landesweite Akzeptanz dieser massiv ausgebaut werden.

Zusammenfassend soll die Bedeutung lokaler an der Lehre orientierter Rekrutierungslogiken für die drei Promotionskohorten anhand von Tabelle 18 verdeutlicht werden. Personen, die drei Episoden ihres Lebenslaufs an der gleichen Universität verbracht haben sind vor allem an Großstadt- und Provinzuniversitäten von Bedeutung: Für die erste Promotionskohorte sind die aus unterschiedlichen bereits ausgeführten Gründen (z.B. mangelndes Personal in Großstädten) zwar nur 10% aller Professoren in der Großstadt und Provinz, für die zweite Promotionskohorte aber schon 16,67% und für die dritte Kohorte 22,73%. Bei den Pariser Professoren ist die Anzahl der Personen mit drei Episoden an der gleichen Universität eher gering (Werte zwischen 10,71 und 12,9%). Wichtiger wurde aber die Anzahl der Personen, die im Anschluss an ihre *Maître de conférences*-Stelle oder CNRS-Stelle eine Stelle als Professor oder *Directeur de Recherche* an der gleichen Institution bekamen (Anstieg von 19,36% auf 40%). Auch für die Professoren an Großstadt- oder Provinzuniversitäten ist diese Art von lokalem Wechsel von großer Bedeutung (für die erste Kohorte 60%, für die zweite 25% und die dritte 40,91%).

Tabelle 18: Bedeutung lokaler Karrieren für drei Promotionskohorten im Vergleich von Paris und Provinz

	Nicht-lokal	Gleicher Standort MC und PU	Lokal in drei Karriereepisoden	Total
Pariser Professoren mit Promotion vor 1975	21	6	4	31
	67,74%	19,36%	12,9%	100%
Pariser Professoren mit Promotion 1975 - 1989	20	5	3	28
	71,43%	17,86%	10,71%	100%
Pariser Professoren mit Promotion 1990 - 2004	17	14	4	35
	48,57%	40%	11,43%	100%
Großstadt- und Provinzprofessoren mit Promotion vor 1975	3	6	1	10
	30%	60%	10%	100%
Großstadt- und Provinzprofessoren mit Promotion 1975 - 1989	14	6	4	24
	58,33%	25%	16,67%	100%
Großstadt- und Provinzprofessoren mit Promotion 1990 - 2004	16	18	10	44
	36,36%	40,91%	22,73%	100%

Tabelle 18 zeigt im Vergleich der jüngsten Kohorte in Paris und der jüngsten Kohorte in den Großstädten und Provinzen, dass Paris mit 48,57% mehr standortübergreifenden Mobilität als die Großstädte und Provinzen mit 36,36% zulässt. Gestiegene Aufstiegschancen für Nachwuchswissenschaftler außerhalb von Paris lassen sich hierbei aber nicht identifizieren: Der Großteil der 48,57% Pariser Professoren mit nicht-lokaler Karriere wurde in Paris promoviert (76,47%). Nur eine Personen (5,88%) dieser Gruppe weist eine Promotion in der Großstadt auf und drei Personen (17,65%) eine Promotion aus dem Ausland. Großstadtprofessoren weisen zwar seltener nicht-lokale Karrieren auf (36,36%), aber diese nicht-lokalen Karrieren werden meist von Personen durchlaufen, die aus einer anderen Region in die Großstadt und Provinz kommen (meist aus Paris). 12 von 16 Personen mit nicht-lokaler Großstadt- und Provinzkarriere (75%) weisen eine Promotion in Paris auf und nur 4 Personen (25%) wurden in der Großstadt promoviert. Es zeigt sich demnach deutlich, dass sich innerhalb beider Sektoren relativ wenige nicht-lokale Karrieren vollziehen und innerhalb der regionenübergreifenden Mobilität die Abstiegsmobilität von Paris in die Großstädte dominiert und die Mobilität vom Ausland nach Paris noch bedeutender ist als die Aufstiegsmobilität. Die Tabelle 19 fasst das Verhältnis der regionalen Mobilitätsbewegungen zusammen.

Tabelle 19: Zusammenfassende Statistik Start- und Endpunkt der Karriere: Auf- und Abwärtsmobilität

	Promotion vor 1975	Promotion 1975 - 1989	Promotion 1990 - 2004
Karriere auf gleichem Niveau (innerhalb von Paris, inkl. Turboprofessoren sowie innerhalb der Großstadt und Provinz)	28 (68,29%)	30 (57,69%)	50 (63,29%)
Abwärtsmobilität (von Paris nach Großstadt und Provinz)	8 (19,51%)	17 (32,7%)	26 (32,91%)
Aufwärtsmobilität (von Großstadt und Provinz nach Paris)	5 (12,2%)	5 (9,62%)	3 (3,8%)
Total	41 (100%)	52 (100%)	79 (100%)

Tabelle 19 zeigt, dass der Anteil der Aufwärtsmobilität¹⁰ von den Groß- und Provinzstädten nach Paris über die Zeit hinweg sogar etwas abnimmt. Vor allem die Abwärtsmobilität hat zugenommen – dies lässt sich relativ gut durch den gestiegenen Personalbedarf an den neu gegründeten Soziologiestandorten außerhalb von Paris erklären: Zunächst gab es zu wenig lokal ausgebildetes Personal, sodass meist Pariser Nachwuchswissenschaftler eingestellt wurden. In den späteren Phasen erklärt sich die hohe Quote der Abstiegsmobilität dadurch, dass Großstadtuniversitäten nicht dasselbe wissenschaftliche Renommee aufweisen, das ihren Absolventen gute Karrierechancen an anderen Großstadt- und Provinzuniversitäten ermöglichen könnte, sodass sich Pariser Nachwuchswissenschaftler in der Konkurrenz besser durchsetzen können. Die Anteile der Karrieren innerhalb des gleichen regionalen Sektors haben sich über die Zeit hinweg nur wenig verändert, auch wenn hierbei vor allem die Gruppe der reinen Großstadt- und Provinzkarrieren zunahm und die Anteile der reinen Pariser Karrieren aufgrund der Zunahme der Großstadtkarrieren etwas abnimmt.

Dieses Kapitel zusammenfassend kann festgehalten werden, dass mit dem Ausbau der Massenuniversitäten außerhalb von Paris vor allem lokale Karrieren in der Großstadt und Provinz an Bedeutung gewinnen. Mit der zunehmenden Standardisierung der Bewertung durch die Sektion Soziologie im CNU entwickelten sich aber auch immer deutlicher einheitliche Indikatoren guter Lehr- und Forschungsleistungen, nach denen Nachwuchswissenschaftler beurteilt werden. Dies hat zur Folge, dass sich im Feld eine stärkere soziale Hierarchie zwischen den elitären Standorten der Forschung und den jüngeren Standorten der Massenausbildung etabliert. Zudem erhalten sich die Pariser Traditionsstandorte auch zu Zeiten der Expansion ihre Exklusivität und nehmen kaum Nachwuchswissenschaftler der anderen Regionen auf, was sich auch in der Differenzierung der akademischen Laufbahnen in einen geschlossenen Elitesektor und einen davon immer stärker abgegrenzten Sektor der Provinzkarrieren niederschlägt. Standorte der Provinz wurden in den letzten beiden Expansionsphasen zwar massiv ausgebaut, aber konnten hierbei (den ersten Ergebnissen dieser Arbeit nach) nicht das Niveau an Anerkennung und Prestige der Pariser Eliteeinrichtungen erlangen. Im Folgenden soll deshalb qualitativ untersucht werden, welche Karrierechancen für

¹⁰ Auf- und Abstiege wurden wie in den Sequenzanalysen dargestellt einbezogen: Beispielsweise wurde eine Karriere mit Promotion in der Großstadt und alle danach folgenden Stellen in Paris als Aufstieg bewertet, aber auch spätere Aufstiege wurden berücksichtigt.

Nachwuchswissenschaftler der zentralen und der eher peripheren Standorte bestehen, ob Aufstiegschancen wahrgenommen werden oder wie sich die Akteure selbst die elitäre Schließung des Pariser Zentrums erklären. Eine Ergänzung der quantitativen Ergebnisse ist wichtig, weil erst mit dem Erfassen der subjektiven Deutungsmuster der Befragten ermittelt werden kann, inwiefern meritokratische und nicht meritokratische Faktoren einen Einfluss auf Karrierechancen haben und welche Bedeutung soziale Netzwerke und Patronage innerhalb des Karrieresystems einnehmen. Weiterhin kann ermittelt werden, welche Zugangsbarrieren von den Akteuren selbst wahrgenommen werden, inwiefern Nachwuchswissenschaftler aus Paris und aus den Großstädten und Provinzen unterschiedlich bewertet werden und inwiefern sich dies in unterschiedlichen Karriereverläufen niederschlägt.

9. Sphären der symbolischen Herrschaft im akademischen Feld

In den folgenden Kapiteln wird das Zusammenspiel von meritokratischen und nicht rein meritokratischen Faktoren von Karriereerfolg anhand der qualitativ erhobenen Daten untersucht. Es wird ermittelt, ob sich innerhalb der französischen Soziologie typische Formen von Laufbahnen und Patronagemodellen zeigen und welche Karrierepfade sich ohne Patronage vollziehen. Im Konzept der Laufbahnklassen wird angenommen, dass je nach dem, welchen Ausgangspunkt ein Wissenschaftler am Anfang seiner Karriere hat – welche Kapitalien und welchen Praxissinn er erwirbt – sich für ihn auch unterschiedliche Zugangschancen in die Wissenschaft ergeben. Dahingehend wird nun für Wissenschaftler an Provinzuniversitäten und an Hochschulen in Paris unterschieden, welche Art von Laufbahnen sie aufweisen und von welcher Art von sozialen Netzwerken sie im Laufe ihrer Karriere profitierten. Es wird davon ausgegangen, dass innerhalb der jeweiligen Patronagemodelle, sowohl in der Provinz als auch in Paris, bestimmte Personengruppen benachteiligt sind. Die Annahme ist, dass es unterschiedliche „Sphären der symbolischen Gewalt“ gibt und sich die Benachteiligung innerhalb der Karriere in ganz unterschiedlicher Hinsicht niederschlagen kann: Zum einen sind dies Paris-Provinzdifferenzen, aber auch Differenzen im Geschlecht und im Alter, ungleiche Zugangschancen zwischen Bildungsaufsteigern und Personen mit bildungsbürgerlicher Herkunft, zwischen Ausländern und Einheimischen und auch zwischen unterschiedlichen Subdisziplinen der Soziologie. Es wird demnach angenommen, dass es unterschiedliche Sphären der etablierten akademischen Ordnung gibt, die aufgrund der großen Bedeutung von Patronage im französischen Rekrutierungssystem eine spezifische Form von Unterordnung oder Unterwerfung erfordern und dass hierbei nicht alle Akteure gleichermaßen in der Lage sind, diese Leistungen zu erbringen oder erfolgreich zu demonstrieren.

Das Ziel der Interviews ist es, die Wirkung einer symbolisch etablierten Ordnung beim einzelnen Individuum zu untersuchen. Wie bisher gezeigt werden sollte, ist Wissenschaft in feldtheoretischer Perspektive ein historisch gewachsener Raum symbolischer Herrschaft, in dem Akteure um Deutungshoheit konkurrieren und hierbei nach etablierten Regeln die Herrschaftsverhältnisse verteidigen oder verändern und aufbrechen. Zu einem gewissen Grad besteht also immer eine Art Pfadabhängigkeit oder historische Prägung, da sich die Spielregeln von Wissenschaft nie vollkommen ändern und dadurch auch spezifische nationale und historisch etablierte Reproduktionsmechanismen von Ungleichheit bestehen bleiben. Es herrschen demnach national institutionalisierte Regeln der universitären Karrieresysteme vor. Ein Beispiel für eine derartige Regel ist das Hausberufungsverbot in Deutschland, das in Frankreich nicht flächendeckend eingeführt wurde, aber an manchen

Standorten freiwillig umgesetzt wird. Es bestehen also langlebige offizielle und inoffizielle Regeln innerhalb des Karrieresystems und darüber hinaus noch etablierte Prestigeunterschiede zwischen den einzelnen Standorten des Hochschulsystems. Derartige etablierte Regeln und Prestigehierarchien, ihre Reproduktion und ihr Aufbrechen im Zuge der Rekrutierungspraktiken an Universitäten sind Thema der Interviews. Die Analyse geht hierbei aber nicht von einer unveränderbaren starren Struktur der historisch etablierten Ordnung aus, sondern möchte die Veränderungs- und Öffnungsprozesse im Laufe der Hochschulexpansion berücksichtigen. So gilt es auch zu beachten, dass die Expansion möglicherweise einen größeren Möglichkeitsraum für benachteiligte Personengruppen schuf. Andererseits treffen Nachwuchswissenschaftler auch immer auf etablierte Strukturen und müssen sich in diesen zurechtfinden und behaupten. Insofern interessiert sich die Studie dafür, welche akademischen Sozialisierungseffekte stattfinden und inwiefern diese für bisher benachteiligte Akteure zu einer guten Passung im Feld der etablierten Strukturen führen oder mit einer schlechten Passung einhergehen. Nimmt die Zahl derjenigen zu, die in symbolischer Hinsicht benachteiligt sind, keinen Zugang zu zentralen Netzwerken erhalten und häufig ein Moment der Nichtpassung erleben, ist es auch wahrscheinlich, dass aus diesem kollektiven Erleben ein Wandel im Feld in Gang gesetzt wird. In der qualitativen Untersuchung wurden deshalb auch Bildungsaufsteiger, benachteiligte Akteure an den Provinzuniversitäten sowie jüngere Wissenschaftler im Allgemeinen danach gefragt, wie ihre Karriere überhaupt ermöglicht wurde, welche Hindernisse sie erlebten und ob und welche Ungerechtigkeiten ihrer Meinung nach im Rekrutierungssystem vorliegen.

Die Herausforderung der Interviews ist es bei diesem Vorgehen letztlich, wie man die Mikro- und Makroebene in der Analyse verbinden kann. Wie kann man die Relation zwischen den im Feld beteiligten Akteuren und ihre Geschichte sowie die historische Pfadabhängigkeit des Feldes empirisch berücksichtigen? Hierbei greift die Arbeit auf das Konzept des symbolischen Kapitals und der symbolischen Herrschaftsverhältnisse zurück (siehe Kapitel 3). Das symbolische Kapital ist zum einen auf der Makroebene wichtig, da es eine Leerstelle (eine theoretisch konzeptionelle Gedankenbrücke) dafür ist, welche Art der Kapitalausstattung (ökonomisch, kulturell, usw.) zu einem gewissen Zeitpunkt dominant in einem Feld ist. Aber es ist zum anderen auch ein Konzept, das mit der soziologischen Handlungstheorie auf der Mikroebene zu vereinen ist. Es kann dabei helfen, „unsichtbare“ gesellschaftliche Hürden und Schranken, inoffizielle Schließungsprozesse und Ungleichheitseffekte sowie ihre Reproduktion und ihren Wandel als Resultat zwischenmenschlichen Handelns in den Blick zu nehmen. Es wird quasi auf der Mikroebene anhand der Praxis und Deutungsmuster der Akteure untersucht, inwiefern Herrschaftsverhältnisse reproduziert oder hinterfragt oder sogar herausgefordert werden. Die qualitative Untersuchung soll somit folgende Fragen klären: Gibt es Sphären spezifischer symbolischer Gewalt, die zu einer systematischen Bevorteilung oder Benachteiligung bestimmter Akteure führt? Kann man beim Einzelnen Effekte einer derartigen symbolischen Gewalt beobachten, die sich beispielsweise in Minderwertigkeitsgefühlen oder Unterwerfungsritualen widerspiegeln? Welche Mechanismen der Etablierung, Reproduktion oder Öffnung der vorherrschenden „Herrschaftsverhältnisse“ sind innerhalb der französischen Soziologie zu finden?

Im Zentrum der qualitativen Befragung steht nun zudem das subjektive Erleben und Deuten der etablierten Ungleichheitsstrukturen und nicht das Erfassen von objektiven Gegebenheiten oder strukturell sichtbaren Ungleichheitsverhältnissen. Es geht in diesem Kapitel vor allem auch um das Verstehen von Lebenswelten und das Nachvollziehen des subjektiven Sinns in phänomenologischer

Perspektive. In den Interviews zeigte sich, dass viele der Akteure eine große Ungerechtigkeit im französischen Rekrutierungssystem beklagen und zudem Abweichungen von meritokratisch legitimierten Auswahlprozessen erlebt haben. Die Akteure haben aufgrund ihrer persönlichen Erfahrung und dem Austausch mit anderen Wissenschaftlern persönliche Theorien (Alltagstheorien) darüber entwickelt, wie Rekrutierungen in Frankreich ablaufen, welche Akteure bevorzugt rekrutiert werden und welche Ungleichheiten dadurch reproduziert werden. Damit zusammenhängend vollzieht sich auch ein Prozess der Selbstselektion, da Akteure in ihrer subjektiven Wahrnehmung ein Gefühl dafür entwickeln, zu welchen Forschungsgruppen oder Standorten ihre Fähigkeiten passen. Gewissermaßen handelt es sich hierbei teilweise auch um „Verschwörungstheorien des Alltags“, da die Aussagen der Akteure nicht eins zu eins die realen Rekrutierungspraktiken abbilden, sondern vielmehr die subjektiven Zukunftserwartungen, Hoffnungen und Ängste widerspiegeln. Außerdem zeigte sich in den Interviews, dass Abweichungen von meritokratischen Leistungskriterien bei Auswahlentscheidungen innerhalb der eigenen Lebenswelt Sinn machen und durch das subjektive Erleben von struktureller Ungleichheit legitim sind. Derartige Alltagstheorien sind Bestandteil des Habitus und des Praxissinns der Akteure. Das Ziel einer solchen Untersuchung ist es aber nicht nur, die Sinnhaftigkeit des sozialen Handelns nachzuvollziehen, sondern ausgehend von diesem Verständnis der subjektiven Sinnwelten zu untersuchen, inwiefern kollektive Sinnesstrukturen die etablierten objektiven Strukturen des Feldes reproduzieren oder in Frage stellen. Grundlage einer solchen Analyse ist die Bourdieusche Feldtheorie, die zeigt, dass viele soziale Felder historisch relativ stabile Ungleichheitsbeziehungen aufweisen, die immer wieder auch von Beherrschten selbst reproduziert werden. Darüber hinaus geht es Bourdieu auch darum zu erforschen, wie sich die Sinnesstrukturen der Akteure produzieren und woher sie kommen. So ist eine sozialkonstruktivistische Sichtweise nach Bourdieu auch nur dann sinnvoll anzuwenden, wenn sie berücksichtigt, dass die Kategorien, die den sozialen Akteuren bei der Konstruktionsarbeit zugrundeliegen, nicht spontan oder individuell konstruiert werden (Bourdieu und Wacquant 1996:26ff.). Daran anschließend stellen sich weitere Forschungsfragen: Weist das Feld eine Homologie von strukturellen Positionen und subjektiven Deutungsmustern auf, sodass sich gegnerische Lager finden lassen? Oder weisen die Akteure eine größtenteils geteilte Deutung auf, sodass eine Kritik oder ein Herausfordern der etablierten Ungleichheitsstrukturen überhaupt nicht zum Thema wird? Haben alle Akteure im Feld das gleiche Recht zu sprechen? Welche Akteure sind symbolisch überlegen, genießen zentrale Aufmerksamkeit und haben eine allgemein legitime Deutungshoheit inne? Gibt es Herausforderer im Feld, die die etablierte Ordnung möglicherweise aufbrechen könnten?

Im Folgenden wird im Abschnitt 9.1 herausgearbeitet, inwiefern sich die Paris-Provinz-Differenzierung des französischen Hochschulsystems im Denken der befragten Soziologen manifestiert, inwiefern Ungleichheiten wahrgenommen und erklärt werden und welche Folgen das für die Karriere- und Rekrutierungsentscheidungen sowie wissenschaftliche Qualitätsbeurteilungen im Allgemeinen hat. Im Anschluss daran wird im Abschnitt 9.2 beschrieben, inwiefern die Paris-Provinz-Differenzierung mit der unterschiedlichen Bedeutung von sozialen Netzwerken und Patronage im französischen Karrieresystem zusammenhängt. Zusammenfassend widmet sich der Abschnitt 9.3 schließlich unterschiedlichen Akkumulationsstrategien und Laufbahnen der befragten Soziologieprofessoren. Hierbei wird herausgearbeitet, welche Karrieretypen es inner- und außerhalb von elitären Netzwerken gibt und inwiefern dadurch eine gewissermaßen systematische Reproduktion der Paris-Provinz-Differenzierung vollzogen wird.

9.1 Die Paris-Provinz-Differenzierung als strukturierende Kategorie

Im Anschluss an die quantitative Analyse soll nun ermittelt werden, inwiefern soziale Reproduktionsmechanismen von Ungleichheit innerhalb des Rekrutierungssystems der französischen Soziologie wirksam sind, wie sich diese in Form von symbolischer Über- und Unterlegenheit in unterschiedlichen Bereichen widerspiegeln und wie diese mit biographischen Ungleichheiten einzelner Wissenschaftler einhergehen und erlebt werden. Wie bisher in der Literaturzusammenfassung und quantitativen Analyse gezeigt werden konnte und auch im Folgenden noch genauer untersucht werden soll, hat sich innerhalb der französischen Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg gewissermaßen ein Patronagesystem der Karrieren etabliert, in dem insbesondere gut vernetzte Nachwuchswissenschaftler Vorteile in ihrer Laufbahn erfahren. Innerhalb des Pariser Zentrums haben sich deutliche Schließungsprozesse etabliert. Zudem kam es aufgrund der Hochschulexpansion zu einer Welle der Universitätsneugründungen in den Groß- und Provinzstädten und damit einhergehenden politischen Dezentralisierungsbemühungen. Die Frage der folgenden Analyse ist darauf aufbauend, ob die Expansion und Dezentralisierung tatsächlich zu einer Öffnung des Zentrums geführt hat und ob Nachwuchswissenschaftler von den neugegründeten Standorten dieselben Karrierechancen haben. Oder bestehen auch heutzutage noch Reputationsunterschiede zwischen Zentrum und Peripherie, die Einfluss auf persönlich erlebte Überlegenheits- oder Unterlegenheitsempfindungen haben und schließlich auch mit Ungleichheiten innerhalb des Karrieresystems einhergehen? Einerseits ist das eine Frage allgemeiner Natur. Es ist eine empirische Frage dieser Untersuchung, ob sich weniger privilegierte Wissenschaftler der Provinzen gewissermaßen selbst unterordnen (unterwerfen), da sie sich selbst als minderwertig gegenüber charismatischen oder gut vernetzten Pariser Wissenschaftlern verstehen beziehungsweise sich selbst nicht zugestehen, sie könnten sich in bestimmten Kreisen oder in bestimmten Themengebieten gleichermaßen beteiligen oder behaupten. Andererseits ist es auch eine auf die inhaltliche Dimension zugeschnittene Frage, inwiefern sich die Wissenschaft von Soziologen an den neugegründeten Standorten der Hochschulexpansion und den elitären Pariser Einrichtungen unterscheidet und ob hierbei symbolische Prestigeunterschiede wirksam werden. Wenn es für die Massenuniversitäten immer wichtiger wird, einen Praxisbezug der Soziologie herzustellen, weil sie als Standorte der Massenausbildung für eine große Anzahl an Studierenden die Verantwortung tragen und ihre Absolventen geringe Karrierechancen innerhalb des universitären Arbeitsmarktes haben, die Elitestandorte in Paris davon jedoch unberührt bleiben, stellt sich letztlich die Frage, wie sich die jeweilige Forschung in den beiden Bereichen symbolisch zueinander verhält. Sind einzelne Wissenschaftler der Provinzen davon überzeugt, man müsse die Soziologie reformieren und professionalisieren oder wird auch in den Provinzen an einem eher praxisfernen Konzept der Disziplin festgehalten? Ist das alt etablierte Modell von einer philosophienahen Soziologie auch das wissenschaftliche Ideal an Massenuniversitäten und inwiefern ist es für die Akteure überhaupt sinnvoll, daran festzuhalten? Gelingt es den Akteuren der Provinzuniversitäten, auch in diesen Themengebieten mit Paris zu konkurrieren oder sucht man sich andere thematische Nischen und versucht sich von der symbolischen Überlegenheit des Pariser Zentrums frei zu machen?

Zunächst widmet sich der folgende Abschnitt aber der Frage, welche Rolle soziale Netzwerke sowie meritokratische und nicht meritokratische Faktoren innerhalb des Karrieresystems spielen. Ein zentrales Ergebnis der Interviews war, dass Karrieren im französischen Rekrutierungssystem zwar maßgeblich von der individuellen wissenschaftlichen Leistung abhängen, aber dass neben

meritokratischen Kriterien auch nicht rein meritokratische Faktoren eine große Rolle spielen. Genannt wurden einerseits Prestigeeffekte (symbolisches Kapital, das man durch Abschluss an einem bekannten Standort und Zugehörigkeit zu anderen renommierten Personen und Forschergruppen akkumuliert). Andererseits wurden aber auch Netzwerkeffekte generell genannt (soziales Kapital, z.B. eine enge Beziehung zu einem Professor an einem Standort, der sich für die eigene Berufung am Standort oder auch an einem anderen Standort einsetzt). Problematisch ist bei der folgenden Untersuchung der Bedeutung von symbolischem und sozialem Kapital als nicht rein meritokratische Karrierefaktoren, dass beide Kapitalien auch auf der individuellen wissenschaftlichen Leistung beruhen können, aber dies nicht immer zwingend tun. So kann man einerseits einen guten wissenschaftlichen Ruf (symbolisches Kapital) genießen, wenn man in individueller Arbeit viele herausragende Publikationen erstellt hat oder aber andererseits auch dann, wenn man ohne herausragendem Publikationsoutput schon früh in der Karriere Kontakte zu renommierten Schulen und Professoren knüpfen konnte. Im Folgenden sollen beide Alternativen in den Blick genommen werden, also einerseits untersucht werden, welche Wahrscheinlichkeit es in der französischen Soziologie gibt, außerhalb eines Patronagesystems (d.h. ohne großes Sozialkapital am Anfang der Karriere und ohne Renommee des Ausbildungsstandortes bzw. Doktorvaters) aufgrund der individuellen Leistungen Karriere zu machen – auch wenn diese Leistungen langfristig zum Aufbau weitreichender Netzwerke verhelfen. Andererseits interessiert sich die Untersuchung aber auch für die Effekte von Patronage innerhalb des Karrieresystems, sodass auch nicht rein meritokratische Bedingungsfaktoren der Akkumulation und Wirkung von symbolischem sowie sozialem Kapital im Fokus stehen.

Genauso ambivalent wie das Verhältnis von meritokratischen und nicht meritokratischen Faktoren ist das Verhältnis zwischen symbolischem und sozialem Kapital. Symbolisches Kapital kann auf sozialen Netzwerken beruhen, muss es aber nicht, zum Beispiel dann, wenn ein Wissenschaftler es ohne soziale Beziehungen schafft, ein Renommee aufzubauen. Meist tritt aber eine akkumulierte Logik auf, nämlich, dass frühe soziale Netzwerke zu wichtigen Personen auch dazu beitragen, dass man sichtbare wissenschaftliche Leistungen hervorbringt, weil man über einen privilegierten Zugang zu Forschungsmitteln, Zeitschriften und Herausgeberkreisen genießt (also eine wie im Kapitel 2 beschriebene Akkumulationslogik nach dem Muster des Matthäuseffekts). Auch die intellektuelle Nähe zu gewissen Kreisen spielt hierbei eine Rolle, sodass Personen mit einer weniger passenden inhaltlichen wissenschaftlichen Sozialisierung weniger Chancen haben. Weiterhin ist es auch so, dass ein gewisses Renommee dabei hilft, weitere Netzwerke aufzubauen. Da sich beide Kapitalien also bedingen, kann in der folgenden Analyse nicht immer zwischen reinen Prestigeeffekten oder reinen Netzwerkeffekten unterschieden werden, aber es wird versucht, beide Aspekte zu unterscheiden, wenn es möglich ist. So bestehen karrierebegünstigende soziale Netzwerke nicht immer aus sozialen Beziehungen zu Personen mit weitreichendem symbolischem Forschungskapital. Nicht nur Beziehungen zu Akteuren mit hohem symbolischem Kapital innerhalb der Disziplin oder in der Forschung spielen eine Rolle, sondern auch soziale universitätsinterne Beziehungen nach der Lehr- und Verwaltungslogik können dabei helfen, Karriere zu machen. Die Arbeit möchte beide Aspekte in den Blick nehmen, also Netzwerke, die einerseits mit einem weitreichenden Prestige einhergehen und andererseits auch lokale Netzwerke. Man könnte gewissermaßen sagen, dass aus beiden unterschiedlichen Netzwerktypen auch ein unterschiedliches symbolisches Kapital resultiert – nämlich einerseits ein weitreichendes wissenschaftliches Prestige in Forscherkreisen und auf der anderen Seite das Ansehen am eigenen Standort, das auf dem lokalen Engagement und einer Lehr- und Verwaltungslogik beruht.

Bevor diese unterschiedlichen Akkumulationsstrategien und die sich daraus ergebenden Laufbahnklassen im Einzelnen beschrieben werden (siehe Kapitel 9.3), widmet sich dieses Kapitel aber zunächst der allgemeinen Frage, inwiefern und ob Pariser Wissenschaftler als Personen mit größerem Prestige und Sozialkapital wahrgenommen werden und inwiefern sich die Differenzierung zwischen Paris und Provinz im Zeitverlauf stetig reproduzierte, obwohl unterschiedliche Öffnungs- und Dezentralisierungsbemühungen unternommen wurden. Zuerst geht es um die allgemeine Wahrnehmung des Prestiges der Pariser Eliteeinrichtungen und um die Beschreibung der elitären Pariser Netzwerke (9.1.1). Danach werden in Kapitel 9.1.2 die Besonderheiten der Provinzstandorte hinsichtlich des Prestiges und der Netzwerke behandelt.

9.1.1 „Paris et le désert français“ – Elitäre Schließung der Pariser Netzwerke

Die befragten Soziologen¹¹ bestätigten in den Interviews mehrheitlich, dass die französische Wissenschaft nach wie vor durch die politische Zentralisierung im Land geprägt ist. An Pariser Einrichtungen werden meist nur eigene Nachwuchswissenschaftler oder Wissenschaftler anderer renommierter Pariser Standorte rekrutiert und der Aufstieg von einer Provinzuniversität ins Pariser Zentrum oder sogar an eine Grande école ist unüblich. Ein älterer Pariser Professor (der das Rentenalter Ende der 1990er erreicht hat, aber noch wissenschaftlich tätig ist) erklärt, dass Frankreich seit 1980 zwar immer stärker dezentralisiert wurde, aber man auch zu berücksichtigen habe, dass die zentrale Regulierung der Wissenschaft in Frankreich sehr lange Bestand hatte und sich deshalb bis heute in einer Schließung des Pariser Arbeitsmarktes niederschlägt:

Älterer Pariser Professor 1: „Man kann das mit der extrem zentralisierten Tradition des französischen Systems erklären. Das heißt, es gab Paris und daneben die französische Wüste [frz. le désert français]. [...] Paris ist das Zentrum, das ist alles. Und die Gesetze zur Regionalisierung usw., das war 1980, Mitterand. Die Geschichte der Regionen. Also da ist ein Wandel, aber es gibt eine enorme Tradition der Zentralisierung. Alles, was gut ist, ist in Paris, das Ideal ist es, nach Paris (auf)zusteigen. Alles Gute passiert in Paris, usw. Das ist der Zentralismus, zum einen monarchistisch. Frankreich ist ein Land, das von Königen gebildet wurde und welches seit sehr Langem zentralisiert ist. Im Gegensatz zu Deutschland, die deutsche Einheit, wurde unter Bismarck gebildet. [...]Wohingegen wir in Frankreich die Könige und Napoleon hatten, die eine extrem zentralisierte Sache umsetzten. Der Vorrang der Hauptstadt, von Paris, gegenüber dem Rest, das findet man in allen Bereichen. Die großen Bükratien, die Ministerien, alle Ministerien sind in Paris. [...]Es ist eine Tradition, die man in universitären Fragen, in den Sozialwissenschaften wiederfindet, ein Effekt eines stark franko-französischen Phänomens, die Zentralisierung. Aber es bewegt sich was, das heißt, dass es sich wandelt.“

Die Zentralisierung der französischen Wissenschaft geht mit einer impliziten aber wirksamen symbolischen (Reputations-)Hierarchie einher, die in vielen Kreisen bisher kaum hinterfragt wird. Im folgenden Zitat wird deutlich, dass sich Akteure in der Soziologie, aber auch andere intellektuelle oder politische Kreise an den etablierten Ungleichheitsstrukturen orientieren. Die Aussage verdeutlicht, dass das Aufkommen der Provinzuniversitäten innerhalb der Soziologie noch keine große Bedeutung im Vergleich zur lange vorherrschenden Tradition des Elitismus hat. Auch innerhalb der Soziologie ist ein Studienabschluss an einer Pariser Grandes écoles nach wie vor von Vorteil:

¹¹ Insgesamt wurden 31 Soziologen und Soziologinnen befragt (8 Maîtres de conférences und 23 Professeurs des Universités beziehungsweise Directeurs d'études). Das Ziel dieser Fallauswahl war es, ein möglichst breites Spektrum an sich gegenüber stehenden oder konkurrierenden Feldpositionen zu erfassen. Die Interviews wurden alle im Jahr 2014 geführt, wobei erste Probeinterviews und Vorgespräche mit französischen Soziologieprofessoren schon ab dem Jahr 2013 geführt wurden (siehe Kapitel 6.).

Interviewer: „Besteht tatsächlich ein Unterschied zwischen den Bewerbern in Paris [...und der Provinz]?“

Befragter Professor mittleren Alters: „Kennen Sie Frankreich gut? [...] Frankreich ist ein sehr elitistisches Land. Das ist etwas Fundamentales. Das ist kein Vorwurf, auch vor meinen Studierenden rede ich ständig darüber. Das ist fundamental, es gibt in Frankreich etwas, das im Ausland nicht existiert, es heißt „agrégation“. Das heißt die nationalen Concours, mit denen die Lehrkörperschaft des höheren Niveaus selektiert wird. Das gibt es nur in Frankreich. Aber es gibt noch ein weiteres Beispiel, das Sie kennen, das sind die Grandes écoles, Sciences Po, die EHESS, die ENS, ...[d]as Collège de France. Diese Institutionen, die sind auch eine französische Kreation. Das ist ein kleines Beispiel dazu, was den französischen Elitismus ausmacht. [...] Das alles stammt von Napoleon, die École Normale, die nationalen Concours, all das, die Grandes écoles, manche wurden etwas früher gegründet, aber der Großteil von Napoleon. [...] Alles ist hierarchisiert in Frankreich, dem entkommen sie nie. Sie sind immer mit jemandem unter oder mit jemandem über sich, immer, immer, immer. Man ist niemals gleich [frz. être à égalité], nie.“

Interviewer: „Aber die Soziologie hat gegen den Elitismus angekämpft, es gibt Universitäten in den Provinzen.“

Befragter Professor mittleren Alters: „Ja, aber erst in der jüngsten Geschichte.“

Interviewer: „Warum ist es in den Berufungskommissionen so, dass die Pariser die Pariser Kandidaten rekrutieren?“

Befragter Professor mittleren Alters: „Nicht die Pariser, das sind Schulen, Sciences Po wählt Sciences Po und die Normale Sup wählt Normale Sup. [...] Ich habe einen Freund, der in [Provinzuniversität] rekrutiert wurde. Er war Vierter, vor ihm waren drei Normaliens. Der Erste bevorzugte Paris, der Zweite [Großstadt] und der Dritte, das weiß ich nicht mehr. Nein also, wenn Sie so wollen, das ist systematisch. Ich, als ich mich in der extrem Linken politisch einsetzte, wissen Sie was der Vorsteher [frz. le grand chef] gesagt hat? Er sagte: ‚Wir müssen die besten Schüler aus den besten Klassen aus den besten Gymnasien rekrutieren.‘ [...] Ja ja, die Revolution, das ist die Revolution, das ist die französische Konzeption der Revolution. Die besten Schüler der besten Klassen. Also die Arbeiter, die sollten in einer offenen [demokratischen] Weise mit anderen Arbeitern ausgebildet werden. [...], aber die Intellektuellen waren sehr elitistisch. Würde man die kleinen Städte in Frankreich einem Vergleich unterziehen, würde man bemerken, dass die Intellektuellen vermutlich nicht überall in Frankreich sind. Die besten Gymnasien sind nicht in der Provinz, die besten sind in Paris. [...] Die Provinz übrigens, es gibt Statistiken zum Ausbildungsniveau in Frankreich pro Region. Die Pariser Region hat ein Niveau bac + 3 [Abitur plus drei Jahre], Lyon hat plus eins, und danach gibt's nichts. Sehen Sie, das spiegelt sich eindeutig in der seismischen Konzentration der Bildungstitel wider, sie ist vor allem in Paris massiv.“

Es gibt also Hinweise auf eine ungleiche regionale Verteilung von Abschlüssen, wobei in den letzten Jahrzehnten auch in manchen Provinzen Universitäten gegründet wurden. Fraglich ist, ob tatsächlich ein Qualitätsunterschied zwischen den Pariser Absolventen und denen der Provinzen bestehen oder ob es vielmehr symbolische Prestigeunterschiede sind, die in vielen Kreisen unhinterfragt wahrgenommen und dadurch reproduziert werden. Viele der befragten Professoren räumten ein, dass man das Pariser Zentrum nicht automatisch mit wissenschaftlicher Leistung gleichsetzen sollte und dass es immer mehr starke Forschungsgruppen in den Großstädten gibt. Das folgende Zitat einer Pariser Professorin in der Peripherie (die ihr Rentenalter in den 2000er Jahren erreichte, aber nach wie vor wissenschaftlich aktiv ist) beschreibt die bisher noch vorherrschende Pariser Überlegenheit und bezweifelt, dass es tatsächliche Qualitätsunterschiede sind, die den Unterschied zwischen Pariser Eliteeinrichtungen und anderen Einrichtungen des Landes ausmachen. Vielmehr kritisiert sie, dass sich die Pariser Elite gewissermaßen auf ihren Lorbeeren ausruht und auch innerhalb der Einrichtungen ein interner Elitismus zwischen den Personen mit Abschluss an einer Grandes écoles und weiteren Wissenschaftlern fortgeführt wird:

Ältere Professorin der Pariser Peripherie 1: „[...Es] gibt den Effekt des Bekanntheitsgrads, der in Richtung Zentrum steuert. Das heißt, dass die Effekte der Reputation in Frankreich nach wie vor wirken, aber ich glaube, dass das nicht bis in alle Ewigkeit so bleiben wird [...]. [D]ie Reputation ist etwas, das eine wichtige Rolle für die Attraktivität spielt, wie immer, aber die Reputation ist nicht immer mit Leistung verbunden. Ich habe [...] Evaluierungskomitees für eine ganze Reihe von Forschungslaboratorien in unterschiedlichen [...] Pariser Einrichtungen begleitet und ich fand, [...e]s gibt Personen, die sind selbstzufrieden, auch brillante Leute, das steht außer Frage, aber sehr in ihrer institutionellen Blase mit anderen brillanten oder auch anderen, total inaktiven Leuten und einer Art und Weise die Doktoranden zu behandeln, die ich persönlich als unwürdig empfinde. Wenn Sie in die [zentrale sozialwissenschaftliche Grande école] gehen, haben Sie dort gewählte Personen [...], die die ENS oder andere Grandes écoles abgeschlossen haben, aber meist die ENS [...] und danach haben sie den Rest der Welt. Um die gewählten Personen, fünf oder sechs, um die wird sich gekümmert und die anderen, [pfff]. Das ist Darwin auf neue Art und Weise. Keine Mittel, kein Platz, um sich zu hinzusetzen [gemeint ist kein Arbeitsplatz], kein Geld, um was auch immer machen zu können. Keine Forschungszuwendungen, keine wissenschaftliche Einbettung oder wenig, außer man kümmert sich selbst. Keine Ausbildung außerhalb von der Welt, in der sie sich befinden. Das ist absolut essenziell, wenn man in diesem Metier eine Karriere machen will. Und das ist der Grund, warum ich das total unwürdig finde. [...]

Nein, die Effekte der Konzentration, ich glaube das zeigt sich darin, dass Frankreich noch keinen echten Wandel erfahren hat, weder eine Dezentralisierung, noch ein Verabschieden von der „Kaskade der Geringschätzung“ [frz. cascade de mépris]. Wissen Sie, die „Kaskade der Geringschätzung“, das ist eine sehr schöne Formulierung von Saint-Simon [...] und ist eine Karikatur der aristokratischen Gesellschaft. Er formulierte diesen großartigen Begriff der „Kaskade der Geringschätzung“, und er meint, dass ich die Person unter mir gering schätze. [...] In den Sozialwissenschaften ist sie zwar weniger zutreffend als in anderen Bereichen, aber ich habe mein Leben lang dagegen angekämpft.“

Die bisher angeführten Zitate zusammenfassend kann festgehalten werden, dass ein Wandel zwar zukünftig nicht ausgeschlossen wird, aber heutzutage immer noch Prestigeunterschiede zwischen Pariser Universitäten des Zentrums und Universitäten in der Peripherie oder Provinz bestehen, die zu separierten Karrierewegen führen. Die eben zitierte Professorin sieht die Ursache für eine Schließung des Pariser Karrieresystems einerseits darin, dass die Traditionsstandorte des Pariser Zentrums anders als die neugegründeten Standorte in der Peripherie an alt etablierten Strukturen und Traditionen festhalten. Das schlägt sich auch darin nieder, dass Pariser Absolventen der Eliteeinrichtungen meist an ihrem Ausbildungsstandort oder an einer anderen zentralen Pariser Einrichtung Karriere machen. Es handelt sich hierbei gewissermaßen um einen geschlossenen Elitesektor, der sich selbst reproduziert:

Älterer Professorin der Pariser Peripherie 1: „Zum einen ist Frankreich ein sehr zentralisiertes Land [...], auch wenn es seit 83 einen sehr realen Dezentralisierungsplan gibt, mit dem Einrichtungen [...] in weiter Entfernung von Paris gegründet wurden. Es gibt sogar einen großen Unterschied in der Organisationsweise und Modernität zwischen den Universitäten des Zentrums von Paris intra muros und den Universitäten im Umkreis von Paris. Man könnte sagen, dass man sich im Pariser Zentrum, außer in manchen Ausnahmen, im 19. Jahrhundert befindet und erst in der Peripherie betritt man das 21. Jahrhundert. Das Pariser Zentrum ist eine Welt, die ich als ehrwürdig bezeichnen würde, womit ich sagen will, dass die Menschen dort denken, sie gehörten einer bestimmten Aristokratie an, die sich selbst reproduziert und dass sie äußerst selbstzufrieden sind und nicht mit anderen leben möchten. Aber im Grunde müsste man vieles nuancierter darstellen.“

Andererseits ist die zentrale Pariser Stellung ihrer Meinung aber auch damit zu erklären, dass sich die gesamte französische Soziologie bislang überwiegend aus der Generation der Baby-Boomer zusammensetzte und diese Soziologen meist im traditionellen Pariser Zentrum ausgebildet wurden. Zu ihrer Zeit gab es in der Peripherie oder in den Provinzen noch keine Studien- oder Promotionsmöglichkeiten innerhalb der Soziologie:

Älterer Professorin der Pariser Peripherie 1: „Zum anderen muss man beachten, dass meine Generation, die gerade in Rente geht und das System verlässt, dass das die Generation der Baby-Boomer ist. Ein Großteil dieser Generation stammt aus Paris und wurde in Paris ausgebildet.“

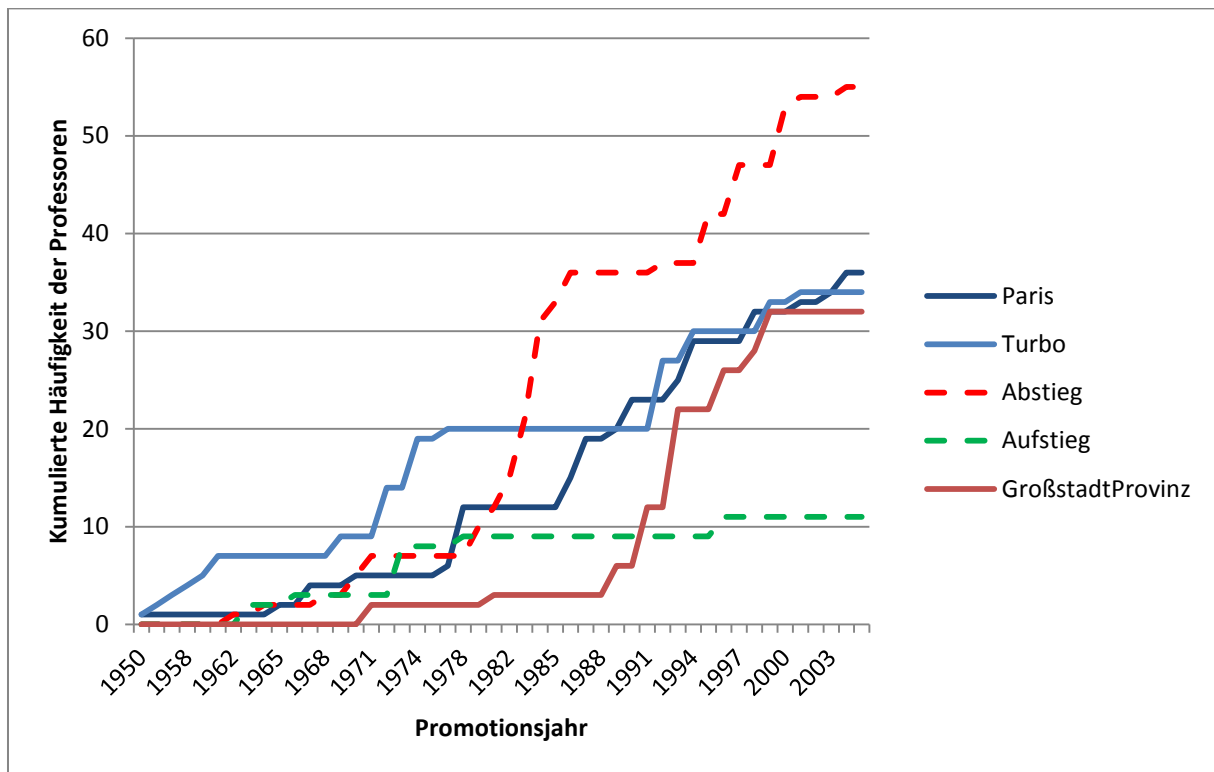
Bevor diese Generation der Baby-Boomer ab Anfang beziehungsweise Mitte der 1970er Jahre in größerem Umfang Stellen im gesamten Land besetzte, war nur eine kleine Gruppe von Pariser Professoren prägend für die Neugründung der Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg. Ihre Schüler blieben häufig in Paris, weil in den Großstädten eigentlich kaum Soziologie betrieben wurde. Erst allmählich ab Mitte der 1960er Jahre nahmen einzelne Soziologen dann auch Stellen in den Großstädten an, um dort erstmalig Kurse im Bereich der Soziologie anzubieten. Ein älterer Professor der Pariser Peripherie, der Ende der 1960er Jahre an einer Großstadtuniversität Philosophie studierte, beschreibt, dass er erst im Laufe des Studiums durch einen neuen Professor an der Großstadtuniversität (dieser Professor kam von Paris in die Großstadt) das Fach Soziologie kennenlernte:

Älterer Professor der Pariser Peripherie 2: „Man muss wissen, dass es eine ganze Periode lang in der Geschichte der französischen Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg, zumindest einen Moment lang, nur eine Soziologieprofessur gab. Alle anderen waren in der Psychosozilogie oder mit einer anderen Ausrichtung, aber ich glaube nur eine einzige und danach eine lange Zeit lang nur zwei Soziologieprofessoren. Einer war Georges Gurvitch und der andere Raymond Aron. Und [...] Georges Gurvitch dominierte die französische Soziologie total. Und er hatte Schüler, die seine Assistenten waren, besser gesagt waren es vielmehr seine Schützlinge ohne tatsächlich Schüler zu sein. [...] Und ich studierte in dieser Zeit klassische Philosophie in [Großstadt] und bereitete mich auf eine Karriere als Philosoph vor als ich von [Schüler von Gurvitch] gewissermaßen verführt wurde. Er hat mich von der Philosophie abgebracht und in die Soziologie eingeführt. Er hat mich dazu gebracht, eine Promotion in der Soziologie abzuschließen und kurz nach dem Abschluss hatte ich ein Jahr lang eine Stelle als Assistent und anschließend eine permanente Stelle als Maître de conférences.“

In den Großstädten war es in der Anfangszeit also sehr einfach, eine Stelle zu erhalten, weil es dort wenig ausgebildete Soziologen gab und es den wenigen Studierenden der Soziologie möglich war, einen persönlichen Kontakt zu den wenigen Soziologieprofessoren aufzubauen. Ein Großteil der in den Expansionsphasen der 1970er und 1980er Jahre rekrutierten Professoren wurde jedoch in Paris ausgebildet, da mit dem massiven Ausbau der Soziologiestandorte in den Provinzen der Bedarf durch lokale Kandidaten nicht gedeckt werden konnte. Das zeigt sich auch in der folgenden Abbildung 25, die die kumulierte Anzahl der Soziologieprofessoren im jeweiligen Promotionsjahr getrennt nach Karrieretypen abbildet. „Turbo“ bezeichnet diejenigen Professoren, die eine Promotion in Paris gemacht haben und später Professor in Paris wurden, aber zwischenzeitlich in der Großstadt tätig waren, „Abstieg“ bezeichnet Professoren, die in Paris promoviert haben und dann Professor in der Großstadt wurden („Aufstieg“ meint das Gegenteil davon) und „GroßstadtProvinz“ sind Professoren, die eine Karriere komplett außerhalb von Paris durchlaufen haben. Bis in die 1990er Jahre sieht man, dass die Anzahl der reinen Großstadtkarrieren – also Professoren mit Promotion und allen darauf folgenden Karrierephasen in Großstadt oder Provinz – unter 10 Fällen liegt und erst in den 1990er Jahren stark ansteigt. Hingegen steigt in den 1970er Jahren der Anteil von Professoren aus der Gruppe der Turboprofessoren, was bedeutet, dass in dieser Zeit vor allem Pariser Kandidaten außerhalb von Paris rekrutiert wurden. In den 1980er Jahren steigt vor allem die Zahl der Absteiger, also Pariser Promovierende, die später Professor in der Großstadt und in der Provinz wurden. Mit dem Anstieg der reinen Großstadtkarrieren in den 1990er Jahren nehmen die beiden anderen Kurven in ihrem Wachstum etwas ab, wobei die reinen Großstadtkarrieren ab Ende der 1990er Jahre

stagnieren und die Abstiegsbewegung von Paris in die Großstadt und Provinz wieder am deutlichsten steigt.

Abbildung 25: Kumulierte Häufigkeit der Soziologieprofessoren im jeweiligen Promotionsjahr nach Karrieretypen (N=168)



Zudem zeigt die Grafik das Verhältnis von Aufsteigern und reinen Pariser Karrieren. Für die Promotionsjahre bis Ende der 1970er Jahre sieht man den größten Anstieg der Aufsteiger, also Pariser Professoren, die zuvor in der Großstadt oder Provinz promoviert wurden – meist in einem anderen Fach als der Soziologie. In der Phase zwischen 1980 bis 1996 gibt es keine weiteren Aufsteiger und auch danach eine Stagnation. Für die Promotionsjahre bis Ende der 1970er Jahre ist es auch so, dass sich die Aufstiegskarrieren und reinen Pariser Karrieren die Waage halten. Beides könnte darauf hinweisen, dass es aufgrund des geringen Professionalisierungsgrads der Soziologie in den Anfangszeiten und aufgrund eines Personalmangels noch eine relativ große Offenheit des Pariser Karrieresystems gibt. Dennoch nehmen Turboprofessoren-Karrieren und Abstiegskarrieren eine bedeutendere Rolle ein, was für eine Überlegenheit der Pariser Absolventen spricht.

Interessant ist auch das Verhältnis zwischen Turboprofessor-Karrieren und reinen Pariser Karrieren sowie Abstiegskarrieren: Die Professoren, die vor den 1980er Jahren promovierten, wiesen häufiger eine Turboprofessoren-Karriere als eine Abstiegskarriere oder eine Pariser Karriere auf. Ab Ende der 1980er Jahre gleichen sich die Quoten der Turboprofessoren und reinen Pariser Karrieren an. Es scheint nicht mehr erwartet zu werden, dass man zuvor in der Provinz tätig ist, bevor man Professor in Paris wird beziehungsweise scheint es mehr Stellen zu geben, die eine reine Pariser Karriere ermöglichen. Zudem sieht man an der Kurve der Turboprofessor-Karrieren, dass der Arbeitsmarkt in den Großstädten bis in die 1980er Jahre noch größtenteils durch Pariser Absolventen gedeckt wurde, die bis in die 1980er Jahre meist nach Paris zurückkehrten, aber für die Abschlussjahre ab den 1980er Jahre immer häufiger dazu führten, dass die Personen in der Großstadt beziehungsweise Provinz blieben (siehe Verhältnis Abstiegs- und Turboprofessor-Karriere).

Über den gesamten Zeitraum hinweg zeigt sich insgesamt aber eine Überlegenheit der Pariser Absolventen, da die Anzahl der reinen Pariser Karrieren, der Turboprofessoren und Absteiger nicht von den Aufsteigern und reinen Großstadtkarrieren überschritten wird. Bis in die 1990er Jahre, aber auch heute noch wurden demnach vor allem Nachwuchswissenschaftler mit Promotion aus Paris rekrutiert. Eine derartige Separierung der Karrierewege spiegelt sich auch in der Bedeutung sozialer Netzwerke wider: Aus den Interviews ging hervor, dass nicht nur bei der Rekrutierung in Paris, sondern auch bei Stellenbesetzungen an den neugegründeten Standorten außerhalb von Paris der Kontakt zu den großen Pariser Mandarinen lange Zeit von Vorteil war (siehe Karrieretyp „Schirmherrschaft durch einen Pariser Patron“ und „Schirmherrschaft durch einen Großstadtpatron“, Kapitel 9.3.1.1 und 9.3.1.2). Ab den 1990er Jahren gibt es an den Großstadt- und Provinzuniversitäten aber eine neue Rekrutierungslogik, die in der Förderung lokaler Doktoranden besteht, weshalb an manchen Standorten die Netzwerke zu Pariser Kreisen abgeschwächt wurden.

Die symbolische Überlegenheit der Pariser Soziologie rührt demnach einerseits daher, dass in den 1950er und 1960er Jahren im Grunde nur in Paris Soziologie betrieben wurde und auch während der ersten Expansionsphase vorwiegend in Paris sozialisiertes und mit Paris vernetztes Personal rekrutiert wurde. Nun soll genauer darauf eingegangen werden, welche Netzwerkeffekte damit einhergehen. Will man die Pariser Netzwerke und ihren Bezug zu soziologischen Karrieren beschreiben, ist es im Folgenden wichtig, die Pariser Soziologie nicht als ein einheitliches Feld zu verstehen. Die Pariser Elite kann in Subfelder unterschieden werden, die sich inhaltlich, personell sowie hinsichtlich ihres Öffnungs- und Modernisierungsgrades unterscheiden. Zum einen kann die Pariser Elite in die Einrichtungen von Paris intra muros und der Pariser Peripherie unterschieden werden. Außerhalb von Paris sind meist Universitäten, die erst ab Mitte der 1960er und später gegründet wurden, um der gestiegenen Zahl an Studierenden gerecht zu werden. Innerhalb des Zentrums kann man zentrale Universitäten wie die Paris Sorbonne (Paris 1 bis 5) von den Grandes écoles unterscheiden und auch die Grandes écoles untereinander unterscheiden. Ein Professor beschrieb das Pariser Elitenmilieu der Soziologie in der heutigen Zeit folgendermaßen:

Professor der Pariser Peripherie mit Promotion in den 1990er Jahren: „In der Soziologie scheint es mir sehr spezifische Submärkte zu geben, die EHESS, Sciences Po, die beiden muss man gesondert betrachten [...] danach kommt Nanterre, es gibt noch Paris 5, Paris 5 müsste man vielleicht an dritter Stelle nennen. Also ich würde sie so anordnen: EHESS, Sciences Po und dann zweifelsfrei Paris 5. Danach hat man eine ziemlich gleichheitliche Gruppe, ich glaub nicht, dass die Leute da einen großen Unterschied machen: Paris 1, Paris 8, Versailles, sogar Amiens, Straßburg, aber es gibt natürlich immer diesen Unterschied zwischen Paris und der Provinz, der eine Rolle spielt.“

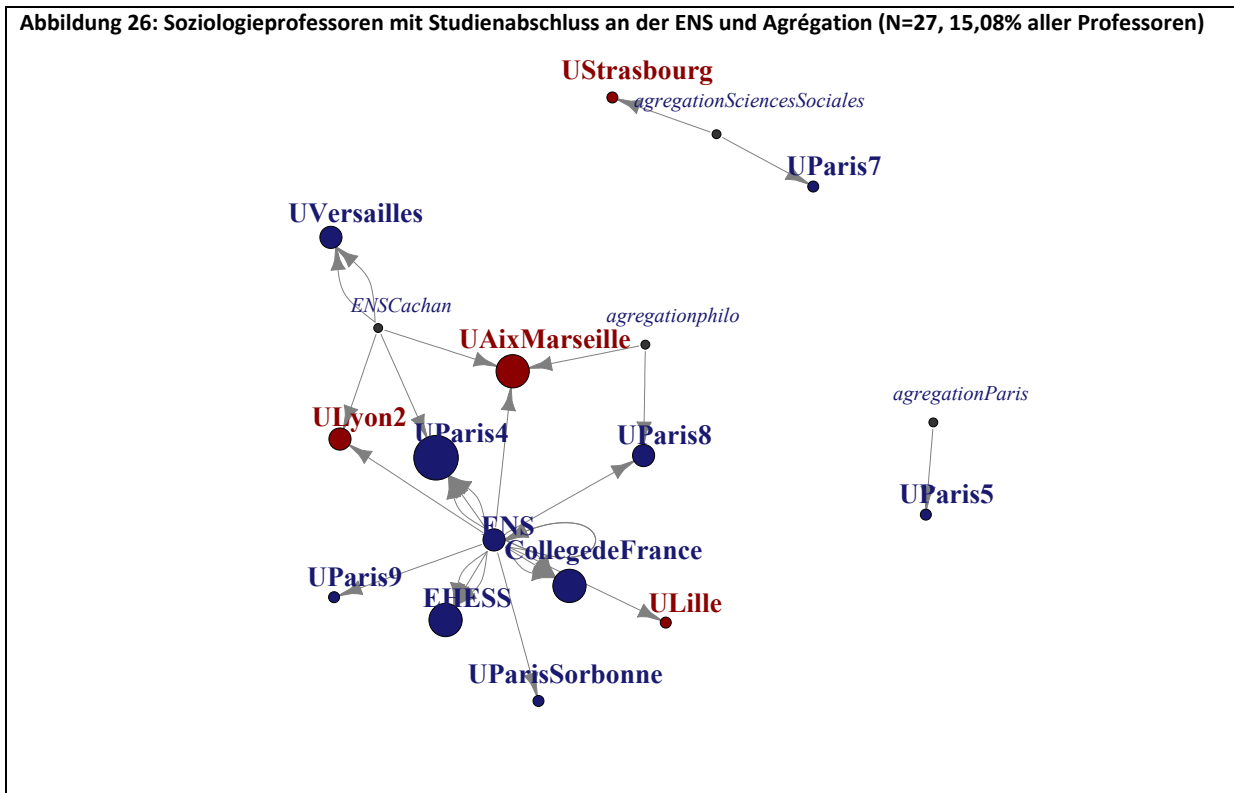
Es gibt drei Grandes écoles, die in den Interviews immer wieder als zentrale Eliteeinrichtungen der Soziologie genannt wurden: ENS, EHESS, Sciences Po. ENS und EHESS sind die Einrichtungen der wissenschaftlichen Autonomie beziehungsweise die intellektuellen Zentren, die für die Soziologie bedeutend sind. Das zentrale weltliche Zentrum ist die Sciences Po (hier könnte man noch CNAM, ENPC, HEC usw. hinzuzählen) (Bourdieu 1988:82–212). Die ENS ist eine Einrichtung, die seit den Napoleon-Reformen besteht und vor allem die Ausbildung für den Staatsdienst, öffentlichen Dienst oder für die Lehrtätigkeit an Universitäten, Vorbereitungsklassen und der Sekundarstufe I und II durchführt (ENS 2017b). Bis heute liegt ihr Schwerpunkt in der Ausbildung, aber es gibt inzwischen auch eine starke Forschungstätigkeit in Laboratorien, die vom CNRS finanziert werden (ENS 2017a). Eine Anstellung als Professor an der ENS ist sehr selten, weil die Schule an sich ohne CNRS-Forschungszentren relativ klein ist beziehungsweise viele der Dozenten als Gastprofessoren eingeladen werden (ENS 2017c). In Paris gibt es neben der ENS im Zentrum noch den Standort ENS

Cachan, an dem seit Ende der 1980er ebenfalls ein sozialwissenschaftliches Studium angeboten wird (ENS-Cachan 2017). Für beide Standorte sind zusammengenommen nur sechs Rekrutierungen auf Postdoktoranden- und Professorebene zu verzeichnen. Es gab zwei Rekrutierungen auf Professorebene an der ENS Cachan (Catherine Paradeise und Jacques Commaille), dann noch zwei Professoren, die in der Post-Doktorandenphase an der ENS Ulm tätig waren (Yves Grafmeyer und Jean-Louis Fabiani) und zuletzt noch zwei Personen, die als Professoren an der ENS Ulm tätig sind oder waren, nämlich Christian Baudelot und Florence Weber (Voraussetzung hierfür ist laut Interviews, dass man selbst eine Agrégation der ENS aufweist). Anders als die geringen Chancen, an der ENS selbst eine Anstellung zu finden, haben die Absolventen der ENS hingegen sehr gute Chancen, Karriere innerhalb der französischen Soziologie zu machen:

Pariser Professorin mit Abschluss einer Grande école: „Es gibt an manchen Polen [Konzentrationspunkten] eine deutliche Konzentration. Die Pole sind die École Normale Supérieure, die viele der Doktoranden und zukünftigen Professoren ausbildet. Die drei Écoles Normales Supérieures (Paris, Cachan und Lyon) bilden ein riesiges Laboratorium. Und diese Leute dort, die gehen dann an bestimmte Provinzuniversitäten [...] zum Beispiel nach Nantes, das ist sehr bekannt, weil Baudelot da war. Er ist ein ziemlich bekannter Soziologe. [...] Und danach kehren [frz. remontent, wieder aufsteigen] die Leute wieder nach Paris zurück und beenden ihre Karriere in Paris.“

Auch die Abbildung 26 bestätigt die Überlegenheit der ENS-Absolventen, sie machen 15,08% aller Professoren im Datensatz aus. In der Grafik ist abgebildet, an welchen Universitäten die Studierenden von der ENS und ENS Cachan am Ende ihrer Karriere eine Stelle als Professor einnehmen. Ebenfalls wurden die Karrieren derjenigen Personen abgetragen, die eine Agrégation aufweisen. Es sind keine Zwischenstationen zu sehen, sondern nur die letzte Stelle als Professor.

Abbildung 26: Soziologieprofessoren mit Studienabschluss an der ENS und Agrégation (N=27, 15,08% aller Professoren)

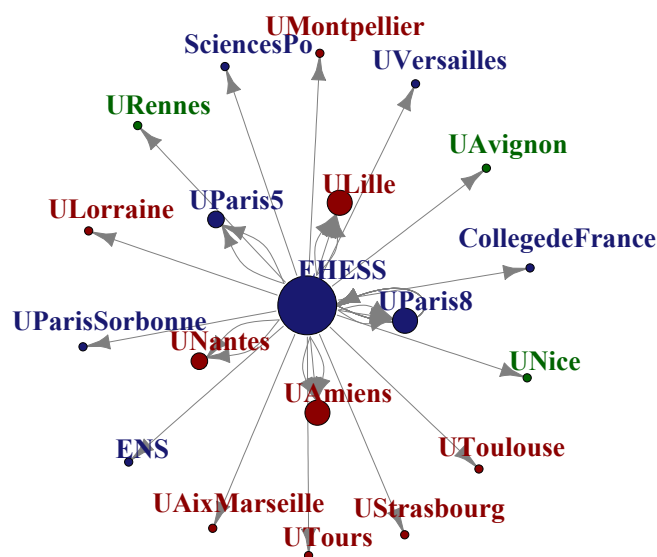


Wie das Zitat oben nahelegt, sieht man auch hier, dass ein Großteil der ENS-Absolventen am Ende ihrer Karriere Professor in Paris wird. Interessanterweise zeigte sich in den Daten ebenfalls, dass hierbei die Turboprofessoren-Karriere häufiger vorkommt als reine Pariser Karrieren oder auch

häufiger ist als der Abstieg in die Großstadt: Von den insgesamt 27 Fällen mit ENS-Abschluss weisen 12 Fälle eine Turboprofessoren-Karriere auf, 8 eine reine Pariser Karriere und 7 eine Abstiegskarriere in die Großstadt. Für die in Abbildung 26 abgebildete letzte Stelle als Professor sieht man aber eine deutliche Konzentration in Paris, da nur 7 von 27 (25,93%) ENS-Absolventen eine Professur in der Großstadt aufweisen (an der Universität Aix Marseille, Lyon 2, Lille und Strasbourg). Die restlichen Fälle sind Professoren der bedeutendsten Pariser Einrichtungen, was den zentralen Stellenwert der ENS als Ausbildungsstandort widerspiegelt.

Ein weiterer bedeutender Standort der Soziologie ist die EHESS. Sie ist der wichtigste Ausbildungsstandort der Soziologie, promoviert den größten Anteil an Doktoranden (35 aller erfassten 179 Professoren, also 19,66% weisen eine Promotion (3e cycle) der EHESS auf) und sie beherbergt insgesamt 36 Directeur d'études und Maître conférence, die zu diversen Themengebieten der Soziologie forschen (EHESS 2017b). In Abbildung 27 wird gezeigt, an welchen Universitäten die EHESS-Doktoranden Professor geworden sind (wie oben die letzte Professorenstelle).

Abbildung 27: Soziologieprofessoren mit Promotion an der EHESS (N=35, 19,66% aller Professoren)



Anders als bei den ENS-Absolventen weisen die EHESS-Doktoranden am häufigsten eine Abstiegskarriere auf (17 von 35 Professoren), danach kommen reine Pariser Karrieren (12 von 35 Professoren) und erst an dritter Stelle die Turboprofessor-Karrieren (6 von 35 Professoren). Demnach sind es 18 EHESS-Doktoranden, die am Ende ihrer Karriere Professor in Paris sind und 17, die ihre letzte beziehungsweise aktuelle Professorenstelle in der Großstadt und Provinz einnehmen. Somit ist die Quote der Pariser Professoren nicht so hoch wie bei ENS-Absolventen (74% der ENS-Absolventen sind am Ende ihrer Karriere Pariser Professor und nur 57% der EHESS-Doktoranden). Interessant ist auch, dass die Absolventen der EHESS sogar personelle Überschneidungen zu den ENS-Absolventen aufweisen. So haben zum Beispiel Florence Weber, Pierre-Michel Menger und Jean-Louis Fabiani sowohl eine Agrégation an der ENS als auch eine Promotion an der EHESS gemacht. Jean-Louis

Fabiani ist Professor der EHESS und der Central European University in Budapest, Florence Weber ist Professorin der ENS und Pierre-Michel Menger an der EHESS und am Collège de France. Dennoch sind die EHESS-Doktoranden im Gesamten etwas seltener als die ENS-Absolventen Professor einer zentralen Pariser Einrichtung geworden – wohingegen 59% der ENS-Absolventen an einer zentralen Pariser Einrichtung Professor sind, sind es bei der EHESS nur 49% (17 von 35 Personen). Hierbei handelt es sich aber bei 7 Fällen um ein Zurückkehren an die EHESS selbst (die Quote reduziert sich ohne lokale Karrieren auf 29% bei der EHESS und nur auf 52% bei der ENS). Betrachtet man also, wo die EHESS-Doktoranden am häufigsten Professor werden, fällt auf, dass mit 20% die meisten Directeur d'études an der EHESS selbst geworden sind. Danach folgen je drei EHESS-Doktoranden, die Professor an der Universität Paris 8, Amiens und Lille geworden sind und je 2 in Nantes und Paris 5 Descartes. Zusammenfassend führt die EHESS in etwas geringerem Maße als die ENS zu einer elitären Pariser Karriere, aber ist aufgrund ihrer Größe und ihrem hohen Anteil an entsendeten Doktoranden eine zentrale Ausbildungsstätte der Soziologie. Zudem kann sie aufgrund ihrer Größe und Rekrutierungspraxis auch in größerem Maße eigens ausgebildete Doktoranden als spätere Professoren aufnehmen als die ENS.

Insgesamt machen die Absolventen der ENS und die Doktoranden der EHESS den größten Anteil an den Abschlüssen aller Standorte aus. Danach folgen noch die Doktoranden der Universität Paris 5 Descartes (9,55%), der Universität 10 Nanterre (8,43%) und der Sciences Po (5,62%). In etwa 56% der französischen Soziologieprofessoren haben damit einen Abschluss an den fünf genannten Pariser Einrichtungen gemacht. Die Vorrangstellung der ENS und EHESS als zentrale Ausbildungsstätten verdeutlicht, dass im Gesamtüberblick aller soziologischen Karrieren eine starke geisteswissenschaftliche Tradition der französischen Soziologie vorliegt. Die ENS und EHESS gelten gewissermaßen als schöngestige Zentren der Soziologie, die der Philosophie und Geschichte nahestehen. Das Personal der EHESS rekrutiert sich zu einem bedeutendem Teil aus Personen mit ENS-Abschluss und auch an der Gründung der EHESS (vorher eine Sektion der EPHE) waren viele Agrégés beteiligt:

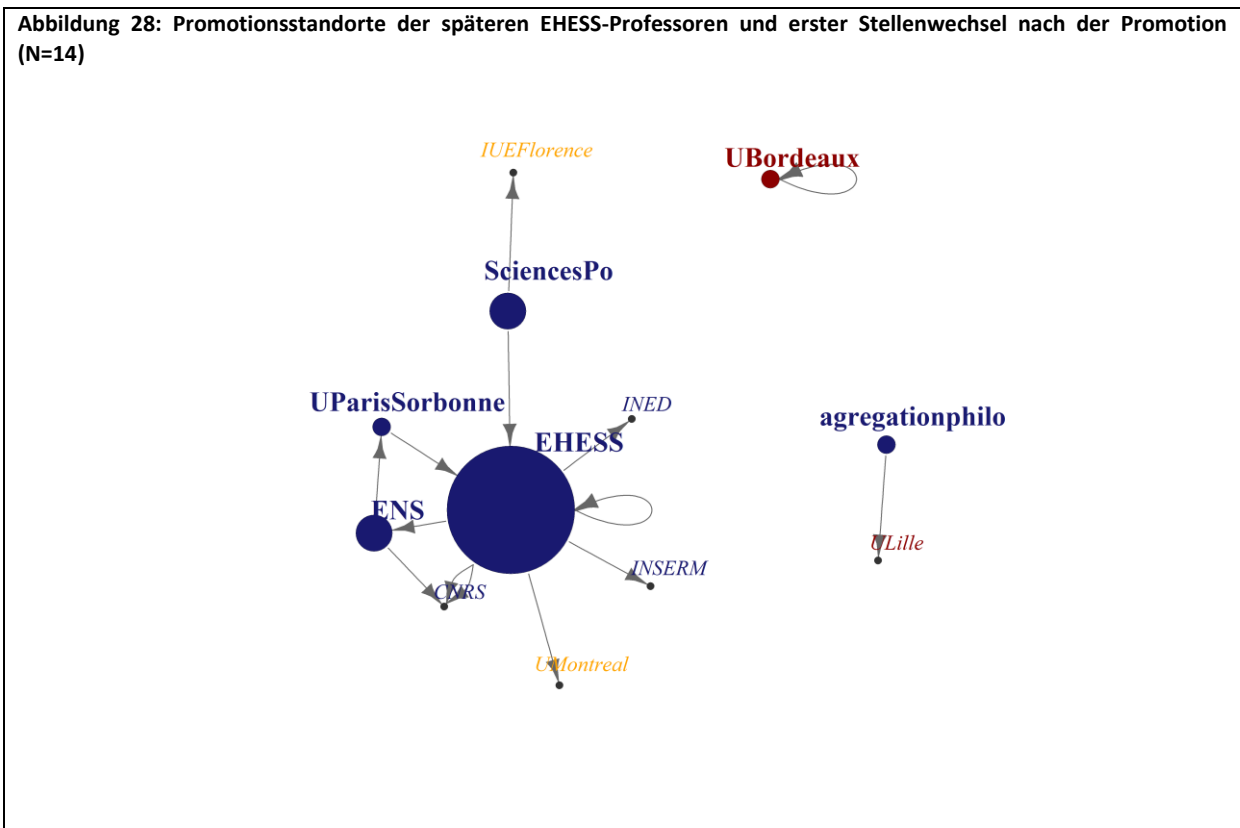
Ältere Professorin der Pariser Peripherie 1 (mit Studienabschluss an der EHESS): „Die EHESS hat sich von der EPHE [...] Mitte der 60er Jahre getrennt und dies vermutlich aufgrund von Fernand Braudel, durch die Hilfe der Ford-Stiftung, die die Sozialwissenschaften in Frankreich fördern wollte und einem einzigartigen und aktiven Akteur in dieser Hinsicht, der eine außerordentliche Persönlichkeit war, man wusste nie, ob er ein Doppel- oder Trippelagent der CIA oder des KGB war, Clemens Heller. Er war eine Persönlichkeit, die eine zentrale Rolle, zusammen mit Fernand Braudel, in der Gründung der École des Hautes Etudes gespielt hat. Die École des Hautes Etudes war vor allem ein Ensemble, ein kleines Ensemble von Leuten [...], die herausragende [frz. extraordinaire] Personen waren, die praktisch alle von der École Normale Supérieure kamen, die praktisch alle Historiker waren – es war eine Zeit, in der sich die Anthropologie und Soziologie erst bildeten, sehr sehr wenige Ökonomen, also es war vor allem die École des Annales im Bereich Geschichte. Diese Leute waren sehr elitistisch auf ihre Art und Weise und zugleich auch sehr demokratisch [gemeint ist Offenheit im Bildungssystem]. Die Écoles des Hautes Etudes war und ist das Sprungbrett [Übergang] zum Collège de France.“

Wohingegen es in der Gründungsphase noch unklar war, ob sich die Soziologie an der EHESS stärker von den traditionellen Geisteswissenschaften lösen wird und damit einhergehend möglicherweise auch stärker demokratisiert, kann man heute sagen, dass sie in ihrer inhaltlichen Ausrichtung teilweise zu ihren Wurzeln zurückkehrt und im Grunde sehr elitär geblieben ist. In den Interviews bestätigte sich, dass die EHESS – die lange von Bourdieu und weiteren bekannten Soziologen dominiert wurde – heutzutage vor allem von Historikern geprägt ist:

Professor der Pariser Peripherie mit Promotion in den 1990er Jahren: „Nach meinem [...] Studienabschluss] wollte ich für meine Doktorarbeit an die EHESS [...]. In meinem Fall, weil Bourdieu dort gearbeitet hat, der Gruppe rund um Bourdieu wollte ich mich annähern. [...] Das war der renommierte Ort, wo große Persönlichkeiten der Soziologie in Frankreich waren, nicht alle, aber auf alle Fälle Touraine, Boltanski. Das ist immer noch so, es ist immer noch eine Institution, die in symbolischer Hinsicht dominant ist [...]. Auch wenn sie in der Soziologie nicht extrem stark ist, damit meine ich, dass es nicht die Soziologie ist, die die Écoles des Hautes Études dominiert, es ist eine Institution, die von der Geschichte dominiert wird. [...] Es ist eine Schule, die von Historikern dominiert wird und ich empfinde es so, dass sich die École [häufig genutzte Abkürzung für EHESS] in der Soziologie im Allgemeinen ein wenig von der Soziologie und von Bourdieu abgewandt hat. Sie haben nicht viele Rekrutierungen in diesem Bereich durchgeführt.“

In den Interviews zeichnete sich ab, dass die EHESS tendenziell eine geisteswissenschaftlich orientierte Einrichtung geblieben ist, die in symbolischer Hinsicht eine zentrale Stellung im französischen Feld einnimmt und deren Professorenschaft sich relativ elitär und endogen zusammensetzt. Die Abbildung 28 zeigt für den gesamten erhobenen Zeitraum, dass die Directeurs d'études an der EHESS meist an der EHESS selbst oder an anderen Grandes écoles promoviert wurden (beziehungsweise eine Agrégation abschlossen). Die fettgedruckten Label in der Grafik zeigen die betreffenden Promotionsstandorte der EHESS-Professoren an, die Größe der Kreise zeigt das relativierte Outdegree (also die Anteile der EHESS-Professorenschaft, die am jeweiligen Standort promovierten). Die Zielpunkte und Pfeile beziehen sich auf den ersten Stellenwechsel nach der Promotion, also den Berufseintritt der EHESS-Professoren.

Abbildung 28: Promotionsstandorte der späteren EHESS-Professoren und erster Stellenwechsel nach der Promotion (N=14)

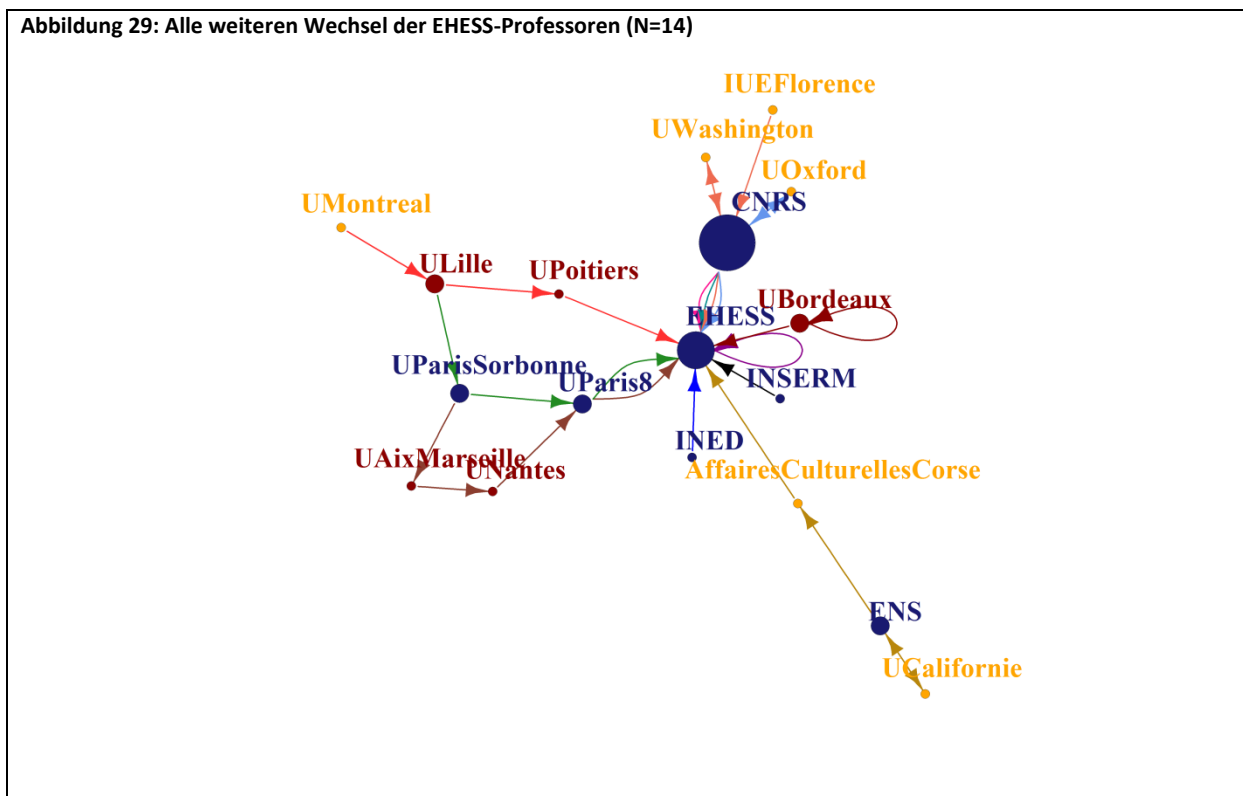


Im Datensatz wurden 14 Soziologieprofessoren der EHESS erfasst, von denen sieben Personen an der EHESS promoviert wurden. Drei haben eine Agrégation (ENS und Agrégation Philosophie) und zwei eine Promotion an der Sciences Po absolviert. Zudem hat eine Person an der Universität Sorbonne und eine weitere an der Universität Bordeaux promoviert. Die Pfeile markieren den ersten

Stellenwechsel nach der Promotion. Meist waren die Personen in Paris tätig (häufig: EHESS und CNRS sowie andere Forschungsinstitute). Zudem sind zwei Personen ins Ausland gegangen, eine Person hat nach dem Abschluss eine Stelle in der Großstadt Lille angenommen und eine weitere Person erhielt eine Anstellung am Ausbildungsstandort in Bordeaux. So zeigt sich schon nach der Promotion ein Schließungsprozess, da die Hälfte aller erfassten EHESS-Professoren gleich im Anschluss an ihre EHESS-Promotion eine Anstellung an der EHESS bekam. Der Großteil aller anderen EHESS-Professoren war zudem schon zum Berufseintritt überwiegend in Paris tätig.

Die 14 erfassten EHESS-Professoren weisen aber im weiteren Verlauf ihrer Karrieren etwas mehr Mobilität auf. Abbildung 29 zeigt alle weiteren Wechsel auf Post-Doc- und Professorebene. Das Outdegree zeigt wieder an, welchen relativen Anteil ein Standort an allen Wechseln im Graphen erklärt und die Pfeile sind für jede einzelne Laufbahn in einer eigenen Farbe markiert. Auffällig ist insbesondere, dass viele der EHESS-Professoren am CNRS tätig waren, gefolgt von einer Tätigkeit an der EHESS. Aber es kommen auch weitere Auslandsaufenthalte hinzu. Nur die Tätigkeit in der Großstadt bleibt relativ marginal: Drei von den 14 EHESS-Professoren waren in der Großstadt tätig.

Abbildung 29: Alle weiteren Wechsel der EHESS-Professoren (N=14)



Vor dem Hintergrund der starken Konzentration der EHESS-Professorenschaft auf Tätigkeiten an der EHESS selbst oder auch an anderen elitären Einrichtungen in Paris verwundert es nicht, dass manche Soziologen der Großstädte, der Provinz und der Pariser Peripherie in den Interviews kritisierten, dass die EHESS wie ein geschlossener oder von der Umwelt abgeschotteter Raum wirkt, der zu stark einer geisteswissenschaftlichen praxisfernen Tradition verhaftet blieb. Manche empfinden die Wissenschaftler der EHESS als abgehoben und gewissermaßen als weltfremd:

Älterer Professor der Pariser Peripherie: „[Die] École [häufig genutzte Abkürzung für EHESS], ich mag sie nicht besonders gerne. Ich finde, es ist ein sehr artifizielles [gekünsteltes] Milieu. Ich selbst mag eng am gesellschaftlichen Geschehen [frz. l'action] sein.“

Interviewer: „Warum artifiziell?“

Älterer Professor der Pariser Peripherie: „Eine Sache, die wir hier [Pariser Peripherie] machen, das ist, dass es Leute gibt, die im Feld arbeiten, mit einem Bezug zur Welt, die uns umgibt. An der École interessiert man sich nur für das interne Milieu. Das sind Forscher, die nur für andere Forscher reden, die wiederum nur für andere Forscher reden [usw.], das ist ein wenig unnütz. Es ist auch ein oberflächliches Milieu [...] und ein wenig artifiziell. Das ist in meinen Augen wie eine Karikatur der akademischen Welt. Ich selbst will näher an der Welt des Geschehens [frz. l'action] sein. [...] Ich finde eine Soziologie, die sich komplett vom gesellschaftlichen Handeln abkoppelt, ist wesentlich weniger interessant.“

Interviewer: „Ist das teilweise auch so, weil die Forscher symbolisieren wollen, dass sie nah an der Philosophie sind oder wie frühere Intellektuelle wirken wollen?“

Älterer Professor der Pariser Peripherie: „Nein, nein, das meinte ich nicht. Ich glaube man hat in der Philosophie das gleiche Problem. Das heißt, dass es durchaus eine Philosophie geben kann, die eine wirkliche Reflexion des gesellschaftlichen Geschehens betreibt oder einen echten Bezug zum Handeln (Geschehen) herstellt. Nein, nein, ich glaube, dass die gute Philosophie sich überhaupt nicht vom Handeln (Geschehen) entfernt. [...] S]tellt man einen Bezug zur Philosophie her, dann wäre das ein Problem der Sophisten, das heißt, dass es eine Soziologie gibt, die ich für problematisch halte, weil sie nur unnütze Monstren konstruiert. Damit will ich sagen, dass es durchaus sehr schöne Dinge gibt, die niemandem etwas bringen, die überhaupt nichts mit der Realität zu tun haben [...], aber manchmal hat man nicht einmal eine ästhetische Befriedigung oder nicht einmal eine schöne intellektuelle Konstruktion. Das könnte man ja noch verstehen, also sowas wie eine schöne mathematische Demonstration oder eine gute philosophische Argumentation, das hat auch seinen Wert, aber dort hat man keins von beidem, nicht einmal eine pure Ästhetik. Das sind durchaus sehr intelligente Leute, die ihr Leben damit verbringen solche Dinge zu tun und das finde ich traurig, sehr traurig.“

Des Weiteren ist anzunehmen, dass die EHESS aus einer relativ endogen zusammengesetzten Bevölkerungsschicht rekrutiert. Da größtenteils der prestigereiche Abschluss ausschlaggebend für eine Karriere an der EHESS ist, gibt es für Nachwuchswissenschaftler aus anderen Regionen Frankreichs und mit nicht akademischer sozialer Herkunft kaum Aufstiegschancen. Nach den Aussagen einer befragten EHESS-Professorin ist die Professorenschaft der EHESS insgesamt meist von einem bildungsbürgerlichen Habitus geprägt. Die Befragte selbst kann man als sozialen Aufsteiger bezeichnen. Sie erklärt, dass man die Unterschiede in der Forschungsausrichtung der sozialen Aufsteiger an der EHESS im Vergleich zu den EHESS-Professoren mit bildungsbürgerlichem Hintergrund an einer nahen oder fernen Beziehung zum Forschungsgegenstand festmachen kann:

Professorin der EHESS 1: „Es gibt Personen, die sind sehr [...] überzeugt von sich und dem, was sie machen. Das trifft in gewisser Weise auf alle zu [...], aber es kommt darauf an, wie man das macht. Man kann das mit mehr oder weniger Arroganz machen, mehr oder weniger Überlegenheit oder Überfahren von anderen Personen. Es gibt auch einen bestimmten Stil, einen sehr phrasenlastigen Diskurs, also Personen, die es verstehen, sich sehr gut auszudrücken, die sie absolut faszinieren können, aber im Nachhinein, wenn man darüber nachdenkt, fragt man sich: ‚Aber warte mal, was war die Grundlage/der Inhalt [frz. le fond] von dem allem nochmal? Es ist faszinierend, aber der Inhalt davon, die Problematik, der grundlegende Untersuchungsgegenstand? Was bringt das, was ist die Innovation dieser Forschung?‘ Das ist also ein Stil wie dieser und [...] und die Personen, die mir in sozialer Hinsicht ähneln, die empfinden das ähnlich. Also man erkennt sich gegenseitig, ohne das explizit erklären zu müssen. Man fragt nicht, woher der andere kommt oder so, aber das sind Dinge, die man spürt und mit diesen Personen [die also in sozialer Hinsicht ähneln] teile ich ein Interesse für die Theorie, das aber auch immer an konkreten Fragen ausgerichtet ist, Fragen, die Personen [handelnde Akteure] betreffen. Wir haben ein Interesse an dem Niveau der Akteure selbst, der Gegenstände, des Umfeldes der Interaktionen. Das ist glaube ich ein Interesse, das wir teilen. Wir sind nicht im Bereich der Makrotheorien oder in darüber stehenden [frz. surplomb] Bereichen tätig. [...] Uns geht's um die

Beziehung zwischen den Personen, die wir beforschen und nicht nur um die Art und Weise, wie man Institutionen oder öffentliche Politik definieren könnte.“

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich die wissenschaftlichen Kreise an der EHESS und ENS vorwiegend aus Paris und aus den Grandes écoles rekrutieren. Schon relativ früh in der Karriere, also während der Agrégation oder während der Promotion entscheidet sich für einen Großteil der Fälle demnach, ob man einen Zugang zu diesen Netzwerken erhält. Diese geschlossene und endogene Rekrutierungsweise spiegelt sich auch in der sozialen Zusammensetzung der Professorenschaft und der Forschungspraxis wider. Ursache und Wirkung sind hier direkt miteinander verbunden, da die Sozialisierung der meisten EHESS-Professoren in den Grandes écoles und im Pariser Wissenschaftsmilieu dazu führt, dass ein bestimmter abgehobener oder gegenstandsferner Forschungsstil an der EHESS dominant ist, diese Zusammensetzung aber wiederum bedingt, welche Personen zukünftig an der EHESS typischerweise rekrutiert werden. Dass die intellektuelle Nähe, ein bestimmter Forschungsstil und eine gewisse Herkunft von Vorteil für das Aufbauen von zentralen Netzwerken (und letztlich für die Chance rekrutiert zu werden) sind, wird im Anschluss noch genauer behandelt, zunächst soll jedoch noch kurz die Forschungsausrichtung und Rekrutierungspraxis der Sciences Po als eine zentrale Einrichtung des elitären akademischen weltlichen Pols verdeutlicht werden.

Die Sciences Po gilt als Einrichtung des weltlichen Pols (Bourdieu 1988:82–212). Sie selbst präsentiert sich als eine weltweit renommierte Hochschule, die Führungskräfte des öffentlichen und privaten Sektors ausbildet (SciencesPo 2017). Viele der befragten Soziologen, die einen Abschluss an der Sciences Po gemacht haben beschrieben, dass ihnen die Einrichtung zu konformistisch und zu elitär war. So auch eine befragte Professorin, die nach dem Abschluss an der Sciences Po eine Art Forschungsmaster an der EHESS machte:

Ältere Professorin der Pariser Peripherie 1 (mit Studienabschluss an der EHESS): *„Diese Schule [gemeint ist Master an EHESS] wurde von mehreren Directeurs d’Études gegründet, Alain Touraine und Bourdieu aus der Soziologie und es gab einen Zweig der strukturalistischen Linguistik, einen der Sozialpsychologie und einen der Anthropologie. [...] Dort habe ich die Grundlagen des Faches gelernt. Es hat mir dort gut gefallen, möglicherweise sogar weniger die Disziplin an sich, aber was ich sehr mochte war die Stimmung dort. Vor allem als Kontrast zur Sciences Po mit den Herren in Krawatte, manchmal sehr starr, gut frisierten Leuten, sehr aristokratische Leute. Vor 1968 gab es gewisse Klassenverhältnisse an der Sciences Po. Das war schlimm, es gab da sowas wie eine kleine Aristokratie [frz. petite aristocratie] im wörtlichen Sinne, die in ihren Sportwagen ankam, die Empfänge in ihren Schlössern oder in ihren hochbürgerlichen Häusern [frz. maisons bourgeoises] veranstaltet haben und dann gab es noch den Rest der Welt. Und wenn man Teil des Rests der Welt ist, ist das nicht unbedingt eine angenehme Erfahrung, die man jeden Tag durchmachen muss. Auch wenn wir uns gewissermaßen gerächt haben, indem wir bessere schulische Leistungen erbrachten. Aber es gab damals wirklich derartige Differenzen, die heutzutage zwar wesentlich schwächer, aber nicht vollkommen verschwunden sind.“*

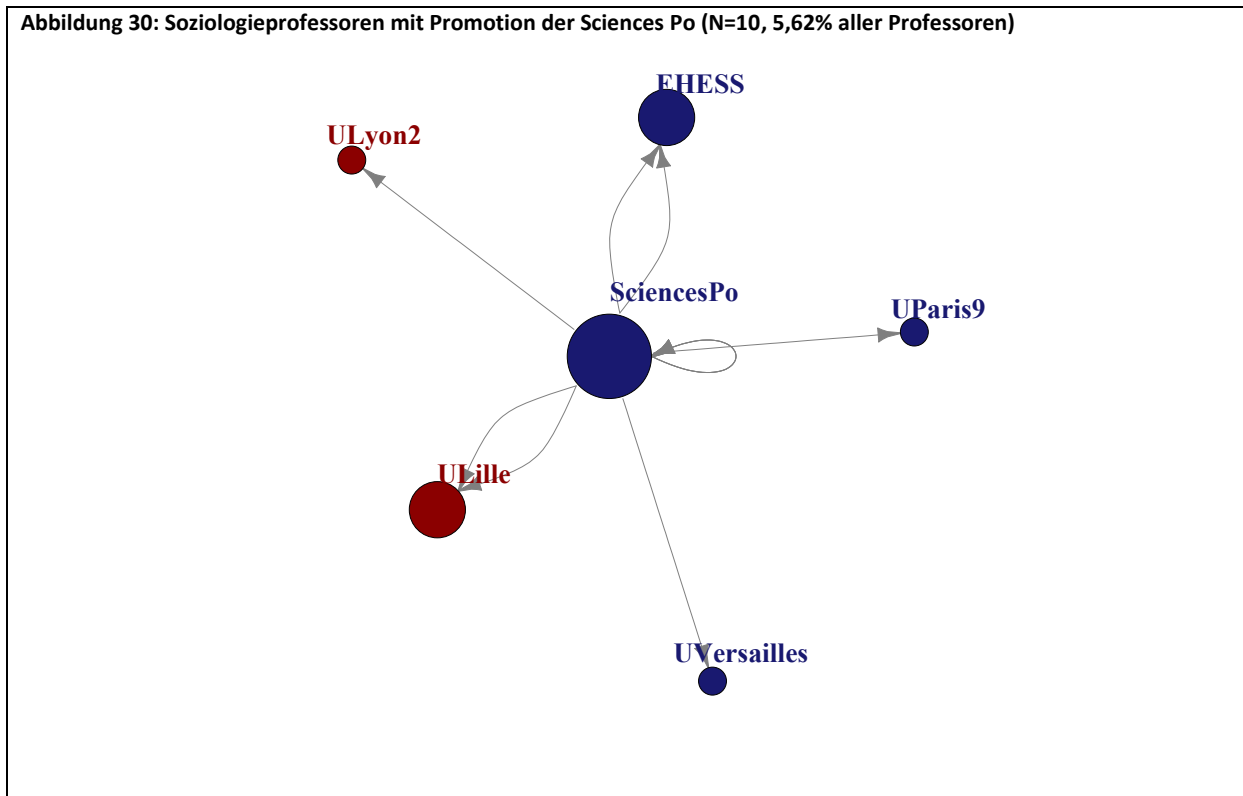
Heutzutage ist die Sciences Po immer noch eine Ausbildungsstätte der politischen und administrativen Elite, aber es gibt zunehmend Bemühungen, die Forschungsaktivität zu steigern und auch stärker international zu agieren, wohingegen die EHESS in stärkerem Ausmaß an der relativ endogenen Rekrutierung von Normaliens und geisteswissenschaftlichen Eliten festhält:

Ältere Professorin der Pariser Peripherie mit Promotion in den 1990er Jahren: *„Die Sciences Po erlebt ganz klar eine Öffnung für die internationale Konkurrenz, für internationale [Forscher]Profile. Das ist nicht mehr der gleiche Typ von Wettbewerb [wie in EHESS], weil man nun stärker in einer anderen Art und Weise der globalen Wettbewerbslogik ist. Die EHESS begegnet dem anders, mit mehr endogenen*

Rekrutierungen von Leuten, die mit der EHESS verbunden sind. Das sind Normaliens, nicht unbedingt alle, aber für den Übergang zum Directeur d'études scheint das ziemlich offensichtlich, dass es hier gewisse beschleunigte Zugangswege gibt. Also an der EHESS spielt der Aspekt des Internationalen also auch eine große Rolle, aber ich habe den Eindruck, dass es auch eine sehr spezifische Rekrutierungslogik gibt, die Wahl durch den gesamten Lehrkörper. An der Sciences Po hingegen folgt man einem globalen Standard.“

Die Sciences Po gewann etwas später als die EHESS an Bedeutung innerhalb der französischen Soziologie. Kapitel 8.3 zeigte, dass Promotionen an der Sciences Po erst mit der Kohorte ab dem Promotionsjahr von 1975 wichtig wurden und die Sciences Po erst ab den 1990er Jahren massiv Personal rekrutierte. Inzwischen ist sie aber einer der zentralen Pariser Standorte der Soziologie. Ausschlaggebend dafür war vor allem die Stärkung der soziologischen Forschung durch CNRS-finanzierte Laboratorien am Standort. In diesem Zusammenhang sind Soziologen wie Michel Crozier und Erhard Friedberg im CSO (Centre de sociologie des organisations) oder auch Akteure des CEE (Centre d'études européennes) zu nennen. Früher galt die Wissenschaft der Sciences Po und insbesondere auch die CNRS-finanzierte Forschung am CSO als relativ konservativ im Vergleich zur geisteswissenschaftlichen und politisch linken Orientierung an den Universitäten. Heutzutage sind die Differenzen nicht mehr so klar, was die maßgeblich gestiegene Bedeutung der Sciences Po innerhalb der Soziologie erklärt. Ähnlich wie die Universität Paris 9 (Dauphine) ist die Sciences Po stark an der internationalen Forschung orientiert und möchte im Ausland zu mehr Sichtbarkeit gelangen. Das spiegelte sich zum Beispiel auch in der Gründung des MaxPo wider, eine gemeinsame Forschungseinrichtung der Sciences Po und des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung in Köln (MaxPo 2017). Die gestiegene Bedeutung derartiger Internationalisierungsstrategien im Pariser Zentrum und des französischen Hochschulsystems im Allgemeinen werden in Kapitel 9.6 genauer beschrieben. An dieser Stelle soll lediglich darauf hingewiesen werden, dass die Sciences Po ähnlich wie die ENS und EHESS in symbolischer Hinsicht einen zentralen Stellenwert einnimmt. Auch für die Doktoranden der Sciences Po zeigt sich, dass sie relativ häufig Professor in Paris und an der Sciences Po selbst werden, was auf eine ähnlich endogen geschlossene Rekrutierungsweise hinweist. In Abbildung 30 wird gezeigt, an welchen Universitäten die Sciences-Po-Doktoranden Professor geworden sind (wie in Abbildung 26 und Abbildung 27 ist die letzte Professorenstelle zu sehen).

Abbildung 30: Soziologieprofessoren mit Promotion der Sciences Po (N=10, 5,62% aller Professoren)



Auch die Absolventen der Sciences Po werden größtenteils Professor in Paris: Drei der zehn Doktoranden der Sciences Po wurden Professor an der Sciences Po selbst, zwei weitere an der EHESS, einer an der Paris 9 und einer Versailles. Zwei Doktoranden der Sciences Po sind Professor in Lille geworden und noch ein weiterer in Lyon. Mengenmäßig nimmt die Sciences Po als Ausbildungsstätte der Soziologen eine weniger bedeutende Rolle als die ENS und EHESS ein. Außerdem genießt sie nicht das gleiche Renommee in den eher traditionell geisteswissenschaftlich ausgerichteten Kreisen. Nur zwei der Absolventen der Sciences Po wurden an der EHESS rekrutiert und es gibt keine Verbindung zu den Sorbonne-Universitäten, zur ENS oder zum College de France. So wurde auch in den Interviews deutlich, dass den unterschiedlichen Typen von Pariser Einrichtungen unterschiedliche Rekrutierungswege beziehungsweise unterschiedlich geartete exklusive soziale Netzwerke entsprechen und die Rekrutierungslogik an der Sciences Po ist vermutlich etwas offener als die der ENS und der EHESS.

Wohingegen das gesamte Feld der Soziologie im Zuge der Hochschulexpansion gewisse Öffnungstendenzen aufweist, scheinen die zwei genannten Eliteeinrichtungen, ENS und EHESS, immer noch auf die elitäre Schließung zu setzen, um ihren exklusiven Status zu erhalten. Professoren der ENS müssen beispielsweise (laut Interviews) eine Agrégation der ENS aufweisen, um dort überhaupt als Professor rekrutiert werden zu können. Demnach entscheidet sich eigentlich schon nach dem Gymnasium, ob man ENS-Wissenschaftler werden kann. Aber auch in einer Grandes écoles wie der EHESS zeigt sich, dass die sozialen Kontakte innerhalb der Einrichtung von großer Bedeutung für die Karriere sind, weil die Rekrutierung per Abstimmung in einem Auswahlkomitee stattfindet und jeder Kandidat im Vorfeld eine Art Wahlkampagne durchführen muss, um möglichst viele Mitglieder der Auswahlkommission für sich gewinnen zu können (vgl. EHESS 2017a; vgl. Backouche et al. 2009). Es ist ein System, das letztlich zu endogenen Rekrutierungen führt und eine elitäre Schließung gewährleistet. Auf die Frage, nach welchen Kriterien man innerhalb der EHESS aufsteigen und eine Stelle als Directeur d'études einnehmen kann, nannte eine Professorin der EHESS neben

dem Kriterium der wissenschaftlichen Publikationen und der internationalen Aktivität auch das Etablieren von Netzwerken innerhalb der Einrichtung in einer Disziplin:

Professorin der EHESS 1: „Ich würde sagen, dass es unterschiedliche Faktoren gibt, die zusammenspielen. Und es ist die Art und Weise, wie sich diese Faktoren verbinden, die dazu führt, dass eine Kandidatur stärker begünstigt wird als eine andere. Also der erste Faktor, das ist klar, das ist die Qualität des Dossiers [gemeint ist der CV im Sinne von wissenschaftlichen Leistungen], der Publikationen, des zweiten Buches [...]. Darüber hinaus gibt es noch all die Faktoren, die mit dem wissenschaftlichen Dossier und der internationalen Öffnung zusammenhängen. In der École [EHESS] sind wir stark daran orientiert, das heißt, dass wir Leute fördern möchten, die sich auf der internationalen Szene präsentieren und sich nicht nur auf Frankreich beschränken. Dann gibt es noch einen weiteren wichtigen Faktor, das ist die Unterstützung einer Disziplin [...] und des eigenen Forschungszentrums. Ein Kandidat für eine Stelle als Forschungsdirektor, der bereits innerhalb der EHESS Maître de conférences ist, wird Schwierigkeiten haben durchzukommen, wenn er nicht aktiv und stark unterstützt wird von den Leuten, die mit ihm zusammenarbeiten. Also das ist ein wichtiges Signal, das heißt, man braucht Leute, die einen unterstützen. Also diejenigen, die mit einem zusammenarbeiten, sei es im Rahmen der Master- oder Doktorandenausbildung, weil wir alle Lehrkräfte und Forscher zugleich sind und an disziplinäre Studiengänge auf Master- und Doktorandenniveau angebunden sind. Also muss man die Kollegen davon überzeugen, dass es wichtig ist, dass man als Kandidat durchkommt. In den Laboratorien ist das genauso, da braucht man die Unterstützung des Laboratoriums und auch in der gesamten Disziplin. Also allein, wenn eine Disziplin, ein Laboratorium und ein Studiengang einstimmig hinter einem Kandidaten stehen, ist das eine Stärke für den Kandidaten. [...] Zudem sollte man nicht zu viele Feinde haben, weil es manchmal nichts bringt, wenn man die Unterstützung mancher hat, aber auch Feinde in der Institution. Das ist nur schwer zu überwinden, weil man sich gegen Gegenstimmen [in der Wahl] nur schwer durchsetzen kann. [...] Zuletzt gibt es in der École noch eine andere Dimension, das ist die das Engagement im kollektiven Leben der École. Wir sind eine Institution, die administrative Aufgaben der Institution häufig über Ausschreibungen an interne Wissenschaftler delegiert. Die Direktion von Forschungslaboratorien, das geschieht zwar auch im CNRS, aber wir machen Ausschreibungen, um die Verantwortung für die Doktorandenausbildung rotieren zu lassen oder auch die des wissenschaftlichen Rats oder der Leitung von Divisionen [...]. Und es ist dieses Engagement, und das ist immer auch ein freiwilliges Engagement, weil es dafür keine zusätzliche Finanzierung gibt [...], das eine Rolle bei Rekrutierungen spielt. Aber das alleine genügt nicht. [...] Man muss alle Aspekte zugleich bedienen [also Forschungsleistung, auch international und administrative Verantwortung]. Das bedeutet andererseits aber auch, dass ein Kandidat, der nur ein brillantes wissenschaftliches Dossier aufweist, aber sich nicht für die Institution eingesetzt hat, sich im internen Wettbewerb nicht behaupten kann. Aber das ist auch die Logik des Stellenmangels, die macht, dass die Evaluation nun multiple Kriterien einbezieht und man in der Lage sein muss, all diese Kriterien zu vereinen, um durchzukommen. Ich glaube, wenn wir mehr Stellen hätten, wären die Übergänge einfacher und wir wären offener für unterschiedliche einzelne Kriterien.“

Letztlich ist es für eine Karriere innerhalb der EHESS unabdingbar, starke einrichtungsinterne und innerdisziplinäre Kontakte zu pflegen. Fraglich ist jedoch, ob dies aus wissenschaftlicher Sicht sinnvoll ist, da der Austausch mit Forschern an anderen Standorten im In- und Ausland für den Erkenntnisfortschritt in manchen Fällen möglicherweise hilfreicher wäre, aber das Rekrutierungssystem vor allem die Kontakte innerhalb der Einrichtung belohnt. Eine weitere Folge dieses Rekrutierungssystems ist, dass die meisten Wissenschaftler außerhalb von Paris zu großen Respekt davor haben, sich bei der EHESS zu bewerben und eine „Wahlkampagne“ durchzuführen:

Professorin der EHESS 1: „[D]ie EHESS rekrutiert viel innerhalb von Paris. Wir würden gerne stärker variierend rekrutieren, das ist klar, aber das gelingt nicht, nicht einmal die Zunahme von Kandidaturen [von Personen außerhalb von Paris]. Ich glaube, dass unsere Rekrutierungsprozedur die Leute ein wenig einschüchtert. [...] Die Prozedur behindert diejenigen, die nichts über die Spezifika unserer Rekrutierungsprozedur wissen. [...] Man hat keine Chancen, wenn man [...] keine Kontakte in der Einrichtung hat, es ist eine sehr spezielle Prozedur, die in gewisser Hinsicht keine Öffnung begünstigt. Oder die Kandidaten müssen auch gut informiert sein, aus diesem Grund haben wir im Internet nun

auch ein Vademekum für Kandidaten veröffentlicht. Wir versuchen unterschiedliche Mittel zu entwickeln, um eine Öffnung der Rekrutierungen zu erreichen, um auch mehr Gleichheit zwischen den Kandidaten bezüglich unserer Prozeduren zu erreichen, die bisher in der Tat sehr endogen sind. Das genügt zwar noch nicht, aber wir überlegen und arbeiten daran, weil wir einfach eine Öffnung der Rekrutierungen, einerseits für die Provinz, aber auch eine internationale Öffnung wünschen.“

Weiterhin zeigt sich in der Literatur, dass die Rekrutierung von Personal an der EHESS nach wie vor zu einer Benachteiligung weiblicher Nachwuchswissenschaftlerinnen führt. Die Rekrutierung von Personal durch eine Kandidatur und anschließende Wahl geht einerseits damit einher, dass weibliche Nachwuchswissenschaftlerinnen häufiger als männliche Kollegen dazu tendieren, nicht an den Wahlen teilzunehmen und auf dem Niveau der MC zu verbleiben (die Kandidatur scheint eine zu große Hürde zu sein). Andererseits sind interne soziale Netzwerke zu besonders vielen Mitgliedern des Wahlgremiums notwendig, um gewählt zu werden, hierbei sind weibliche Nachwuchswissenschaftlerinnen benachteiligt (Backouche et al. 2009).

Neben diesen Beispielen der Grandes écoles wurden auch ähnliche Schließungsprozesse oder Initiationsriten für weitere Pariser Universitäten beschrieben. Ein Professor einer Provinzuniversität erzählte im Interview beispielsweise, dass er seine Habilitation eigentlich an einer Pariser Universität abschließen wollte, diese aber im ersten Durchlauf abgelehnt wurde und er sich daraufhin einen anderen Habilitationsstandort suchte. Im Nachhinein hat er von einem Professor des Standortes erfahren, dass dies die übliche lokale Prozedur sei. Gewissermaßen ein Initiationsritus, der nur Insidern bekannt ist: Beim ersten Durchlauf wird die Habilitation am Standort eigentlich immer abgelehnt und einige Zeit später kann man es dann erneut versuchen.

Zudem weisen nicht nur die genannten Standorte einrichtungsinterne Selektionsprozesse auf, sondern es ergibt sich allein durch das Vorortsein in Paris ein gewisser privilegierter Zugang zu zentralen Akteuren der Soziologie. Aufgrund der starken Zentralisierung in Frankreich sind insgesamt sehr viele wichtige Institutionen und Organe der Disziplin in Paris (CNU, IUF (Institut Universitaire de France), Drittmittelgeber, Ministerien, Zeitschriftenredaktionen, Verlage). Da diese Institutionen auch meist von Pariser Wissenschaftlern besetzt sind, ist es für eine wissenschaftliche Karriere in Frankreich im Allgemeinen wichtig, Pariser Netzwerke zu pflegen. Pariser Netzwerke sind wichtig für das Publizieren, das Einwerben von Mitteln sowie für das wissenschaftliche Renommee und damit auch wiederum hilfreich für eine Rekrutierung außerhalb von Paris. Der Zugang zu Pariser Netzwerken wiederum ist wesentlich einfacher zu erreichen, wenn man in Paris ausgebildet wurde oder vor Ort arbeitet. So ist es zum Beispiel so, dass in der Redaktion mancher Soziologiezeitschriften immer eine Person aus einer bestimmten Pariser Einrichtung Mitglied sein soll:

Pariser Professorin einer Grande école 1: *„[Ein Kollege eines Pariser Forschungsinstituts] verließ die Redaktion [von zentraler französischer Soziologiezeitschrift] und die Tradition wollte es so, dass immer eine Person des [Forschungsinstitut] in dieser Redaktion sitzt, also hat mich die Redaktion gefragt, ob ich Mitglied werden möchte.“*

Den Großstadtstandorten fehlt dieser privilegierte Zugang zu den wissenschaftlichen Machtzentren. So beschrieb auch ein Großstadtprofessor, dass die lokalen Nachwuchswissenschaftler nur sehr schwer Zugang zu den zentralen Zeitschriften bekommen und es deshalb auch insgesamt sehr schwer ist, Karriere an einem anderen Standort oder sogar in Paris zu machen:

Großstadtprofessorin 1: *„Es gibt allein schon das Kriterium des Zugangs zu Publikationen, weil [...] alle Zeitschriftenredaktionen, die sind dort [in Paris]. [...]“*

Interviewer: „Also glauben sie, dass sie [die jungen Wissenschaftler in Paris] mehr Möglichkeiten haben zu publizieren, weil sie in Paris sind?“

Großstadtprofessorin 1: „Also, das ist vor allem eine Beziehung zu den Redaktionsausschüssen der Zeitschriften [...], weil das ist sehr sehr klar. Ich zum Beispiel kann meinen Doktoranden nicht viel helfen, weil ich nicht in einer Redaktion einer zentralen Zeitschrift in Paris bin. [...] Also auch die Mitgliedschaft in den Kommissionen des CNU, der CNRS-Rekrutierungen, also an Orten, die produzieren, sagen wir die Exzellenz produzieren, das spielt eine Rolle.“

Insgesamt ist es für die Karriere wichtig, Zugang zu diesen Instanzen zu haben und Pariser Netzwerkkontakte aufzuweisen und insbesondere für eine Karriere in Paris sind diese Netzwerke unabdingbar. Für Provinz- und Großstadtprofessoren hingegen scheint dieser Zugang zu Pariser Netzwerken nur schwer erreichbar zu sein. Die eben zitierte Professorin beispielsweise hat in Paris promoviert und gearbeitet, aber bisher nur eine Professorenstelle in der Großstadt bekommen. Sie beschrieb, dass sie sich über eine lange Phase hinweg in Paris beworben hatte, aber die Arroganz, mit der ihm begegnet wurde nur schwer zu ertragen war:

Großstadtprofessorin 1: „Und dann sagte ich mir: ‚Dann werde ich es versuchen, eine Stelle in Paris zu finden!‘ [Zu dieser Zeit] erfüllte ich schon ein relativ hohes Niveau an Voraussetzungen, sodass ich mich an der EHESS, an der Paris Descartes, etc. bewarb.“

Interviewer: „Und wie lief das?“

Großstadtprofessorin 1: „Schlecht, in der Tat war ich nicht in der Lage, die Anstrengungen [frz. les efforts] aufzubringen, die es gebraucht hätte, um eine Stelle zu bekommen. [...] Netzwerke aufbauen, sich über dieses oder jenes zu empfehlen, etc. Und das versetzte mich in einen schrecklichen Zustand der Depression. [...] Das war wirklich heftig, sich mit 50 Jahren in eine Situation zu begeben, in der man sich wie ein junges Mädchen fühlt, das es noch nötig hat, deutlich demonstrieren zu müssen, dass es was kann, dass alles vorzüglich wird. Darin war ich letztlich nicht gut, in diesen Aktivitäten, die man braucht, um eine Stelle zu bekommen. Also sagte ich mir: ‚Gut, ich lass es sein! Ich hör auf zu suchen und entwickle das weiter, was ich hier hab und das ist gut so.““

Interessant ist, dass die befragte Professorin die Schuld auf sich nimmt und beschreibt, dass sie sich hätte mehr bemühen müssen, um notwendige Netzwerke aufbauen zu können. Vor dem Hintergrund der starken vertikalen Ausdifferenzierung des Feldes in einem renommierten Forschungssektor in Paris und Standorten der Massenausbildung in Groß- und Provinzstädten erscheint der Karriereverlauf der befragten Professorin jedoch vielmehr ein nicht unübliches Produkt dieser fachlichen und regionalen Segregation zu sein.

Zusammenfassend wurde in diesem Abschnitt deutlich, dass neben Leistungskriterien auch nicht meritokratische Faktoren wie die Reputation und die sozialen Netzwerke bedeutend für eine wissenschaftliche Karriere innerhalb der französischen Soziologie sind. Die meisten der Befragten betonten aber auch, dass nicht meritokratische Kriterien allein (ohne wissenschaftliche Leistung in Form von Publikationen) von geringem Wert sind. Neben der Reputation und den sozialen Netzwerken wurden zwei weitere nicht meritokratische Einflussfaktoren von Karrierechancen genannt: Zum einen der Umstand, dass in Paris die meisten Forscher ansässig sind und die meisten Doktoranden ausgebildet werden, wodurch es rein statistisch gesehen wahrscheinlicher ist, dass diese als (Lehr-)Professor rekrutiert werden. Zum anderen besteht die Tendenz, dass bei Rekrutierungen häufig diejenigen ausgewählt werden, die eine intellektuelle Nähe zu den Kommissionsmitgliedern aufweisen. Dieser Umstand kann nicht mit der wissenschaftlichen Leistung an sich gleichgesetzt werden und führt zu einer Reproduktion der Differenzierung von Paris und

Provinz sowie von unterschiedlichen Denkschulen. Aus wissenschaftssoziologischer Perspektive kann infrage gestellt werden, ob ein Rekrutierungssystem, das auf Patronage beziehungsweise sozialen Netzwerken, Konformismus und intellektueller Nähe im Allgemeinen beruht, dazu führt, dass vorrangig innovative und wissenschaftlich produktive Personen rekrutiert werden. Möglicherweise führt eine derartige Rekrutierungslogik vielmehr zur inhaltlichen Anpassung und Konzentration auf die Anschlussfähigkeit zu den etablierten Denkschulen. Nachdem nun die zentralen und elitären Pariser Einrichtungen der Soziologie und ihr Rekrutierungssystem beschrieben wurden, sollen im nächsten Abschnitt (9.1.2) die institutionellen Bedingungen, die wahrgenommene symbolische Unterlegenheit der Großstadt- und Provinzuniversitäten sowie die spezifische Rekrutierungslogik an Provinzuniversitäten behandelt werden.

9.1.2 Die symbolische Unterlegenheit der Provinz trotz Expansion und Dezentralisierung

Die Interviewgespräche zeigten, dass die heutige Situation der Großstadt- und Provinzstandorte einerseits durch eine gewisse Autonomie vom Pariser Zentrum geprägt ist, da an vielen Standorten versucht wurde, eine regional eingebundene oder berufsbezogene sowie praxisnahe Soziologie zu etablieren, die sich von der traditionellen Pariser Soziologie abhebt. Andererseits zeigte sich auch, dass die Wissenschaftler an den Provinzstandorten darunter leiden, dass sie mit der Konkurrenz der prestigereichen Pariser Standorte kaum mithalten können. Daraus resultiert eine ambivalente Haltung: Einerseits wiesen die Befragten der Universitäten außerhalb von Paris auf Probleme hin, die aus der symbolischen Überlegenheit der Pariser Eliteeinrichtungen resultieren, aber andererseits waren Befragte auch erleichtert darüber, dass sie eine gewisse persönliche Freiheit von Zwängen der Pariser Konkurrenz genießen:

Großstadtprofessor 2: *„Was man an einer Universität wie der unsrigen sieht, [...], wenn Stellen ausgeschrieben werden, Stellen als Maître de conférences oder Stellen als Professor, dann erhalten wir viele Bewerbungen von Kandidaten, die aus Paris kommen, die von der Normale Sup kommen, die von der EHESS kommen, etc. Das heißt von den Orten mit dem meisten Prestige, an dem man eine Karriere überhaupt starten kann. Und im Grunde suchen diese Personen häufig Stellen wie alle anderen auch, sie haben genauso Schwierigkeiten, Stellen in Paris zu finden, weil die Konkurrenz extrem groß ist, also nehmen sie Stellen an mittleren Universitäten wie der unsrigen an, aber mit einem einzigen Ziel, nämlich so schnell wie möglich wieder nach Paris zurückzukehren. Und [...] ich finde, man hat mehr Freiheiten an einer Universität wie dieser hier. Wir sind gut platziert an unserer Universität, auch wenn wir nicht Studierende mit einem Niveau haben, das Studierende der besten Pariser Universitäten haben können.“*

Die Betonung der Autonomie vom Pariser Zentrum ist hierbei durchaus ernst zu nehmen. In der Vergangenheit wurde mit der Etablierung neuer Soziologiestandorte in der Pariser Peripherie und in den Großstädten durchaus die Möglichkeit geschaffen, neuartige Forschung zu etablieren, die in den Kreisen der Pariser Patrone möglicherweise nicht anerkannt worden wäre. So wurde in der Pariser Peripherie eine soziologische Forschung etabliert, die die traditionelle geisteswissenschaftliche Ausrichtung des Zentrums herausfordern oder reformieren sollte. Aber auch später mit dem Ausbau der Soziologie an Großstadtuniversitäten bot sich die Möglichkeit, neuartige und stärker mit der Praxis interagierende Forschung durchzuführen und es wurden verstärkt Studierende mit nicht akademischem Hintergrund integriert, wohingegen der universitäre Pariser Sektor inhaltlich sowie personell zunächst relativ geschlossen blieb (vgl. Houdeville 2007). Heutzutage ist der Pariser Sektor inhaltlich zwar wesentlich offener und insbesondere auch am internationalen Wettbewerb orientiert, aber bis in die 1990er Jahre war eine starke inhaltliche Schließung des Pariser Sektors zu beobachten.

Ein Beispiel für eine derartige inhaltliche Geschlossenheit in den 1980er Jahren wurde von einem Professor einer Pariser Grande école beschrieben. Er beschrieb, dass es in den 1980er Jahren in Paris problematisch war, bestimmte Forschungsmethoden zu verwenden, weil der damals in Paris sehr dominant agierende Pierre Bourdieu vor allem Korrespondenzanalyse propagierte und andere Forschungsmethoden kritisierte. Der befragte Professor war damals Maître de conférences in Paris und konnte aufgrund der inhaltlichen Ferne zur üblichen Forschungspraxis in Paris keine Professorenstelle finden. Es gelang ihm jedoch eine Professorenstelle in der Großstadt zu besetzen. Dort konnte er sich dann auch der Anwendung unterschiedlicher neuartiger Forschungsmethoden widmen. Seiner Aussage nach war es in der Großstadt einfacher, einen Forschungsschwerpunkt mit einer für Frankreich neuartigen Auswertungsmethode zu etablieren und er sieht auch in der heutigen Zeit größere Freiheitsräume außerhalb von Paris:

Pariser Professor einer Grande école mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt: *„Es war einfacher das in [Großstadt] zu entwickeln als in Paris. In Paris gibt es keinen Platz, es gibt keinen, wie sagt man, gewissermaßen keinen Raum, um neue Schulen zu entwickeln. Aber in der Provinz gibt es diesen.“*

Interviewer: *„Verstehe, also ist es für jüngere Professoren in der Provinz einfacher, etwas Neues zu machen?“*

Pariser Professor einer Grande école mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt: *„So ist es, in der Provinz und dann anschließend, wenn man einmal bekannt ist, ist die Idee, wieder nach Paris zurückzukehren. Aber es gibt auch Personen, die es bevorzugen in der Provinz zu bleiben, weil das Leben dort einfacher ist. Jeder hat Internet, man hat praktisch dieselben Ressourcen wie wir. Also, man muss zwar reisen, weil alle Treffen, das CNU, und das alles in Paris ist, aber wenn man akzeptiert zu reisen, kann man dort ein etwas einfacheres Leben haben.“*

Neben dem thematischen Ausprobieren in der Großstadt kam es im Zuge der Hochschulexpansion zu einer verstärkten Rekrutierung einer Studierendenschaft aus unterschiedlichen sozialen Schichten. Hierbei wurde auf neuartige gesellschafts- oder praxisnahe oder auch politisch linke Themen gesetzt, um damit die etablierte philosophienahe und praxisferne Soziologietradition der Eliteeinrichtungen aufzubrechen. Ein Beispiel für eine derartige Neugründung ist das LERSCO (Laboratoire d'études et de recherches sociologiques sur la classe ouvrière) 1972 an der Universität Nantes. Mit dem LERSCO und dem Ausbau der soziologischen Forschung zum Thema der Arbeiterklasse wollte man zur Dezentralisierung des Faches beitragen (Baudelot 1991). Ein älterer Professor gab in den Interviews Auskunft darüber, welche Ziele der Standort mit der Neugründung verfolgte:

Interviewer: *„War die Soziologie in Nantes in dieser Zeit [Ende 1960er Jahre] renommiert?“*

Älterer Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Nantes: *„Ja, ja, wenn Sie so wollen, da gabs anfangs nichts. Das heißt es gab eine Universität im Ancien Regime vor der französischen Revolution. Und vor der französischen Revolution entschied die ortsansässige Bourgeoisie die Universität Nantes nach Rennes zu verlagern. Und für sich behielten sie, das waren Bourgeois, behielten sie die Medizin und Recht. Also gab es vom 18. Jahrhundert bis zum Jahr 1960 keine Universität in Nantes, außer Recht und Medizin. 1960 wurde die Universität Nantes gegründet und es gab einen bemerkenswerten Professor [...], Michel Verret, ein Marxist, Lehrer der Khâgne, der das komplette soziologische Laboratorium aufgebaut hat und er hat das Laboratorium auf die Erforschung der Arbeiterklasse spezialisiert. Das war das LERSCO: laboratoire d'études et de recherche sur la classe ouvrière. Das war sehr originell, da vorher, wenn Sie so wollen, gab es in Paris große Laboratorien der Soziologie, aber nichts in der Provinz. Nicht einmal in Aix oder in Lyon usw. Und er hat ex nihilo ein sehr starkes Soziologiezentrum geschaffen und das mit Themen zur Arbeiterschaft in Nantes.“*

Oder auch ein anderer Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Nantes in den 1980er Jahren: *„Michel Verret hat das Departement aufgebaut und hat Personen rekrutiert, die übrigens*

durchaus respektabel sind. Michel ist ein überzeugter Kommunist, er ist es wesentlich länger geblieben als der Großteil der Artgenossen seiner Generation und deshalb wollte er die Arbeiterklasse fördern und rekrutierte nicht wenige junge Leute als Assistants oder Maîtres assistants.“

Der Versuch der Etablierung einer lokal eingebetteten Forschung und Lehre wurde vom befragten Professor aber nicht als symbolisch gleichwertig anerkannt:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Nantes in den 1980er Jahren: *„Ich war [...] sechs oder sieben sehr glückliche Jahre dort, es war nicht mein Milieu, wenn Sie so wollen. Ich hatte manche Pariser Kollegen, die waren freiheitlicher [frz. affranchi] als die [Personen aus der Region]. Ich mochte den Ort [gemeint ist das Laboratorium] sehr gerne, sodass ich zwischen Paris und der Provinz pendelte, wie viele. Ich verbrachte drei Tage in [Großstadt], wo ich meine komplette Lehre gab und an Treffen teilnahm und in Paris habe ich meine These d’État [Äquivalent zur Habilitation] realisiert. [...] Ich bekam eine Anbindung ans CNRS, um an meiner These d’État zu arbeiten.“*

Die Zitate verdeutlichen, dass die Großstadtuniversitäten sich damit von Anfang an in einer Zwischenstellung zwischen wissenschaftlicher Autonomie vom Zentrum einerseits, aber auch symbolischer Unterlegenheit andererseits befanden. Typisch ist zudem häufig auch eine lokale Orientierung und größere Nähe zur Praxis. Auch in der heutigen Zeit ist ein Großteil der Provinz- und Großstadtstandorte von einer lokalen Orientierung geprägt. Die Lehre und Forschung sind regional eingebunden und teilweise regional finanziert, die soziologischen Fachbereiche sind häufig in einem berufsbezogenen sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Departement angesiedelt, die Professoren werden häufig lokal rekrutiert und auch die Studierenden kommen vorwiegend aus der Region. Beispielsweise beschrieb ein Professor die Situation an seiner Universität in der Provinz folgendermaßen:

Provinzprofessor 1: *„Auf alle Fälle gibt es kein Soziologiedepartement in [Provinzstadt]. [...] Es gibt Wirtschafts- und Verwaltungswissenschaften, wo auch Soziologen angesiedelt sind. [...] Es ist eine Universität, die Geld hat und lokal eingebunden ist, [Provinzstadt], das ist eine regionale Universität. Sie ist lokal wesentlich wichtiger als national.“*

Interviewer: *„Kommen die Studierenden aus der Region?“*

Professor in Provinz: *„Ja, die Universität zieht nicht über die Region hinaus Studierende an. Die [Pariser Universität] hingegen zieht ausländische Studierende an.“*

Die Studierenden der Soziologie an Großstadt- und Provinzuniversitäten stammen meist nicht nur aus der Region, sondern rekrutieren sich auch seltener als in Paris aus bildungsbürgerlichen sozialen Schichten. Ein befragter Pariser Professor, der zwischenzeitlich an einer Großstadtuniversität in einem Departement der Wirtschafts- und Verwaltungswissenschaften (administration économique et sociale (AES)) als Soziologieprofessor tätig war, beschreibt damit einhergehende Unterschiede in der Lehre:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: *„Die Studierenden in [Großstadt] [...] ich behalte sie in guter Erinnerung [...], es gab viele Studierende für die das eine Möglichkeit zum sozialen Aufstieg war. Und an den Universitäten, nicht alle, aber es gibt bestimmte, die sich sagten: ‚Ich möchte vielleicht einmal in der sozialen Hierarchie aufsteigen.‘ So gab es manche, [...], die einen wahrhaften Wissensdurst hatten, weil das ihnen möglicherweise einmal erlaubt, Sachen zu machen, die meine Eltern nicht gemacht haben oder meine Brüder nicht gemacht haben.‘ Es gab also Leute, die wirklich motiviert waren und nicht nur weil sie sich gesagt haben: ‚Ich werde mal in einem großen Unternehmen arbeiten, nein, ich werde ein wenig die soziale Hierarchie hinaufsteigen.‘ Es gab also Leute, die gefesselt waren und die behalte ich in guter Erinnerung. Aber zugleich ist das Niveau, das sich in den Kursen zeigt, die Gestalt der intellektuellen Interessen, die man dort findet, sind dennoch schwächer als hier [zentrale Pariser Universität x] und wesentlich schwächer als an [zentrale Pariser*

Universität y] etc. [... E]ine soziale Rekrutierung, die stärker, die aus unteren sozialen Hierarchiestufen/-klassen stammt und insbesondere in den Wirtschafts- und Verwaltungswissenschaften in [Großstadtuniversität], dort gab es eine große Proportion an Immigrierten und eine große Proportion der unteren Mittelklasse. Und wenn man an die [zentrale Pariser Universität y] geht oder auch hier [zentrale Pariser Universität x] sind es obere Klassen. Es sind häufig Leute, die wissen, wo es hingehen soll [im Sinne von mit beiden Beinen fest auf dem Boden stehen], die häufig Fähigkeiten aufweisen, weil sie Praktika absolviert haben etc. Man hat also einen intellektuell reicheren Ort, aber auch Leute, die weniger interessant sind. Als Individuum sind alle interessant, das steht außer Frage, aber die Gesamtheit, das sind vermutlich meist Leute, die einen einfachen Weg hatten, für sie geht es darum, in einem bereits sehr hohen Niveau aufzusteigen und für die anderen nicht. Sie hatten wirklich einen Willen, auf alle Fälle empfand ich das als solchen, als etwas Stärkeres. Aber aus intellektueller Sicht, für die Arbeit, die ich machte, war es ziemlich schwierig.“

In den Interviews zeigte sich, dass die Soziologie an den Großstadt- und Provinzuniversitäten häufig regional eingebettet ist und in der Lehre häufig auch nur als Begleitfach für benachbarte Disziplinen angeboten wird. In manchen Großstädten, wie Lille, Nantes oder Lyon gelang es jedoch auch, etwas größere Soziologiedepartements zu etablieren, die durchaus mit der Pariser Konkurrenz mithalten können. Interessant ist hierbei aber, dass fast alle Standorte außerhalb von Paris einer lokalen Rekrutierungslogik folgen. Es werden häufig eigene Nachwuchswissenschaftler rekrutiert, weil sie woanders keine Karrierechancen haben und weil sie bereits lokal verwurzelt sind und eine pädagogische Kontinuität in der Lehre gewährleisten können. Die Rekrutierung von Pariser Nachwuchswissenschaftlern hingegen geht immer mit der Gefahr einher, dass die Personen nur ein zwei Tage in der Woche vor Ort sind und sich nicht gleichermaßen lokal engagieren wie am Standort verwurzeltes Personal. An vielen Standorten der Großstadt und Provinz geht diese lokale Rekrutierungslogik aber auch damit einher, dass die Personen stärker in der Lehre als in der Forschung engagiert sind beziehungsweise sich stärker um gewerkschaftliche lokale Netzwerke und administrative Aufgaben kümmern. Die lokale Rekrutierungslogik reproduziert im Grunde die Differenzierung von Universitäten der Massenausbildung in den Provinzen und den elitären Standorten der Forschung in Paris.

Viele der befragten Professoren mit Berufstätigkeit in den Großstädten und Provinzen wiesen darauf hin, dass sich die lokale Rekrutierungspraxis durchaus in der wissenschaftlichen Praxis niederschlägt. Der eben zitierte befragte Pariser Professor mit Lehrerfahrung an einer Großstadtuniversität beschrieb im Interview beispielsweise, dass ein Großteil der dort beschäftigten Professoren weniger in der Forschung engagiert war und sich vielmehr auf die Lehr- und Verwaltungstätigkeiten konzentrierte. Auch er hat beobachtet, dass lokale Karrieren an Provinzstandorten typisch sind und mit einem Fokus auf die Lehrtätigkeit und einer geringen inhaltlichen Diversität in der Forschung einhergehen:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: „Es ist auch noch der Umstand, dass die Kollegen in der Provinz wahrscheinlich wesentlich häufiger als in Paris eine geringere Forschungsaktivität aufweisen, weniger publizieren, sich mehr um lokale Dinge kümmern, die sehr interessant sind, keine Frage, aber man kann sagen, dass Leute mit einer dynamischen Forschungsaktivität und anhaltenden sowie zahlreichen Publikationstätigkeit häufiger in Paris zu finden sind als anderswo. [...] Meine Aktivitäten nahmen dort [Großstadtuniversität] einen ziemlich wichtigen Stellenwert ein, man bat mich darum, dort [Großstadtuniversität] zu publizieren. Das erklärt keine Qualitätsunterschiede, weil ich würde sagen, dass es in [Großstadt x] oder in [Großstadt y] sehr gute Leute gibt, aber in Paris konzentriert sich alles viel einfacher [...]. [I]ch finde manchmal, wenn man die Universitäten der Provinz und in Paris gegenüberstellt, da gibt es manchmal eine Seite, wie soll man sagen, eine Art Schließung: Leute, die als Student dort waren, die dort *Mîtres de conférences* und anschließend Professor werden. Ihr alter Professor ist noch da etc., also eine Ausrichtung, die

manchmal etwas beengt ist. Wenn man externe Leute rekrutieren würde, dann würden diese andere Sichtweisen einbringen, sie wären an anderen guten Standorten gewesen und könnten Anderes machen etc. Ich glaube, dass die akademische Welt eine gewisse Homogenität braucht, aber es braucht manchmal auch Differenzen, um das Denken zu bereichern.“

Später im Interview präzisiert der befragte Professor seine Erfahrungen in der Großstadt und betont, dass die Wissenschaftler dort eine andere wissenschaftliche Motivation aufwiesen als die Pariser Kollegen. Es handelt sich gewissermaßen um ein anderes wissenschaftliches Verständnis, bei dem nicht die national oder international verbreitete Publikation von wissenschaftlichen Ergebnissen im Zentrum steht, sondern die Lehr- und Verwaltungstätigkeit an einem Standort:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: *„Ein Großteil unter ihnen machte keinerlei Forschung. Das waren Leute, die vor allem Kurse anboten. Und sie machten Kurse, sie befassten sich viel mit der Verwaltung, aber ich machte fast keine Verwaltung. Ich gab meine Kurse, aber abgesehen davon fuhr ich damit fort zu publizieren und zu Kolloquien zu fahren etc. Also was mich interessierte, wenn Sie so wollen, war das Paar Lehre und Forschung. Aber den Verwaltungsteil, wo ich ihn vermeiden konnte, mied ich ihn. Weil das nicht unbedingt eine gute Sache ist oder ich machte ihn in einem anderen Rahmen, aber nicht an der Universität. [...] Das waren Leute, die mein Alter hatten etc. oder teilweise auch ein wenig jünger. Das war etwas [gemeint ist die Forschungstätigkeit], das sie aufgegeben hatten, das war nicht ihre Motivation. Das soll nicht heißen, dass sie das nicht machten, sie machten ihre Arbeit sehr gut, die Lehre und die Verwaltung, aber Artikel auf Englisch publizieren oder Artikel auf Französisch in einer Zeitschrift das machten die nicht, ich weiß nicht, die machten andere Sachen.“*

Die starke Fokussierung auf die Lehrtätigkeit rührt an Großstadtuniversitäten auch daher, dass man als Professor ein stetig größeres Pensum an Lehre zu bewältigen hat. So beschreibt ein bereits zitierter Großstadtprofessor die sich verändernden Lehrbedingungen:

Großstadtprofessor 2: *„Der Anteil der Lehre [an der gesamten Forschungs- und Lehrtätigkeit des Professors] wiegt immer schwerer, aber das ist mit der ökonomischen und finanziellen Lage der Universität verbunden, die sich verschlechtert und immer schwieriger wird. Deshalb hat man uns verpflichtet, an den Lehrkosten zu sparen und deshalb haben wir die Kosten für die Kurse in den letzten zwei oder drei Jahren um 20% gekürzt. Und um das zu erreichen, das erklärt sich von selbst, sagen wir, wird kürzen die Dauer der Kurse, man verwandelt die Cours magistraux in Travaux dirigés [von einer Vorlesung in eine Übung], sodass es für die Universität billiger wird. [...] Ich weiß nicht, vor vier oder fünf Jahren musste ich sechs Kurse pro Jahr machen, im Moment mache ich 12, um auf die gleiche Anzahl an Stunden zu kommen, um für die gleiche Anzahl an Stunden bezahlt zu werden. Deshalb wird der Anteil der Lehre immer größer, ja, ja.“*

Die Häufigkeit von lokalen Rekrutierungen an Provinzstandorten erklärt sich damit auch durch die hohe Lehrbelastung. Universitäten tun gut daran, wenn sie Personen als Professor einstellen, die zuvor schon als Maître de conférences am Standort und im gleichen Studiengang tätig waren:

Provinzprofessorin 1: *„In den Berufungskommissionen [... vieler Universitäten] auf diesem Niveau bezieht man lokale Kandidaten ein, Personen, die bereits Maître de conférences sind und die dort Professor werden sollen. In der Tat hat das viele Vorteile für die Universität. Im Allgemeinen sind die Maîtres de conférences schon in der Lehre engagiert, mehr in der Lehre als in der Forschung. Der Einsatz ist mehr in der Lehre als in der Forschung, weil man für einen Master verantwortlich ist. Warum sollte man also jemanden suchen, wenn der Master gut läuft? Das ist nachvollziehbar.“*

In den Interviews zeigte sich zudem, dass die lokale Rekrutierungslogik unter anderem auch auf den Ausbau der Massenuniversitäten im Zuge der Hochschulexpansion zurückzuführen ist – man benötigt mit dem Standort und den Lehranforderungen vertrautes Personal, das eine inhaltliche Kontinuität in

den Studiengängen gewährleistet und nicht unbedingt wissenschaftliche Innovation hervorbringen muss:

Ältere Professorin der Pariser Peripherie 1: *„Der Konformismus, der an bestimmten Einrichtungstypen auftritt, ist auch in der europäischen Welt weit verbreitet, in Anbetracht der Geschichte der europäischen Universität und in Anbetracht des Umstands, dass es eine Explosion der Anzahl an Einrichtungen im Zuge der Expansion gab. Das trifft auf Deutschland zu, das stimmt für Frankreich, für Großbritannien, das trifft überall zu. Wir hatten kein Anreizsystem, das die Leistung würdigt. [...] Die Beförderungen basierten darauf, dass man ein ‚guter Bürger‘ seiner Einrichtung ist.“*

Anders als in Paris herrscht an vielen Provinzstandorten nicht die gleiche Konkurrenz vor. Das ist darauf zurückzuführen, dass man weniger um Forschungsgelder und Exzellenzgelder zum Zusammenschluss von Forschungspolen und Laboratorien konkurriert und sich auf kleine lokale Projekte oder auf die Lehre konzentriert. Viele der Provinzprofessoren beschrieben, dass sie in der Provinz eigentlich eine größere Freiheit als in Paris genießen und damit zufrieden sind, als Professor an ihrer Universität tätig zu sein und nicht mehr nach weiterer Anerkennung streben. Für jüngere Wissenschaftler an den Provinz- und Großstadtuniversitäten ist der Konkurrenzdruck jedoch noch stärker ausgeprägt als früher:

Großstadtprofessor 2: *„Wenn man in den Pariser Universitäten ist oder an der EHESS oder ENS, da ist wirklich [säufzen] ein stetiger Exzellenzdruck, den ich als kräftezehrend empfinde. Deshalb bevorzuge ich es im Moment hier zu sein, wir haben Beziehungen zu Leuten von überall, das Internet hat in dieser Hinsicht Beziehungshindernisse abgebaut. Und so haben wir es hier einerseits ruhiger und können andererseits arbeiten mit wem wir wollen.“*

Interviewer: *„Was ist der Druck in Paris? Artikel publizieren?“*

Großstadtprofessor 2: *„Ja, das ist das Publizieren, große Forschungsverträge aufzuweisen, das ist, dass man zeigen muss, dass man bekannt ist, dass man international arbeitet [...] auf Englisch publizieren.“*

Interviewer: *„Und hier [...] ist das auch wichtig oder? Warum gibt es in [Großstadt] nicht den gleichen Druck? [...] Was ist der Grund dafür, dass es hier ruhiger und freier ist?“*

Großstadtprofessor 2: *„Das ist eine gute Frage. Ich glaube für die jüngeren Kollegen, die am Anfang ihrer Karriere stehen ist der Druck heutzutage, heutzutage genauso stark. Und allein schon, es gibt eine starke Distinktion glaube ich zwischen den Maîtres de conférences und den Professoren. Wenn man Professor ist, ist der Druck geringer, außer man entscheidet sich damit weiterzumachen, in seine Karriere zu investieren. Was manche durchaus machen. Aber der Druck ist geringer, weil man eine garantierte Stelle hat. Die Maître de conférences stehen unter Druck, weil sie ihr Dossier [gemeint ist die gesamte wissenschaftliche Leistung, die man bei einer Bewerbung präsentiert] aufbauen müssen, das ihnen erlaubt, Professor zu werden. [...] Und weil die Lehr- und Verwaltungslast immer schwerer wird, wird es auch schwieriger das zu erreichen. Wenn man Professor ist, heißt das nicht, dass man schläft und auf den Ruhestand wartet [...]. Das ist aber auch eine persönliche Entscheidung glaube ich. Ich glaube ehrlich, dass meine professionellen Ambitionen mit dem Professorwerden befriedigt worden sind. Das darüber [gemeint sich weitere Auszeichnungen oder CNU-Beförderung zum „professeur de première classe“], das interessiert mich nicht.“*

Viele der Provinzprofessoren äußerten sich ähnlich und sagten, sie hätten nie den Wunsch gehabt, in Paris zu arbeiten, da dort der Konkurrenzdruck zu groß sei und man eine größere Autonomie in der Provinz genießt. Außerdem bietet die Tätigkeit an einer Provinzuniversität einen größeren institutionellen Handlungsspielraum als es in großen Pariser Standorten möglich wäre. So hat sich zum Beispiel einer der befragten Professoren für eine Stelle in der Provinz entschieden, weil er sich dort größere Einfluss- und Handlungsmöglichkeiten als in Paris versprochen hatte. Der

Universitätspräsident hatte ihm vor der Rekrutierung die Leitungsposition im Forschungslaboratorium angeboten, aber seine Erwartungen wurden im Nachhinein enttäuscht, weil das Personal am Standort eine starke Beharrungstendenz aufwies. Es gab einen gewissen Konflikt am Standort zwischen lokal verwurzelttem Personal und dem Präsidenten der rekrutierenden Provinzuniversität, der den externen Kandidaten rekrutieren wollte, um die Forschungsaktivitäten zu verstärken und international auszurichten. Derartige Konflikte sind seit den Reformen von 2007 typisch für das französische Hochschulsystem. Mit den Reformen wurde Universitätspräsidenten mehr Macht in lokalen Berufungskommissionen zugewiesen, damit auch an französischen Universitäten eine forschungsorientierte und internationale Ausrichtung gefördert wird. Das folgende Zitat verdeutlicht diese Spannungslage zwischen der bisher am Provinzstandort vorherrschenden Lehrorientierung und der neuartigen Rekrutierung nach einer internationalen Forschungslogik. Auf die Frage, warum sich der Professor für die Provinz und nicht für Paris entschieden hatte, antwortete der Professor folgendermaßen:

Provinzprofessor 2: *„Das wäre niemals das gleiche gewesen, das heißt [...] ich wäre ein Professor wie die anderen gewesen. Um das gleiche zu erreichen, hätte ich zehn Jahre gebraucht [...]. [...] Offensichtlich war das alles aber lächerlich, all das, was man mir versprochen hat, weil der Präsident wenige Monate später wieder wechselte. [...] Man hat mir die Direktion des Laboratoriums gegeben, ich habe es gemacht und ich versuchte die anderen etwas zu öffnen, aber das führte nur zu einer totalen Blockade. Das heißt sie haben nicht akzeptiert, zum Beispiel haben sie nicht einmal die Treffen akzeptiert oder die Kollegen, die nicht in [Provinzstadt] waren, haben nicht akzeptiert per Telefon oder Skype [usw. ...] teilzunehmen. Das war wie: 'Wir hier, wir arbeiten so und nicht anders.' Also habe ich versucht, ich habe es häufig mit [...] Forschungsprojekten versucht, mit Konferenzen, mit vielem, vielem, aber es war so, wie es war. [...] Kennen Sie die aktuellen Reformen in Frankreich ein wenig? Das, was passiert, das was in England in den 80er Jahren passiert ist, passiert momentan im kontinentalen Europa. [...]. Also sind sie verkrampft [...] sie öffnen sich nicht, so hab ich das Laboratorium aufgegeben und ich gehe nicht zu den Treffen, weder des Laboratoriums, noch des Departements. Ich erlaube mir das, weil ich meine Lehre auf zwei Tage im ersten Semester gelegt habe, ich sehe sie [die Kollegen] nicht, sie stören mich nicht, das hätte ich an einer anderen Universität nicht machen können. Ich kann mich gut damit arrangieren, [Provinzstadt] ist eine Stunde von hier [gemeint ist Paris]. [...] Kurzum, das ist das, was ich gemacht hab [...], das ist eine etwas selbstmörderische Position, in dem Sinne, dass ich nach all diesen Bemühungen keine neuen Projekte mehr ins Leben rufen wollte. [...] Was ich aber mache ist, dass ich mich für [englischsprachige Zeitschrift] engagiere, um diesem erstickenden Klima zu entkommen.“*

Auch andere Professoren beschrieben derartige Probleme an Provinzstandorten. Aufgrund der hohen Lehrbelastung und geringen finanziellen und personellen Mitteln sind Provinzstandorte häufig weniger gut organisiert und es gibt viele Konflikte. So zum Beispiel ein Pariser Professor, der zuvor an einer Provinzuniversität tätig war:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Provinz: *„Ich glaube es ist klar, dass es in den Universitäten der Provinz mehr Probleme gibt, die Finanzierung, die Lehre, all das. Ja, ich glaube man kann diesen Unterschied bemerken.“*

Aber auch eine bereits zitierte Professorin, die als Maître de conférences in Paris war und dann eine Professorenstelle in der Provinz angenommen hat, bestätigt diese Tendenz:

Provinzprofessorin 1: *„Ich habe eine Stelle in [Provinz...]. Das ist eine uninteressante Stelle in vielerlei Hinsicht. [...] Zum Beispiel die Lehre. Die ist meiner Ansicht nach miserabel. Man hat mich damit gelockt, dass ich im Master [Spezialisierung] eingesetzt werde, der aber nicht mehr existiert. Außerdem bin ich in einem IUT der Wirtschafts- und Verwaltungswissenschaften [institut universitaire de technologie im Bereich AES]. Das interessiert mich nicht. Die Lehre, ich mache die Einführung in die Sozialpsychologie und Organisationssoziologie, das ist ein oberflächlicher Überblick. Dann mache ich*

noch ein wenig die Sensibilisierung für Untersuchungsmethoden. Das mache ich wirklich sehr gerne, aber ehrlich gesagt, sind das Studierende im ersten Jahr. Sie wissen nicht, warum sie da sind, sie haben noch nicht verstanden, dass sie damit arbeiten sollen. Also für mich ist es uninteressant [...]. Deshalb habe ich die Direktion des Laboratoriums angenommen, [...], es ist ein kleines Laboratorium, eigentlich ist es groß, aber es ist passiv, hat eine komplizierte Geschichte, es ist sehr kompliziert, es ist sehr lokal. Das heißt es gibt lokale Probleme/Herausforderungen [frz. les enjeux].“

Eine Rekrutierungslogik, die den Anforderungen und Eigenheiten lokaler Forschungsgruppen besser entspricht als die Rekrutierung von Personal aus dem Ausland oder aus Paris ist die lokale an der Lehre orientierte Rekrutierungslogik. Die Interviews zeigten in der überwiegenden Mehrheit, dass es bei Rekrutierungen an Provinzuniversitäten nur selten auf Innovation oder Genialität der zu rekrutierenden Kandidaten ankommt, vielmehr spielen Kriterien wie die pädagogische Kontinuität, inhaltliche Homogenität und Konformität mit den lokalen Teams eine bedeutende Rolle. An Pariser Elitestandorten hingegen spielen der internationale Wettbewerb sowie die Forschungsleistung in Form von Publikationen und Konferenzbeiträgen eine zentrale Rolle. Die ältere Professorin der Pariser Peripherie 1 beschreibt die wissenschaftliche Auseinandersetzung über die unterschiedlichen Rekrutierungslogiken folgendermaßen:

Ältere Professorin der Pariser Peripherie 1: *„[Ein Kollege] sagt, dass bei der Rekrutierung von Personal nicht nur die wissenschaftliche Exzellenz zählt, sondern auch, dass die Personen umgänglich [frz. vivable] sind und sich ihrem Umfeld anpassen. Das trifft auf die französischen Universitäten zu, weil wenn sie jemanden für 37 Jahre einstellen, [...] und sie rekrutieren einen geistig Kranken, das ist sehr ärgerlich. Sie müssen die Person dann loswerden, in Frankreich nennt man das die heiße Kartoffel zuschieben. [...] Es ist also wahr, dass die Frage der Umgänglichkeit wichtig ist, aber in den großen [weltweit renommierten] Universitäten [...] dort rekrutiert man vorrangig aufgrund des antizipierten Talents einer Person [...], also nicht nur, weil ein bestimmter Artikel in einer bestimmten Zeitschrift publiziert wurde, sondern vielmehr erwartet man, dass sich das Potenzial durch ein originelles Werk zeigt und man will nicht, dass die Person Normalwissenschaft betreibt.“*

Aufgrund der begrenzten Mittel und der hohen Lehranforderung in den Provinzuniversitäten ist es den Standorten jedoch selten möglich, das volle Risiko einzugehen und eine unbekannte, aber vermutlich geniale oder innovative Forscherpersönlichkeit zu rekrutieren. Man setzt am liebsten auf vertrautes und lokal verwurzeltes Personal, weil man sonst Gefahr läuft, dass die Personen kaum vor Ort tätig sind oder nach kurzer Zeit wieder den Standort verlassen. Insbesondere Universitäten, die geographisch sehr nahe bei Paris liegen, haben dieses Problem. Es sind Standorte, die zwar einen starken personellen Austausch zu anderen Pariser Standorten aufweisen, aber davon nicht profitieren, sondern dadurch in eine große Abhängigkeit vom Pariser Zentrum gelangen. Um sich als eigenständig funktionierender und aktiver Standort etablieren zu können, müsste Personal rekrutiert werden, das anders als die Pariser Turboprofessoren tatsächlich vor Ort wohnt und sich dort vorwiegend engagiert. Ein Hausberufungsverbot wäre für diese Standorte desaströs, weil sie möglicherweise in noch größere Abhängigkeit zu Paris gelangen. Ein bisher noch nicht zitierter Pariser Professor mit Berufserfahrung an einem Großstadtstandort beschreibt das Problem folgendermaßen:

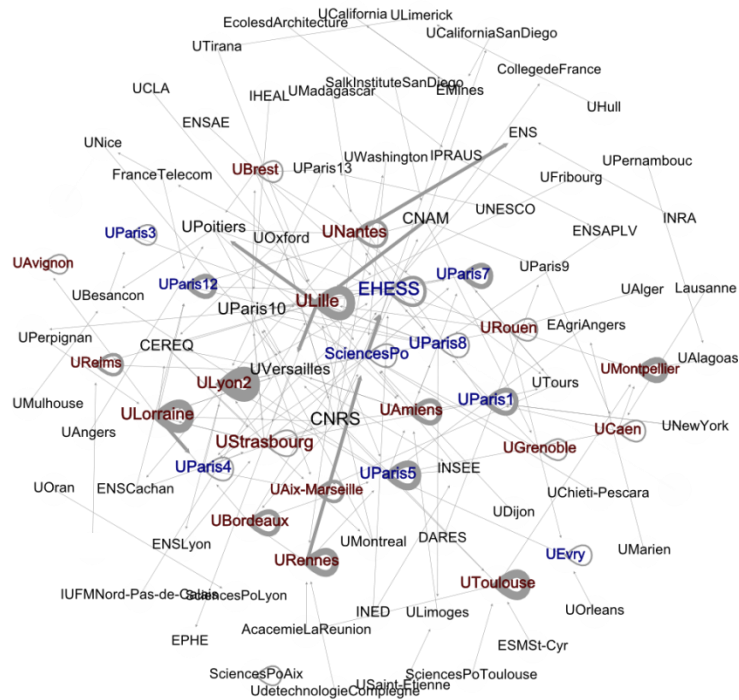
Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: *„Poitiers [genannt als Beispiel für eine Universität nahe von Paris] das ist keine Universität, die von der Nähe zu Paris profitiert. Die Professoren wohnen in Paris, sie leben im Hotel in Bahnhofsnähe. [...] Die Nähe dieser Universität ist vielmehr eine Form der Abhängigkeit von Paris. Das ist für [Großstadt mit weiterer Entfernung zu Paris] zum Beispiel nicht so und dürfte auch für Lyon nicht so sein. Straßburg, Bordeaux, Lyon zum Beispiel sind universitäre Zentren für sich selbst oder auch die Universität Lille ist nicht abhängig. [...] Im Grunde haben sie eine ausreichend kritische Masse an diesen Orten [...], die man in Poitiers oder Amiens nicht*

findet. Also hat man Universitäten, die aus soziologischer Sicht relativ abhängig von der Pariser Welt sind und andere, die eine größere Autonomie haben. [...] Also in dem Moment, in dem sie einen Raum mit unterschiedlicher Hierarchie haben, eine symbolische Hierarchie zwischen Paris und dem Rest und der Provinz wird alles sehr kompliziert. Nehmen wir Poitiers, [...] in Poitiers ist Mittwochabend niemand mehr. Die Universität ist die Wüste, alle Dozenten sind nach Paris zurückgekehrt. Das ist unmöglich, deshalb ermöglicht der Lokalismus, dass sich Universitäten ein wenig gegen dieses Phänomen schützen. Nicht, dass ich es an sich verteidige, aber man kann die Situation auch nicht dadurch verbessern, dass man den Lokalismus verbietet oder unterdrückt. Das wäre dramatisch für die großen universitären Zentren wie Marseille, Bordeaux und erst recht, wenn es mit dem TGV weniger als zwei Stunden nach Paris sind.“

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Bedingungen an den Großstadt- und Provinzuniversitäten teilweise schwierig sind und es den Standorten weniger gut als Pariser Eliteeinrichtungen gelingt, sich neben der großen Lehrbelastung auch in der Forschung zu betätigen und in der Konkurrenz zur Pariser Soziologie zu bestehen. Andererseits wurden aufgrund der Hochschulexpansion und Dezentralisierungspolitik auch gewisse Freiräume außerhalb von Paris geschaffen, neue Forschungsthemen entwickelt und eine Förderung weniger privilegierter sozialer Schichten forciert. Wohingegen die traditionelle Pariser Elite auf eine elitäre Schließung setzt, wurde auch in den Großstadt- und Provinzuniversitäten eine spezifische Rekrutierungslogik etabliert, die aber vielmehr auf die Lehrtätigkeit und weitere lokale Verpflichtungen abzielt. Die Folge ist die heutige Situation, in der man eine Differenzierung des französischen Hochschulsystems in einen Bereich der elitären Forschung in Paris und einen Bereich der Massenlehre außerhalb vom Pariser Zentrum beobachten kann.

So wurde in den Interviews häufig deutlich, dass die Großstadt- und Provinzuniversitäten in symbolischer Hinsicht (mit Ausnahme mancher Großstadtstandorte) nicht als ebenbürtiger Bestandteil der französischen Hochschullandschaft wahrgenommen werden. Um im Interview weitere Aussagen zu den Rekrutierungspraktiken und symbolischen vertikalen Differenzen zwischen Hochschulstandorten zu erfahren wurde am Ende des Interviews eine Grafik als Diskussionsgrundlage eingesetzt. Die Grafik bildet das französische Berufungsnetzwerk der Soziologie ab und verdeutlicht den Zentralisierungsgrad der Berufungen in Frankreich und die Pariser Schließung zeigt (siehe Abbildung 31). Abgebildet wurden alle Berufungen als Professor. Man sieht also zum einen den Wechsel von der letzten Stelle als *Maître de conférences* (oder äquivalente Positionen) auf die erste Professorenstelle und danach alle weiteren Stellenwechsel. In der Mitte der Grafik sind die zentral vernetzten Universitäten, also Standorte, die häufig in der Lage sind, Personal zu entsenden und zu rekrutieren. Hausberufungen wurden einbezogen, sodass auch große Standorte wie Lille und Lyon 2, die nicht nur stark mit den Pariser Standorten vernetzt sind, sondern zudem auch viel lokales Personal rekrutieren, in der Mitte der Grafik zu sehen sind. Die Bedeutung von lokalen Rekrutierungen an einem Standort sieht man anhand der Stärke der grauen Kreise, die auf Rekrutierungen am gleichen Standort hinweisen. Pariser Universitäten sind in blau abgebildet und Großstadt- und Provinzuniversitäten in rot. In der Mitte der Grafik sieht man, dass vor allem die Pariser Standorte zentral vernetzt sind und zudem auch manche Großstadt- und Provinzuniversitäten. Hierbei handelt es sich aber meist um Standorte, die sehr nah von Paris sind oder schnell mit dem TGV zu erreichen sind.

Abbildung 31: Berufungsnetzwerk der französischen Soziologieprofessoren (N=176)



Die Grafik wurde erst am Ende des Interviews eingesetzt und ihr Einsatz änderte nichts an der Einstellung und Wahrnehmung der befragten Akteure. Subjektiv wahrgenommene Prestigedifferenzen zwischen Paris und Provinz, übliche Rekrutierungspraktiken und damit zusammenhängende Ungleichheiten und mögliche Ungerechtigkeiten wurden in allen Fällen auch schon im ersten offenen Teil des Interviews geäußert. Die Grafik bot aber häufig die Möglichkeit, den bisher geschilderten Lebenslauf vor dem Hintergrund der Gesamtstruktur zu reflektieren und zu erläutern. Sie war häufig auch Anlass dafür, darauf hinzuweisen, dass selbst erlebte Ungleichheiten typisch für das Feld sind. Weiterhin konnte durch den Einsatz der Grafik ein Wechsel von der Ebene des individuellen Karriereverlaufs hin zu einer etwas allgemeineren Ebene der Rekrutierungspraktiken und allgemeinen Struktur und Geschichte der französischen Soziologie erreicht werden. In diesem zweiten Teil nahm das Gespräch somit vielmehr die Gestalt eines Expertengesprächs an. Befragte schilderten ihre Erfahrungen als Gutachter und Mitglied in Rekrutierungskomitees. Zu beachten gilt hierbei aber auch, dass diese Expertenaussagen ebenso wie die Schilderung der eigenen Biographie und selbst erlebter Ungleichheiten als eine Schilderung subjektiver Wahrnehmungs- und Einstellungsmuster verstanden werden müssen. Die Ergebnisse präsentieren im Folgenden demnach, wie die Gesamtstruktur, die üblichen Rekrutierungspraktiken und regionalen Differenzen von den Akteuren subjektiv wahrgenommen werden.

Eine interessante Reaktion auf die Grafik zeigte sich bei einem Pariser Professor, der an unterschiedlichen Grandes écoles studierte und promovierte, im Anschluss daran am CNRS in Paris tätig war und danach Professor einer Grande école wurde. Vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen war er sehr erstaunt darüber, wie stark das Berufungsnetzwerk der französischen Soziologie bereits dezentralisiert ist, auch wenn es aus deutscher Perspektive stark zentralisiert wirkt:

Directeur d'études der EHESS 2: „Ihre Vorstellung von Paris und der Provinz ist letztlich eine deutsche, Sie wundern sich [über die Zentralisierung], wohingegen ich im entgegengesetzten Sinne überrascht bin. Es gibt große Provinzuniversitäten, die in Führungsstrichen sehr attraktiv sind [...]. Verstehen Sie

die Nuancierung? [...] Vor dem Hintergrund unserer Stereotypen, die wir in Frankreich haben, überraschen mich diese Elemente.“

Ein weiterer Professor, der an einer zentralen Pariser Universität arbeitet, aber zuvor auch in der Großstadt tätig war, bedauert es, dass in der allgemeinen Wahrnehmung derartig starke Prestigidifferenzen zwischen Paris und der Provinz bestehen. Er beschreibt, dass man quasi als verrückt erklärt werden würde, wenn man seine Stelle an einer Eliteeinrichtung in Paris aufgibt, um eine Stelle an einer Provinzuniversität anzunehmen:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: *„Wenn ich mich heute dazu entscheide, [zentrale Pariser Universität] zu verlassen und an die Universität [Provinz ...] zu gehen, dort wo ich meine Mutter und meine Freunde habe etc. [...] ich glaube, dass die meisten Leute sagen würden: ‚Was passiert hier? Was ist das?‘ Und ich glaube, dass viele Leute sagen würden, wenn es einen derartigen Stellenwechsel gab, dann weil es schwerwiegende Probleme vorlagen und die [zentrale Pariser Universität] ihn nicht mehr wollte. Das ist so ungewöhnlich, dass jemand, der in Paris ist, an einer zentralen Pariser Universität, sagt: ‚Ich gehe nach [Provinz] oder sogar nach Bordeaux oder nach Toulouse.‘ [...] Wenn ich in Bordeaux oder in Toulouse wäre und nach Paris ginge, hätte ich mich nicht zu erklären. Man steigt in die Hauptstadt auf, das versteht jeder.“*

Er plädiert für eine größere regionale Mobilität im französischen universitären Arbeitsmarkt, damit solche Entscheidungen oder Stellenwechsel in Zukunft in der allgemeinen Wahrnehmung normal werden. Dennoch wird es nach wie vor als Ideal angesehen, wenn man nach einer Etablierungsphase in der Provinz in Paris rekrutiert wird. Dadurch ist auch ein Wandel unwahrscheinlich und das Rekrutierungssystem hält die Differenzierung von Pariser Eliteeinrichtungen und Massenuniversitäten aufrecht. So reagiert auch der folgende befragte Professor auf die Frage, ob die Pariser Überlegenheit allmählich an Bedeutung verliert, eher ablehnend:

Pariser Professor einer Grande école mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt: *„Ich bin nicht sicher, ob sich das wandelt, nein. [...] Aber das ist auch ein Elitismus der Institutionen. Wenn sie in Frankreich Normalien sind, haben sie eine wesentlich einfachere Karriere [...]. Es gibt eine interne Stratifikation in jeder Disziplin und wenn sie Normalien sind, danach an die EHESS gehen, anschließend als Maître de conférences in Grenoble rekrutiert werden, dann schaffen sie es auch innerhalb weniger Jahre wieder nach Paris zurückzukehren, weil in den [Pariser] Berufungskommissionen auch Normaliens sitzen. [...D]as ist der Königsweg.“*

Der eben zitierte Professor ist selbst in Paris tätig, aber ist der Meinung, dass die Arbeitsbedingungen in der Großstadt angenehmer als in Paris sind, weil dort weniger Konkurrenzdruck herrscht. Er hält es dennoch nicht für wahrscheinlich, dass es zu einer weitreichenden Dezentralisierung kommt, da alle Provinzwissenschaftler nach wie vor auf Kontakte zu Pariser Forschergruppen angewiesen sind:

Pariser Professor einer Grande école mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt: *„Nach dem, was ich bei einem Besuch an der Universität [Großstadt] gesehen habe, glaube ich, dass alle Leute dort inzwischen mit Personen von Pariser Universitäten vernetzt sind, alle. Mit dem Internet, in einem großen Laboratorium und einem großen Departement [...], das ist nicht schlecht. Man kann dort ein wesentlich ruhigeres Leben haben, wesentlich ruhiger. [...] Dort gibt es wesentlich weniger Statuskonkurrenz. [...] Deshalb würde ich sagen, dass es heutzutage sicherlich sehr sehr gut ist an einer Universität in einer großen Provinzstadt. Also vielleicht wird sich diese Pariser Zentralisierung wandeln, aber ich habe daran dennoch Zweifel, weil hier [Paris] gibt es viel Geld und Macht.“*

Als Reaktion auf die symbolische Überlegenheit und auf die Schließung elitärer Forschungsnetzwerke hat sich die lokale Rekrutierungslogik in der Provinz verbreitet, mit der versucht wird, unabhängiger vom Pariser Zentrum zu werden. Viele der befragten Professoren in den Großstädten, aber auch des Pariser Zentrums beschrieben, dass der Lokalismus in den Provinzen eine Reaktion auf die

symbolische Dominanz der Pariser Elite ist. So deutete einer der befragten Großstadtprofessoren die lokale Rekrutierungslogik an Provinzstandorten als ein Mittel, um sich gegen den Pariser Elitismus zu wehren:

Großstadtprofessor 3: *„Der Lokalismus ist vermutlich ein Widerstand gegen den Elitismus, man bevorteilt Personen, die man kennt. Auf einer fiktiven Basis ist das mehr oder weniger ein Widerstand zum Elitismus [...]. Jedenfalls gibt es keine Meritokratie im Lokalismus.“*

Das Argument für den Lokalismus ist gewissermaßen, dass man sich als Provinzstandort eigentlich noch abhängiger von Paris macht, wenn man Pariser Nachwuchs rekrutiert, weil sich dieser aufgrund der Zentralität von Pariser Forschungsnetzwerken lokal nicht engagieren würde. In den Interviews beklagte ein Provinzprofessor, der selbst aktiv forschend tätig ist, dass die Forschung der Provinz in Pariser Kreisen überhaupt nicht beachtet wird. Der Standort hat das Problem, dass sich zwar viele Pariser Soziologen für Stellen an der Provinzuniversität bewerben, aber diese kein Interesse daran haben, sich lokal in der Forschung einzubringen. Viele der externen Bewerber kämen nur an wenigen Tagen in der Woche, um zu lehren, aber fahren dann wieder nach Paris, um dort zu forschen und Netzwerke zu pflegen – meist haben in der Provinz angestellte Professoren, die vorher in Paris waren, noch eine institutionelle Anbindung an einen Pariser Standort. Für die Provinzstandorte ist es aber aufgrund der hohen Kosten sehr riskant, jemanden einzustellen, der sich lokal nicht engagiert und keine Kontinuität in der Forschung und Lehre gewährleistet:

Provinzprofessor 3: *„Also die Probleme an manchen Universitäten der Peripherie [... Pause]. Das Problem ist, dass manche denken, man begeben sich mit dem Verlassen der Pariser Peripherie in die intellektuelle Wüste. Sie können sich nicht vorstellen, ihre Forschungsaktivität außerhalb des Pariser Zentrums zu betreiben. Aber wir, die Universität, wir sind verantwortlich für die Gehälter.“*

Auch andere befragte Professoren bestätigen diese Tendenz, dass in der Provinz angestellte Professoren ihre Forschungsaktivität nach Paris zu verlagern:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: *„Im intellektuellen Leben ist alles in Paris konzentriert, so richten es sich sogar Personen von Provinzuniversitäten ein, in Paris zu wohnen/bleiben.“*

Als Folge gelingt es in der Provinz und in den Großstädten nur sehr schwer, starke Forschungsgruppen zu etablieren. Zum Beispiel beschrieb ein bereits zitierter Pariser Professor, der zwischenzeitlich an einer Großstadtuniversität arbeitete, dass die Forschungsaktivität an der Großstadtuniversität nur sehr schwach ausgeprägt war, sodass er sich auf seine Pariser Kontakte konzentrierte:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: *„In diesem Sinne sagte ich mir, man kann in der Provinz Personen haben, die sich der Lehre und Verwaltung verschreiben, aber der Anteil der Forschung ist sehr schwach.“*

Interviewer: *„Es war vermutlich nicht einfach für Sie, Netzwerke zu Forschungsgruppen zu unterhalten, die stark in der Forschung sind?“*

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: *„Ich hatte bereits ausreichend gefestigte Netzwerke, also konnte ich ohne Probleme arbeiten. Für mich war das keine Schwierigkeit. [...] Als ich in [Großstadt] war, dort gab es kein Doktorandenniveau [...] es gab die Licence, den Master, aber kein Doktorandenniveau. Ich hatte zu dieser Zeit aber bereits ein oder zwei Studierende auf Doktorandenebene, die ihre Doktorarbeit in [Universität Paris] abschlossen. Ich war nach wie vor assoziierter Forscher in [Universität Paris], also betreute ich [dort] Doktorarbeiten [...] und hatte [dort]*

ein Netzwerk. Ich hatte auch ein Pariser Netzwerk, mit dem ich gerne zusammenarbeitete. Also hatte ich keine Probleme mit den Kontakten, ich war überhaupt nicht isoliert. In [Großstadt] machte ich meine Lehre und das war alles.“

Der befragte Professor war zu dieser Zeit zwar nicht in einem reinen Soziologiefachbereich in der Großstadt tätig, sodass die Forschungsaktivität noch geringer ausgeprägt war als an anderen Großstadtuniversitäten, aber in den Interviews wurde es durchgängig als ein typisches Phänomen beschrieben, dass Soziologen in den Großstädten und Provinzen auf Forschungsnetzwerke zu Pariser Wissenschaftlern und Laboratorien angewiesen sind.

Wichtig ist es im Folgenden aber auch zu beachten, dass die Unterschiede zwischen Paris und der Provinz nicht nur auf tatsächlichen Qualitätsunterschieden beruhen, sondern auch mit dem ungleichen Zugang zu wissenschaftlichen Kapitalien zusammenhängen. Die lokale Rekrutierung von Personal als Abwehrstrategie zum Elitismus wird damit subjektiv nachvollziehbar, da es für die Akteure in der Provinz aufgrund von nicht meritokratischen Faktoren (d.h. wissenschaftliche Vorteile, die auf symbolischem und sozialem Kapital beruhen) große Ungerechtigkeiten im Feld gibt. Die Befragten der Provinzuniversitäten weisen aus eigener Perspektive, aber auch aus Perspektive vieler Pariser Professoren eine systematische Unterlegenheit auf, da Forscher dieser Standorte nicht denselben Zugang zu Pariser Netzwerken und nicht das gleiche Ausmaß an Prestige genießen, auch wenn sie aktiv in der Forschung tätig sind. So beschreibt ein Pariser Professor einer Grandes écoles mit beruflicher Erfahrung in einer Großstadt die Nachteile in der Provinz:

Älterer Pariser Professor 1: *„Ich bemerkte, dass es in der Provinz schwieriger ist, gegen Paris zu konkurrieren, weil dort kein Geld ist. Ja, das sind vor allem die Netzwerke, die Möglichkeiten, die Konzentration einer enormen Masse an Forschern in Paris.“*

Manche der befragten Soziologen wiesen sogar darauf hin, dass es im Grunde keine Qualitätsunterschiede zwischen der Provinz und Paris gibt, sondern vielmehr nur Prestigeunterschiede:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: *„Es gibt eine Art implizite Hierarchisierung, die [Pariser Universität x] hat im Bereich der Geisteswissenschaften eine historisch bedingte hierarchisch übergeordnete Stellung. [...]D]ie hat zwar heute eigentlich keine große Bedeutung mehr, aber in der Tat suchen die Forscher meist eine Stelle in Paris. Die Stellen in Paris sind stärker umkämpft, weil es einerseits Paris ist und weil es hier ein wenig mehr Prestige gibt. Allein der Umstand an der [Pariser Universität des Zentrums x] zu sein, öffnet enorm viele Türen. Wenn sie Professor an der [Pariser Universität x] sind, dann hört man ihnen im öffentlichen oder institutionellen Leben mehr zu. Das ist eine Erfahrung, die ich hatte als ich von der Großstadt hier hin wechselte. Ich hatte zuvor den gleichen Status als Universitätsprofessor, aber an der [Pariser Universität x], das hat einen Wiedererkennungswert. [...] Gleichzeitig ist aber die Realität nicht so offensichtlich wie eben beschrieben, weil wenn man die Soziologie betrachtet, [...] sind die guten Soziologiedepartements nicht zwangsläufig in Paris. [...] Die [Großstadtuniversität] ist zum Beispiel sehr gut. [...] Genauso gibt es aber auch andere Pariser Universitäten, wie die [Pariser Universität des Zentrums y], die zwar manche gute Schüler hat, aber kein gutes Soziologiedepartement oder auch die [Pariser Universität des Zentrums z], bei der es beispielsweise sehr schlecht läuft. [...]Es gibt also Hierarchien symbolischer Art, die nicht geleugnet werden können, weil es beispielsweise sehr schwer ist, eine Stelle in Paris zu bekommen, aber die intellektuelle Realität oder die Realität des soziologischen Lebens ist nicht in dieser Art und Weise hierarchisiert.“*

Er räumt aber ein, dass das Prestige nicht unbedingt dabei hilft, leichter publizieren zu können, sondern vielmehr in der öffentlichen Wahrnehmung und bei Geldgebern:

Interviewer: „Also ist es auch einfacher einen Zugang zu Finanzierungen und Zeitschriften zu bekommen?“

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: „Das trifft für Finanzierungen zu, aber nicht für Zeitschriften. Es ist zum Beispiel einfacher, einen Zugang zu den öffentlichen Institutionen zu bekommen, wenn man an der [Pariser Universität des Zentrums x] ist. In der öffentlichen und gebildeten (frz. *éclairé*) Meinung hat das nach wie vor eine Art Aura.“

Andere Professoren, die in der Großstadt und in der Provinz tätig sind, sehen hingegen durchaus auch Ungleichheiten auf dem Publikationsmarkt. Ihrer Meinung nach haben Pariser Professoren hier Vorteile, weil die Herausgeber der zentralen soziologischen Zeitschriften auch in Paris tätig sind und man als Provinzforscher keinen Zugang zu diesen Netzwerken hat. Selbstverständlich kann man auch als Provinzforscher Artikel in Zeitschriften mit Peer-Review-Gutachten einreichen, aber dennoch sind gut vernetzte Pariser Forscher im Vorteil, weil sie beispielsweise einen leichteren Zugang zu Sondereditionen bekommen und weil sie durch gemeinsame Diskussionen in den Pariser Kreisen eine intellektuelle Nähe zu den Herausgebern aufweisen. Hinsichtlich der wissenschaftlichen Leistung oder Produktivität können sich demnach Unterschiede zwischen Paris und der Provinz ergeben.

So beschreiben Wissenschaftler aus Paris, aber auch aus der Provinz einen tatsächlichen Qualitätsunterschied zwischen den Regionen, der auf einer ungleichen Verteilung von Mitteln und Möglichkeiten beruht. Ein älterer bereits zitierter Pariser Professor mit Großstadterfahrung sieht die Qualitätsunterschiede vor allem in der Lehre. Er räumt zwar auch ein, dass es in der Großstadt gute Studiengänge gibt, aber dennoch in Paris mehr Möglichkeiten bestehen, ein breites Fächerspektrum abzudecken:

Älterer Pariser Professor 1: „Ist die Ausbildung besser? Ich sage Ihnen, in einer bestimmten Art und Weise schon. Wenn man die Gesamtheit der Bildungsangebote für einen Studierenden vergleicht, ist es klar, dass Paris zugleich in der Ökonomie, Soziologie, in unterschiedlichen Soziologien, in der Anthropologie und Politikwissenschaft eine Ausbildung und Gesamtheit von Seminaren anbietet, die wesentlich umfangreicher ist. Und die Ausbildung an der EHESS oder ENS mit Seminaren, die offen für jedermann sind, ergeben in der Tat eine bessere Ausbildung. Also gibt es eine Konzentration, die besten Studierenden kommen, sie kommen schon deshalb, weil sie die besten sind und zugleich werden sie [in Paris] die besten. [...] Zugleich gibt es aber auch eine bemerkenswerte Ausbildung in der Provinz. Wir, wir haben die Studierenden in [Großstadtuniversität x] sehr gut ausgebildet, in [Großstadtuniversität y] dort werden sie auch gut ausgebildet. Aber eine interdisziplinäre Ausbildung, [...] dieses Angebot ist in der Provinz wesentlich schwerer zu ermöglichen, wohingegen es in Paris alles im Zentrum gibt.“

Außerdem ist es seiner Meinung nach von Paris auch einfacher, ein Auslandsstudium zu ermöglichen und mit dem Ausland zu kooperieren:

Älterer Pariser Professor 1: „Es gibt heutzutage einen Trumpf/eine Stärke [frz. *atout*], mit der Globalisierung, die Öffnung für die Universitäten in aller Welt. Und das haben wir viel häufiger in Paris in den großen Universitätszentren als anderswo. Das ist enorm, wir an der [Grande école in Paris], wir schicken unsere Studierenden für ein oder zwei Jahre ins Ausland, das ist an einer Provinzuniversität nicht immer möglich.“

Ein weiterer Pariser Professor mit Berufserfahrung an einer Provinzuniversität beschreibt zudem, dass die Studierenden in Paris ein höheres Niveau aufweisen und wesentlich interessierter am Fach an sich sind. Er führt das darauf zurück, dass sein Universitätsstandort für seine lange geisteswissenschaftliche Tradition bekannt ist und sich Studierende deshalb bewusst für den Standort entscheiden, um Soziologie zu studieren:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Provinz: „Ich glaube, dass die Studierenden besser und interessierter sind, weil die Studierenden [...] im Gegensatz zu manchen Umständen in der Provinz die Wahl haben, Soziologie zu studieren. Sie machen das nicht, weil es nichts anderes zu tun gibt, [...] manchmal ist es eine Wahl mangels Alternativen, aber nicht bei uns. Bei uns haben wir Studierende, die die Soziologie lieben, die gut und motiviert sind, dadurch ist es angenehm, für die Lehre ist es angenehm, es hat eine Bedeutung. Und auch insgesamt funktioniert die Universität sehr gut, das ist eine Universität, die in den Geisteswissenschaften spezialisiert ist, die eine spezifische Nische hat, sie ist gut in dieser Domäne, also insgesamt läuft es sehr gut im Vergleich zu dem, was man von anderen Universitäten hört.“

Auch ein Großstadtprofessor bestätigt die Qualitätsunterschiede der Absolventen in Paris und in der Großstadt. Am Standort wird zwar alles dafür getan, dass die Studierenden dort ein gutes Soziologiestudium durchlaufen, dennoch können sie ihren Studierenden nicht dieselben Möglichkeiten bieten:

Großstadtprofessor 2: „Das, was wirklich schwierig ist, ist der Umstand, dass man heutzutage den Eindruck hat, es gäbe unterschiedliche Universitäten, Universitäten mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Das ist ein wenig wie im Fußball, wir spielen nicht in derselben Wettbewerbsklasse und wir sehen mit unseren Studierenden, [...] das sind Studierende, die [...] aus einem bescheidenen/unpräzisen Milieu [frz. milieu modeste] stammen. Die besten unter ihnen schaffen es bis zur Doktorarbeit, das ist sehr gut, aber wir haben keinen Exzellenzkurs wie die Pariser Studierenden. Ich spreche nicht einmal von denen, die die Normal Sup gemacht haben, weil das was vollkommen Anderes ist. Auch wenn wir unsere Studierenden ermutigen und maximal unterstützen, können sie im Laufe ihrer Doktorarbeit nicht die Trümpfe/Erfolgschancen [frz. les atouts], die Dossiers oder die Beziehungen aufweisen, die der Großteil der Pariser Studierenden hat. Das ist unmöglich, das ist unmöglich.“

Der Professor erklärte im Anschluss daran dann auch, dass sie sich am Standort gewissermaßen dazu verpflichtet fühlen, den eigenen Nachwuchs zu rekrutieren und nicht nur Pariser Bewerber einzustellen, da die in der Großstadt ausgebildeten Doktoranden keine Chance haben, eine Stelle in Paris oder an einem anderen Standort im Land zu besetzen. Es wird auch deutlich, dass es nicht nur reine Qualitätsunterschiede sind, die die Mobilität zwischen dem Zentrum und der Peripherie erschweren, sondern gewissermaßen auch gewisse inhaltliche Schließungsprozesse und soziale Netzwerkeffekte für den geringen Personalaustausch zwischen Standorten verantwortlich sind.

Großstadtprofessor 2: „Es gibt Momente, in denen wir uns sagen: ‚Wenn nicht wir unsere Studierenden fördern/ermutigen, wer macht es dann? Keiner würde es tun.‘ Also ja, ich glaube, ich bin im Prinzip gegen die lokalen Rekrutierungen, aber man muss unseren Studierenden immerhin wenige Chancen ermöglichen.“

Interviewer: „Sie tragen eine Verantwortung für sie.“

Großstadtprofessor 2: Ja, sonst nimmt man Studierende als Doktoranden auf und danach sagt man ihnen: ‚Nur zu, die Champions sind da drüben, schlagen Sie sich durch.‘ Also nein, wir müssen sie etwas unterstützen. Also das ist ein Problem, das man so einfach nicht lösen kann.“

Interviewer: „Und daraus kann man schließen, dass es starke Traditionen gibt? Also Thematiken, die es nur in Paris gibt und andere Themen und Theorien nur an anderen Universitäten aufgrund des Lokalismus, weil es keinen großen Austausch zwischen Paris und anderen Universitäten gibt?“

Großstadtprofessor 2: „Man könnte sagen es gibt einige Zitadellen, einige Hochburgen, die an markante Persönlichkeiten gebunden sind. Zum Beispiel Bordeaux [...] ich glaube, wenn sich unsere Studierenden in Bordeaux vorstellen würden, hätten sie dort keine Chance, weil dort ist Dubet, das ist eine spezielle Tradition. Das ist also vielmehr mit einzelnen Personen verbunden. Oder an der Universität Paris 1 oder 5 [...] bei [bekanntem Pariser Professor], ein Soziologe der Moderne, es gab

diese extreme Auseinandersetzung als er eine Astrologin als Doktorandin aufnahm [...]. Gut, also dort hätten wir auch keine Chance, es lohnt sich nicht einmal, es zu probieren. [...] Aber gut, das ist die Soziologie, ich würde sagen, sie ist keine vereinte Disziplin, es ist keine konsensuelle Disziplin, es gibt starke Positionen und das übersetzt sich auch auf das Niveau der Chancen für Kandidaten.“

Die elitäre Schließung des Pariser Zentrums wird somit in subjektiver Perspektive als ungerecht oder eben auch nicht-meritokratisch erlebt, weshalb lokale Rekrutierungslogiken aus lebensweltlicher Perspektive legitim sind – auch wenn sie selbst wiederum von einem meritokratischen Ideal abweichen. Erneut wird deutlich, dass es kaum möglich ist, meritokratische und nicht meritokratische Einflussfaktoren innerhalb des Karrieresystems zu unterscheiden. Einerseits könnten tatsächliche Qualitätsunterschiede darauf basieren, dass Paris bessere Studienmöglichkeiten bietet und aufgrund seines Renommees die besten Schulabgänger anzieht und in Paris konzentriert. Andererseits gibt es aber auch nicht meritokratische Faktoren, da allein der Umstand, dass man als Doktorand in Paris soziale Beziehungen zu zentralen Professoren aufbauen kann, zu besseren Karrierechancen führt. Auch wenn einzelne Studiengänge in den Großstädten das gleiche Qualitätsniveau wie in Paris aufweisen, haben ihre Absolventen nicht dieselben Chancen wie der Pariser Nachwuchs. Dass nicht meritokratische Faktoren innerhalb des Karrieresystems zentral sind, wurde von vielen der befragten Professoren bestätigt. Insbesondere in der heutigen Zeit nehmen tatsächliche Qualitätsunterschiede zwischen den Absolventen in Paris und in der Provinz immer mehr ab, sodass die Unterschiede stärker auf nicht rein meritokratischen Faktoren beruhen.

Interviewer: *„Kann man wirklich einen Unterschied zwischen den Dossiers von Bewerbern aus Paris oder aus der Provinz bemerken? Möglicherweise ist es für Pariser einfacher, Artikel zu publizieren, Zugang zu bekommen....?“*

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: *„...Nein, nein, es ist nicht einfacher. In Paris sind die Soziologen nicht besser als in der Provinz. Auch wenn ein Großteil der bekanntesten Personen in Paris ist. [...] Direkt nach der Doktorarbeit sind die Bewerber, die sich als Maître de conférences vorstellen praktisch alle sehr gute Kandidaten, [...] zumindest in der heutigen Situation [...], egal ob in Paris oder in der Provinz, das ist überall das gleiche.“*

So bestätigt auch ein weiterer Pariser Professor mit Berufserfahrung in einer Großstadt, dass innerhalb seines Forschungsgebietes keine Qualitätsunterschiede zwischen Paris und der Provinz bestehen. Der gravierende Unterschied ist vielmehr, dass sich in Paris viele gute Forschungszentren konzentrieren und dieser Umstand mit gewissen Prestigeunterschieden zwischen Paris und der Provinz einhergeht.

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: *„Die Separierung von Paris und der Provinz ist in der Tat sehr wichtig. Wenn ich diese Frage hinsichtlich stärker spezialisierter Bereiche betrachte, existiert sie auch. Weil zum Beispiel im Bereich der [... Spezialgebiet]Soziologie gibt es Sciences Po, Ecole de Mines und dann noch das Paar Ecole Normale Supérieure de Cachan und die Sorbonne [...]. Damit haben wir schon drei zentrale Einheiten in der [... Spezialgebiet]Soziologie. Wenn ich noch hinzuzähle, was in Nanterre gemacht wird [...] und auch noch im Conservatoire Nationale d'Art et Métier [...] hat man schon vier oder fünf zentrale Pole, die sehr aktiv sind [...]. Aber zugleich muss man sehen, was zum Beispiel in Toulouse gemacht wird. In Toulouse gibt es exzellente Soziologen in der [Spezialgebiet]Soziologie, und dann hat man noch einzelne stärker isolierte Personen in Aix Marseille und eventuell noch in Lyon. Also hinsichtlich der Forschungsqualität besteht meiner Ansicht nach kein Unterschied, aber in Paris gibt es einen attraktiven Aspekt, dort haben sie die Charakteristiken des sehr zentralisierten Frankreichs, die fortbestehen und besagen, dass die Institutionen mit dem meisten Prestige, ein Begriff, der schwer anzuwenden ist, alle in Paris angesiedelt sind. Und die Soziologen lieben das Prestige, nicht wahr?“*

Zusammenfassend bringt das folgende Zitat eines bisher noch nicht zitierten Professors einer Grande école auf den Punkt, dass Prestigeunterschiede und Qualitätsunterschiede interagieren und deshalb im Zusammenspiel bedeutend für Rekrutierungsentscheidungen sind. Zudem beschreibt er, inwiefern die Pariser Überlegenheit an Provinzuniversitäten zu der Tendenz führt, vor allem lokale Kandidaten einzustellen:

***Interviewer:** Bemerkst man einen Unterschied zwischen den Dossiers der Kandidaten? Kann man Unterschiede zwischen Denkschulen bemerken? Sind die Kandidaten aus Paris besser? Haben sie andere Forschungsthemen?*

Pariser Professor einer Grande école 2: „Also in Frankreich, ich sage nicht, dass sich die gesamte Soziologie nur in Paris abspielt, aber ein Großteil der Soziologie wird in Paris gemacht. Es ist sehr sehr zentralisiert. Deshalb taucht in der Provinz nicht wirklich ein Soziologieinstitut mit einer hohen Reputation auf. Mit einer kleinen Ausnahme von Lyon, aber es erfüllt auch nicht alle Erwartungen [frz. *ça n'a pas remplie ses promesses*]. Es ist nicht wie in der Ökonomie, in der Ökonomie, da hat man Toulouse, das sehr prestigereich ist, das gut läuft. Marseille, das nicht das gleiche Prestige hat, aber nicht schlecht läuft. In Frankreich, gut, dort gibt es Paris und dann gibt es noch einzelne bemerkenswerte/herausragende [frz. *remarquable*] Leute in der Provinz, die ein wenig isoliert sind [...], aber keine Laboratorien, also es gibt schon kleine Laboratorien, aber die ermöglichen häufig keine produktive, prestigereiche oder stimulierende Atmosphäre. Also als Folge hat man Qualitätsunterschiede, vor allem zwischen den Kandidaten auf dem Niveau der *Maîtres des conférences*. Die Doktoranden, die ihre Doktorarbeit in Paris gemacht haben, werden bereits besser ausgewählt, die besten Kandidaten wollen nicht in die Provinz gehen, sie wollen in Paris bleiben, um von diesem Umfeld zu profitieren. Und dann, auch wenn die Kandidaten auf einem vergleichbaren Niveau wären, wenn man das messen und definieren könnte, dann würde zwischen einem Kandidaten, der in der Provinz ist, der seine Doktorarbeit in der Provinz gemacht hat, und einem, der seine Arbeit in Paris geschrieben hat, dann würde der Pariser Kandidat innerhalb dieser soziologischen Gemeinschaft vom Einfluss und der Betreuung profitieren, sodass dies die Qualität der Arbeit erhöht. Deshalb gibt es auf dem Niveau der Kandidaten für *Maîtres de conférence*-Stellen und am CNRS einen sehr großen Unterschied zwischen den Bewerbungen aus der Provinz und den Kandidaturen aus Paris. Die Kandidaten aus Paris sind besser und auch wenn sie es nicht sind, tendieren die Auswahljürys dazu, sie als solches wahrzunehmen. So ist das im Allgemeinen. Aber die Soziologen versuchen immer, die sozialen Hierarchien zu kritisieren. Es wird immer welche geben, die die „Anti-Hierarchie“ [frz. *anti-hiérarchie*] bilden und sagen werden: ‚Ah, dieses eine Mal werden wir einen aus der Provinz nehmen, wir werden versuchen, ihn zu fördern.‘, auch wenn er schlechter ist [...]. Manchmal spielt das hinein in die Rekrutierungslogiken. Es gibt Leute, die nutzen dieses Argument auf strategische Art und Weise und andere eher doppeldeutig, um Kandidaten aus der Provinz zu fördern, die man nicht fördern/rekrutieren dürfte, wenn man nur das Dossier betrachtet. Die Pariser Kandidaten werden häufig als besser wahrgenommen, wenn sie sich in der Provinz bewerben [...]. In der Provinz, in den Jürys, sieht man die Kandidaten aus Paris aber ambivalent. Also einerseits, sind sie gut, oder man könnte annehmen, dass sie besser sind, sie sind zentraler, sie profitieren stärker von den Ressourcen, also könnte es interessant sein, sie für sich zu gewinnen. Aber auf der anderen Seite werden sie als arrogant angesehen, stellen andere in den Schatten, sind lebendiger, publizieren mehr [...]. Also das stört sie. [...] Auch wenn sie keinen Lokalismus betreiben wollen, tun sie es, weil sie sich ein wenig gestört fühlen von den Bewerbungen aus der Pariser Region, die eher aggressiv und hochmütig sind. Sie sagen in einer solchen Situation: ‚Trotzdem, unser Kandidat er hat dazu schon gearbeitet, er hat hier gearbeitet, er hat viel erreicht, das was er macht ist interessant, es gibt keinen Grund, dass die Pariser uns jedes Mal die Plätze wegnehmen. [...] Vor allem, weil wir unsere Kandidaten kennen, sie haben mit uns gearbeitet und wir wissen, dass sie hier vor Ort bleiben werden. Wir wissen, dass sie die Arbeit machen werden, auch die eher unangenehme Arbeit, die Verwaltungsaufgaben, die pädagogischen Verpflichtungen.‘ Man kann sich auf sie verlassen, also das ist eine sehr häufige Argumentation, weshalb lokale Kandidaten im Vorteil sind.“

Den Interviewaussagen zufolge sind soziale Kontakte nicht nur die Grundbedingung dafür, dass Pariser Kandidaten gute Leistungen erbringen und Stellen im gesamten Land besetzen können, sondern insbesondere auch für Kandidaten von Provinzstandorten sind soziale Netzwerke zentral für

die späteren Rekrutierungschancen. Der Unterschied besteht aber darin, welche Art und Weise von Netzwerk jeweils von Bedeutung ist. Einerseits handelt es sich um weitreichende soziologische Netzwerke zum Pariser Elitesektor sowie zu weiteren vom Zentrum abhängigen Standorten im gesamten Land und andererseits eher um Netzwerke in einem lokalen und geschlossenen Provinzsektor. Es zeigte sich in den Interviews zudem, dass unterschiedliche nicht meritokratische Faktoren mit Leistungsfaktoren zusammenhängen, dadurch zu Ungleichheiten im Karrieresystem führen und die vertikale Differenzierung von Eliten- und Massenuniversität reproduzieren. Pariser Absolventen können schon früh in ihrer Karriere soziale Beziehungen zu zentralen Akteuren pflegen und haben früher in der Karriere einen Zugang zum Prestige der Eliteeinrichtung. Beides kann dafür genutzt werden, früher in der Karriere, viel zu publizieren, wiederum weitere Netzwerke zu pflegen und dadurch schneller eine Anstellung an einer zentralen Universität zu bekommen. Es handelt sich demnach um einen Akkumulationsprozess, der ausgehend von ungleich verteilten nicht meritokratischen Faktoren im Laufe der Karrieren zu deutlichen Leistungsunterschieden führt. Karrieren der universitären französischen Soziologie sind abhängig vom Zugang zu zentralen Persönlichkeiten und Forschergruppen, sodass im folgenden Kapitel systematischer beschrieben wird, welche Rolle Patronagebeziehungen im Karrieresystem der französischen Soziologie einnehmen.

9.2 Patronage als sozialer Reproduktionsmechanismus

Die Literatur zum französischen Rekrutierungssystem zeigt, dass Patronage in der Vergangenheit eine wichtige Rolle für den Karriereerfolg spielte. So haben Patronage sowie der Zugang zu den Forschergruppen, die sich um einen Patron herum gruppieren, einen Einfluss auf die Publikations- und Karrierechancen (Clark und Clark 1971). Die Schirmherrschaft etablierter Professoren trägt zudem maßgeblich dazu bei, eine Stelle als Professor an einer renommierten Hochschule zu erhalten (Bourdieu 1988:158ff.). Neben der Bedeutung von Patronage wird in der Literatur auch häufig der zentrale Stellenwert des Lokalismus (frz. localisme) im französischen universitären Karrieresystem herausgestellt (Godechot und Louvet 2008; Le Gall und Soulié 2007:6f.; vgl. Sabatier et al. 2015). Dieser kann sich auf den Sektor der elitären Forschungseinrichtungen in Paris, aber auch auf die Universitäten in den Großstädten oder Provinzen beziehen. So zeigten auch die bisherigen Ergebnisse dieser Arbeit, dass im französischen Hochschulsystem vor allem zwei unterschiedliche Rekrutierungslogiken von Bedeutung sind. An den forschungsstarken Standorten wird meist Pariser Personal rekrutiert (hierbei stehen Forschungsleistungen im Mittelpunkt). An den Universitäten der Massenausbildung hingegen wird häufiger nach einer an der Lehre und Verwaltung orientierten Logik rekrutiert. So zeigt sich auch in anderen Studien, dass sich die Karriereambitionen der französischen Nachwuchswissenschaftler dahingehen unterscheiden, ob sie sich eher für das Vorankommen des lokalen Standortes einsetzen, z.B. durch Lehr- und Verwaltungsleistungen, oder ob sie sich stärker darum bemühen, aufgrund von wissenschaftlichen Leistungen in der wissenschaftlichen Community bekannt zu werden (Louvel und Valette 2014). Im Allgemeinen sind somit neben der lokalen Einbettung eines Nachwuchswissenschaftlers auch die Publikationsquote sowie die Zugehörigkeit zu einer renommierten Forschungsgruppe bedeutend für den Karriereerfolg in der französischen Wissenschaft (Bonnal und Giret 2009). Aktuell wird in der Literatur sogar vermutet, dass die lokale an der Lehrleistung orientierte Rekrutierungslogik immer unbedeutender wird. Aufgrund eines veränderten Finanzierungsmodus und der zunehmenden Bedeutung von Evaluationen werden Forschungsleistungen auch immer wichtiger für Rekrutierungsentscheidungen an den Hochschulen (Gatignol 2014). Aber das Feld weist auch große Beharrungstendenzen auf und lokale Rekrutierungen

sind nach wie vor bedeutend, obwohl seit 2007 die Universitätspräsidenten mehr Entscheidungsbefugnisse in den Rekrutierungsverfahren haben und sogar externe Mitglieder an den Berufungsverfahren teilnehmen (Fortier 2016).

Auch in den Ergebnissen dieser Studie zeigte sich, dass Patronage und soziale Netzwerke im Allgemeinen einen wichtigen Einfluss auf die Karrieren der Befragten hatten. Patronage meint, dass die Karriere von Nachwuchswissenschaftlern von einer engen Beziehung zu einem etablierten Schirmherren abhängt, da sich dieser dafür einsetzt, dass man am gleichen Standort oder an einem anderen Standort eine Anstellung findet. Begünstigt ein Karrieresystem derartige auf Netzwerken beruhende Laufbahnen, ist es für einzelne Wissenschaftler ohne Netzwerke schwierig, allein aufgrund von individuellen Leistungen Karriere zu machen. Neben der Frage der sozialen Ungleichheit ist die Gestalt von Karrieresystemen auch von wissenschaftssoziologischem Interesse: Patronage trägt nämlich nicht nur zur Reproduktion von etablierten Ungleichheiten im Feld bei, sondern prägt auch die epistemologische Gestalt einer Disziplin. Innerhalb von Patronagebeziehungen ist es sehr schwierig für Nachwuchswissenschaftler, aus den etablierten fachlichen Bahnen auszubrechen und neuartige Theorien oder Methoden ins Feld einzuführen, weil dies die harmonische Beziehung zum Schirmherrn oder den Zugang zu einer bestimmten soziologischen Schule gefährden könnte. Der zentrale Stellenwert von Patronage in einem Karrieresystem begünstigt damit vermutlich eine gewisse inhaltliche Engführung und Schließung. Im Folgenden soll systematischer beschrieben werden, inwiefern ein Zusammenhang von Patronage, sozialer Reproduktion von Ungleichheit und inhaltlicher Schließung besteht. Um die individuelle Erfahrung der befragten Akteure mit einem derartigen Patronagesystem beschreiben zu können, wird zunächst systematisch zusammengefasst, wie sich das französische Rekrutierungssystem im Fach Soziologie aus Sicht der Befragten seit dem zweiten Weltkrieg entwickelte und welche Gestalt es seit der Hochschulexpansion annimmt. Das Kapitel 9.3 widmet sich dann den Folgen für individuelle Karriereverläufe und präsentiert eine Typologie der in Frankreich typischerweise auftretenden Karrierelaufbahnen innerhalb und außerhalb von Patronagemodellen.

Die befragten Soziologen beschrieben, dass die französische Soziologie über eine relativ lange Phase hinweg die Gestalt eines konfliktreichen Feldes annahm. Es herrschte lange ein Patronagesystem der „Pariser Mandarine“ vor, in dem unterschiedliche soziologische Schulen miteinander konkurrierten und versuchten, ihre Meinung durchzusetzen und ihre Nachwuchswissenschaftler auf universitären Stellen zu platzieren. Viele der befragten Professoren sind jedoch der Meinung, dass sich das Feld öffnet und einem Wandel unterliegt. So zum Beispiel ein älterer Pariser Professor, der das Mandarinentum der ersten wichtigen Pariser Soziologen beschreibt, aber betont, dass sich das Feld gewandelt hat:

Älterer Pariser Professor 1 mit Abschluss in 1960er Jahren: *„Die Soziologie war lange Zeit von großen Brüchen und Konflikten geprägt. In der Sorbonne gab es lange Zeit nur zwei Professoren, Aron und Georges Gurwitsch. Und danach gab es mehrere Schulen. [...] Und die Studierenden, für die Jungen war es notwendig in dem einen oder in einem anderen Klan zu sein. Das heißt, einen Schirmherrn [frz. protecteur] zu haben. Das, das drückte sehr stark auf den Geist [frz. l'ésprit] der Soziologie, das war sehr schwer zu ertragen.“*

Interviewer: *„Und heute? Ist das heute vorbei?“*

Älterer Pariser Professor 1 mit Abschluss in 1960er Jahren: *„Heutzutage ist das komplett beendet. Das bedeutete damals, dass wenn man Bourdieusien war, musste man was Schlechtes über Touraine sagen und andersherum. Aber heute, die Jungen, denen ist das komplett egal und wenn sie etwas*

Interessantes bei Boudon finden, dann stört sie das nicht, das in eine Analyse des kulturellen Kapitals nach Bourdieu einzubauen, die sozialen Klassen etc., das stört sie überhaupt nicht. [...] Sie sind wesentlich weniger dogmatisch, sie sind wesentlich stärker ökumenisch, sie folgen den Erfordernissen ihres Untersuchungsfeldes [...] inspiriert von einer Soziologie nach Crozier zu den bürokratischen Phänomenen und nach Touraine. Das stört sie nicht mehr, in Bourdieu andere Aspekte einzufügen, die ihnen gefallen und das sieht man auch an den Bibliographien der Doktorarbeiten und man sieht, dass es immer weniger sektiererische Doktorarbeiten gibt.“

Interviewer: „Und warum gab es diesen Wandel?“

Älterer Pariser Professor 1 mit Abschluss in 1960er Jahren: „Weil sie tot sind. Nein das ist plump, aber ich will damit sagen, dass die Jüngeren das Feld in eine wesentlich interessantere Richtung verändert haben.“

Interviewer: „Verstehe, aber bei der Rekrutierung, da gab es keinen Wandel!“

Älterer Pariser Professor 1 mit Abschluss in 1960er Jahren: „Doch, doch, die Auswahlkomitees, im CNRS, da war es auch wichtig, dass jeder Patron dort Repräsentanten hat. Und es war immer mehr oder weniger ungleich, der eine hat zu viel, der andere nicht genug, das hat sehr stark in die Wahl von Kandidaten hineingespielt. Es passierte, dass manche Kandidaten unter ihnen für Bourdieu waren und das störte die Jury. Gut, aber das war dogmatisch, Bourdieu sein, das war nicht sehr positiv. Aber das sind Dinge, die durch die Krise und durch die fundamentale Verbesserung durch die Jungen verschwinden.“

Der befragte Professor beschreibt, dass die jüngere Generation das Feld maßgeblich verändert hat und Patronage heutzutage nicht mehr so wichtig bei der Rekrutierung von universitärem Personal ist. So zeigte sich auch in den Interviews im Allgemeinen, dass das Patronagemodell in der jüngsten Zeit nicht mehr so eindeutig besteht wie in den Anfangszeiten der Soziologie, dennoch wurde auch für den Zeitabschnitt zwischen 1980 bis in die 2000er Jahre hinein beschrieben, dass ein großer Teil der Karrieren auf persönlichen Beziehungen und Patronage in einem etwas weiter gefassten Sinne beruht. Es gab zudem einen Wandel dahingehend, welche Netzwerke zentral sind. Neben die Geschlossenheit der Pariser Einrichtungen trat in der Entwicklungsgeschichte der Soziologie der Trend, dass lokale Karrieren an neugegründeten Universitäten außerhalb von Paris immer häufiger wurden. In Paris sind lokale Karrieren ein Ausdruck eines Schließungs- und Reproduktionsmechanismus der Elite, wohingegen lokale Karrieren in der Provinz gewissermaßen als Gegenwehr der Pariser Überlegenheit verstanden werden können. Wenn man nicht die eigenen lokal ausgebildeten Kandidaten rekrutiert, müsste man die das Feld dominierenden Pariser Absolventen einstellen. Beide Schließungsprozesse (d.h. die endogene elitäre Rekrutierung in Paris und die Logik der Hausberufungen in der Provinz) bilden ein sich selbst reproduzierendes System, das sich zwar nicht mehr in offensichtlichen Konflikten zwischen soziologischen Schulen niederschlägt, aber zur Aufrechterhaltung der Differenzierung des Pariser Elitesektors und der Provinzuniversitäten beiträgt.

Trotz unterschiedlicher Dezentralisierungs- und Professionalisierungsbemühungen, zum Beispiel der Einführung objektiverer Leistungsindikatoren bei der Evaluation der CNRS-Institute oder der CNU-Qualifikation von wissenschaftlichem Nachwuchs (siehe Kapitel 7 und 8), konnte dem System der Seilschaften nicht entgegengewirkt werden. So beschreibt ein befragter Professor, dass hinsichtlich der Forschungsevaluation im CNRS in den 1990er Jahren noch große Spielräume bestanden, sich als einzelner bedeutsamer Professor gegen objektive oder von außen definierte Leistungskriterien durchzusetzen. Zentrale Professoren mit Netzwerken im CNRS konnten Forschergruppen oder Laboratorien unterschiedlicher Standorte relativ einfach um sich herum gruppieren:

Professor der Pariser Peripherie mit Promotion in den 1990er Jahren: „Es gab institutionelle Besonderheiten, das war allgemein so in den 90er Jahren. Das heißt, die Leute spielten etwas mit den Regeln. Es gab Spielraum, das war ein System mit ausreichend großem Spielraum. Die Forschungseinheiten waren um einzelne Personen zentriert, in dem Moment, in dem es die Unterstützung vom CNRS gab, die Unterstützung war nicht immer unumstritten, aber es war sehr selten, dass Forschungseinheiten durch das CNRS infrage gestellt wurden. Das kam erst später, die Evaluationsprozeduren und der Umstand, dass ein Laboratorium durchaus auch schlecht evaluiert werden kann. Das kam erst etwas später.“

Derartige Freiheiten gingen auch damit einher, dass soziale Beziehungen zu zentralen Professoren wichtig waren, weil diese die zentralen Verhandlungspositionen gegenüber den Geldgebern hatten. Auch innerhalb des CNU gab es Ende der 1990er Jahre Hinweise darauf, dass die Gutachter keine objektiven Beurteilungskriterien zur Qualifikation von Professoren heranzogen, sondern Freundschaften und soziale Beziehungen ausschlaggebend für die Qualifikation waren:

Professorin der Pariser Peripherie 4 mit Promotion in den 1980er Jahren: „Ich kannte eine Person [...], die in meinen Augen kein Forscher war, aber die Qualifikation durch das CNU erhielt, um Universitätsprofessor zu werden. [...] Er bekam den Zugang auf etwas unehrliche Weise. Ich, ich nenne das Vetternwirtschaft. Ich weiß nicht, ob man das heute noch so macht, aber zu meiner Zeit war das Vetternwirtschaft.“

Interviewer: „Und er hatte Beziehungen zum CNU?“

Professorin der Pariser Peripherie 4 mit Promotion in den 1980er Jahren: „Ja, ich glaube das ging über den gewerkschaftlichen Weg.“

Die im Zitat beschriebene Person hatte eine Qualifikation als Professor aufgrund sozialer Beziehungen erhalten, obwohl sie weder Doktorarbeit noch Habilitation in der Soziologie aufwies. Andere Personen mit weniger sozialen Kontakten wurden hingegen länger hingehalten, bis sie qualifiziert wurden.

In der jüngeren Vergangenheit stand das CNU erneut unter massiver Kritik. Im Jahr 2009 gab es eine Petition durch die ASES (l'Association des sociologues enseignant-e-s du supérieur) und AFS (l'Association française de sociologie) mit der ein Rücktritt aller Mitglieder der CNU-Sektion 19 (Soziologie und Demographie) gefordert wurde. Die Mitglieder in der CNU werden zum Teil vom Ministerium benannt, aber zum Teil auch aus der Disziplin selbst gewählt. Jedoch standen die damaligen Mitglieder der CNU unter Verdacht, sich selbst und andere Mitglieder des CNU bei der Beförderungen (also Auszeichnung als „professeurs des universités de classe exceptionnelle“) zu favorisieren und dadurch andere anerkannte und leistungsstarke Soziologen, die nicht Mitglied im CNU sind, zu benachteiligen (ASES 2009; Mercklé 2009b, 2009a). Rund 600 französische Soziologen hatten die Petition unterschrieben (Lapetition.be 2009). Daraufhin folgte der Rücktritt der damaligen Mitglieder (Mitglieder des CNU 2009; Lebaron 2009). Unter besonderer Kritik stand damals auch Michel Maffelsoli, der damals Mitglied im CNU war, und auch zum Professeurs des universités de classe exceptionnelle benannt wurde. Allein seine Mitgliedschaft im CNU wurde von der eigenen Disziplin schon kontrovers diskutiert, da Maffelsoli der Astrologin (Élizabeth Teissier) im Jahr 2001 für eine sehr umstrittene Doktorarbeit den Dokortitel der Soziologie an der Universität Paris 5 Descartes verlieh (Huet 2009b, 2009a). Insofern genießt das CNU auch in der heutigen Zeit nicht den besten Ruf. Es gibt vielfältige Kritik an der Bevorteilung der eigenen Mitglieder (frz. l'autopromotion), aber auch an der Qualifizierung im Allgemeinen. Diese ist anders als in der früheren Zeit inzwischen sehr offen (zumindest auf dem Niveau der Qualifizierung zum Maître de conférences) und laut

Interviewaussagen nicht dazu geeignet, etwas über die Qualität der Nachwuchswissenschaftler auszusagen. So ist bei den Qualifizierungen der Nachwuchswissenschaftler als *Maître de conférences* durch den CNU heutzutage vielmehr das Problem, dass im Grunde alle Kandidaten eine Qualifizierung erhalten und sich dadurch gute, aber auch weniger gute Nachwuchswissenschaftler auf universitäre Stellen bewerben können:

Provinzprofessor 3 mit Promotion in den 1980er Jahren: *„Das, was ich im CNU bezüglich der *Maîtres de conférences* gesehen habe, es ist ziemlich offen. Bezüglich der Professoren habe ich keine Erfahrung, aber es scheint mir immerhin eine gewisse Schließung zu geben. Es gibt Kandidaten wie mich, die sehr untypisch sind, aber wenn man publiziert, wird man unabhängig davon, ob man gemocht oder nicht gemocht wird qualifiziert. [...] Zweifelsohne gibt es Reputationseffekte in einzelnen Bereichen, es gibt Standorte, die stärker ausgebaut sind [...]. Aber es gibt auch andere Fälle, letztes Jahr haben wir jemanden zum Vorstellungsgespräch für eine Professorenstelle an der Universität eingeladen, das war nicht hier, das war in [Provinz], und wir fragten uns, warum die Person qualifiziert wurde. Und das ist ein typisches Erbe der vorhergehenden Zeit, wo es Klans und Cliques gab. Man ließ seine Freunde passieren, unabhängig von der Qualität des Dossiers.“*

Es wäre laut Aussage der befragten Person besser, wenn nicht einfach alle qualifiziert werden würden, sondern es tatsächliche Selektionskriterien gäbe. Dann würde dem Problem entgegengewirkt werden, dass sich innerhalb von Berufungskommissionen meist die Kandidaten von renommierten Professoren gegen weniger bekannte Wissenschaftler durchsetzen. Im derzeitigen System sind aber Nachwuchswissenschaftler von renommierten Professoren im Vorteil, auch wenn sie selbst keine gute wissenschaftliche Leistung erbracht haben:

Provinzprofessor 3 mit Promotion in den 1980er Jahren: *„Die Netzwerke der Macht, die die Universität umgeben. Das ist das Netzwerk von [bekannter Pariser Professor]. Man findet dort Leute, die in gewisser Hinsicht mittelmäßig [frz. *médiocre*] in der Forschung sind. Sicher, das sind Leute, die publizieren, aber es gibt Autoren, die viel schreiben, aber nicht unbedingt Soziologen sind. [...] Es gibt Leute, die mittelmäßig sind und von diesen Netzwerkeffekten profitieren. [...] Als ich im CNU war, wir waren zwei [...] wir berichteten systematisch und man gab uns quasi systematisch nur die Informationen von den Doktoranden von [bekannter Pariser Professor]. Und von zweien war einer gut und einer von zweien war schlecht, aber das hat eigentlich nichts mit dem Doktorvater zu tun. Aber das ist jemand mit Macht, der eine Konzeption von der Soziologie verbreitet hat, die meinem Empfinden nach etwas eng gefasst [frz. *étriqué*] ist, eine vage philosophische Konzeption, die nicht auf der Untersuchung beruht.“*

Das Problem ist also, dass es eigentlich an jedem Standort gute oder schlechte Kandidaten geben kann, sich aber meist diejenigen durchsetzen, die zu einer bekannten Schule gehören oder bei einem einflussreichen Professor promovierten. Sie erfahren aufgrund persönlicher Netzwerke und einer größeren Reputation Vorteile in ihrer Karriere. Fraglich ist jedoch, ob die Veränderung des Qualifizierungsverfahrens im CNU allein tatsächlich einen Wandel herbeiführen könnte, da inhaltliche Schulen und soziale Affinitäten in Berufungskommissionen immer eine Rolle spielen würden:

Provinzprofessor 3 mit Promotion in den 1980er Jahren: *„Das sind vielmehr Schulen als Themen, das sind Schulen. Bourdieu zum Beispiel für die Soziologie [...] [In der Soziologie] gibt es gewisse Affinitäten, es gibt starke politische und gewerkschaftliche Affinitäten. Zum Beispiel an der Universität Paris 5 [...] um dort Soziologieprofessor werden zu können, muss man vorher schon Professor sein. Und zugleich muss man den anderen zeigen, dass man gut erzogen [*être bien élevé*] ist. Wie meine Kollegin [...], die an [Pariser Universität] rekrutiert wurde und der man dann sagte: ‚Das ist, weil wir immerhin ein Minimum an Frauen in einem männlichen Milieu brauchen.‘ Man sagte also: ‚Sie sind Mist.‘ Das ist schrecklich dieses System. [...] Es ist sehr amüsant die Erbschaften anzusehen: Man muss beobachten, bei wem die Personen ihre Doktorarbeit abgeschlossen haben, da lernt man viel über die Netzwerke.“*

So weisen auch weitere Befragte darauf hin, dass zwischen Soziologieprofessoren in Frankreich eine Art Tauschnetzwerk besteht, das alle Akteure gewissermaßen an sich bindet. Aus diesen Netzwerken kann man nicht einfach aussteigen und auch die Einführung eines Hausberufungsverbots könnte im Großen und Ganzen wenig Veränderung herbeiführen:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Provinz und Promotion in 1990er Jahren: „*Ich, ich habe nicht das Gefühl, dass das in der Soziologie etwas verändern würde, weil tatsächlich ist es so, dass Rekrutierungen aufgrund von Netzwerken gemacht werden [...] das sind auch Tauschnetzwerke, so glaube ich nicht, dass das eine signifikante Veränderung herbeiführen würde. Ohne Zweifel würde das etwas verändern, aber nicht in einer bedeutenden Weise. [...] Das würde nicht die Art und Weise des Kandidaten verändern, der typischerweise vom System hervorgebracht wird.*“

Oder auch Provinzprofessor 2 mit Promotion in 1990er Jahren: „*In Wirklichkeit funktioniert das über Kooptation. In einem Moment entscheiden die Leute, dass sie Teil ihres Kreises sind, sie vertrauen ihnen, [...] Das ist ein planarisches System [...], es bedeutet, dass wenn ich Sie passieren lasse [im Sinne von weiterhelfen/fördern], stehen Sie in der Schuld.*“

Hat man seine Karriere einem solchen Tausch zwischen zwei Professoren zu verdanken, gerät man selbst in Abhängigkeit beziehungsweise ist man auf derartige Netzwerke angewiesen, wenn man seinem eigenen Nachwuchs an der Universität eine Zukunft bieten möchte – dabei sind standortübergreifende Netzwerke sehr hilfreich, aber vielen der Professoren an den Provinzuniversitäten gelingt es lediglich, Einfluss am eigenen Standort ausüben zu können. Nachwuchswissenschaftler geraten damit schon während ihrer Ausbildung in ein Abhängigkeitsverhältnis, weshalb der eben zitierte Professor vom intellektuellen Feudalismus spricht. Er selbst hatte keine gute Beziehung zu seiner Betreuerin und beschreibt die Doktoranden, die ein enges Patronageverhältnis zur Professorin unterhielten folgendermaßen:

Provinzprofessor 2 mit Promotion in 1990er Jahren: „*Das erste Kriterium war die Beziehung, eine Beziehung, die ich als eine Beziehung der intellektuellen Lehnsübertragung [frz. inféodation intellectuelle] nennen würde. [...] Innerhalb dieses Personenkreises [mit einer derartigen Beziehung zur Betreuerin] konnte man zwischen mehr oder weniger kompetenten Leuten unterscheiden, aber das war das erste rigide Kriterium. Ich erinnere mich sehr gut, dass mir meine Doktormutter bei der Verteidigung sagte, zuvor hatte ich sie nur zwei oder dreimal nur für Unterschriften gesehen [...]: ‚Sie haben mich nie wirklich um Rat gebeten, wie all meine kleinen Studenten [frz. tout mes petits étudiants]‘, sie meinte damit ihre Doktoranden. [...] Also ich glaube, weil ich vorher schon eine berufliche Laufbahn hatte und das alles sehr früh, war es etwas schwierig für mich. Ich war nicht da, um mich um das Wohl der Madame zu kümmern.*“

Derartige Ansprüche der Betreuer führen dazu, dass enge lokale Beziehungen an einem Standort wichtig für die Karriere sind:

Provinzprofessor 4 mit Promotion in 1990er Jahren: „*Um in Frankreich erfolgreich zu sein, ist es am besten, wenn man lokal eingebettet ist. Allgemein in Frankreich, Frankreich ist weniger offen als die deutsche Universität, nicht nur durch Zufall.*“

Trotz der Öffnungstendenzen durch die Hochschulexpansion und einem Abschwächen der offen ausgetragenen Konflikte zwischen soziologischen Schulen, handelt es sich nach wie vor um ein System, das die Ungleichheitsstrukturen im Feld reproduziert:

Professor der Pariser Peripherie mit Promotion in den 1990er Jahren: „*Ich glaube, das wurde an manchen Orten ziemlich missbraucht und es hat extrem negative Folgen, wenn es ein System wird, das sich selbst reproduziert und das passiert und passiert immer noch, ich glaub das ist oft der Fall.*“

Pariser Professor mit ENS-Abschluss in den 1990er Jahren: „Im Großen und Ganzen wird man Professor in Paris, wenn man Normalien ist und wenn man seine Promotion bei einem Professor abgeschlossen hat, der was zählt. Das ist also in gewisser Hinsicht eine soziale (Hyper-)Reproduktion.“

Laut der Aussage des Provinzprofessors 2 halten viele Professoren auch heute noch am etablierten System fest, obwohl aufgrund des zunehmenden Internationalisierungsdrucks und der Knappheit der finanziellen Mittel und universitären Stellen eigentlich keine Möglichkeit der direkten Patronage oder Lehnsherrschaft mehr besteht:

Provinzprofessor 2 mit Promotion in 1990er Jahren: „Aber wir haben einen Kontext überall in Frankreich [...], in dem die feudalen Beziehungen noch gerechtfertigt werden, überall. [...] Das ist sehr interessant, weil [...] das System nicht mehr die Mittel dieses Feudalismus hat und das noch nicht bei den Doktoranden angekommen ist. Jetzt allmählich kommt das bei den jungen Kollegen an, aber den Mandarins ist es ungefähr in den letzten 15 Jahren oder länger gelungen, das zu verdecken. [...]

Interviewer: „Es gibt nicht viele Stellen für *Maîtres de conférences* in [Standort des Profs], oder?“

Provinzprofessor 2 mit Promotion in 1990er Jahren: „Puh, heutzutage kommen auf eine Stelle als *Maître de conférences* in unserem Fach in Frankreich 150 Bewerbungen, von denen nur 50 möglich sind. [...] Die Doktorväter geben ihnen nicht das Gefühl dafür [...] man lässt sie schlafen und danach zu einem bestimmten Moment, mit 37 Jahren, wachen die Leute auf und sind sehr enttäuscht. [...] Sie sind sehr enttäuscht, also ich, ich finde das schrecklich. Und zusätzlich, ich weiß nicht, wie es in Deutschland ist, [...], aber in Frankreich hat man auf peripheren und untergebenen Positionen die Pflicht, nach außen zu zeigen, dass alles gut geht. Verstehen Sie, was ich sagen will? Es ist nicht nur so, dass sie leiden, zusätzlich haben sie auch kein Recht zu zeigen, dass sie nicht zufrieden sind. Also habe ich unsere Doktoranden angesprochen, die immer mit einem Lächeln herumlaufen, das haben sie so gelernt [...]. Sie machen ihre Arbeit von fünf Uhr morgens bis acht Uhr abends in ihren Büros. [...] Aber keiner sagt ihnen das, man muss sie aufsuchen/ansprechen.“

Zusammenfassend zeigt sich, dass Netzwerke und Patronage im weit gefassten Sinne immer noch eine Rolle im französischen Rekrutierungssystem der Soziologie spielen. Gegnerische soziologische Schulen sind zwar nicht mehr so stark ausgeprägt wie in der Gründungsphase der Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg, aber die Netzwerke zu bedeutenden Soziologieprofessoren oder die lokale Einbettung an einem Standort sind wichtige Kriterien des Karriereerfolgs. Heutzutage werden die Möglichkeiten der Patronage aber immer weiter eingeschränkt, weil eine Mittel- und Stellenknappheit vorherrscht und dadurch einzelne Professoren damit nicht mehr dieselben Gestaltungsspielräume haben. Zudem spielt die drittmittelfinanzierte Forschung (und damit einhergehend eine an der Forschung orientierte Rekrutierungslogik) an Universitäten eine zentrale Rolle. Hinzukommend wird auch die Internationalisierung der Soziologie immer bedeutender, sodass lokale Rekrutierungslogiken, die sich an Leistungen in der Lehre und Verwaltung orientieren, veraltet erscheinen (siehe Kapitel 9.6). Die befragten Professoren jedoch sind im Großteil mittleren und höheren Alters und wurden in Phasen rekrutiert, in denen die Internationalisierung und Forschungsorientierung noch nicht so stark ausgeprägt waren. Ihre Karrierewege innerhalb und außerhalb von Patronage und Netzwerken sollen im Folgenden (Kapitel 9.3) im Einzelnen beschrieben und in eine Typologie der Karriereverläufe zusammengefasst werden. Auf Basis dieser Typologie können dann die Ungleichheiten hinsichtlich unterschiedlicher sozialer und kultureller Aspekte untersucht werden (siehe Kapitel 9.4 bis 9.6).

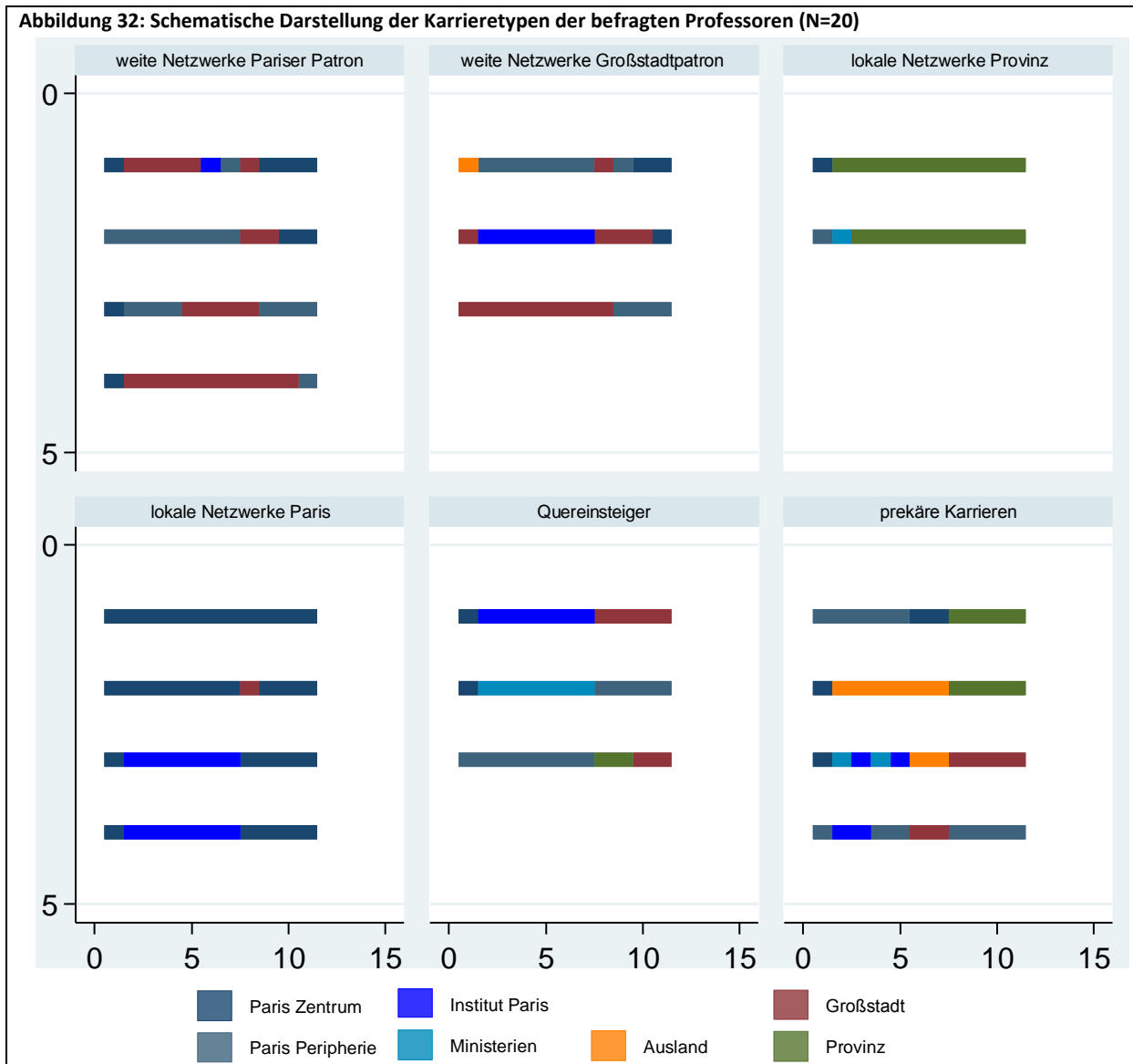
9.3 Drei Karrieretypen inner- und außerhalb von elitären Netzwerken

Man kann aus der Bedeutung sozialer Netzwerke im französischen Rekrutierungssystem und den im vorhergehenden Kapitel identifizierten Professorentypen (Pariser Patrone und Provinzpatrone der Forschung sowie Provinzprofessoren der Lehre) unterschiedliche Laufbahntypen ableiten. Auch die Befragung zeigte, dass Karrieren von der Art und Weise der Netzwerke und jeweiligen Netzwerkpartner (zum Beispiel Patron in Paris vs. lokales Netzwerk in Provinz) abhängen. Den drei Professorentypen mit unterschiedlich großem Einflussbereich entsprechen unterschiedliche Patronagemodelle: So ermöglicht insbesondere die Beziehung zu einem Pariser Patron die Etablierung Pariser Netzwerke am Ausbildungsstandort oder auch weitreichende Pariser Netzwerke an andere Standorte. Der Kontakt zu Provinzprofessoren, die eher lokal Einfluss auf Lehre und Verwaltung nehmen, ermöglicht hingegen meist nur den Aufbau lokaler Netzwerke. Handelt es sich aber um einen Kontakt zu einem in der Forschung einflussreichen Großstadt- und Provinzprofessoren, kann dies auch weitreichende innersoziologische Netzwerke an andere Standorte des Landes oder sogar zu Pariser Kreisen ermöglichen. Neben Karrieren, die auf derartigen Netzwerken beruhen, waren unter den Befragten aber auch Professoren, die ihre Karriere im Großen und Ganzen ohne die Hilfe spezifischer innersoziologischer Netzwerke vollzogen.

Die Interviews zeigten im Allgemeinen, dass man Laufbahnen also danach unterscheiden kann, ob sie innerhalb eines der oben beschriebenen Patronagemodelle oder außerhalb von einem Patronagemodell abliefen. Wenn eine Karriere ohne Patronage abläuft, bedeutet das aber nicht, dass es eine Karriere gänzlich ohne Netzwerke ist, sondern es sind andersartige Netzwerke, die nicht schon zu Beginn der Karriere bestanden oder erst wesentlich später abgerufen werden konnten. Insgesamt gibt es von den 20 befragten Professoren eigentlich nur eine Person, die tatsächlich vollkommen ohne Netzwerke Karriere gemacht hat, was den hohen Stellenwert von sozialen Beziehungen im französischen Karrieresystem verdeutlicht. Eine Karriere ohne persönliche Beziehungen zu anderen an Universitäten tätigen Soziologen ist demnach sehr unwahrscheinlich im französischen System.

Die Abbildung 32 zeigt für die befragten Professoren (N=20) in einem Überblick, welche Karrieretypen im Groben unterschieden werden können. Jeder Balken zeigt den Karriereverlauf eines Professors. In der ersten Spalte links eines jeden Balkens ist die Promotion abgebildet, danach folgen sechs Episoden der Phase zwischen Promotion und Professur und zuletzt vier Episoden als Professor. Einerseits wiesen die befragten Professoren Karrieren auf, in denen sie von *weitreichenden Netzwerken eines Pariser Patrons* profitierten (erstes Kästchen links oben), von *weitreichenden Netzwerken eines Großstadtpatrons* (mittleres Kästchen oben), von *lokalen Netzwerken an einem Provinzstandort* (rechts oben) oder einem *Pariser Standort* (links unten) profitierten. Daneben wurden noch zwei unterschiedliche Karrieretypen gefunden, die sich größtenteils ohne innersoziologische Netzwerke vollzogen. Zum einen waren das *Quereinsteiger-Karrieren*, also Personen, die in einer anderen Disziplin ausgebildet wurden und erst spät in ihrer Karriere zur Soziologie kamen. Zum anderen zeigten die Interviews auch, dass Personen ohne innersoziologische Netzwerke in stärkerem Ausmaß als gut vernetzte Akteure *prekäre Karrieren* aufwiesen.

Abbildung 32: Schematische Darstellung der Karrieretypen der befragten Professoren (N=20)



Wie die Grafik zeigt, ist die Turboprof-Karriere für den ersten Karrieretypen (links oben) mit Kontakt zum Pariser Patron und weitreichenden innersozialen Netzwerken typisch. Es handelt sich meist um Personen, die in Paris promovierten oder als Maîtres de conférences dort angestellt waren und am Ende ihrer Karriere wieder als Professor nach Paris zurückkehren. Eine ähnliche Karriere weisen die Befragten des nächsten Typs (Mitte oben) auf, nur dass sie ihre Promotion im Ausland oder in der Großstadt absolviert haben. Es sind aber auch Personen, die in ihrem Karriereverlauf vom Einfluss zentraler Provinzpatronen der Forschung profitiert haben. Inwiefern diese Karrieren auf einer Schirmherrschaft durch einen etablierten Professor beruhen wird im Abschnitt 9.3.1 beschrieben.

Im Kästchen oben rechts und unten links sind lokale Karrieren in der Provinz und in Paris zu sehen. Die befragten Professoren dieser Typen weisen die geringste Anzahl an Stellenwechseln auf und haben einen Großteil ihrer Karriere an einem Hochschulstandort verbracht. Wohingegen es sich beim Pariser Lokalismus durchaus um einen Prozess der elitären Schließung handelt, folgt die lokale Rekrutierungslogik in der Provinz weniger prestigereichen lokalen Anforderungen. Was dies für die Patronagebeziehungen im individuellen Verlauf jeweils bedeutete wird im Abschnitt 9.3.2 behandelt.

Zuletzt sieht man in der Mitte unten und rechts unten noch Karriereverläufe von Personen, für die der Zugang zu einem Patron oder das Aufbauen von innersozialologischen Netzwerken (egal ob lokal oder weitreichend) nicht einfach zu erreichen waren. Es sind die Personen mit den häufigsten Stellenwechseln und der stärksten Mobilität zwischen dem Zentrum und der Peripherie sowie dem Ausland und französischen Standorten. Diese Karrieretypen zeigen sich insbesondere für wenig angepasste Wissenschaftler, im Ausland tätige Wissenschaftler sowie für weibliche Wissenschaftlerinnen. Zum einen handelt es sich um Quereinsteiger, die erst außerhalb der Universität oder in einer anderen Disziplin Karriere gemacht haben und aufgrund ihrer großen Expertise oder ihrer Reputation relativ spät in ihrer Karriere als Soziologieprofessor rekrutiert wurden. Zum anderen konnte eine weitere Personengruppe unter dem Begriff der prekären Laufbahn zusammengefasst werden. Es handelt sich um Personen, die entweder aufgrund konfliktreicher sozialologischer Netzwerke oder aufgrund fehlender innersozialologischer Netzwerke lange Phasen der befristeten und prekären Beschäftigung sowie auch der Arbeitslosigkeit erlebten. Welche Herausforderungen und Schwierigkeiten sich für die Personen ohne Patronagebeziehung im Laufe der Karriere ergaben, wird im Abschnitt 9.3.3 behandelt.

9.3.1 Akademische Laufbahnen in weitreichenden innersozialologischen Netzwerken

Die ersten beiden Karrieretypen (in Abbildung 32 oben links und oben in der Mitte) zeichnen sich durch Personen mit standortübergreifenden Karrieren an Pariser Standorten sowie in der Großstadt aus. Es sind Personen mit weitreichenden Netzwerken, die sie der Promotion oder beruflichen Tätigkeit bei einem renommierten Professor verdanken. Aber in den meisten Fällen wird deutlich, dass die Bekanntschaft zu einem renommierten Professor allein nicht ausschlaggebend war, sondern dies meist auch Wissenschaftler sind, die schon früh in ihrer Karriere sehr produktiv waren und sich durch ihre individuelle wissenschaftliche Leistung einen standortübergreifenden Namen machen konnten. Interessant ist, dass alle Karrieren mit einer Professur in Paris enden und unter den sieben Befragten dieses Typs nur eine weibliche Professorin zu finden ist.

9.3.1.1 Schirmherrschaft durch einen etablierten Pariser Professor (externe universitäre Arbeitsmärkte)

Dieser erste Karrieretypus beschreibt Soziologen, die im Laufe ihrer Ausbildung und während ihrer ersten universitären Anstellung Beziehungen zu zentralen Pariser Professoren knüpfen konnten und dadurch auch die Möglichkeit hatten, weitreichende innersozialologische Netzwerke aufzubauen. Damit soll nicht unterstellt werden, dass es unmöglich ist, ohne die Beziehung zu einem renommierten Professor wissenschaftliche Netzwerke zu etablieren, aber in den Befragungen zeigte sich, dass die enge Beziehung zu zentralen Pariser Professoren meist auch mit weitreichenden Netzwerken einhergeht und es deshalb im Vergleich zu Personen ohne Netzwerke auch etwas einfacher war, Stellen an anderen Universitäten zu besetzen.

In den Interviews zeigte sich, dass dieser Karrieretyp vielmehr auf Männer zutrifft als auf Frauen und auch nur eine relativ kleine elitäre Gruppe von Forschern betrifft (drei männliche und eine weibliche Professoren/-in), die schon früh in ihrer Karriere gute Kontakte zu zentralen Pariser Professoren hatten, selbst darauf aufbauen konnten und mit ihrer Forschungsleistung weit streuende Netzwerke etablieren konnten. Die drei männlichen Professoren weisen alle eine Agrégation, entweder in den Sozialwissenschaften oder die der klassischen Geisteswissenschaften auf und die weibliche Professorin hat einen Abschluss an einer sozialwissenschaftlichen Grande école gemacht. Alle vier

Personen haben schon während des Studiums und auch während der Promotion Kontakt zu unterschiedlichen renommierten Soziologen der ersten und zweiten Generation und konnten darauf aufbauend weitreichende innersozialogische Netzwerkkontakte knüpfen. In den Interviews wurde auch deutlich, dass die Sozialkontakte allein nicht genützt hätten, wenn die Personen nicht auch eine gewisse wissenschaftliche Leistung erbracht hätten, aber der Kontakt zu zentralen Soziologen in Paris war von Vorteil für die Karriere und schuf Anstellungsmöglichkeiten, die soziologisch ausgebildetem Nachwuchs der normalen Universitäten oder der Provinz nicht zugänglich gewesen wären.

Ein Beispiel für diesen Karrieretyp ist ein älterer Professor einer Pariser Grande école, der an der gleichen Einrichtung Mitte der 1960er Jahre seinen Studienabschluss erlangt hatte. Schon während seines Studiums kam er in Kontakt mit bekannten Soziologen des Landes:

Älterer Pariser Professor 1 mit Abschluss in 1960er Jahren: „Am Ende der [Pariser Grande école] hatten wir ein Jahr, um zu überlegen, ob man eine Doktorarbeit beginnen möchte. Und ich war überzeugt davon, dass die Tätigkeit als Französischlehrer [...], das war das Ziel der Ausbildung, mich überhaupt nicht interessierte. Ich war in dieser Zeit auf der Suche und die Soziologie sowie die Sozialwissenschaften im Allgemeinen interessierten mich, also schaute ich mich um. Und eines Tages sagte mir [renommierter Professor an Grande école]: ‚[...] Ich weiß, dass Du auf der Suche bist, Lettres Dir keinen Spaß machen, Du musst an dieser Sache teilnehmen, Du wirst sehen, das ist großartig.‘ Also nahm ich teil und war wie verzaubert, wenn sie so wollen war das mein Schlüsselerlebnis [frz. chemin de Damas]. Ich nahm immer am Seminar teil und am Ende des Seminars redete ich mit [renommierter Soziologe, der Kursleiter war] und sagte ihm, dass ich gerne Soziologe werden würde, dass mich das beeindruckt, was er macht [...]. Für mich als Sohn eines Rechtsanwalts, ein gehobener Beruf, war das eine komplett neue Erfahrung, da man im Seminar lernte, inwiefern meine Herkunft mit dem schulischen Erfolg, meinem musikalischen und literarischen Geschmack zusammenhängt. [...] Ich fragte ihn also, ob ich Philosophie studieren muss, um Soziologe werden zu können, zu dieser Zeit gab es keine Agrégation in den Sozialwissenschaften oder ob ich Soziologie an der Universität studieren soll. Und er fragte mich: ‚Was machen Sie heute Nachmittag?‘ Ich sagte, dass ich Zeit habe. ‚Gut, dann kommen Sie um 14 Uhr in mein Laboratorium.‘ [...] Dort sollte ich dann einem CNRS-Technicien bei der Arbeit an einem Fragebogen helfen. [...] So lernte ich also die Soziologie.“

Im Anschluss daran war der befragte Professor weiterhin in diesem Laboratorium tätig und fand dann eine Stelle als Maître de conférences in einer Großstadt und im Anschluss daran eine Professorenstelle in einer anderen Großstadt. Diese Karriereetappen verliefen in einer Zeit, in der zwar viele Stellen für Soziologen geschaffen wurden, aber nur wenig ausgebildetes Personal vorhanden war, das die Stellen hätte besetzen können. So weist der befragte Professor eine Karriere auf, in der er sich niemals einer Berufungskommission oder einem Rekrutierungskomitee gegenüber sah, sondern alle Stellen über persönliche Kontakte bekam. Er betonte, dass das ein Privileg seiner Generation war, im Grunde hatte er anfangs nur die Agrégation de lettres und keinerlei Soziologiediplom, bevor er dann eine Karriere als Soziologe begann. Während seiner ersten Tätigkeit nach der Agrégation, hatte der Leiter des Laboratoriums den Plan, ihm im Anschluss eine Assistentenstelle in einer Großstadt zu schaffen. Daraus wurde nichts, aber über den Kontakt zu einem anderen Professor, der sich selbst zwischen zwei Stellenangeboten entscheiden musste, konnte eine Stelle an den befragten Professor abgegeben werden. Seine Pariser Kontakte hatten also dabei geholfen, quasi ohne Bewerbungsverfahren und Berufungskommission eine Stelle in der Großstadt zu besetzen. Genauso verlief es nach seiner Habilitation, durch Kontakte wurde für ihn eine Professorenstelle in einer Großstadt geschaffen, die er dann als Leitung des Departement und des Laboratoire über zehn Jahre innehatte. Im Anschluss daran wurde er von seiner alten Ausbildungsstätte in Paris kontaktiert, ob er nicht dorthin zurückkehren möchte. Insgesamt betonte

der Professor aber auch, dass das ein Privileg seiner Generation war und heutzutage nicht mehr so möglich ist:

Älterer Pariser Professor 1 mit Abschluss in 1960er Jahren: „Ja, das ist ein erstaunliches Privileg und wenn ich das meinen Studierenden erzähle, die wesentlich stärker und besser ausgebildet sind als ich in ihrem Alter. Sie haben Publikationen, sie sprechen mehrere Sprachen, sie nehmen an internationalen Kolloquien teil, sie sind verblüffend. Obwohl sie so gut sind, müssen sie sich aber in den Auswahlkomitees durchsetzen [...] und ich kenne viele Studierende, die wesentlich besser sind als ich es damals war, die noch keine Stelle gefunden haben.“

Zusammenfassend wird also deutlich, dass der Zugang zu den zentralen Pariser Netzwerken in einer frühen Phase der Karriere eine große Hilfe dabei war, Karriere innerhalb der Soziologie zu machen. Dadurch, dass die Konkurrenz damals noch nicht so groß war, gab es keine offiziellen Leistungskriterien und Berufungskommissionen, die die Rekrutierung regulierten, was aber nicht bedeutet, dass die Soziologen in diesen Jahren keine oder eine schlechtere wissenschaftliche Leistung erbrachten. Um Pariser Netzwerke aber überhaupt aufbauen und pflegen zu können, waren gewiss ein bestimmter Bildungsstand und sozialer Hintergrund vonnöten. Absolventen der Grandes écoles hatten insbesondere in der damaligen Zeit einen Vorteil gegenüber den ersten an der Universität ausgebildeten Soziologen:

Interviewer: „Gab es damals in dieser Zeit eine Gleichheit für alle? Erhielten alle relativ einfach Stellen oder waren das vor allem die Pariser, die einen Zugang zu Netzwerken und Professoren hatten?“

Älterer Pariser Professor 1 mit Abschluss in 1960er Jahren: „Wenn Sie so wollen, waren es die Trümpfe, die ich persönlich aufwies [... die Agrégation] und ich wurde immer von [die zwei renommierten Soziologen der Ausbildungsstätte] unterstützt, ich hatte Referenzen. Ich denke, dass das übrigens Klassenprivilegien sind, das hat viel geholfen. Zugleich gab es andere, die es etwas schwerer hatten, weil zu dieser Zeit begann man mit der Licence und Maitrise in Soziologie, es gab erste Doktorarbeiten in der Soziologie, die hatten es schwerer, aber insgesamt muss man sagen, dass man zu dieser Zeit relativ einfach Arbeit gefunden hat.“

Der hier beschriebene Karrieretyp, der vor allem von Pariser Netzwerken profitiert, besteht aber auch in der jüngeren Generation. Als weitere Beispiele können die Laufbahnen zweier männlicher Professoren angeführt werden, die zum einen an einer zentralen Pariser Universität und zum anderen an einer Universität in der Pariser Peripherie tätig sind. Beide haben einen Abschluss (Agrégation) an einer zentralen sozialwissenschaftlichen Eliteeinrichtung in Paris gemacht. Einer der beiden schloss daran eine Soziologiepromotion bei einem renommierten Pariser Soziologen der zweiten Generation an einer der zentralen Einrichtungen ab und fand schon bald nach Abschluss der Promotion eine Stelle als Maître de conférences in einer Großstadt nahe von Paris. Dort konnte er sich gegen andere Bewerber durchsetzen, weil für die zunehmend steigende Anzahl von Studierenden dringend jemand gesucht wurde, der über Kenntnisse in der quantitativen Datenanalyse verfügt und darüber hinaus pflegte er bereits persönliche Kontakte zu diesem Standort. Er hatte Mitglieder der Berufungskommission schon vorher in Kolloquien in Paris während seiner Promotionsphase getroffen – aufgrund des Renommées des Doktorvaters hatte er Zugang zu einem großen Forschungslaboratorium in Paris und damit auch Kontakt zu vielen unterschiedlichen Soziologen des Landes. Er profitierte also einerseits davon, dass er gefragte fachliche Kenntnisse aufwies, aber auch eindeutig vom Renommée seines Doktorvaters, seiner Ausbildungsstätten, aber auch der Möglichkeit, schon früh in der Karriere Sozialkontakte zu knüpfen. Nach kurzer Zeit bekam er durch Einladung seines renommierten Doktorvaters die Möglichkeit, eine mehrjährige Auszeit von der Lehrtätigkeit in der Großstadt zu nehmen, um in Paris mit dem Doktorvater gemeinsam an einer

der renommiertesten wissenschaftlichen Einrichtungen in Paris zu forschen. Das bot ihm die Möglichkeit, relativ schnell zu habilitieren und sich vom CNU als Professor qualifizieren zu lassen. Zufällig wurde an der Universität in der Großstadt inzwischen eine Professorenstelle frei, die er dann auch besetzen konnte. Er war am Standort bekannt und durch seine wissenschaftliche Produktivität und das aufgebaute Renommee konnte er sich gegen andere Kandidaten durchsetzen. Wenige Jahre danach suchte er eine neue Tätigkeit und bewarb sich an unterschiedlichen Pariser Universitäten und hatte dort auch mehrere Zusagen bekommen. Er hat sich letztlich für eine Professur in der Pariser Peripherie entschieden. Die Berufung beruhte hier nicht unbedingt auf dem engen persönlichen Kontakt, sondern darauf, dass er es in relativ jungen Jahren geschafft hatte, eine weitstreuende wissenschaftliche Reputation aufzubauen und darauf, dass er bereits viel publiziert hatte. Zusammenfassend wird deutlich, dass ein derartiges Patronagemodell nur funktioniert, wenn der „Schützling“ tatsächlich auch selbst produktiv ist und die ihm gegebenen Möglichkeiten nutzt. Dennoch kann man von einem Patronagemodell sprechen, weil es ohne die Beziehung zum renommierten Doktorvater nicht möglich gewesen wäre, schon während der Promotion so viele soziale Kontakte zu knüpfen. Auch die Habilitation hätte mehr Zeit in Anspruch genommen, wenn er nicht die Einladung zu einem Forschungsaufenthalt in Paris bekommen hätte.

Der zweite Professor einer zentralen Pariser Einrichtung hat auch eine sozialwissenschaftliche Agrégation und arbeitete dann als PRAG (professeur agrégé affecté dans l'enseignement supérieur; Lehrkraft, die mit Agrégation und ohne Promotion oder Habilitation an der Universität lehrt) an einer zentralen Pariser Universität. In diesem Fall kann man aber im Vergleich zu den zwei zuvor beschriebenen Laufbahnen nicht von einer unmittelbaren Patronagebeziehung sprechen. Der Professor war als PRAG eigentlich nur für die Lehre zuständig, nutzte seine Stelle aber auch für die Forschung und erhielt nach wenigen Jahren eine Anstellung als Maîtres de conférences am gleichen Standort. Dann habilitierte er bei einem renommierten Pariser Soziologen der zweiten Generation und bekam eine Professorenstelle in einer Großstadt. In der Großstadt kannte er zuvor niemanden, aber konnte sich aufgrund seiner wissenschaftlichen Leistungen dort gegen andere Bewerber durchsetzen. Ähnlich wie die eben beschriebene Laufbahn handelte es sich auch hierbei um einen Turboprofessor, der zwar in Paris wohnhaft war, dort Forschungskontakte pflegte und in der Großstadt lehrte. Als er sich einen Ruf innerhalb der Soziologie aufgebaut hatte und bereits viel publiziert hatte, wurde er von einem Professor einer zentralen Pariser Universität eingeladen sich zu bewerben, man wolle ihn rekrutieren. Die Anfrage kam von einem Professor seines Habilitationsstandortes, an dem inzwischen die Leitung gewechselt hatte. Einerseits spielte bei dieser Rekrutierung also der wissenschaftliche Bekanntheitsgrad, aber auch die intellektuelle Nähe zum Habilitationsbetreuer eine wichtige Rolle:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: *„Also an der [rekrutierende Pariser Universität] habe ich davon profitiert, dass ich der gleichen Glaubensgemeinschaft wie die Personen an [rekrutierende Pariser Universität] angehöre. [...] Die aktuelle Leitung der Soziologie [...] ist selbst ein Schüler von [alte Leitung am Standort und renommierter Professor der zweiten Generation] und arbeitete selbst im Bereich der [Spezialgebiet-]soziologie. Also ich glaube er kannte die Arbeiten, er kannte das Umfeld, aus dem ich kam. Er hat sicherlich einiges gelesen. So kam es dazu, dass ich bei dieser letzten Rekrutierung eigentlich eingeladen wurde, um hier zu arbeiten. Das ging ohne Bewerbung. Das heißt, dass man mich gefragt hat, ob ich die Stelle möchte. Ich habe bejaht und gefragt, was ich machen muss und die Leitung sagte mir: ‚Nichts, ich kümmere mich darum.‘“*

Die drei beschriebenen Beispiele ähneln sich darin, dass in allen drei Laufbahnen die innersoziologischen Pariser Netzwerke zentral waren. Entweder war es ein einzelner Schirmherr, der

sich für die Karriere des Nachwuchswissenschaftlers einsetzte oder es war aufgrund eines guten Abschlusses an einer zentralen Grande école möglich, relativ früh in der Karriere weitreichende innersozialistische Netzwerke aufzubauen. Wichtig ist hierbei vor allem auch die individuelle wissenschaftliche Leistung, da sonst derartige Netzwerke kaum etabliert werden können.

Interessant ist im Vergleich zu den männlichen Karrieren, dass die Laufbahn der einzigen weiblichen Professorin dieses Typs stärkere Diskontinuitäten aufweist und auch im geringeren Maße das Element der direkten Patronage aufweist. Die Professorin hat zwar auch einen Abschluss an einer Grande école und eine Promotion bei einem renommierten Professor, weist aber mehr Stellenwechsel und Phasen der unbefristeten Beschäftigung auf, weil sie sich selbst nicht auf eine Patronagebeziehung mit ihren Vorgesetzten einlassen wollte. Sie begann ihre wissenschaftliche Karriere Ende der 1960er Jahre, setzte sich für die weibliche Emanzipation ein und wollte sich nicht zu sehr auf das Patronageverhältnis mit einem der meist männlichen Professoren einlassen, sodass sie, wenn sich die Möglichkeit bot, häufiger das Forschungsthema wechselte oder eine neue Stelle suchte, um unabhängiger sein zu können. Nach der Promotion hatte sie eine Assistentenstelle in der Pariser Peripherie, ihr Doktorvater war dort bekannt, aber sie bekam die Stelle nicht unbedingt aufgrund persönlicher Netzwerke. Danach wurde sie Maître de conférences in einer Großstadt. Diese Stelle erhielt sie über den Betreuer der Doktorarbeit, da jemand gesucht wurde, der über Kenntnisse in der quantitativen Datenanalyse verfügte und der Betreuer dafür bekannt war. Sie habilitierte in Paris und pflegte die Pariser Netzwerke und wurde anschließend an einer anderen Großstadtuniversität rekrutiert, weil ihre fachliche Ausrichtung interessierte und weil sie inzwischen einen relativ guten Ruf hatte und ein relativ großes wissenschaftliches Netzwerk aufwies. Zuletzt nahm sie noch unterschiedliche Stellen in Paris ein und ist letztlich jetzt Professorin an einer Pariser Universität in der Peripherie. Im Vergleich zu den männlichen Karrieren dieses ersten Typs weist die einzige weibliche Karriere also stärkere Diskontinuitäten und häufigere Stellenwechsel auf, aber auch sie profitiert von weitreichenden innersozialistischen Netzwerken, die aus dem Kontakt zu Pariser Patronen in einer frühen Phase der Karriere hervorgegangen sind.

9.3.1.2 Schirmherrschaft durch einen Großstadtpatron (externe universitäre Arbeitsmärkte)

Karrieren mit weitreichenden innersozialistischen Netzwerken zeigen sich auch für Wissenschaftler, die außerhalb von Paris ausgebildet wurden. Weniger in den kleinen Provinzuniversitäten, aber durchaus in den Großstädten sind teilweise einflussreiche Professoren tätig, deren Doktoranden danach die Möglichkeit haben, Professor an anderen Standorten oder sogar in Paris zu werden. Vereinzelt gibt es quasi das Modell des Aufsteigers, also Personen, die eine Ausbildung oder erste Arbeitsstelle außerhalb von Paris aufweisen, aber danach dann ebenfalls aufgrund von weitreichenden Forschungsnetzwerken und einem gewissen Bekanntheitsgrad Professor in Paris werden. Dabei muss jedoch berücksichtigt werden, dass die Patrone in der Großstadt meist selbst in Paris ausgebildet wurden und ihre Pariser Netzwerke erhielten, auch wenn sie später in ihrer Laufbahn in einer anderen Großstadt des Landes tätig waren. Ohne jegliche Beziehungen zu dem Pariser Netzwerk wäre es auch ihrem Nachwuchs nicht gelungen, sich als Soziologe zu etablieren und später sogar Professor in Paris zu werden. Möglicherweise gibt es zukünftig Professoren, die mit einer Ausbildung außerhalb von Paris zu einem solchen Renommee kommen, innerhalb der Gruppe der Befragten und auch in den quantitativen Analysen gab es jedoch keine Hinweise darauf.

Ein erster Professor dieses Karrieretyps ist ein Soziologe, der inzwischen in der Pariser Peripherie arbeitet, aber sein Studium, seine Promotion und seine erste Stelle als Maîtres de conférences und als Professur in der Großstadt durchlief. Er beschrieb, dass die Anfänge der Soziologie an seinem Ausbildungsstandort in der Großstadt von Professoren geprägt waren, die in Paris ausgebildet wurden und Schüler einer der Pioniere der Soziologie waren. Die soziale Beziehung zu den zentralen Patronen der Provinz waren sehr wichtig, um Stellen besetzen zu können. Die erste Stelle als Maître de conférences konnte er durch den lokalen Kontakt vor Ort einnehmen und die Berufung als Professor an einer anderen Großstadtuniversität beruhte auf den Beziehungen im gleichen Netzwerk:

Älterer Professor der Pariser Peripherie 2: *„Es gab damals eine Begrenzung der Stellen an den Universitäten [...], und ich war aber schnell bekannt bei [Soziologe am Großstadtstandort, der in Paris ausgebildet wurde]. Er hat mich in die Soziologie [Spezialgebiet] eingeführt und mir im Anschluss seine Professorenstelle in [Großstadt, nicht Ausbildungsstandort] gegeben. [...] Er ist etwas früher als vorgesehen in Ruhestand gegangen, damit ich seine Stelle haben kann. [...] Der Lokalismus war damals sehr stark, und es waren immer lokale Kandidaten, die sich durchsetzten, so musste man darauf achten, dass die Stelle in einem Moment vakant ist, in dem es keine passenden lokalen Kandidaten gibt und man einen externen Kandidaten einstellen muss. Und in einer gewissen Zeit war ich auf dem Markt der einzige Soziologe in [Spezialgebiet], also war es relativ sicher, relativ sicher für mich. Aber das war weniger wegen der externen Konkurrenz, sondern wegen der lokalen Konkurrenz.“*

Später als er sich eine weit streuende wissenschaftliche Reputation aufgebaut hatte, konnte er Professor in Paris werden, in den ersten Jahren seiner Karriere profitierte er aber vom Kontakt zu einem einflussreichen Großstadtpatron.

Ein weiteres Beispiel dieses Typs ist ein Soziologieprofessor der jüngeren Generation an einer zentralen Pariser Universität, der sein Studium und seine Promotion in einer Großstadt gemacht hat. Eher zufällig kam er dort im Laufe des Studiums mit Professoren in Kontakt, die zuvor in Paris ausgebildet wurden und nach wie vor gute Forschungsnetzwerke mit Pariser Soziologen und Arbeitsgruppen an einer renommierten Grande école in Paris unterhielten, sodass er während der Promotion bereits in diese Netzwerke eingeführt wurde und weitere soziale Forschungskontakte knüpfen konnte. Nach seiner Promotion bewarb er sich für eine Forscherstelle im CNRS in Paris und konnte sich gegen eine Vielzahl von Bewerbern durchsetzen. Nach vielen Jahren der CNRS-Forschung in Paris und dem Aufrechterhalten des Kontakts zur Universität in der Großstadt erhielt er eine Einladung, an seiner Ausbildungsstätte in der Großstadt Professor zu werden:

Interviewer: *„Und die Nominierung als Professor, wie verlief die? Gab es viele Kandidaten?“*

Pariser Professor mit Ausbildungsstätte und zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: *„Nein, es war eine Anhörung und ich wurde von der Kommission [...] rekrutiert, weil es nicht wirklich eine Konkurrenz gab.“*

Interviewer: *„Weil Sie schon viele Bücher und Artikel aufwiesen und weil ihr Forschungsgebiet zum Laboratorium gepasst hat?“*

Pariser Professor mit Ausbildungsstätte und zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: *„Ja und außerdem, weil es eine Einladung von meinem Freund [bekanntere Soziologe in Großstadt] war. Es waren die Leute dort, die mich gefragt haben, ob ich zurück kommen möchte.“*

Derartige Einladungen sind in Frankreich nicht unüblich. Es wird gemeinschaftlich in einem Fachbereich überlegt, welche fachliche Ausrichtung gestärkt werden soll und Stellen werden dann inhaltlich auf bestimmte Kandidaten zugeschnitten und potenzielle Kandidaten eingeladen sich zu bewerben. Für die betreffende Großstadtuniversität war die Rekrutierung gewissermaßen ein Mittel

zur Aufrechterhaltung der Beziehungen zum Pariser Netzwerk und Stärkung des fachlichen Profils. Derartige Einladungen beruhen jedoch nicht immer auf engen persönlichen Kontakten, wie im Zitat oben. Beispielsweise wurde derselbe Professor nach 15 Jahren Tätigkeit in der Großstadt auch von einem ihm nicht persönlich bekannten Professors eines zentralen Pariser Standorts angesprochen, ob er sich nicht bei ihm in Paris bewerben möchte:

Pariser Professor mit Ausbildungsstätte und zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: „[...]Während einer Verteidigung einer Doktorarbeit [an rekrutierender Pariser Universität] traf ich [...] Leiter des Soziologiedepartements der [rekrutierende Pariser Universität] und er schlug mir vor, nach Paris zu kommen und die Stelle zu besetzen. Er schlug vor, [Großstadt] zu verlassen [...], er würde mich sehr gerne rekrutieren.“

Interviewer: „Warum war das für sie interessant?“

Pariser Professor mit Ausbildungsstätte und zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: „Weil ich schon 15 Jahre an der gleichen Universität war [...] und weil es die [Name Pariser Universität] ist, das ist einer der prestigereichsten Standorte in Frankreich. Also kandidierte ich und es gab dieses Mal mehrere Kandidaten [...], aber ich wurde hier rekrutiert und bin heute noch hier.“

Interviewer: „Welche Kriterien waren [für die Rekrutierung] ausschlaggebend? Haben Sie eine Ahnung, war es ebenfalls das Forschungsgebiet [...]?“

Pariser Professor mit Ausbildungsstätte und zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: „Ich denke, sie suchten jemanden, der stark in der Soziologie ist, das heißt, dass die Herausforderung hier darin bestand, ein starkes Soziologiedepartement zu etablieren [...]. Also suchten sie einen empirischen Soziologen, jemanden, der schon große Studien durchgeführt hat. [...] Der Präsident der Universität wollte einen Soziologen rekrutieren, der wirklich Soziologie betreiben kann.“

Es gab dieses Mal demnach viele Konkurrenten und letztlich waren seine empirische Ausrichtung und sein Renommee wichtig für den rekrutierenden Standort, um damit den Ruf des eigenen Soziologiefachbereichs zu stärken. Es handelte sich um eine Rekrutierung, die ohne persönliche Beziehungen zustande kam, was dem Professor selbst auch etwas unüblich oder merkwürdig erscheint:

Pariser Professor mit Großstadtausbildung und –tätigkeit: „In institutioneller Hinsicht passe ich hier gut hin, aber es ist eigentlich überhaupt nicht mein Netzwerk, das sind hier Personen, die ich überhaupt nicht kannte, also wirklich überhaupt nicht kannte, bis ich hier zu arbeiten begann, das ist ziemlich seltsam. [...] Also was meine Person betrifft, ich arbeitete in [Großstadt], war relativ bekannt, ich hatte mein Arbeitsnetzwerk zwischen [renommierte Pariser Grande école und Großstadt], also ist das wirklich Zufall, dass man mir hier diese Stelle angeboten hat.“

Die letzte Berufung als Professor in Paris beruhte damit nicht auf persönlichen Netzwerken, sondern auf einem allgemeinen Renommee in der soziologischen Gemeinschaft. Der Ausgangspunkt der Karriere beruhte aber auf einem engen Kontakt zu einem der zentralen französischen Soziologen in der Großstadt und dem anhaltenden Kontakt zu den anderen Wissenschaftlern des Großstadtstandorts und zu weiteren Pariser Standorten.

Abschließend soll noch eine Laufbahn beschrieben werden, die im Gegensatz zu den bisherigen Laufbahnen noch stärker auf der individuellen wissenschaftlichen Leistung beruht, da es im Verlauf dieser Karriere nicht nur ein Patron oder eine einzelne Arbeitsgruppe, sondern viele unterschiedliche Netzwerke und Gruppenleiter waren, die zu seinem Karriereerfolg geführt haben. An diesem Beispiel wird jedoch deutlich, dass eine wissenschaftliche Karriere ohne jegliche Sozialkontakte nur schwer vorstellbar ist oder auch nur in sehr seltenen Fällen auftritt. Es handelt sich um einen Professor an einer renommierten sozialwissenschaftlichen Grande école in Paris, der während und kurz nach der

Promotion im Ausland tätig war und seine erste Stelle in Frankreich in der Pariser Peripherie als *Maître de conférences* antrat. Es wurde dort jemand gesucht, der über quantitative Kenntnisse verfügt und er hatte bereits während der Promotion lose Kontakte zu manchen Forschern des Standortes knüpfen können, sodass er dort rekrutiert wurde, obwohl er eher im Ausland und nicht in Frankreich verwurzelt war. Er baute seine Expertise in der quantitativen Datenanalyse weiter aus und publizierte relativ viel dazu, sodass er wenige Jahre danach habilitieren konnte und in einer anderen Großstadt als Professor rekrutiert wurde. Der Gruppenleiter der rekrutierenden Großstadtuniversität interessierte sich für sein inhaltliches Profil und hatte vor, mit ihm einen kleinen spezialisierten Forschungsbereich in der quantitativen Analyse zu etablieren. Da es ein älterer Großstadtprofessor war, hatte auch er eine Ausbildung in Paris durchlaufen und die Pariser Forschungsnetzwerke erhalten – ein Großstadtpatron. Nachdem sich die kleine Arbeitsgruppe ein gutes Renommee in Frankreich sowie auch in Paris aufbauen konnte, bekam der hier beschriebene Professor die Möglichkeit, an einer zentralen Pariser Einrichtung zu arbeiten. Er selbst pflegte keine persönlichen Kontakte zur Pariser Einrichtung, aber sein damaliger Chef, der Großstadtpatron, war dort bereits bekannt und man interessierte sich stark für das Forschungsprofil der kleinen Arbeitsgruppe. Er sagte zu und konnte sich noch besser in die Pariser Netzwerke integrieren, bis es irgendwann eine Ausschreibung an einer der zentralen Grande école gab und er es dort probierte. An der Grande école gab es einen Leitungswechsel, die ältere Leitung war dafür bekannt, relativ konservativ und nicht unbedingt an der quantitativen Analyse interessiert zu sein. Die neue Leitung hingegen war stark daran interessiert, einen Forscher zu rekrutieren, der viele Auslandskontakte aufweist, auf Englisch publiziert und auch quantitative Analysen durchführt, sodass er dort letztlich rekrutiert wurde.

Die hier beschriebene Karriere verdeutlicht, inwiefern Pariser Forschungsnetzwerke und auch die Unterstützung eines Großstadtpatrons bedeutend für den Karriereerfolg sind. Sie zeigt aber auch ein relativ neuartiges Element der französischen Rekrutierungssysteme, nämlich das Bemühen um international orientierte Forscherpersönlichkeiten. Erst mit einer neuen und jüngeren Leitung an der Pariser Grande école kam das Interesse auf, jemanden zu rekrutieren, der nicht nur in der Lehre aktiv ist oder um den Aufbau von Pariser Netzwerken bemüht ist, sondern man wollte eindeutig einen Forscher rekrutieren, der in der Lage ist, internationale Strahlkraft auszuüben und Netzwerke im Ausland zu etablieren. Eine ähnliche forschungsorientierte und international orientierte Rekrutierungslogik tritt inzwischen nicht nur in Paris auf, sondern ist auch an kleineren Standorten der Provinz zu bemerken. Insgesamt kann hier aber festgehalten werden, dass es im französischen Rekrutierungssystem also einerseits eine Logik gibt, die insgesamt stark an der Forschung orientiert ist und auf weitstreuenden Forschungsnetzwerken beruht. Es sind Professoren, die mehrmals im Laufe ihrer Karriere eine Rekrutierung an einer anderen Universität erfahren, also gewissermaßen von einem externen universitären Arbeitsmarkt profitieren. Dabei profitieren diese Personen meist von Kontakten zu renommierten Patronen in Paris oder auch von Kontakten zu Großstadtpatronen, die dabei helfen, weit streuende innersoziologische Netzwerke aufzubauen und dadurch Stellen in Großstädten sowie in Paris zu besetzen. In den meisten Fällen ist es eine Mischung aus Schirmherrschaft, intellektueller Nähe zu gewissen Kreisen und der eigenen wissenschaftlichen Produktivität, die solche Karrieren ermöglicht. Bei Rekrutierungen von Professoren spielt die Lehrorientierung häufig auch eine Rolle, aber tritt in diesen Fällen hinter die Bedeutung der Forschungsaktivität der zu rekrutierenden Soziologen.

Das Gegenteil von dieser Forschungslogik der externen universitären Karrierelaufbahnen sind lokale am Lehrbedarf orientierte Rekrutierungen, die häufig an Standorten der Hochschulexpansion vollzogen werden. Anders als bei Forscherlaufbahnen mit weit streuenden Forschungsnetzwerken ist es für eine lokale Karriere wesentlich wichtiger, starke und langjährige Kontakte an einem einzelnen Standort aufzubauen. Es wird im Folgenden von universitätsinternen Arbeitsmärkten oder von der lokalen Rekrutierungslogik gesprochen. Wie die quantitative Analyse dieser Arbeit zeigte, treten lokale Karrieren insbesondere in Provinz- und Großstädten auf, aber sind auch in Paris nicht unüblich. Die Unterschiede werden im folgenden Abschnitt herausgearbeitet.

9.3.2 Standortinterne Laufbahnen und enge lokale Beziehungen

Im Folgenden werden Soziologieprofessoren beschrieben, die ihre Karriere größtenteils an einem Standort durchliefen und hierbei von engen Beziehungen zu einer Arbeitsgruppe, zu einem Departement oder zu einem zentralen Professor profitierten (rechts oben und links unten in der Abbildung 32). In den Befragungen wurden zwei männliche Professoren mit lokalen Karrieren in der Provinz interviewt und es konnte keine weibliche Professorin mit einer reinen lokalen Provinzkarriere gefunden werden beziehungsweise kontaktiert werden. Ein ähnlicher Befund zeigt sich auch in der quantitativen Analyse zu Geschlechterungleichheiten in Kapitel 9.4. Die Analyse zeigt, dass lokale Provinz- und Großstadtkarrieren fast ausschließlich bei Männern zu finden sind. Der Lokalismus in der Provinz und Großstadt ist häufig an Herausforderungen der Lehre und Verwaltung des Standortes orientiert. In der Gruppe der vom Pariser Lokalismus profitierenden Soziologen sind zwei von vier weiblich und auch in der quantitativen Analyse zeigt sich ein höherer Prozentsatz von Frauen mit einer reinen Pariser Karriere. Der Pariser Lokalismus ist an der exzellenten Lehre und Forschung orientiert – im Pariser Zentrum können lokale Rekrutierungen als ein Mittel der Elitenschließung angesehen werden.

9.3.2.1 Lokalismus an Standorten der Hochschulexpansion (interne universitäre Arbeitsmärkte)

Ein älterer Professor („älterer Professor der Pariser Peripherie 1“) hat in den Interviews beschrieben, dass eigentlich erst mit der Hochschulexpansion und dem extrem gestiegenem Bedarf an Lehrpersonal eine neue Rekrutierungslogik in der französischen Soziologie aufkam, die neben die Forschungslogik trat. Viele neu gegründete Standorte hatten erstmal keinen Bedarf an soziologischem Forschungspersonal, sondern waren darauf angewiesen, überhaupt Personal zu finden, das Soziologie unterrichten kann. Lange Zeit war derartiges Personal nur in Paris zu finden und wer nach einer zwischenzeitlichen Anstellung in der Großstadt oder Provinz die Möglichkeit hatte nach Paris zurückzukehren, hat die Großstädte und Provinzstandorte bald wieder verlassen. So ist in den kleineren Universitäten nach und nach der Trend entstanden, lokal ausgebildetes Personal zu rekrutieren, weil man wusste, dass die Personen vor Ort wohnen und tendenziell nicht dazu geneigt sind, nach kurzer Zeit den Standort wieder zu verlassen. Die pädagogische Kontinuität innerhalb der Lehre steht in dieser Rekrutierungslogik im Mittelpunkt. Nicht in allen Fällen gelingt eine lokale Rekrutierung aber, zum Beispiel dann, wenn zum Zeitpunkt der Stellenvakanz kein lokaler Kandidat zur Verfügung steht. Das hängt häufig auch damit zusammen, dass ein bestimmtes fachliches Profil gesucht wird, dem lokale Kandidaten nicht entsprechen. Im Abschnitt zuvor wurde beispielsweise beschrieben, dass zwei Professoren an externen Universitäten der Pariser Peripherie

und der Großstadt rekrutiert wurden, weil man für die Lehre jemanden mit quantitativen Kenntnissen suchte und es wenig andere Bewerber gab, die diesem Profil entsprachen. Wenn es möglich ist, wird an vielen Provinzstandorten aber eine lokale Rekrutierung vorgezogen, weil das die Sicherheit gibt, dass die rekrutierte Person tatsächlich vor Ort tätig sein wird.

Im Folgenden sollen zwei Karriereverläufe von Soziologieprofessoren an Provinzuniversitäten beschrieben werden, die diesem Typ entsprechen. Zum einen ist das ein Professor, der aufgrund von engen sozialen Beziehungen zu einem universitären soziologischen Fachbereich in der Provinz seine gesamte Karriere an diesem Standort durchlaufen hat, nur die Promotion hat er in Paris abgeschlossen. Zum anderen handelt es sich um einen Professor, der im Studium Ökonomie, Geographie und unterschiedliche andere Sozialwissenschaften belegte, dadurch eher vielfältige fachbereichsübergreifende lokale Kontakte pflegte und deshalb fast die gesamte Karriere an einem Standort verbrachte.

Der erste Fall durchlief sein Studium der Erziehungs- und Sozialwissenschaften in der Provinz, promovierte dann in Paris, wobei er während der Promotion die Kontakte an der Provinzuniversität pflegte und dort auch größtenteils wohnte. Nach der Promotion bewarb er sich auf eine Stelle als *Maître de conférences* an seiner Ausbildungsstätte in der Provinz und wurde rekrutiert, weil er einerseits auf das ausgeschriebene Fachprofil der Stelle und des Fachbereichs passte und zum Teil auch, weil er am Standort bereits bekannt war. Als *Maître de conférences* kümmerte er sich dort dann um die Lehre und arbeitete an unterschiedlichen Publikationen mit regionalem Bezug und einer Habilitation. Zwölf Jahre nach seiner Rekrutierung als Lehrprofessor wurde eine Professorenstelle frei, auf die er sich bewarb und für die er auch rekrutiert wurde, weil man die Kontinuität in der Lehre gewährleisten wollte und sicher war, dass er vor Ort engagiert ist und dort wohnen bleiben wollte. Einerseits spielte also das Vertrauen in die Person eine große Rolle, andererseits aber auch das fachliche Profil, das eine regionale Einbettung des Fachbereichs ermöglichte und zuletzt hatte er sich auch durch seine Publikationsleistungen und Forschungskontakte nach Paris am Standort etabliert.

Der zweite Professor dieses Typs weist zwar eine weniger kontinuierliche Laufbahn auf, da er vor seiner ersten Stelle als *Maître de conférences* unterschiedliche befristete Anstellungen am gleichen Standort innehatte und auch mit Schwerpunkt Ökonomie studierte und deshalb noch nicht von Anfang an enge Kontakte innerhalb des Soziologiefachbereichs hatte. Die Promotion schloss er in Paris ab, aber dort hatte er nur für eine relativ kurze Zeit die Möglichkeit, in einem Forschungsinstitut zu arbeiten. In dieser Zeit knüpfte er Kontakte zu einer international bekannten Sozialwissenschaftlerin und publizierte mit ihr gemeinsam Artikel. Währenddessen bemühte er sich um eine Anschlussstelle in Paris oder auch in der Provinz und er fand nur eine befristete Stelle als *ATER* (*Attaché temporaire d'enseignement et de recherche*) außerhalb des Soziologiefachbereichs an seiner Ausbildungsstätte, um im Bereich einer beruflichen Weiterbildung zu lehren. Nach einiger Zeit wurde eine *Maître de conférences*-Stelle im Soziologiefachbereich ausgeschrieben, auf die er sich bewarb und letztlich auch rekrutiert wurde. Zum einen profitierte er von losen Kontakten am Standort sowie davon, dass er schon relativ viel publiziert hatte. Ausschlaggebend war aber zudem, dass es in der Berufungskommission unterschiedliche Präferenzen gab und er in keinem Lager der Wunschkandidat war. Häufig ist es im französischen System so, dass man als Kandidat nur deshalb rekrutiert wird, weil es einen Streit zwischen zwei Lagern gibt und man als neutrale Zwischenlösung angesehen wird. Dennoch war der Professor vor der Rekrutierung aber bekannt mit vielen Personen aus der Berufungskommission und man wusste, dass er sich lokal engagieren würde, weil er schon

dort studiert hatte und mehrere Jahre in der Lehre tätig war. Als Maître de conférences konnte er sich noch deutlicher am Standort etablieren, sodass eine frei werdende Professorenstelle sogar auf sein fachliches Profil zugeschnitten wurde, um zu gewährleisten, dass er die Stelle besetzen kann:

Provinzprofessor 3: „Wir haben die Stelle gezielt ausgeschrieben. Es gibt in Frankreich einen Ausdruck dafür, ‘poste a moustache’, [...] das ist eine Stelle, die bereits einer bestimmten Person gewidmet ist. Schnurrbart (frz. moustache), man sieht also schon die Person hinter der Stelle. Und so kam es, dass die Stelle im Soziologiefachbereich ‚Soziologie des [spezielles Fachgebiet]‘ genannt wurde. Insgesamt waren wir drei oder vier Personen in Frankreich, die sich bewerben hätten können. Wir kannten uns aber gegenseitig und die Kollegen waren nicht interessiert, weil sie nicht hier hin [Provinzuniversität] kommen wollten. Das hat den Chef der Soziologie aber nicht davon abgehalten, andere Kandidaten zu finden, die mit mir konkurrierten.“

Er hat die Stelle aber bekommen, weil es zu wenig Kandidaten gab, die auf das Stellenprofil gepasst hätten. Der Karriereverlauf zeigt, dass die Person eindeutig bei der Berufung als Professor von den lokalen Kontakten profitierte und im Grunde schon in der Phase der Stellenausschreibung an den Verhandlungen und dem fachlichen Zuschnitt der Stelle beteiligt war. Einen derartigen Handlungsspielraum bieten meist nur kleine Universitäten, an denen nur wenige andere Bewerber zur Verfügung stehen und für die es wichtig ist, eine pädagogische Kontinuität in der Lehre zu gewährleisten. Aber auch für die inhaltliche Profilierung der Forschung sind solche Entscheidungen bei Rekrutierungsverfahren ausschlaggebend, sodass das persönliche Vertrauen in bereits bekannte Wissenschaftler am Standort ein wichtiges Auswahlkriterium ist.

9.3.2.2 Pariser Lokalismus – Exklusivität der Forschung und Lehre (interne universitäre Arbeitsmärkte)

Der Pariser Lokalismus zeichnet sich dadurch aus, dass ein zentraler renommierter Standort vorwiegend am Standort ausgebildete Wissenschaftler oder Wissenschaftler anderer renommierter Pariser Einrichtungen rekrutiert. Hierbei sind Fragen der pädagogischen Kontinuität in der Lehre nachgelagert und es geht um den Erhalt eines gewissen elitären Niveaus oder einer inhaltlichen Tradition am Standort. Viele der Professoren, die diesem Karrieretyp entsprechen, haben an einer Grande école oder an einer zentralen Pariser Universität studiert und promoviert. Anders als der erste Karrieretyp mit weitreichenden innersoziologischen Netzwerken sind die Forscher hier nicht darauf angewiesen, häufig die Stelle zu wechseln, sondern konnten über sehr lange Zeit hinweg am gleichen Standort arbeiten.

Ein erstes Beispiel ist ein jüngerer Professor an einer zentralen Pariser Universität. Nach seinem Abitur studierte er Philosophie und am Ende des Studiums kam er am Standort mit einem renommierten Soziologieprofessoren der zweiten Generation in Kontakt, was dazu führte, dass er eine soziologische Promotion am gleichen Standort abschloss. Bald nach Abschluss der Promotion wurde am Standort eine Stelle als Maître de conférences frei, die er aufgrund seiner guten Promotion und aufgrund der Unterstützung des Doktorvaters besetzte. Der Professor war für seine fachliche Ausrichtung bekannt und gruppierte um sich herum eine soziologische Schule sowie es auch für andere Soziologieprofessoren seiner Generation üblich war. Interne Rekrutierungen in Paris dienen dazu, eine einheitliche Schule aufzubauen, eine intellektuelle Nähe innerhalb einer Arbeitsgruppe herzustellen und ein kontinuierliches Lehrangebot zu gewährleisten. Nachdem der befragte Pariser Professor seine Habilitation innerhalb der gleichen Arbeitsgruppe abschloss, bewarb er sich außerhalb von Paris als Professor, weil es am Standort eine Art inoffizielles

Hausberufungsverbot gibt. Es besagt, dass kein Maître de conférences des Standortes ohne zwischenzeitlichen Stellenwechsel direkt als Professor rekrutiert werden kann. Er nahm dann eine Stelle in einer Großstadt nicht weit von Paris ein, war dort in der Lehre und Forschung tätig und bewarb sich nach drei Jahren bei der nächsten Möglichkeit wieder an der Pariser Ausgangsuniversität, an der er heute als Professor tätig ist:

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Provinz und Promotion in 1990er Jahren: „Wenn sie so wollen, während dieser drei Jahre, war ich ein wenig ängstlich in [Großstadt], weil ich die Hoffnung hatte, hier hin zurückzukehren, aber das war nicht sicher, dass ich rekrutiert werden würde. Aber es stimmt schon, dass ich rekrutiert wurde, weil [...] man mich kannte. Ich war hier Maître de conférences und die, die mich kannten waren [thematisch ähnlich ausgerichtet]. [...] Also hatte ich viel Glück in meiner Karriere, im soziologischen Sinne ist das zwar kein Glück, das sind Netzwerke, Chancen, aber es war einfach. Es war überhaupt nicht schwer.“

Derselbe Professor wenige Minuten später im Gespräch: „Was meine Karriere charakterisiert, das ist, dass ich ein theoretisches oder epistemologisches Profil aufweise, das heute innerhalb der Soziologie ziemlich marginal ist, aber paradoxerweise hatte ich dennoch eine einfache Karriere, obwohl ich ein marginales Profil aufweise, aber das habe ich [Pariser Universität] und [renommierter Professor und Mentor] zu verdanken.“

Innerhalb eines solchen Patronagemodells gewährleistet die intellektuelle Nähe zum Kopf einer Schule auch eine gewisse Karrieresicherheit, wohingegen externe Bewerber dort wohlmöglich geringere Chancen haben. Einerseits spielte in dieser Karriere also die persönliche Bekanntschaft oder die konkrete soziale Beziehung zu einem Patron und einer Arbeitsgruppe eine zentrale Rolle, andererseits geht es hierbei nicht nur um die soziale Beziehung allein, sondern um die fachliche und intellektuelle Nähe, die nur dann zugänglich ist, wenn man schon unter dem Patron studiert hat oder schon während der Promotion in diesen Kreisen sozialisiert wurde. Neben der intellektuellen Nähe handelt es sich aber auch um einen Soziologen, der im Laufe seiner Karriere viel publiziert hat und dadurch ein gewisses Renommee aufbauen konnte.

Zudem fanden sich unter den Befragten dieses Typs noch ein Professor und eine Professorin der EHESS. Der Professor hat an einer anderen Pariser Eliteeinrichtung studiert, an der EHESS promoviert und nach einer zwischenzeitlichen Phase an einem Forschungsinstitut wieder an die EHESS zurückgefunden. Die Professorin hat an einer anderen Eliteeinrichtungen in Paris studiert und promoviert, aber ab dem Niveau des Maître de conférences immer an der EHESS gearbeitet und dort von lokalen Kontakten profitiert. In beiden Fällen handelt es sich aber ebenfalls um Soziologen, die wissenschaftlich sehr produktiv waren. Im Kapitel 9.1.1 wurde bereits beschrieben, inwiefern die EHESS sehr endogen Personal von Pariser Eliteeinrichtungen rekrutiert. Die besondere Rekrutierungsweise des Kandidierens und gewählt Werdens bevorteilt meist Personen, die bereits Kontakte zu den Angehörigen des Wahlgremiums in der EHESS haben, die sich nicht nur in der Forschung, sondern auch in lokalen Belangen der Lehre und Verwaltung engagiert einsetzen und damit viele Angehörige der Einrichtung für sich gewinnen können. Jedes Jahr stimmt das Gremium in der EHESS ab, welche Kandidaten rekrutiert werden. Aufgrund der Notwendigkeit von Netzwerken zum Auswahlgremium kommen Nachwuchswissenschaftlern aus der Provinz überhaupt nicht auf die Idee, sich dort zu bewerben. Die Interviews verdeutlichten, dass es bei der Kandidatur auf die intellektuelle Nähe zu einer breiten Masse der EHESS-Professoren ankommt. Viele Mitglieder sind Historiker, sodass eine Soziologie mit historisch interdisziplinärer Ausrichtung höhere Chancen hat, auch von Gremiumsmitgliedern der anderen Disziplinen gewählt zu werden. Zudem wird auch

erwartet, dass einem gewissen theoretischen Anspruch genügt wird, empirische Projekte ohne theoretische Rahmung hätten geringere Chancen.

Auch eine weitere weibliche Professorin einer Grande école profitierte von lokalen Beziehungen zu einer Pariser Eliteeinrichtung. Die Befragte wies zwar einen Studienabschluss in einer anderen Fachrichtung auf, aber bekam die Möglichkeit innerhalb der Soziologie an einer Pariser Grande école zu promovieren. In der Promotionsphase konnte sie sich durch gute Forschungsleistungen bei den zentralen Soziologen des Standortes bekannt machen und schaffte es im Anschluss, eine Anstellung am Standort zu bekommen. Ihre Forschungsausrichtung passte sich inhaltlich sehr gut ein in die Schwerpunkte der Betreuer, sodass sie auch später auf Professorenniveau am Standort bleiben konnte und dort heute als Wissenschaftlerin eine zentrale Rolle spielt. Ihre Karriere beruht somit einerseits auf der engen lokalen Beziehung zu ihren Betreuern am Standort, aber auch darauf, dass sie früh in der Karriere sehr produktiv war, viel publiziert hatte und sich lokal in der Lehre und Verwaltung engagierte. Die Kombination aus einem gewissen Bekanntheitsgrad innerhalb der französischen Soziologie insgesamt und den engen lokalen Beziehungen ermöglichte ihre Karriere.

Zusammenfassend zeigt sich, dass lokale Netzwerke in der Provinz sowie auch in Paris von Bedeutung sind. Die lokalen Karrieren in Paris gehen aber noch deutlicher mit der Anforderung einher, wissenschaftlich sehr produktiv zu sein, viel zu publizieren und sich in Frankreich sowie im Ausland einen Namen zu machen. Wohingegen lokale Karrieren in Paris insbesondere auch für weibliche Wissenschaftlerinnen bedeutend sind, scheinen lokale Karrieren in der Großstadt und Provinz meist nur für Männer zugänglich zu sein (Eine Erklärung hierfür bietet Kapitel 9.4).

9.3.3 Akademische Laufbahnen außerhalb von Patronagebeziehungen

Der dritte Karrieretyp betrifft Personengruppen, für die Patronage oder das Aufbauen von starken innersozialen Netzwerken (lokal oder weitreichend) nicht einfach zu erreichen sind (in Abbildung 32 in der Mitte unten und rechts unten). Diesem Karrieretyp entsprechen häufig Frauen, wohingegen die zuvor beschriebenen Typen 1 und 2 deutlich seltener von Frauen besetzt werden. Man kann das so interpretieren, dass Frauen wesentlich seltener als Männer Netzwerke aufweisen, da sie seltener „Schützling“ eines einflussreichen Professors sind und es insgesamt im System nur sehr schwer ist, allein aufgrund der individuellen wissenschaftlichen Leistung vergleichbare innersozialen Netzwerke aufzubauen. Aber nicht in allen Fällen sollte man dabei an gescheiterte akademische Laufbahnen oder prekäre Karrierebedingungen denken, da es sich teilweise um Frauen handelt, die vor ihrer Benennung zur Soziologieprofessorin in einer anderen Disziplin tätig waren, häufig auch interdisziplinär arbeiteten oder zentrale Positionen in außeruniversitären Forschungseinrichtungen und Ministerien nahe stehenden Organisationen innehatten. Eine detaillierte Beschreibung der typischen weiblichen Karrieren erfolgt in Kapitel 9.4, zunächst soll nur ein kurzer Überblick über die typischen Laufbahnen außerhalb von Patronage gegeben werden. Neben den Quereinsteigskarrieren gibt es auch einen relativ großen Anteil von Männern und Frauen mit prekären Karrieren, die aus unterschiedlichen Gründen (z.B. keine Pflege von soziologischen Netzwerken, lange Auslandsaufenthalte oder praxisnahe interdisziplinäre Institutstätigkeit) keine starken innersozialen Netzwerke aufweisen und deshalb erst sehr spät in ihrer Karriere Soziologieprofessor wurden.

9.3.3.1 Soziologische Quereinsteiger

Quereinsteiger sind Soziologieprofessoren, die vor ihrer Berufung in einer anderen Disziplin, im außeruniversitären Bereich oder in der Praxis tätig waren und somit keine oder nur sehr wenige innersozialen Netzwerke unterhielten. Es handelt sich hierbei sehr oft um Frauen, die erst sehr spät Professorin werden und vorher eine gewisse Reputation in der Praxis aufbauen konnten, die letztlich auch im akademischen Bereich wirksam eingesetzt werden konnte. Beispielsweise wurde unter diesen Typ eine Professorin einer zentralen Pariser Universität gefasst. Sie hat Abschlüsse an den Grandes écoles erworben, danach lange in einem Ministerium gearbeitet und war begleitend auch stets als Forscherin in Gebiet einer speziellen Soziologie tätig. Sie hat weiterhin die Diskussion in unterschiedlichen Kolloquien gesucht und für eine breitere Masse und nicht nur innersozial publiziert. Durch diese langjährig wissenschaftlich aufgebauten Sozialkontakte wurde sie von einer modernen und eher weltlich orientierten Pariser Universität gefragt, ob sie für den Standort als Professorin arbeiten möchte. Sie verfolgte einen praxisnahen und interdisziplinären Forschungsstil, der an einer der traditionellen Pariser Einrichtungen möglicherweise ein Hindernis für ein direktes Patronageverhältnis gewesen wäre.

Eine weitere Professorin dieses Typs ist an einer Großstadtuniversität tätig und war zuvor in Unternehmen und im Bereich der Sozialpsychologie tätig. Sie wurde über soziale Kontakte in diesem Bereich Maître de conférences in einem nichtsoziologischen Departement einer Pariser Universität, wollte aber gerne ganz in die Soziologie wechseln, weil sie ihre Forschung dort verortet sah. Die Qualifikation durch das CNU war erfolgreich, aber die Bewerbungen als Professorin an unterschiedlichen Pariser Standorten scheiterten kläglich, sodass sie die Möglichkeit wahrnahm, Soziologieprofessorin in der Großstadt zu werden. Daran wird deutlich, dass es ohne innersozialen Netzwerke sehr schwer ist, in Paris als Professor Fuß zu fassen. Und auch die Stelle an der renommierten Großstadtuniversität erhielt sie vielmehr durch Zufall, da es zwei gegnerische Lager in der Berufungskommission gab, die jeweils ihre Kandidaten durchsetzen wollten. Der Umstand, dass sie dort niemanden kannte und keine sozialen Beziehungen am Standort pflegte, kam ihr letztlich zugute:

Großstadtprofessorin: „Ich hatte dort niemanden und ich profitierte davon, dass es zwei Klans gab, die sich gegenseitig hassten. Ich war die Kandidatin von niemandem und war glaube ich die unbekannte Person, auf die man sich einigen konnte, um nicht den Kandidaten des anderen Klans nehmen zu müssen. Also schulde ich hier niemandem etwas.“

Da der Ehemann der Professorin in Paris tätig ist, hat sie danach noch mehrmals versucht, eine Professorenstelle in Paris zu bekommen, was nicht gelang, obwohl sie viele Publikationen aufwies. Wobei diese Großstadtprofessorin zwar nicht mit prekären Beschäftigungsbedingungen konfrontiert war, wird dennoch deutlich, dass es ohne innersozialen Netzwerke oder direkte Patronage innerhalb der Soziologie nur sehr schwer ist, eine Soziologieprofessur in Frankreich zu erhalten.

Eine Ähnlichkeit weist auch die Karriere einer weiteren Großstadtprofessorin auf. Sie hat an einer etablierten Universität der Pariser Peripherie im medizinsoziologischen Bereich promoviert und in der Pariser Peripherie als Maître de conférences in einer medizinischen Fakultät gearbeitet. Ihre Universitätsstellen verdankte sie durchaus persönlichen Netzwerken, wobei es nicht rein innersozialen Beziehungen waren, sondern vielmehr Netzwerke, die aus der interdisziplinären Zusammenarbeit mit Forschern aus dem medizinischen und pädagogischen Bereich entstanden. Die erste Professorenstelle innerhalb der Soziologie erhielt sie an einer Provinzuniversität, wo sie

niemand zuvor kannte. Später, als sie sich bereits einen gewissen Namen machen konnte und einige Publikationen innerhalb der Soziologie aufwies, erhielt sie eine Stelle als Professorin an einer Großstadtuniversität. Auch hierbei handelt es sich um eine weibliche Karriere, die ohne innersoziologische Patronage und durch eine interdisziplinäre Tätigkeit in angrenzenden Disziplinen vonstattenging.

Nicht immer verläuft der Quereinstieg aber unproblematisch und die langjährige fachfremde Ausbildung führt zu schwierigen Karrierelaufbahnen und Phasen der prekären Beschäftigung, sodass es Mischtypen zwischen der prekären Laufbahn und der Karriere mit Quereinstieg gibt. Ein solcher Mischtypus ist beispielsweise ein Soziologieprofessor einer Großstadt, der zuerst an einer praxisbezogenen (technisch bzw. umwelt- und lebenswissenschaftlichen) Grande école einen Studienabschluss erlangte, bevor er persönlich zu einem renommierten Soziologieprofessor an einer zentralen Pariser Einrichtung Kontakt aufnahm. Dadurch bekam der befragte Großstadtprofessor die Möglichkeit, als externer Doktorand eine Soziologiepromotion an der zentralen Pariser Einrichtung abzuschließen. Die Arbeit beruhte einerseits auf soziologischen Erhebungs- und Auswertungsmethoden, aber war andererseits inhaltlich noch stark mit seinem ursprünglichen Ausbildungsbereich der umwelt- und lebenswissenschaftlichen Grande école verbunden. Nach der Promotion bot der renommierte Professor keine Stelle am eigenen Standort an und konnte auch nicht dabei helfen, eine Anstellung innerhalb der Soziologie an einem anderen Standort zu finden, sondern war vielmehr Hindernis. Einerseits war es mit der fachfremden Ausbildung der Grande école schwierig, eine Stelle in einem Soziologiedepartement an der Universität oder im CNRS zu finden, andererseits wurde ihm einige Jahre lang auch der Zutritt in ein Forschungsinstitut seines Ausbildungsbereichs verwehrt. Es ist ein teilweise sozialwissenschaftliches, aber auch lebenswissenschaftlich und technisch orientiertes Institut. Der Chef des Instituts hatte zwar teilweise gute Beziehungen zur Soziologie, galt aber auch als Kontrahent beziehungsweise Kritiker des Doktorvaters der befragten Person. Der befragte Professor bewarb sich im Forschungsinstitut und beschrieb, wie die Institutsleitung alles daran setzte, seine Rekrutierung zu verhindern:

Großstadtprofessor mit Promotion in Paris: *„Ab diesem Moment war es die Hölle, das war die Hölle, weil er hat alles getan, um meinen Eintritt ins [Name des Instituts] zu verhindern. Das alles, um seine offene Rechnung mit [Name des Doktorvaters] zu begleichen, und das über mich. Ich hab das nicht sofort verstanden, aber es hat fünf Jahre gebraucht, bis ich eine Stelle im [Name des Instituts] bekommen habe.“*

Interviewer: *„Und was haben Sie in dieser Zeit gemacht?“*

Großstadtprofessor mit Promotion in Paris: *„Ich war arbeitslos und hab kleine Arbeiten angenommen.“*

Nachdem er nach fünf Jahren endlich den Zutritt im Forschungsinstitut als Chargé de Recherche erreicht hatte, konnte er dort auch relativ frei forschen und seinen Interessen nachgehen, was ihm die soziologienahe Arbeit ermöglichte. Er blieb insgesamt 16 Jahre in diesem Institut, den Aufstieg zum Directeur d'études gelang ihm jedoch nicht, weil der Kritiker, der seinen Einstieg erschwerte immer noch die Institutsleitung innehatte. Die Promotion bei einem zentralen Pariser Soziologieprofessor wurde so vielmehr zu einem Hindernis (nach Aussagen des Befragten zu einem „très lourd handicap“), eine Stelle bei einem „gegnerischen Lager“ und in einem interdisziplinären Forschungsinstitut zu bekommen. Während der 16 Jahre im Forschungsinstitut hat der befragte Professor auch häufig versucht, sich auf Stellen als Maître de conférences in der Soziologie zu

bewerben. Die Qualifikation des CNU hat er zwar erhalten, aber er hatte aufgrund der eher interdisziplinären Forschungspraxis keine innersozialen Netzwerke an Universitätsstandorten, was seine Rekrutierung an Universitäten in Paris und auch überall sonst im Land verhinderte. Nachdem er schon eine Vielzahl an Publikationen erbracht hatte, habilitierte er und versuchte sich direkt als Professor an Universitäten zu bewerben. Auch dieser Versuch schlug fast fehl, aber an einer Großstadtuniversität erhielt er endlich eine Anstellung als Professor. Was ihm dabei geholfen hat, war ein persönlicher Kontakt zu einem Professor am Standort, der gemeinsam mit ihm in Paris promovierte. Beide wiesen eine intellektuelle Nähe auf, waren stark vom Doktorvater geprägt, sodass seine Rekrutierung als Professor an einem ihm sonst unbekanntem Standort in der Großstadt möglich wurde. Neben dem eben beschriebenen Mischtypus finden sich noch deutlichere Hinweise auf sehr schwierige und prekäre Laufbahnen, die im Folgenden beschrieben werden.

9.3.3.2 Prekäre Laufbahnen

In den Interviews fanden sich Männer und Frauen mit prekären Karrieren, die aus unterschiedlichen Gründen (z.B. fachfremde und interdisziplinäre Tätigkeit, außeruniversitäre Beschäftigung, lange Auslandsaufenthalte und aufgrund einer politisch militanten Haltung oder geringen Anpassungsfähigkeit) keine starken innersozialen Netzwerke aufwiesen und deshalb erst sehr spät Soziologieprofessoren wurden. Die fehlenden innersozialen Netzwerke und die fehlende direkte Patronage führte dazu, dass die befragten Professoren/-innen sehr lange nur befristet angestellt und teilweise auch mit einem geringen Gehalt und prekären Beschäftigungsbedingungen konfrontiert waren.

Eine Soziologieprofessorin der Pariser Peripherie weist eine lange Phase der prekären Beschäftigung auf, was einerseits darauf zurückzuführen ist, dass sie keinen soziologischen Studienabschluss und keine soziologische Promotion aufweist, sondern in der Wirtschafts- und Politikwissenschaft ausgebildet wurde, wodurch ihr kein Zugang zu einem direkten Patronagemodell innerhalb der Soziologie zugänglich war und auch die universitären Kontakte innerhalb der Soziologie fehlten. Die Abschlüsse hat sie zwar im Pariser Zentrum gemacht, aber nicht in den Soziologiefachbereichen. Nach der Promotion war die Befragte erstmal sehr lange arbeitslos und erhielt aber dann eine befristete Anstellung im öffentlichen Bereich. Über diese Tätigkeit hatte sie soziale Kontakte zu Soziologen, die in einem Forschungszentrum im Bereich der Bildungs- und Arbeitssoziologie tätig waren. Mithilfe dieser Sozialkontakte erhielt sie dann eine Verwaltungsstelle in dieser Forschungseinrichtung und war neben der Verwaltung auch forschend tätig, bezog im Vergleich zu allen anderen forschenden Kollegen aber nur ein geringes Einkommen. Nach einigen Jahren auf der Verwaltungsstelle schaffte sie es letztlich doch, eine Anstellung als *Maître de conférences* im Bereich der Soziologie in einer Großstadt zu erhalten. Zur Großstadtuniversität unterhielt sie keine persönlichen Sozialkontakte und sie konnte sich aufgrund ihrer Forschungsexpertise und ihrer inzwischen zahlreichen Publikationen gegen andere Kandidaten durchsetzen. Aber beim Versuch, sich beim CNU als Professorienkandidatin qualifizieren zu lassen, erlebte sie wieder, dass ihr persönliche Netzwerke fehlten. Sie wurde im ersten Jahr ihrer Antragseinreichung nicht qualifiziert, weil ihre Habilitation noch nicht veröffentlicht war. In anderen Fällen war das jedoch kein Hindernis für die Qualifizierung und einer ihrer beiden Gutachter erlaubte in den Jahren zuvor sogar eine eher fragwürdige Qualifikation eines anderen Soziologen, der aber besser vernetzt war. Im zweiten Jahr erhielt sie die Qualifikation dann letztlich und bewarb sich als Professorin an unterschiedlichen

Universitäten. Hierbei hatte sie Glück und konnte aufgrund einer Bekanntschaft, die sie in der Großstadt gemacht hatte, in der Pariser Peripherie eine Stelle als Professorin antreten:

Interviewer: „Und die Rekrutierung, basierte die darauf, dass Sie bereits viele Publikationen aufwiesen und jemand mit diesem Profil gesucht wurde?“

Professorin der Pariser Peripherie: „Also, ich habe das in diesem Moment nicht realisiert, ich habe nicht verstanden, was in diesem Moment passiert ist, weil ich meist nicht so denke beziehungsweise nie über solche Allianzen nachdenke. Inzwischen mache ich das, weil das jeder so macht, [...] sagen wir, dass meine Naivität ein wenig gestorben ist. Aber in dieser Zeit [...] realisierte ich erst nach der Anhörung, dass in der Kommission [Name eines renommierten Soziologieprofessors] saß. Ich kannte ihn von [Name der Großstadtuniversität], [...] er arbeitete auch mit der Arbeitsgruppe in [Großstadtuniversität], er war oft dort und wir sind mehr oder weniger Freunde geworden. Und als ich mich an der [Universität der Pariser Peripherie] bewarb, war er in der Kommission und vermutlich war es er, der sich für mich eingesetzt hat, sicherlich [...]. Aber gut, das genügt nicht, jemanden zu haben, der sich für sich einsetzt. Man weiß, dass eigentlich alle einverstanden sein müssen, damit es funktioniert.“

Die Stelle als Professorin hat sie damit neben ihrer eigenen Leistung einer Freundschaft zu verdanken, die sie innerhalb der Soziologie an einer Großstadtuniversität nahe von Paris schließen konnte. Insgesamt hatte die Befragte aber eine lange Phase der prekären Beschäftigung hinter sich, hat erlebt, dass andere Wissenschaftler aufgrund ihrer sozialen Beziehungen leichter Karriere machen konnten. Sie hat zwar die erste Stelle als Maîtres de conférences mehr oder weniger ohne Sozialkontakte bekommen, hat aber bei der Berufung als Professorin, also erst sehr spät in ihrer Karriere, letztlich selbst von einer persönlichen Bekanntschaft profitiert.

Auch die Laufbahnen zweier männlicher Soziologieprofessoren in der Großstadt und in der Provinz können als prekär oder schwierig bezeichnet werden. Beide weisen zwar eine sozialwissenschaftliche Promotion in Paris auf (eine ist sogar eine rein soziologische Arbeit), aber beide konnten nach der Promotion keine Anstellung in Paris finden. Aus unterschiedlichen Gründen fehlte es beiden Professoren an den richtigen Netzwerken oder auch an der Bereitschaft ihrer Doktorväter, sie nach der Promotion zu unterstützen. Einer der Professoren ist aus dem europäischen Ausland und kam erst für die Promotion nach Frankreich. Im Interview beschrieb er, dass es ihm während der Promotion nicht gelang, eine enge Beziehung zum Doktorvater aufzubauen. Es handelte sich bereits in der Promotionsphase um einen relativ geschlossenen Kreis von Doktoranden, die sich um den Doktorvater gruppierten und es war mehr oder minder klar, wer dem engeren Kreis angehörte und wer nicht. Bei dem anderen Professor war es vielmehr das Problem, dass er an einer eher konservativen Grande école einen Abschluss erlangte, aber selbst politisch links eingestellt und aktiv war. Insgesamt war er auch nicht bereit, seine politische Einstellung zu unterdrücken und sich um Karrierenetzwerke zu kümmern. Beide Professoren gingen nach der Promotion erstmal ins Ausland, weil sie in Frankreich keine Stelle finden konnten. Im Ausland besetzten beide für viele Jahre befristete Stellen. Einer der Befragten beschrieb, dass es für eine wissenschaftliche Karriere in Frankreich hilfreicher gewesen wäre, wenn er eine weniger auffallende oder besser angepasste Persönlichkeit aufgewiesen hätte. Er hat es zwar nie auf einen offenen Konflikt angelegt, aber war für viele Arbeitgeber vermutlich nicht angepasst genug. So hat er keine Stelle als Maître de conférences bekommen und teilweise in befristeten Tätigkeiten oder auch aus privater Initiative geforscht und publiziert. Dadurch war es ihm möglich, ohne Stelle als Maître de conférences die Qualifizierung als Professor zu erhalten. Nach einem guten Jahrzehnt in prekärer Beschäftigung erhielt er dann eine Professorenstelle in der Großstadt. Ähnlich wie bei dem oben beschriebenen Großstadtprofessor

gelang auch hier der Sprung zur Professur ohne zuvor als *Maîtres de conférences* an einer französischen Universität angestellt gewesen zu sein – ein eher untypischer Verlauf. Diese Stelle hätte aber auch er ohne soziale Beziehungen nicht erhalten:

Großstadtprofessor: „*Sie sprachen über Netzwerke, aber sagen wir, dass es nicht das gleiche ist, Beziehungen zu knüpfen und Netzwerke zu haben. Was ich sagen will, ist, dass es einen Unterschied gibt zwischen dem aktiven Netzwerken oder dem Aufbau von Netzwerken mit Leuten, die einem ähnlich sind. Ich, wenn sie so wollen, habe aufgrund meiner militanten Aktivität auch ein soziales Netzwerk. Was mir aber nicht viel geholfen hat, war, dass ich auch Intellektuelle kannte und manche von denen fanden meine Situation skandalös. Aber am Tag der Rekrutierung war eine Person in der Jury, die sich für mich eingesetzt hat. [...] Er sagte in der Kommission: 'Warten sie, man muss ihn rekrutieren.' Das reicht nicht, jemanden zu haben, der sich einsetzt, aber ich bin sehr glücklich darüber. Er heißt [...], der Militantismus ist zwar nicht ihr Thema, aber [... er] war ein sehr bekannter Aktivist (frz. militant) unter den Maoisten. [...] Ich war sehr froh darüber, dass ich letztlich in gewisser Hinsicht über die 5. Kraft rekrutiert wurde.“*

Das Zitat verdeutlicht, dass es ohne die intellektuelle oder politische Nähe zu einem der Kommissionsmitglieder nie gelungen wäre, als Professor rekrutiert zu werden. Beim ausländischen Professor mit prekärer Karriere war ein anderer Grund ausschlaggebend für die Berufung als Professor in Frankreich. Auch er erhielt zuvor keine Stelle als *Maître de conférences* in Frankreich und bewarb sich vom Ausland aus auf Professorenstellen. Eine Provinzuniversität rekrutierte ihn letztlich, weil der Standort einen Wissenschaftler rekrutieren wollte, der eine gute Forschungsexpertise und am besten noch Forschungserfahrungen im Ausland aufweist. Da er lange im Ausland wissenschaftlich tätig war und viel publiziert hatte, bekam er die Stelle in der Provinz. Was während der Promotion also ein Hindernis für eine direkte Patronagebeziehung zum Doktorvater war, kam ihm bei der Rekrutierung als Professor letztlich zugute. Mit zunehmender Internationalisierung und Forschungsorientierung auch kleinerer Universitätsstandorte werden derartige untypische Karrieren wahrscheinlicher und damit auch das Modell der direkten Patronage geöffnet.

Zusammenfassend verdeutlichte das Kapitel die Bedeutung von innersozialen Netzwerken und Patronageverhältnissen im französischen Rekrutierungssystem. Es zeigte sich zudem, dass es durchaus spezifische Personengruppen sind, die keinen Zugang zu Patronage erhalten. Beziehungsweise gibt es auch Unterschiede darin, welche Gruppen lokale Patronage in der Provinz oder im elitären Pariser Zentrum erhalten. Derartige Bereiche des ungleichen Zugangs zu Patronage sollen im Folgenden im Einzelnen beschrieben werden. Es handelt sich gewissermaßen um unterschiedliche Sphären der symbolischen Herrschaft, in der es bestimmte Personengruppen einfacher haben, einen Zugang zu erhalten und andere Personengruppen (häufig nicht intendiert, aber) systematisch ausgeschlossen werden. Zunächst wird im Kapitel 9.4 beschrieben, inwiefern weibliche Wissenschaftlerinnen in geringerem Ausmaß von Patronage profitieren. Danach wird im Abschnitt 9.5 beschrieben, inwiefern Unterschiede im Zugang von Patronage zwischen sozialen Bildungsaufsteigern und bildungsbürgerlich sozialisierten Wissenschaftlern bestehen. Hierbei sollen einerseits inhaltliche Differenzen, aber andererseits auch Differenzen der wissenschaftlichen Praxis zwischen der traditionellen Pariser Elite und den Provinzwissenschaftlern herausgearbeitet werden. Zuletzt soll in Kapitel 9.6 untersucht werden, welche Schließungstendenzen das französische Feld bisher gegenüber internationalen Forschungstrends aufweist und inwiefern sich das Feld und die Rekrutierungspraktiken im Zuge der zunehmenden Internationalisierung verändern.

9.4 Männliche Dominanz im Patronagesystem der Wissenschaft?

Geschlechtsspezifische Differenzen und Ungleichheiten in der Wissenschaft resultieren meist nicht aus einer bewussten Diskriminierung von weiblichen Wissenschaftlerinnen, sondern vielmehr daraus, dass Wissenschaft lange Zeit als eine männliche Sphäre wahrgenommen wurde. Aufgrund unbewusster Wahrnehmungsmechanismen werden die Indikatoren und Eigenschaften erfolgreicher Wissenschaft deshalb häufig mit männlichen Persönlichkeitseigenschaften assoziiert und seltener im Handeln der weiblichen Wissenschaftlerinnen identifiziert oder wahrgenommen (Heintz 2003:213ff.). Ein Beispiel derartiger Interaktionsprozesse ist der Matilda-Effekt, der beschreibt, dass wissenschaftliche Leistungen weiblicher Forscherinnen häufig nicht gebührend gewürdigt oder beachtet werden (Rossiter 2003). Hierbei zeigen sich jedoch Unterschiede im disziplinären Vergleich. In einer feldtheoretischen Lesart hängen Geschlechtsdifferenzen in der Wissenschaft auch davon ab, wie autonom eine Disziplin ist, das heißt wie groß ihre „Brechungsstärke“ ist. So fallen persönliche geschlechtsspezifische Merkmale in der Mathematik beispielsweise weniger auf, da es eine Disziplin mit einem eigenständigen und hoch standardisierten Begründungsverfahren ist. Disziplinen mit geringerem Standardisierungsgrad hingegen sind nicht in gleichem Maße in der Lage, sich gegen außerwissenschaftliche Einflüsse abzugrenzen (Heintz 2003:211–224). Im Vergleich zur Mathematik weist die Soziologie oder Sozialwissenschaft im Allgemeinen eine geringe Standardisierung und Autonomie auf. Sie ist zudem stärker mit dem politischen und wirtschaftlichen Bereich verzahnt (Pollak 1976; Bourdieu 1988), sodass partikuläre Eigenschaften der Wissenschaftler im Vollzug der wissenschaftlichen Praxis stärker ins Gewicht fallen. Im Folgenden wird deshalb untersucht, ob und welche geschlechtsspezifischen Unterschiede innerhalb der französischen Soziologie von den befragten Professorinnen wahrgenommen werden und ob sich generell Unterschiede in den Karrieremustern zwischen weiblichen und männlichen Soziologen zeigen, die auf ungleiche Zugangswege in den akademischen Arbeitsmarkt hinweisen.

In der Arbeit konnte bisher gezeigt werden, dass soziale Netzwerke und Patronage in unterschiedlicher Hinsicht eine zentrale Rolle spielen. Einerseits sind lokale Netzwerke an Großstadt- und Provinzuniversitäten von Bedeutung und es soll im Folgenden untersucht werden, welche Zugangschancen weibliche Wissenschaftlerinnen an diesen Standorten aufweisen. Andererseits konnte gezeigt werden, dass erfolgreiche Pariser Karrieren auf elitären innersoziologischen Netzwerken beruhen, die schon früh in der Karriere und meist an Eliteeinrichtungen aufgebaut werden konnten. Es zeigte sich, dass Grandes écoles und Eliteeinrichtungen eine besondere Bedeutung im französischen Hochschulsystem einnehmen, den Zugang zu elitären Netzwerken ermöglichen und dadurch über den Karriereerfolg entscheiden. In der Literatur zeigt sich jedoch, dass weibliche Absolventinnen seltener einen Zugang zu Eliteeinrichtungen bekommen. So sind beispielsweise weibliche Schülerinnen an der ENS unterrepräsentiert. Schülerinnen entscheiden sich seltener für eine Vorbereitungsklasse und sind deshalb auch an der ENS unterrepräsentiert. Der Grund hierfür ist häufig, dass sich weibliche Schülerinnen im Vergleich zu männlichen Schülern häufiger als nicht gut genug einschätzen. Das zeigt sich auch in der Zusammensetzung der Schüler der ENS: 2013 waren nur 33% der Schüler an der ENS weiblich, die meisten von ihnen sind in den Lettres eingeschrieben, in den Naturwissenschaften sind es nur 8% weibliche Schülerinnen (ENS 2015). Aber auch in den späteren Phasen der wissenschaftlichen Karriere zeigen sich Unterschiede. Beispielsweise führt das Rekrutierungssystem der EHESS zu einer Benachteiligung weiblicher Nachwuchswissenschaftlerinnen. Die Rekrutierung von Personal durch eine Kandidatur und anschließende Wahl geht einerseits damit einher, dass weibliche Nachwuchswissenschaftlerinnen häufiger als männliche Kollegen dazu tendieren, nicht an den Wahlen teilzunehmen und auf dem

Niveau der MC zu verbleiben (die Kandidatur scheint eine zu große Hürde zu sein). Andererseits sind interne soziale Netzwerke zu besonders vielen Mitgliedern des Wahlgremiums notwendig, um gewählt zu werden, hierbei sind weibliche Nachwuchswissenschaftlerinnen benachteiligt (Backouche et al. 2009). So soll im Folgenden untersucht werden, ob weibliche Nachwuchswissenschaftlerinnen selten über weitreichende elitäre soziologische Netzwerke verfügen, weil sie in den zentralen Eliteeinrichtungen wie ENS und EHESS unterrepräsentiert sind. Zum anderen wird untersucht, ob weibliche Wissenschaftlerinnen möglicherweise seltener einen Zugang zu lokalen Netzwerken und lokaler Patronage bekommen. Zunächst werden die Ergebnisse der qualitativen Befragung hinsichtlich der subjektiven Wahrnehmung von Genderungleichheiten beschrieben und im Anschluss daran werden diese Ergebnisse in den Kontext der erhobenen quantitativen Daten gestellt. Anhand der quantitativen Analyse wird dargestellt, welche Unterschiede in den Karrieren der männlichen und weiblichen Karriereverläufe bestehen.

Im Rahmen der Interviews wurden 10 der 31 Befragungen insgesamt mit weiblichen Soziologinnen geführt, was der geschlechtlichen Zusammensetzung der französischen Professorenschaft in der Soziologie entspricht (siehe Kapitel 7). Davon waren acht Befragte bereits Professorin und zwei noch Maître de Conférences. Insgesamt waren es zwei Befragte des Pariser Zentrums, drei der Pariser Peripherie, drei der Großstadt und zwei der Provinz. Die Befragten waren zudem älteren, mittleren und jüngeren Alters. Im Allgemeinen brachten die Interviews das interessante Ergebnis hervor, dass zwar kaum eine der befragten Professorinnen ein konkretes Problem oder Hindernis als Frau im Laufe der Karriere erlebte, aber alle waren sich einig darin, dass es eine allgemeine Benachteiligung von Frauen in der Wissenschaft und in der französischen Soziologie gibt. Das folgende Zitat verdeutlicht, dass die soziologische Reputation in der akademischen Wahrnehmung selten mit weiblichen Wissenschaftlern assoziiert wird. Eine interviewte Professorin der Provinz beklagt sich darüber, dass die Geschichte der Soziologie rein männlich geprägt ist und es deshalb bis heute schwierig ist, sich als Frau intellektuell zu behaupten oder Netzwerke aufzubauen:

Professorin einer Provinzuniversität: „Ja, ja, das ist klar, Frauen sind wesentlich seltener in die Netzwerke eingebunden. Das ist klar. Die Frauen, Soziologinnen heutzutage in Frankreich haben eine wesentlich geringere Sichtbarkeit, zitieren Sie mir eine Soziologin [...] das wandelt sich ein wenig im Moment. Das ist nicht erstaunlich, das ist eine Unsichtbarkeit, das ist schon sehr lange so, dass wir unsichtbar sind. Schauen Sie sich die Geschichte an. Wenn man sagt: ‚Ah, ein renommierter Soziologe kommt an unsere Universität.‘, [...] Die Laboratorien sind wie Unternehmen, die jagen nach Köpfen, aber letztendlich werden nie die Köpfe der weiblichen Soziologinnen gejagt, nie. [...] Ludovic Gaussot [...] hat ein Buch zu der Frage der sozialen Position in der sozialwissenschaftlichen Epistemologie bezüglich des Geschlechts geschrieben. [...] Auf dem Cover sieht man vier Fotos, Durkheim, Marx und weitere, das sind vier Männer, natürlich mit schönen Bärten. [...] Er geht weit in der Geschichte zurück. Die Soziologie hat sich darauf aufbauend entwickelt, mit großen Persönlichkeiten wie Bourdieu.“

Trotz der allgemein sichtbaren Ungleichheit zwischen Mann und Frau wurde in den Gesprächen nur selten die persönliche Benachteiligung beschrieben. In den Interviews wurde mit weiblichen Professorinnen darüber gesprochen, ob sie als Frau innerhalb des akademischen Milieus mit gewissen Schwierigkeiten oder Karrierehindernissen konfrontiert wurden. Über alle Generationen hinweg gab es eigentlich keine klar zu benennenden persönlich erlebten Schwierigkeiten. Insbesondere die jüngeren der befragten Soziologinnen sahen keine Benachteiligung, da es immer üblicher wird, dass sich Arbeitsgruppen gleichermaßen aus Frauen und Männern zusammensetzen. Zudem scheint es von Vorteil zu sein, dass innerhalb der Soziologie eine gewisse Sensibilität für Geschlechterdifferenzen besteht. Der allgemeine Konsens war in den Gesprächen also, dass es zwar durchaus Reputationsunterschiede und Ungleichheit zwischen männlichen und weiblichen

Wissenschaftlerinnen gibt, diese aber immer mehr abnehmen und man selbst eigentlich keine Benachteiligung oder Probleme in der Wissenschaft erfahren hat.

Als Ursache für geschlechtsspezifische Reputationsunterschiede und Karrierechancen im gesamten Feld wurden zum einen persönliche und familiäre Gründe der Selbstselektion von Frauen, aber auch strukturelle Gegebenheiten angeführt: Zum einen erleben meist weibliche Wissenschaftlerinnen das Problem, Familie und Beruf nur schwer vereinen zu können und eine damit verbundene eingeschränkte Flexibilitäts- und Mobilitätsbereitschaft (befragte Männer stammten meist aus einer Generation, in der sich die Frauen um die Kinder kümmerten oder sind erst in fortgeschrittenem Alter Vater geworden). Zum anderen wurde aber auch die historisch geprägte Feldstruktur als Ursache von Ungleichheit angesehen. Die französische Soziologie war lange männlich geprägt und viele der Professuren sind männlich besetzt, wodurch Frauen gewisse Nachteile dabei haben, sich als renommierter Wissenschaftler zu behaupten, Netzwerke aufzubauen oder sich in Berufungskommissionen durchzusetzen. Im Folgenden sollen beide Aspekte – Selbstselektion sowie Effekte der Feldstruktur – behandelt werden.

Viele der Befragten benannten das Problem der schwierigen Vereinbarkeit von Familie und Beruf und das Problem, als Wissenschaftler besonders flexibel und mobil sein zu müssen. Theoretisch müsste die Familiengründung keine genuin geschlechtsspezifische Hürde sein, aber faktisch fällt die Phase der Promotion und Habilitation bei Frauen in den Lebensabschnitt des Kinderbekommens, wohingegen Männer dem Kinderwunsch auch später in ihrem Leben nachgehen können beziehungsweise kümmerte sich in den Professoren generationen mittleren und höheren Alters meist die Frau um die Erziehung der Kinder. Obwohl es keine der befragten Professorinnen als Hindernis ansah, selbst Kinder bekommen zu haben, wurde dennoch im Allgemeinen beschrieben, dass Frauen in der Wissenschaft gewissermaßen benachteiligt sind, weil sich Beruf und Familie kaum vereinbaren lassen. So zeigt auch eine Statistik des französischen Bildungsministeriums, dass direkt nach der Promotion noch relativ viele Frauen als *Maître de conférences* arbeiten (49,35% aller *Maître de conférences* in der Soziologie sind Frauen), wobei der Prozentsatz für die Professorenschaft geringer ausfällt (nur 36,9% der französischen Soziologieprofessoren sind weiblich) (MERS 2010). Gründe hierfür könnten die geringere Mobilitätsbereitschaft von Müttern, aber auch die verspätete Habilitation aufgrund der schweren Vereinbarkeit von Familie und Beruf sein.

Auch in den Interviews beschrieben die befragten Frauen, dass man mit Kindern weniger mobil ist, das Kinderbekommen die Karriere etwas verlangsamt und man weniger publizieren kann. Eine übliche Karrierestufe ist die Tätigkeit als sogenannter Turboprofessor, weil es am eigenen Standort häufig keine vakanten Professorenstellen oder eine Art Hausberufungsverbot gibt. Für Frauen mit Kindern ist es sehr schwer, Kinder zu betreuen und gleichzeitig zu pendeln, wenn man nicht einen Partner oder Eltern hat, die sich um die Kinder kümmern.

Professorin in Pariser Peripherie, die zwischenzeitlich in Großstadt tätig war: „Also sagte ich mir: ‚Es geht nicht mehr so weiter!‘ Ich fuhr immer mit dem Auto nach [Großstadt in der Nähe von Paris] [...], ich hatte zwei Stunden Fahrt [...]. Ich übernachtete dort immer eine oder zwei Nächte und fuhr wieder zurück [...], ich hatte zwei Kinder in dieser Zeit. Meine Eltern wohnten nicht weit von uns, sie haben sich viel um meine Kinder gekümmert. Mein Mann kümmerte sich auch als er noch Lehrer war, aber als er dann Schulleiter war, wurde es schwierig [...], also habe ich mich auf meine Eltern verlassen.“

Wie gesagt ist das kein genuin weibliches Karrierehindernis, aber in den Interviews zeigte sich, dass meist die Frauen für die Betreuung der Kinder zuständig sind. Neben Mobilitätseinschränkungen tritt

auch der Aspekt der geringeren Produktivität in einer zentralen Phase der Karriere – nämlich meist kurz vor oder kurz nach der Habilitation oder vor dem Erhalt einer vollen Professur oder äquivalenter CNRS-Positionen.

Professorin einer zentralen Pariser Grande école 1: „Schon zu dieser Zeit [während der Habilitation] hatte ich zwei Kinder [...] und es stimmt schon, ich habe immer viel gearbeitet, wie die französischen Frauen, die sofort nach dem Mutterschutz wieder zu arbeiten beginnen. Meine Kinder hatten ungefähr drei Monate als sie in die Krippe kamen. Aber gut, ich habe meine Auslands-/Dienstreisen eingeschränkt. [...]. Ich war nicht darauf eingestellt, gleich *Dirécteur de recherche* werden zu wollen. Außerdem war es im [Forschungsinstitut] die Gewohnheit, dass man an seinem Thema arbeitete und nebenbei an kleinen Forschungsverträgen [...], das nahm viel Zeit ein, weil ich auch noch lehrte, ich habe immer gelehrt und ich fuhr damit fort, regelmäßig zu publizieren. Aber es stimmt schon, es gab eine Zeit, in der ich möglicherweise etwas weniger aktiv in der Forschung war als zuvor. [...] Danach bewarb ich mich als *Directrice de recherche* [...], in dem Jahr, an dem ich in den USA war [...]. Es gab ein Stipendium, um nach [renommierte amerikanische Universität] zu gehen. Die Kinder hatten ein Alter, in dem sie einfach Englisch lernen konnten. So konnten wir Frankreich für ein Jahr ohne große Probleme verlassen.“

Mit einem großzügigen Stipendium sind derartige Auslandsaufenthalte auch mit Familie möglich, allerdings kann die fehlende Produktivität durchaus zu einer Benachteiligung führen. Vor allem in einer Phase, in der man einerseits sehr produktiv in seiner Forschung sein müsste und zugleich aber auch einer hohen Lehrbelastung unterliegt. Vor allem auch an Standorten, an denen die Lehrbelastung besonders ins Gewicht fällt, spitzt sich die Vereinbarkeit von Forschung und Lehre sowie dem Familienleben zu. Eine der jüngeren befragten weiblichen Soziologinnen ist *Maître de conférences* an einer Großstadtuniversität und betont das Problem der hohen Lehrbelastung:

Interviewer: „Und bereiten Sie gerade ihre Habilitation vor? Haben Sie den Wunsch, Professorin zu werden? [...]“

Jüngere *Maître de conférences* in Großstadt: „Also, das ist nichts, was ich vollkommen ausschließe, aber im Moment nicht. Dafür gibt es viele Gründe [...]. Ich habe eine Stelle in einem IUT, das ist anders als andere Stellen, weil die Betreuung der Studierenden wesentlich wichtiger ist und ich habe viele Stunden Lehre. [...] Im Großen und Ganzen habe ich die ersten beiden Jahre hier nur Lehre gemacht. Ich hatte keine Zeit, was anderes zu machen. [...] Erst seit letztem Jahr komme ich auch ein wenig zur Forschung und es sind jetzt schon fünf Jahre seit der Verteidigung meiner Doktorarbeit vergangen und ich habe zwar publiziert, aber nicht genug. [...] Einerseits spielt das eine Rolle, aber auch, dass ich zwei kleine Kinder habe [...] und es stimmt, dass das Zeit braucht und ich habe auch Lust, Zeit mit ihnen zu verbringen.“

Unterschiedliche Faktoren erklären demnach, warum es zwar fast genauso viele weibliche und männliche *Maîtres de conférences* gibt, aber vorwiegend Männer den Sprung zum Professor schaffen. Die Habilitation fällt im Lebenslauf in eine Phase, in der es Familie und Beruf zu vereinbaren gilt, sodass weniger Zeit für die Forschung bleibt, was die Habilitationsphase verlängert. Außerdem lässt die hohe Lehrbelastung als *Maître de conférences* kaum Zeit für die Forschung und auch die erforderliche Mobilität könnte insbesondere bei Frauen mit Kindern der Grund dafür sein, warum man lieber auf seiner Stelle als *Maîtres de conférences* bleibt und nicht umzieht, um Professor in einer anderen Stadt zu werden.

Zudem zeigte sich in den Interviews auch, dass es für Frauen mit Familie sehr schwierig war, den Spagat zwischen der Rolle als Mutter und der Rolle als Wissenschaftlerin zu bewältigen. Insbesondere in Phasen der befristeten oder prekären Beschäftigung ist es nicht einfach, zuhause für Kinder verantwortlich zu sein. Von den acht befragten Professorinnen waren zwei über eine längere

Phase hinweg arbeitslos und hatten Kinder zu versorgen. Das folgende Zitat verdeutlicht, wie negativ sich die Arbeitslosigkeit in der Promotionsphase und die Rolle als Mutter auf das berufliche Selbstvertrauen auswirken können:

Professorin der Pariser Peripherie mit spätem Einstieg in universitäre Karriere: „Also, ich war arbeitslos und ich begann eine Ausbildung am Conservatoire National des Arts et Métiers [...]. Das war ein Ausbildungszentrum, wir waren Arbeitslose und wir machten dort ein Diplôme de 3ème cycle. [...] Ich suchte Stellen und machte die Ausbildung. Ich hatte ein Kind und hatte meine Doktorarbeit abgeschlossen. Ich war in keiner guten (Gemüts-)Verfassung, weil ich nicht wusste, wie ich Arbeit finden soll. Ich war schlecht darin, mich zu verkaufen. Jedesmal, wenn mich jemand fragte, was ich kann, fiel es mir schwer, zu sagen: ‚Hier, das ist das, was ich kann.‘ [...] Mein Mann arbeitete [...] wir hatten eine Wohnung gekauft, also war es finanziell ein wenig schwierig. [...] Das war nicht einfach. [...] Die Arbeitslosigkeit dauerte zwei Jahre an.“

Nach der Promotion war sie weitere Jahre auf prekären Stellen in der Verwaltung eines Forschungsinstituts tätig und versuchte neben der Verwaltungstätigkeit zu forschen. Diese Phase war davon geprägt, dass sie als Frau ein geringeres Selbstvertrauen aufwies als männliche Kollegen. Ein geringes Selbstvertrauen ist ebenfalls kein genuin weibliches Hindernis, wird aber von Frauen als ein geschlechtsspezifisches „Handicap“ wahrgenommen. So auch die befragte Professorin, die beschreibt, dass sie anfangs mit ihrer Verwaltungstätigkeit zufrieden war und nicht von einer akademischen Karriere geträumt hat, weil sie sich ihrer Aussage nach „ihrer Grenzen“ bewusst war:

Professorin der Pariser Peripherie mit spätem Einstieg in universitäre Karriere: „Zu der Zeit, zu der ich dann etwas besser verdiente, es war kein miserables Gehalt [...], habe ich mir keine Gedanken zum Prestige gemacht. Ich hab mir nie gesagt, ich könnte einen Job mit mehr Ansehen haben. Ich glaube das ging aus der Tatsache hervor, dass ich mir meiner Grenzen bewusst war und ich hatte außerdem wenig Selbstvertrauen.“

Interviewer: „Was soll das heißen, die Grenzen?“

Professorin der Pariser Peripherie mit spätem Einstieg in universitäre Karriere: „Die Grenzen, damit meine ich, dass ich mir darüber bewusst war, was ich konnte, die Art und Weise, wie ich mich ausdrückte. Ich sah, dass das nicht das gleiche war, wie beispielsweise die des Direktors vom [Name Forschungseinrichtung].“

Interviewer: „Ist das möglicherweise eine Charakteristik der Frauen?“

Professorin der Pariser Peripherie mit spätem Einstieg in universitäre Karriere: „Das wollte ich Ihnen sagen, so kann man das interpretieren. Das heißt, dass Frauen nie Vertrauen in sich selbst haben.“

Interviewer: „Und das hat eine Rolle in ihrer Laufbahn gespielt? Würden Sie sagen, dass der Umstand Frau zu sein...?“

Professorin der Pariser Peripherie mit spätem Einstieg in universitäre Karriere: „... Ja, das spielte eine Rolle, weil während der zwei Jahre Arbeitslosigkeit, schaffte ich es nicht, mich zu verkaufen. Als ich dann die Anstellung im [Forschungseinrichtung] bekam, trug mich ganz im Gegenteil zu zuvor die Arbeit an sich. Ich war aufgrund der Arbeit an sich enthusiastisch und ich verlor meine Hemmungen [...], sie fielen in diesem Moment von mir ab.“

Das geringe Selbstvertrauen geht laut Aussage einer Professorin an einer zentralen Pariser Grande école auch damit einher, dass Frauen sich es erst später als Männer zutrauen, sich für höhere Stellen als Directeur d'études zu bewerben:

Professorin einer zentralen Pariser Grande école 2: *Die Frauen brauchen länger, weil sie sich nicht trauen, es auszuprobieren, wohingegen sich die Männer schneller sagen: ‚Ja, das ist es, ich bin bereit, ich probiere es, ich muss.‘ Und die Frauen sagen sich häufig: ‚Oh nein, nein, nein, ich muss zuerst noch dieses Papier schreiben, diesen Artikel, weil wenn nicht, dann bin ich nicht gut genug.‘ Als Folge bewerben sie sich viel später als die Männer, obwohl sie alle auch gute Dossiers haben. Aber es gibt eben diese Art der Selbstkontrolle, vor allem auf dem Niveau der Directions d’études bei den Frauen, die eigentlich sehr gut sind.“*

Das Bild von der schwachen oder wenig selbstbewussten Wissenschaftlerin trifft aber keineswegs auf alle Professorinnen zu, da die vermutete Benachteiligung als Frau für manche der Befragten eine Art Motivationsquelle war. Eine der Professorinnen in Paris beschrieb beispielsweise, dass sie mitbekommen hatte, wie ein männlicher Kollege aufgrund von persönlichen Netzwerken Karriere machte, obwohl er ihrer Ansicht nach wissenschaftlich nicht herausragend war. Einerseits war das ein bedrückendes Erlebnis, aber wurde andererseits auch als Herausforderung wahrgenommen und führte dazu, dass sie selbst in ihrer Karriere vorankommen wollte:

Professorin der Pariser Peripherie: *„Das das war schwer zu ertragen für mich, aber zugleich schuf das auch eine persönliche Herausforderung. Also sagte ich mir: ‚Wenn er [Kollege] in dieser Position ist, dann muss ich auch Professorin werden.““*

Ähnlich kann auch folgende Aussage bewertet werden, in der eine befragte Großstadtprofessorin beschreibt, dass es für sie als Frau wichtig war, sich am Standort nicht nur den Frauen oder typisch weiblichen Themen anzuschließen, sondern die typischerweise von Männern vertretenen Positionen einzunehmen:

Großstadtprofessorin: *„[E]s gibt eine Gruppe von Bourdieusien am Standort, die viel Macht innehatten und es gab eine Gruppe der ästhetischen feministischen Soziologie, Soziologie der Emotionen. Da es in der ersten Gruppe meist nur Männer gab [...] erwartete eigentlich jeder, dass ich mich den Frauen anschließe, aber ich sagte: ‚Nein, ich gehe mit den Männern, um zu ernsthaften Themen zu arbeiten.‘ Das ist meine Art des Feminismus. Mein Feminismus besteht eher darin, den Platz einzunehmen, an dem eher Männer sind als sich der weiblichen Kultur und den Frauen anzuschließen.“*

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, dass sich viele der älteren Soziologieprofessorinnen für das Fach entschieden haben, weil sie zur weiblichen Emanzipationsbewegung Ende der 1960er und in den 1970er Jahren beitragen wollten. So hat sich eine der älteren Pariser Professorinnen nach dem Studienabschluss an der Sciences Po gegen eine Karriere in der Wirtschaft oder Verwaltung entschieden und begonnen, Soziologie zu studieren. Zugleich war aber das universitäre soziologische Milieu in Paris Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre meist nur von Männern dominiert und sie selbst hatte sich auch in ihrem weiteren Karriereverlauf nicht mit dem Schwerpunkt der Geschlechterforschung befasst. Ihre emanzipatorische Einstellung zeigte sich aber darin, dass die Professorin eine Karriere ohne Patronage oder ohne Abhängigkeit zu einer bestimmten Person oder einem einzelnen Standort durchlaufen hat. Sie beschreibt, dass es ihr in der Karriere wichtig war, besonders mobil und flexibel zu sein. Außerdem betonte sie auch, dass es für ihre Karriere von Vorteil war, dass sie sich nicht von einem einzelnen Standort oder Professor abhängig gemacht hat. Sie hat zwischenzeitlich im Ausland, in der Großstadt und sogar in der Verwaltung gearbeitet und war nicht gebunden an eine bestimmte soziologische Schule oder an einen einzelnen Pariser Professor:

Interviewerin: *„[Ihre Karriere], das ist bestimmt keine klassische Laufbahn wie sie andere Pariser Professoren aufweisen? [...W]ar es einfach als Frau? [...] Hat es geholfen, dass sie zwischenzeitlich in [Großstadt] und im Ausland, aber nicht an der [Pariser Universität] oder [Pariser Grande école] waren?“*

Befragte ältere Professorin in der Pariser Peripherie, die vorher auch in der Großstadt tätig war und Abschlüsse in Paris gemacht hat: „Der Umstand eine Frau zu sein, nein das Gefühl hatte ich nicht. [...] Es stimmt aber, man muss sich heute immer ein wenig schämen, wenn man nicht über seinen Status als Frau spricht. Ich hatte aber nicht das Gefühl, dass der Umstand Frau zu sein, mich in irgendeiner Weise gestört hätte im akademischen Leben. Ich hatte immer den Eindruck einer Gleichheit, vielleicht täusche ich mich, aber gut. [...] Nein, der Umstand Frau zu sein, das glaube ich nicht, weil ich bin jemand, ich war in meiner Karriere immer jemand, der sehr zugänglich [frz. disponible], sehr mobil und sehr neugierig war. Ich bin keine Trägerin von in Führungszeichen ‚weiblichen Handicaps‘. [...] Der Umstand, was im Ausland gemacht zu haben, ja, das verleiht einem ein gewisses Prestige, auch wenn das manche stört, weil eine Öffnung manchmal als etwas Suspektes in verkrusteten Welten angesehen wird. Nein, ich glaube, wenn ich zum Beispiel eine Karriere am Collège de France hätte machen wollen, ambitioniert hätte sein wollen, dann hätte ich nicht das gemacht, was ich gemacht habe. Ich hätte keine Leitungsposition in einer Einrichtung wie dem [Forschungsinstitut] eingenommen, die mich vier Jahre lang von der Forschungsaktivität abgelenkt hat, aber mit der ich viele interessante andere Dinge machen konnte. [...] Aber sicherlich wurde ich immer als jemand angesehen, der unabhängig ist, ich glaube das zu sein. [...] Unabhängige Personen sind immer ein wenig suspekt, weil das sind Leute, die es ablehnen, sich einer Beziehung hinzugeben. [...]“

Interviewerin: „Das finde ich wirklich interessant, weil es für Laufbahnen in Frankreich doch oft wichtig ist, Netzwerke mit den lokalen Akteuren aufzubauen, ein wenig ein System der Patronage...?“

Befragte ältere Professorin in der Pariser Peripherie, die vorher auch in der Großstadt tätig war und Abschlüsse in Paris gemacht hat: „... und ich, ich habe das immer verweigert [...]. Ich hätte mich der Patronage von [renommierter Pariser Soziologe, bei dem sie studiert hat] hingeben können. Er hätte es gerne gehabt, wenn ich in sein Team gekommen wäre, aber ich sagte mir: ‚Oulàlà, dieser Typ ist viel zu verführerisch [auch im Sinne von einnehmend].‘ Ich war noch sehr jung und wollte mich nicht in seine Klauen/Fänge begeben. Er hatte nämlich wirklich ein außergewöhnliches Charisma, das vielen zum Verhängnis wurde, vor allem vielen Frauen. Es gab schreckliche Dramen in seiner Arbeitsgruppe und ich habe sowas gespürt. Ich war sehr angetan von seiner Meinung, aber habe mich auch stark davon distanziert, weil es ein einnehmendes/beengendes Denken war. [...] Ich hätte mich auch [anderer renommierter Pariser Soziologe, bei dem sie promoviert hat] stärker hingeben können, aber das interessierte mich nicht. [...] Ich hätte Netzwerke aufbauen könnten, aber ich habe den Großteil meiner Karriere außerhalb von Netzwerken verbracht, um neue aufzubauen und andere neue Personen zu treffen. Das liegt aber auch an meinem Temperament, ich langweile mich nicht gerne.“

Die befragte Professorin hat also immer bewusst Abstand davon genommen, sich in ein Abhängigkeitsverhältnis zu einem einzelnen Professor zu begeben, sondern hat vielmehr Karriere gemacht, weil sie vielfältige wissenschaftliche Beziehungen in Paris, in der Provinz und im Ausland unterhielt. Insofern betont sie, dass akademische Karrieren zwar von sozialen Netzwerken abhängen, aber man sich als Frau auch im Alleingang einen gewissen Namen machen kann, wenn man vielfältige Aktivitäten verfolgt und Beziehungen pflegt.

Ein weiterer Aspekt, der von den Befragten angesprochen wurde war der Umstand, dass in Berufungskommissionen meist zu wenige Frauen vertreten sind. Ein Großteil der Befragten war der Meinung, dass sich die Quote an weiblichen Soziologinnen erhöhen würde, wenn man darauf achten würde, dass in etwa zur Hälfte auch weibliche Wissenschaftlerinnen über Rekrutierungen entscheiden. Einerseits war es für die Befragten mittleren und höheren Alters sehr befremdlich, dass sie sich immer Auswahlgremien stellen mussten, in denen keine einzige Frau vertreten war. Die Befragten fühlten sich wie ein Fremdkörper, weil sie teilweise sogar die ersten weiblichen Soziologinnen waren, die sich am Standort bewarben und rekrutiert wurden. Andererseits wurde auch das Argument angebracht, dass rekrutierende Männer sich nicht dafür einsetzen, vermehrt auch Frauen anzusprechen oder aktiv für den Standort zu gewinnen:

Pariser Professorin einer Eliteuniversität: „Ja aber natürlich auch der Umstand, dass diejenigen, die rekrutieren, Männer sind. Sie tendieren dazu, Profile auszuwählen, die ihnen ähneln. Ich glaube, dass das sehr sehr wichtig ist. Das heißt, dass Rekrutierungskommissionen meist männlich sind und deshalb vorrangig Männer rekrutieren. Man denkt nicht an die Frauen. Man denkt nicht daran, Frauen zu suchen. Und ich glaube dass Frauen dadurch mit einem ‚Handicap‘ starten. [...]“

Interviewer: „Also wäre es gut, wenn man mehr Frauen in den Kommissionen hätte?“

Pariser Professorin einer Eliteuniversität: „Ja klar. Selbstverständlich müsste es eine Verpflichtung zur Parität geben.“

Zusammenfassend zeigen sich demnach ganz unterschiedliche subjektive Herangehensweisen an die persönliche weibliche Karriere, die mit unterschiedlichen Phänomenen der Selbstselektion einhergehen: Sei es, dass man sich weitere Karriereschritte nicht zutraut, weil man zugleich die Rolle als Mutter zu erfüllen hat oder sich als Frau zu wenig zutraut oder auch weil man als Frau das Gefühl hat, man müsse sich unabhängig von männlichen Vorgesetzten machen und Patronage bewusst vermeiden. Neben diesen subjektiven Erklärungsmustern der Selbstselektion soll im Folgenden noch untersucht werden, ob strukturelle Ungleichheitseffekte zwischen männlichen und weiblichen Soziologinnen im akademischen Feld zu finden sind, also ob es quantitativ messbare Hinweise darauf gibt, dass Frauen Nachteile im Patronagemodell der Karriere aufweisen. Auch wenn einzelne Professorinnen meist keine persönlichen Hindernisse und Schwierigkeiten erlebten, waren sich alle einig darin, dass insgesamt eine Benachteiligung von Frauen vorherrscht. Diese Ambivalenz von persönlich nicht erlebter Ungleichheit und allgemein vorherrschenden Ungleichheitsstrukturen lässt sich vermutlich dadurch erklären, dass in der französischen Soziologie meist nur diejenigen Frauen Professorin werden, die zum einen an einem renommierten Pariser Standort einen Abschluss gemacht haben, sodass das Prestige des Abschlusses über geschlechtsspezifische Hindernisse hinweg hilft. Zum anderen handelt es sich vermutlich auch häufig um Wissenschaftlerinnen, die über einen Quereinstieg und außerhalb von innersozialogischen Netzwerken beziehungsweise außerhalb von Patronage Karriere gemacht haben. Weibliche Wissenschaftlerinnen mit persönlich erlebten Hindernissen oder Nachteilen im Patronagesystem scheiden somit vermutlich schon früher in der Karriere aus. So ist im Folgenden die Annahme, dass einzelne Professorinnen persönlich keine Hindernisse erlebten, weil sie nicht unbedingt darauf angewiesen waren, langjährige lokale Netzwerke an einem Standort zu pflegen, sondern aufgrund ihres Prestiges relativ schnell Karriere machen konnten oder erst spät in der Karriere über Umwege zur Soziologie kamen.

Beispielsweise beschrieb eine ältere Pariser Professorin, dass sie persönlich keine geschlechtsspezifischen Schwierigkeiten erlebte, weil sie erst spät in der Karriere eine universitäre Stelle erhielt und zuvor immer in einem weniger stark umkämpften Milieu beziehungsweise weniger von direkter Patronage geprägten Milieu in der Verwaltung und in Ministerien tätig war. Der Zugang zu diesen Stellen gestaltete sich relativ einfach, weil sie einen Abschluss einer renommierten politik- und verwaltungsbezogenen Grande école machte. Sie kann demnach wenig über typische Netzwerke innerhalb einer Universität oder über innersozialogische Netzwerke aussagen:

Interviewerin: „In der Vergangenheit war es für Frauen sicherlich manchmal schwierig? Sehen sie einen Unterschied? Ich habe mehrere Interviews geführt, aber ich habe nicht viele weibliche Professorinnen gefunden?“

Ältere Professorin der Pariser Peripherie: „Ja das stimmt. Ich arbeite zu diesem Thema, zu den Ungleichheiten zwischen Mann und Frau. Also ärgert es mich ein wenig, ihnen sagen zu müssen, dass ich selbst keinerlei Probleme hatte. [...] Vielleicht bin ich nicht sehr repräsentativ, weil wie sie sehen, es

für die Universität [hier] interessant ist, jemanden zu haben, der von außerhalb kommt, der aus der Verwaltung kommt, der die Politik gut kennt, das ist interessant. [...]ch habe die [universitäre] Karriere also nicht von ganz unten begonnen, ich habe Dinge außerhalb davon gemacht und bin dadurch durchgekommen. Also war es weniger schwierig.“

Interviewerin: „Ist es als Frau in der Politik oder Verwaltung einfacher?“

Ältere Professorin der Pariser Peripherie: „Wenn Sie so wollen, diese Schule, [renommierte politik- und verwaltungsbezogene Grande école], sie ist sehr hilfreich. Wenn sie von dieser Schule kommen, dann sind sie gleich im hohen Kader. Natürlich kann es dort schwierig sein, aber es ist weniger schwierig als für andere. Es gibt dort immer noch Ungleichheiten zwischen Frau und Mann, aber ich wollte nicht auf die Stellen mit der größten Verantwortung [...], so hatte ich keine Probleme.“

Wie im Anschluss noch anhand quantitativer Analysen gezeigt werden soll, profitierte in der Tat der Großteil der weiblichen Soziologieprofessorinnen davon, einen Studienabschluss oder eine Promotion an einer der zentralen Pariser Prestigeeinrichtungen gemacht zu haben. Wohingegen es bei den männlichen Professoren einen relativ großen Anteil von Soziologen gibt, die in Großstädten oder in der Provinz einen Abschluss gemacht haben, scheint es für weibliche Absolventen von Großstadt- und Provinzuniversitäten kaum Karrierechancen zu geben. Das Prestige eines Abschlusses hilft innerhalb der Gruppe der weiblichen Absolventen gewissermaßen dabei, gewisse Benachteiligungen oder Hürden zu überwinden. Genauer gesagt hilft ein prestigereicher Abschluss auch innerhalb der Gruppe der männlichen Absolventen, diese weisen aber darüber hinaus auch noch weitere Karrieretypen auf. So zum Beispiel lokale Laufbahnen in der Provinz oder Großstadt oder Turboprofessor-Karrieren, die an den Ausbildungsstandort zurückführen, beides Laufbahntypen, die bei Frauen seltener zu beobachten sind. So zeigt sich auch innerhalb der qualitativen Befragung, dass nur zwei von acht befragten Professorinnen eine relativ lange Beziehung zu einem einzelnen Professor (Patron) unterhielten. Nur diese beiden Professorinnen durchliefen den Großteil ihrer Karriere an einem Standort (in Paris). Alle anderen der befragten Professorinnen weisen Quereinsteigskarrieren, mobile Karrieren mit weitreichendem Netzwerk oder prekäre Karrieren auf. Weibliche Professorinnen weisen demnach seltener als Männer eine Karriere innerhalb eines lokalen Patronagesystems auf, weshalb angenommen werden kann, dass man es als weibliche Wissenschaftlerin meist nur dann schafft, Karriere zu machen, wenn man einen Abschluss in Paris an einer Eliteeinrichtung hat oder sein wissenschaftliches Prestige außerhalb der universitären Netzwerke als Quereinsteiger aufbauen konnte.

Deshalb soll im Folgenden geprüft werden, ob es sich bei den befragten Professorinnen meist um Personen handelt, die an zentralen Standorten ausgebildet wurden und ob es Personen sind, die weitere Distinktionsmerkmale aufweisen, die ihre Karriere auch außerhalb von Patronage ermöglicht haben. Die acht befragten Professorinnen stammen meist aus der Mittelschicht – nur eine Professorin in der Pariser Peripherie hat einen Vater, der Jurist war. In den anderen Fällen waren die Eltern in der örtlichen Verwaltung, in mittleren technischen Berufen oder ähnlichen privatwirtschaftlichen Bereichen tätig. Es handelt sich bei den befragten weiblichen Professorinnen demnach nicht um eine bildungsbürgerliche Elite, sondern eher um ein mittleres Herkunftsmilieu. Auffällig ist jedoch, dass keine der befragten Frauen als tatsächlicher Bildungsaufsteiger einer Großstadt- oder Provinzuniversität gelten kann – manche der Befragten stammen zwar aus anderen französischen Regionen, aber alle haben ein Studium in Paris durchlaufen.

Interessant ist darüber hinaus, dass viele der befragten Soziologinnen einen Abschluss in einer benachbarten Disziplin, aber nicht in der Soziologie aufweisen. Insgesamt handelt es sich zwar um

prestigereiche Ausbildungsstandorte, aber häufig in einer benachbarten Disziplin. Die meisten der befragten Soziologinnen weisen entweder einen Einstieg in die Soziologie über die Wirtschafts- und Politikwissenschaften (Studium oder Promotion an Sciences Po, Paris Dauphine, Handelsschule, Sorbonne 1) oder über die Sozialpsychologie beziehungsweise über die Gesundheits- und Erziehungswissenschaften (meist über die Universität Nanterre) auf. Nur zwei der acht befragten Professorinnen schlossen ein reines Soziologiestudium an einer Pariser Universität und der EHESS (in einem Fall aber zusätzlich zum politikwissenschaftlichen Abschluss) ab und eine weitere hat einen Abschluss der ENS. Außerdem ist im Gegensatz zu den Studien- und Promotionsstandorten der Männer kein Provinz- oder Großstadtstandort dabei. Auch hinsichtlich der aktuell eingenommenen Position zeigt sich, dass ein Großteil der in Paris befragten Wissenschaftlerinnen eher in der Peripherie oder im weltlich dominierten Zentrum tätig ist, nur eine Professorin ist an einer traditionellen geisteswissenschaftlich geprägten Grande école angestellt. Die Hälfte der befragten Wissenschaftlerinnen ist zwar in der Großstadt oder Provinz tätig, aber wurde zuvor in Paris (meist fachfremd) ausgebildet.

Zusammenfassend stützt dies die Vermutung, dass lokale oder von Patronage geprägte Karrieren meist nur für Männer zugänglich sind und dass es meist nur Frauen von elitären Einrichtungen oder aus benachbarten Disziplinen schaffen, überhaupt Karriere zu machen. So bestätigt auch eine Professorin selbst, dass sie bei der Auswahl von Bewerbern auf das Prestige der Ausbildungseinrichtung achtet. Das Prestige der Einrichtung, an der man studiert hat, ist demnach wichtiger als Genderunterschiede:

Professorin der Pariser Peripherie: *„Also gibt es einen Unterschied zwischen Männern und Frauen? Ich weiß nicht. [...] Das, was vielleicht noch eine Rolle spielt, das ist auch häufig die schulische Herkunft. Zu wissen, dass jemand die Vorbereitung der ENS oder Sciences Politiques gemacht hat. Es gibt prestigereiche Schulen, die es einerseits erleichtern, Wissen oder Methoden anzueignen, aber auch dabei helfen, eine Karriere zu starten. [...] Ich bin schon etwas älter, ich schaue mir immer das Diplom einer Person an. Sicherlich finde ich manchmal, dass eine Person interessant ist oder gute Gedanken hat, einen guten Master hat, also manchmal mach ich Ausnahmen [...], aber man ist sicher, dass wenn man jemanden von der ENS nimmt oder Sciences Politiques, dass diese Person jemand ist, der keine großen Probleme dabei haben wird, eine Doktorarbeit zu schreiben. Das genügt nicht, aber das hilft.“*

Bei drei von fünf Pariser Professorinnen zeigte sich zudem, dass sie zuvor in der Verwaltung tätig waren, entweder in einem Ministerium, in der Forschungsförderung, als Leitung einer außeruniversitären Forschungseinrichtung oder sogar in der Gewerkschaft. Und auch die Frage, ob ein derartiger Quereinstieg die Karriere vereinfachte, wurde bejaht:

Interviewerin: *„[I]st es schwieriger als Frau, eine klassische Laufbahn innerhalb der Universität oder innerhalb einer sehr renommierten Grande école im Pariser Zentrum zu durchlaufen?“*

Befragte Professorin mit langjähriger Verwaltungstätigkeit: *„Ja natürlich ist das schwieriger. Im Allgemeinen ist es schwieriger, weil manchmal ist die Konkurrenz sehr hart, also denke ich, es ist schwieriger.“*

Neben diesem weltlichen oder politisch administrativen Einstieg gab es auch viele Quereinsteigerinnen aus der Pädagogik, die vor der universitären Karriere als pädagogisches Personal in Unternehmen oder in der Erwachsenenbildung angestellt waren. Wiederum eine andere Professorin war stärker mit medizinischen Fakultäten als mit der Soziologie verbunden: Die Professorin hätte damals zwar die Möglichkeit gehabt, bei einem renommierten Pariser Professor an der EHESS zu sozialen Bewegungen und Protest zu promovieren, aber bevorzugte die

gesundheitssoziologische Forschung an einer Universität der Pariser Peripherie. Ähnlich entschieden sich auch viele weitere der befragten Professorinnen für die interdisziplinäre und an der Praxis orientierte Arbeit und waren weniger stark an innersoziologischen Diskussionen interessiert. So verdeutlicht auch die folgende Aussage einer zuvor pädagogisch ausgebildeten Soziologin, inwiefern sie rein innerdisziplinäre und rein innersoziologische Debatten nicht als zielführend empfindet:

Professorin einer Provinzuniversität: „[D]as, was mich stört [...], das ist, dass man Grenzen zieht zwischen unterschiedlichen Wissensbereichen. [...W]ir haben einen zusammenfassenden Bericht über die Arbeit der letzten Jahre geschrieben und das, was stört ist, dass die Betriebs-/Verwaltungswissenschaften Theorien zum Lernen in Unternehmen entwickeln, die nichts damit zu tun haben, was in der Soziologie oder Erziehungswissenschaft gemacht wird, sie ‚erfinden das warme Wasser neu‘. Es gibt also Kriege zwischen den Chefs der unterschiedlichen Gebiete, man kämpft um institutionelle Gebiete, die man zwar epistemologische Gebiete nennt, aber das sind sie nicht. [...M]eine soziologischen Kollegen sind manchmal sehr anstrengend, weil sie immer das Wort Soziologie im Mund haben. Die Soziologie für dieses und die Soziologie für jenes. Manchmal fällt es mir schwer zu verstehen, was hinter diesem Wort überhaupt steht. Sie benutzen es für Unterschiedliches, das ist wie eine Ethik, die dem, was man sagen will eine Vornehmheit [frz. noblesse] verleiht, auch wenn sie total banale Dinge sagen. Ich bin eher sehr für das Verbindende/das Mischen [frz. composite], gemacht aus Stücken. [...] Normalerweise würde man sagen: ‚Sie ist auf einer Stelle als Soziologin, sie hat in der Soziologie habilitiert, das müsste ihr diese Identität auf einer Stelle als Soziologin verleihen.‘ Aber ich sage: ‚Nein, warum?‘ [...] ich hätte das gleiche Problem, mich über die Erziehungswissenschaften zu definieren [.]. Die Zentren von Schulen, die interessieren mich nicht. Jedenfalls bin ich nirgends [auf nichts festgelegt] und es gibt viele Leute, die nirgends sind.“

Es soll damit keineswegs behauptet werden, dass ein Großteil der männlichen Soziologen einer theoretischen Schule verbunden ist, aber die Interviews zeigten, dass die Distanzierung zu theoretischen Denkschulen etwas ist, das fast alle weiblichen Wissenschaftlerinnen als zentral ansehen – nur zwei von acht befragten Soziologinnen waren lange an einem Standort tätig und hatten dort über eine lange Phase hinweg mit einer Art soziologischen Schule zu tun, wobei sich beide in den Interviews auch von rein theoretischen Debatten distanzieren und sich viel mehr über ihr empirisches Untersuchungsgebiet definieren. Diese Distanzierung aller befragten Soziologieprofessorinnen beruht vermutlich auch darauf, dass ein Großteil erst über eine benachbarte Disziplin oder über eine langjährige Tätigkeit in einem Forschungsinstitut sowie in der Politik und Verwaltung zur Soziologie kam. Innerhalb der Gruppe der männlichen Soziologieprofessoren gibt es zwar ebenfalls fachliche Quereinsteiger und interdisziplinär arbeitende Wissenschaftler, aber daneben ein höherer Anteil von Männern, der innerhalb einer theoretischen Schule der Soziologie Karriere gemacht hat – man kann bei 7 von 14 befragten Soziologieprofessoren eine deutliche Zugehörigkeit zu einer soziologischen Schule oder einem spezifischen theoretischen Ansatz erkennen. Zudem wurde die Distanzierung von innersoziologischen theoretischen Debatten innerhalb der Gruppe der weiblichen Soziologieprofessorinnen deutlicher beschrieben, so auch von einer Professorin, die ihre gesamte Karriere an einer Pariser Eliteeinrichtung durchlaufen hat und noch am deutlichsten einer soziologischen Schule zugeordnet werden könnte:

Interviewerin: „[H]aben Sie kein Interesse daran, Theorie zu machen, theoretische Debatten zu führen?“

Professorin einer zentralen Pariser Grande école: „Nein, nein, ich interessiere mich zwar für die Theorie, ich lese theoretische Arbeiten, aber persönlich interessiert es mich mehr, sie anzuwenden, um die empirische Realität zu verstehen, die ich mit Methoden wie Interviews oder anderem erfassen kann. Das interessiert mich. Ich mag es also, wenn beides erfüllt wird, wenn beide verbunden werden, aber die pure Theorie, das könnte ich nicht schreiben, das langweilt mich. Da hätte ich das Gefühl eine

philosophische Dissertation zu schreiben. Das ist zwar ein wenig schade, aber das erinnert zu sehr an einen schöngestigen Stil [...].“

Interviewerin: *„Ist das vielleicht auch eine Kritik daran, dass das eine Männerdomäne ist? Dass die Theoretiker häufig nur Männer sind?“*

Professorin einer zentralen Pariser Grande école: *„Ja, ja, das stimmt. [...] Es stimmt schon, ich habe keine Ausbildung eines Philosophen, das ist sicher, ich hatte Philosophie in der Abschlussklasse und ein wenig für die Vorbereitungsklasse. Es stimmt schon, dass man häufig diesen Eindruck hat, aber ich gebe ihnen zwei Gegenbeispiele [...], die Männer waren, einerseits große Autoren waren und die soziologische Literatur gut kannten, aber andererseits daraus keine exklusive Verbindung (frz. espèce d'Omega') machten. [... Einer der beiden, bekannter Soziologe] sagte, man muss Weber nicht gelesen haben, um Soziologie betreiben zu können, aber es kann helfen, wenn man weiß, was Weber zu manchen Dingen gesagt hat, um Sachen nicht in der Art zu wiederholen, als hätte sie noch niemand zuvor gesagt. Diese Besessenheit von der Theorie gab es im [Forschungslaboratorium] nicht, und es wurde dennoch von Männern geleitet, die eine Besessenheit von einer theoretischen nicht-Besessenheit hatten.“*

Zusammenfassend zeigte sich für die befragten weiblichen Wissenschaftlerinnen, dass sie es bevorzugten, in einem weniger dogmatischen Umfeld Karriere zu machen. Neben der Neigung, gegenstandsbezogen und interdisziplinär zu forschen, spielt auch die Auslandstätigkeit bei zwei von fünf Pariser Professorinnen eine zentrale Rolle – bei den befragten Männern hingegen konnte kein Fall gefunden werden, bei dem der Erwerb einer weiteren Fremdsprache neben Englisch und die komparative Arbeit bereits während der Promotion zur Grundlage der wissenschaftlichen Karriere wurde. Für die zwei weiblichen Befragten diente das zusätzlich im Ausland eingeworbene symbolische Kapital dazu, sich von weiteren Konkurrenten abheben zu können. Die Logik dahinter könnte sein, dass man sich mit Auslandsaufenthalten und Fremdsprachenkenntnissen in eine weniger umkämpfte Nische begibt und eine Unterstützung von denjenigen Professoren erfährt, die im komparativen Bereich forschen. Eine der Befragten hatte sogar Vorteile in ihrer Karriere dadurch, dass sie interdisziplinär ausgebildet war und eine weitere Fremdsprache neben Englisch sprach:

Professorin an zentraler Pariser Einrichtung: *„Die Pluridisziplinarität das war etwas Zentrales für mich, aber das ist auch das, was die Kollegen der [Grande école in Paris] an meinem Dossier interessant fanden. [...] In der Tat sind das Effekte, die mit Gelegenheiten zu tun haben. Ich glaube, dass [renommierter Professor der Grande école] ein Interesse daran hatte, sein Profil zu vervollständigen. Er war [Geisteswissenschaftler] und er suchte jemanden, der eine sozialwissenschaftliche Perspektive entwickeln kann, vor allem eine Verankerung und Verbindung in Richtung Soziologie, Politikwissenschaften und Anthropologie im Forschungsbereich von [kontinentaleuropäisches Land]. Also jemanden, der das vervollständigen kann, eine solche Forschungsgruppe etablieren kann. Und wieder einmal war das der glückliche Zufall, dass so jemand gesucht wurde an der [Grande école]. Ich wurde eindeutig deshalb rekrutiert, um ein wenig diese sozialwissenschaftliche Perspektive zu [kontinentaleuropäisches Land] zu entwickeln.“*

Das gemeinsame Interesse für komparative Studien und gute Fremdsprachenkenntnisse haben bei zwei der befragten Professorinnen an den Elitestandorten dazu geführt, dass sie ihre komplette Karriere innerhalb einer Pariser Einrichtung machen konnten und ihre Forschungslinie über die gesamte Karriere hinweg beibehielten.

Im Folgenden sollen die Interviewergebnisse mit Informationen aus den quantitativen Daten ergänzt werden, um einerseits abzuschätzen, welchen Stellenwert die Aussagen der Befragten einnehmen und um zu untersuchen, ob Patronage im französischen Rekrutierungssystem für Frauen tatsächlich schwerer zugänglich ist als für männliche Professoren. Die Interviews zeigten einerseits, dass viele

Professorinnen zwar selbst keine Probleme oder Hindernisse in ihrer Karriere erlebten, aber dennoch häufig einräumen, dass weibliche Nachwuchswissenschaftlerinnen möglicherweise weniger produktiv, flexibel und mobil sind, wenn sie vor der Berufung als Professorin Kinder bekommen. Außerdem wurde deutlich, dass die befragten Professorinnen häufig interdisziplinär tätig sind, in einer anderen Disziplin ausgebildet wurden oder erst spät den Einstieg in die universitäre Soziologie vollzogen, sodass für sie eine Karriere in einem innersoziologischen oder standortbezogenen Patronagemodell eher untypisch ist. Lokale Karrieren zeigten sich nur für zwei Frauen, die an Pariser Eliteeinrichtungen Karriere gemacht haben – beide weisen aber durch ihre Fremdsprachenkenntnisse (bzw. komparativen Studien) und Ausbildung in anderen Disziplinen gewissermaßen eine Nischenstrategie auf. Im Folgenden soll dementsprechend untersucht werden, ob sich diese vorläufigen Ergebnisse auch in den quantitativen Daten niederschlagen. Genauer soll untersucht werden, ob es erstens Hinweise darauf gibt, dass weibliche Professorinnen weniger mobil als männliche sind – also die Frage, ob es genauso viele Auf- und Abstiege bzw. zwischenzeitliche Aufenthalte in einer anderen Stadt (Stichwort „Turboprofessoren-Karriere“) im Laufe der Karriere gibt. Zweitens soll allgemein ermittelt werden, ob es Hinweise darauf gibt, dass Frauen im Patronagesystem einen Nachteil haben. Hierfür wird verglichen, wie häufig lokale Karrieren von Frauen und Männern in Paris oder in der Provinz sind. Für die Interviews konnte keine Professorin gefunden oder gewonnen werden, die eine rein lokale Karriere in der Provinz oder in der Großstadt durchlaufen hat und auch das Modell der lokalen Pariser Karriere scheint nur für weibliche Nachwuchswissenschaftler geöffnet zu sein, die einen Abschluss an einem renommierten Standort haben und eine gewisse interdisziplinäre oder auslandsbezogene Nischenstrategie verfolgen. Um diese beiden Fragen zu beantworten, wurde eine Variable zu unterschiedlichen Karrieretypen gebildet (siehe Häufigkeitsverteilung in Tabelle 20). Hierfür wurden reine Pariser Karrieren (inkl. Tätigkeit in Pariser Institut) von Pariser Karrieren mit zwischenzeitlicher Tätigkeit als Turboprofessor unterschieden, d.h. dass eine Person nach der Promotion und vor dem letzten Ruf als Professor in der Großstadt oder in der Provinz tätig war. Weiterhin wurden Abstiegskarrieren und Aufstiegskarrieren anhand des Promotionsstandortes als Startpunkt und dem letzten Ruf als Endpunkt definiert, wer also in der Provinz promoviert wurde und später als Professor in Paris tätig war, gilt als Aufsteiger. Zuletzt wurden noch reine Großstadt- und Provinzkarrieren unterschieden.¹²

Die deutlichsten geschlechtsspezifischen Differenzen zeigen sich in den Spaltenprozenten, die zeigen, dass ein für weibliche Professorinnen sehr typischer Karriereverlauf die reine Pariser Karriere ist (37,5%), wohingegen dieser Karrieretyp bei Männern (mit 17,97%) erst an vierter Stelle kommt. Abstiegskarrieren sind für beide Gruppen sehr wichtig, wobei der relative Prozentsatz innerhalb der Gruppe der Frauen höher ist als bei Männern (37,5% aller weiblichen Karrieren und 28,13% aller männlichen Karrieren). Das erklärt sich zum Teil auch dadurch, dass bei Frauen die Karriere an einer Großstadt- und Provinzuniversität sehr unwahrscheinlich ist (6,25%) und auch selten Turboprofessor-Karrieren auftreten (14,58%), sodass der Anteil der Pariser Karrieren und Abstiegskarrieren bei Frauen ein größeres Gewicht als bei Männern einnehmen (Männer weisen nämlich zu 18,75% eine reine Großstadt- oder Provinzkarriere und zu 25,78% eine Turboprofessor-Karriere auf).

¹² Auslandsaufenthalte wurden nicht gesondert untersucht, sondern wie eine Tätigkeit in Paris bewertet, weil die Auslandsorientierung an Pariser Eliteeinrichtungen bedeutender als in der Provinz ist.

Tabelle 20: Mobilität im Karriereverlauf – Vergleich weiblicher und männlicher Soziologieprofessoren/-innen (N=176)

	<u>weiblich</u>	<u>männlich</u>	<u>Total</u>
<u>Pariser Karriere</u>	18	23	41
	43,9%	56,1%	100%
	37,5%	17,97%	23,3%
<u>Pariser Karriere (Turboprof)</u>	7	33	40
	17,5%	82,5%	100%
	14,58%	25,78%	22,73%
<u>Abstiegskarriere</u>	18	36	54
	33,33%	66,67%	100%
	37,5%	28,13%	30,68%
<u>Aufstiegskarriere</u>	2	12	14
	14,29%	85,71%	100%
	4,17%	9,38%	7,95%
<u>Großstadt-Provinzkarriere</u>	3	24	27
	11,11%	88,89%	100%
	6,25%	18,75%	15,34%
<u>Total</u>	48	128	176
	27,27%	72,73%	100%
	100%	100%	100%

An den Reihenprozenten sieht man zudem, wie stark die geschlechtliche Verteilung der einzelnen Karrieretypen von der Gesamtverteilung mit 27,27% Frauen und 72,73% Männern abweichen. Nur bei den Pariser Karrieren sind Frauen mit 43,9% (im Vergleich zu nur 27,27% Frauen im Gesamtdatensatz) deutlich überrepräsentiert und insbesondere bei den Turboprofessor-Karrieren, Aufstiegskarrieren sowie Großstadt- und Provinzkarrieren deutlich unterrepräsentiert.

Ohne weitere Information ist es schwierig, diese Differenzen zu deuten. Zum einen scheinen Frauen durchaus Erfolg in Paris zu haben und dort unter Umständen auch von Patronage zu profitieren – fast genauso viele Frauen wie Männer weisen eine reine Pariser Karriere auf. Andererseits könnte es auch sein, dass die Quote der weiblichen Pariser Karrieren und Abstiegskarrieren im Vergleich zu den Quoten der Männern so hoch ist, weil nur Frauen mit einem prestigereichen Pariser Abschluss überhaupt Karriere als Professorin machen und weibliche Nachwuchswissenschaftlerinnen von weniger renommierten Standorten der Großstadt und Provinz auf dem Niveau der Maîtres de conférences stehen bleiben oder komplett aus der universitären Wissenschaft ausscheiden (nur 5 von 48 weiblichen Professorinnen (10,42%)) im Gegensatz zu 36 von 128 männlichen Professoren (28,13%) haben eine Promotion in der Großstadt oder Provinz absolviert).

Zudem kann man dennoch auch Nachteile für Frauen innerhalb der Patronagesysteme vermuten: Männer weisen nämlich wesentlich häufiger einen Karrieretyp auf, bei dem sie nach einer Phase als Turboprofessor nach Paris zurückzukehren. Das ist ein Hinweis auf lokale Netzwerke, da die Hälfte der männlichen Pariser Turboprof-Karrieren tatsächlich an ihren Ausbildungsstandort zurückkehren, wohingegen keine der weiblichen Professorinnen mit Turboprofessor-Karriere an ihren Pariser

Ausbildungsstandort zurückkehrte. Ein ähnlicher Befund hinsichtlich Patronage zeigt sich auch bei den reinen Großstadt- und Provinzkarrieren, die bei Frauen sehr unwahrscheinlich (6,25%) und bei Männern relativ wahrscheinlich (18,75%) ist. Provinz- und Großstadtkarrieren sind größtenteils lokale Karrieren an einem Standort (siehe Analyse im Anschluss) und Frauen weisen nur in seltenen Fällen derartige lokale Großstadt- und Provinzkarrieren auf. So soll im Folgenden genauer untersucht werden, welche geschlechtsspezifischen Unterschiede sich hinsichtlich der lokalen und nicht-lokalen Karrieren zeigen.

Um Hinweise auf Patronage zu untersuchen, wurde eine Variable erzeugt, die lokale Karrieren an einem Standort von Karrieren an mehreren Standorten unterscheidet. Unter einer lokalen Karriere wurden hier Professoren/-innen gefasst, die mindestens in zwei der drei Karrierephasen (Promotion, Post-Doc-Phase und Professur) an der gleichen Universität tätig waren. So sind Karriereverläufe, die ausschließlich am gleichen Standort verliefen und aber auch Karrieren, die nur den gleichen Promotions- und Endstandort aufweisen abgebildet. Die Variable wurde herangezogen um zwei unterschiedliche Grafiken zu erstellen: In Abbildung 33 sind nur die lokalen Karrieren zu sehen und in Abbildung 34 alle nicht-lokalen Karrieren, bei denen ein/e Professor/-in alle drei Phasen an unterschiedlichen Standorten verbracht haben.

Abbildung 33: Lokale Karrieren an einer Universität der weiblichen und männlichen Professoren/-innen (N=111, N(w)=30, N(m)=81)

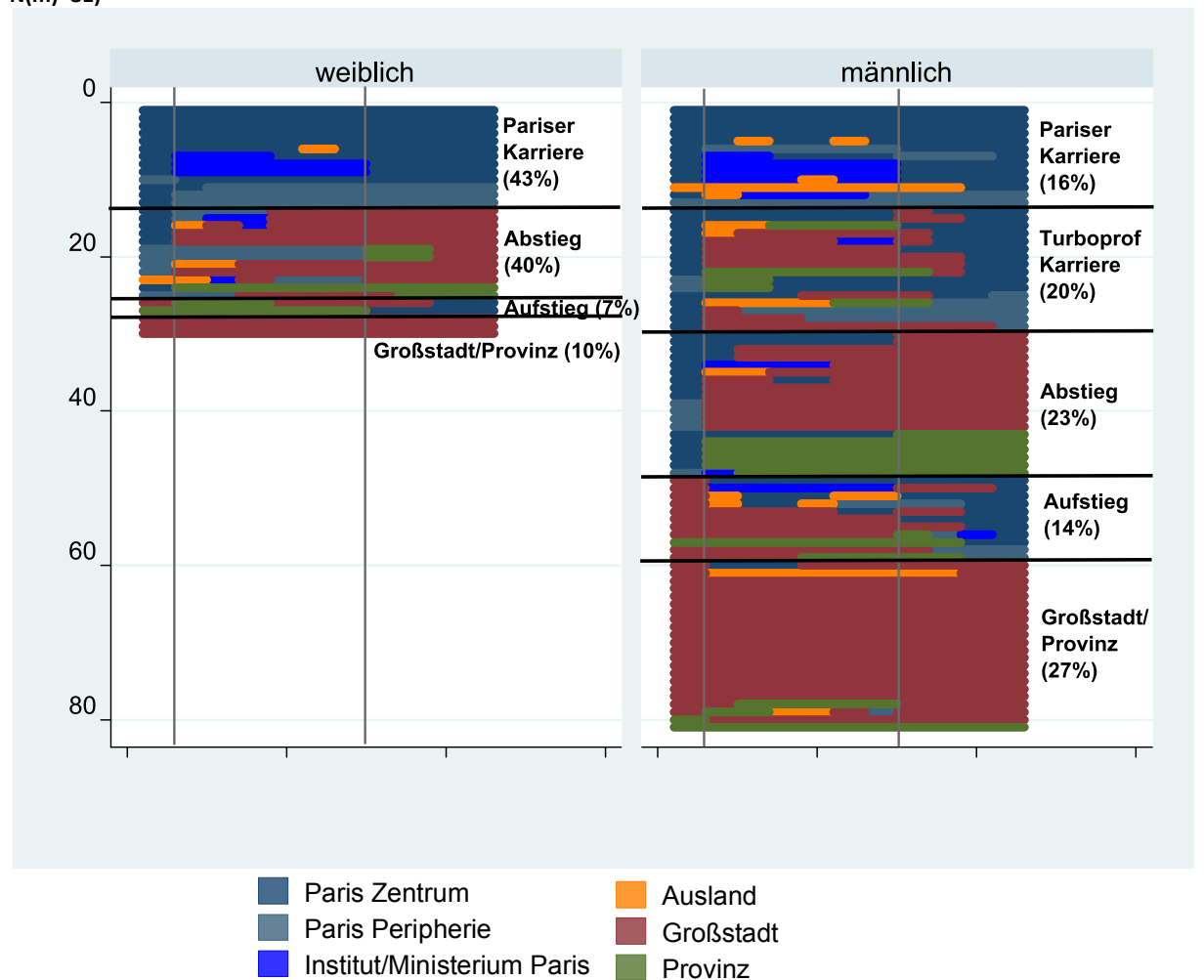
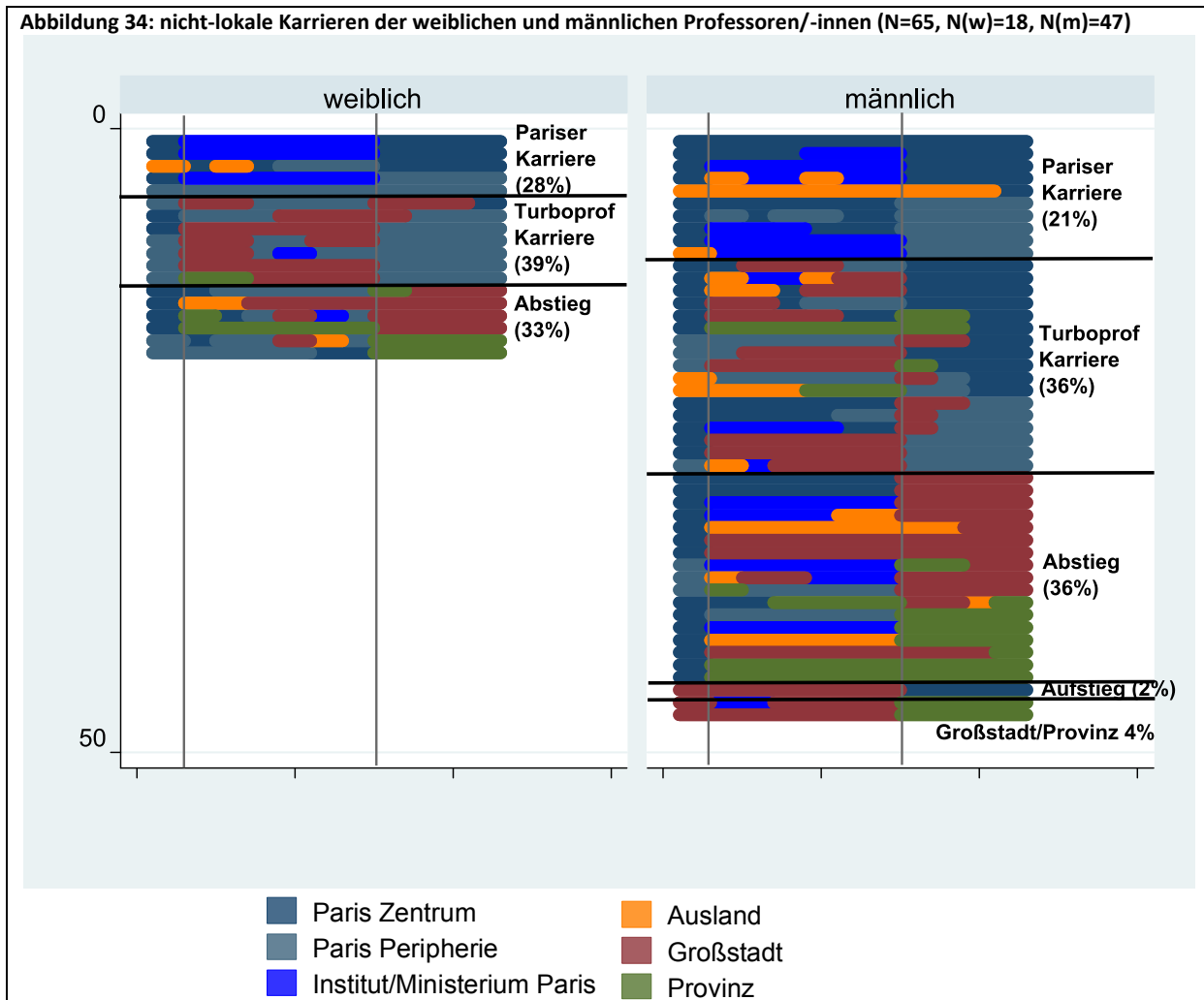


Abbildung 34: nicht-lokale Karrieren der weiblichen und männlichen Professoren/-innen (N=65, N(w)=18, N(m)=47)



Zunächst wird im Vergleich beider Grafiken deutlich, dass lokale Karrieren bei weiblichen und männlichen Professoren/-innen gleichermaßen auftreten: 62,5% von insgesamt 48 weiblichen Professorinnen im Gesamtdatensatz und 63,28% der insgesamt 128 männlichen Professoren weisen eine lokale Karriere auf (sind also in Abbildung 33 abgebildet). So kann man im Allgemeinen die These entkräften, dass Männer Vorteile dabei hätten, lokale Netzwerke zu pflegen oder im lokalen Patronagesystem zu bestehen. Der genauere Vergleich der beiden Grafiken verdeutlicht aber durchaus geschlechtsspezifische Unterschiede hinsichtlich der Bedeutung von lokalen Netzwerken.

Wohingegen sich lokale Karrieretypen bei Frauen und Männern sehr stark unterscheiden (siehe Abbildung 33), weist die geschlechtsspezifische Verteilung von nicht-lokalen Karrieretypen weniger starke Unterschiede auf (siehe Abbildung 34): Eine nicht-lokale Pariser Karriere an drei oder mehr unterschiedlichen Standorten weisen 28% der Frauen und 21% der Männer auf, eine nicht-lokale Pariser Karriere mit Turboprofessor-Tätigkeit weisen 39% der Frauen und 36% der Männer auf und zuletzt noch die nicht-lokale Abstiegskarriere findet bei Frauen zu 33% und bei Männern zu 36% statt. Insgesamt sind das keine großen Differenzen und auch nicht-lokale Aufstiegs-, Großstadt- und Provinzkarrieren ähneln sich bei Frauen und Männern – sie sind bei Frauen zwar überhaupt nicht zu beobachten, aber auch bei Männern von nur sehr geringer Bedeutung.

Im Gegensatz dazu zeigen sich aber innerhalb der lokalen Karrieren (Abbildung 33) drei deutliche geschlechtsspezifische Differenzen: Auffällig ist erstens, dass die lokale Pariser Karriere vor allem für

weibliche Professorinnen bedeutend ist – 43% aller weiblichen lokalen Karrieren im Schaubild finden allein in Paris statt, wobei dieser Anteil bei Männern nur bei 16% liegt. Genauso verhalten sich die Zahlen im Vergleich zu allen erfassten weiblichen oder männlichen Karrieren des gesamten Datensatzes – 27,08% aller erfassten weiblichen Karrieren (N(w)=48) sind lokale Pariser Karrieren, wohingegen nur 10,16% der männlichen Professoren (N(m)=128) eine lokale Pariser Karriere aufweisen. Bei den männlichen lokalen Karrieren hingegen ist zweitens insbesondere die lokale Karriere in der Großstadt und Provinz bedeutend (unterster Block) – es sind 27% aller männlichen lokalen Karrieren, wohingegen es nur 10% der weiblichen lokalen Karrieren sind. 17,19% aller männlichen Karrieren im Datensatz und nur 6,25% aller weiblichen Karrieren im Datensatz sind lokale Großstadt- und Provinzkarrieren. Aber auch insgesamt über alle Karrieretypen hinweg ist die lokale Großstadt- und Provinzkarriere für Männer der häufigste Werdegang und für Frauen hingegen die lokale Pariser Karriere. Interessant ist drittens, dass keine einzige Frau eine lokale Turboprofessor-Karriere aufweist, wohingegen dieser Typ innerhalb der männlichen lokalen Karrieren 20% und fast die Hälfte aller 33 Turboprof-Karrieren bei Männern insgesamt ausmacht. In der Abbildung 34 sieht man, dass es zwar weibliche nicht-lokale Turboprofessor-Karrieren gibt (39% der weiblichen nicht-lokalen Karrieren), aber keine einzige lokale Pariser Karriere mit Turboprofessor-Tätigkeit.

Zusammenfassend zeigt sich also, dass sich männliche und weibliche Karrieren stark ähneln, wenn es um standortübergreifende Karrieren geht (Abbildung 34). Das Spezifische bei standortübergreifenden Karrieren ist, dass es sich hierbei meist um Doktoranden von Pariser Standorten handelt, die aufgrund ihres weitreichenden wissenschaftlichen Prestiges oder auch aufgrund weitreichender Netzwerke Stellen an anderen Universitäten besetzen können. Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Karrieren bestehen demnach vor allem innerhalb der Gruppe der lokalen Karrieren. Die Abbildung 33 zeigt damit einen geschlechtsspezifischen Unterschied hinsichtlich der Etablierung und Nutzung von lokalen Netzwerken. Lokale Pariser Karrieren sind bei Frauen zwar noch relativ häufig, aber es gibt keine Pariser Turboprofessor-Karriere, bei der die Promotion und Professur am gleichen Standort durchlaufen wurde und auch kaum lokale Provinz- und Großstadtkarrieren bei Frauen. Das Erhalten von lokalen Pariser Netzwerken während und nach der Phase der Turboprofessor-Tätigkeit ist für Frauen demnach sehr untypisch. Pariser Absolventinnen machen also entweder direkt nach der Promotion eine Karriere in Paris oder gehen in eine andere Groß- oder Provinzstadt, aber kehren dann nicht an ihren Promotionsstandort als Professorin zurück. Man könnte zwar annehmen, dass Frauen aufgrund ihrer familiären Verantwortung möglicherweise weniger mobil als Männer sind, aber innerhalb der Abbildung 34 der nicht-lokalen Karrieren zeigte sich durchaus, dass ein gleicher Prozentsatz von Frauen und Männern eine Pariser Karriere mit zwischenzeitlicher Turboprofessor-Tätigkeit aufweist – die geringere Mobilitätsbereitschaft kann als Erklärung also nicht herangezogen werden.

Ebenfalls die geringe Quote der weiblichen lokalen Großstadt- und Provinzstadtkarrieren kann darauf zurückgeführt werden, dass Männer gewisse Vorteile in lokalen Patronagesystemen aufweisen. Die Rekrutierungslogik an diesen Standorten orientiert sich an der Lehre und es wurde in den Interviews beschrieben, dass insbesondere auf pädagogische und personelle Kontinuität gesetzt wird. Dieser Herausforderung der Etablierung lokaler Netzwerke oder des lokalen Prestiges scheinen Männer besser entsprechen zu können. Hinzukommend leiden die Universitäten in den Großstädten und Provinzen in stärkerem Ausmaß als Pariser Standorte unter Mittel- und Stellenknappheit, sodass bei den selten ausgeschriebenen Stellen ein hoher Konkurrenzkampf vorherrscht, in dem sich Männer scheinbar besser durchsetzen können. An diesen Standorten der Hochschulexpansion ist die

Erstellung einer Habilitation insgesamt schon erschwert, da die hohe Lehrbelastung kaum Zeit für Forschung lässt. Nun könnte man für weibliche *Maîtres de conférences* mit familiärer Verantwortung vermuten, dass sie hierbei insbesondere im Nachteil sind, weil sie neben der Familie und Lehre kaum noch Zeit für Forschung finden. Da es aber Turboprofessoren-Karrieren auch bei Frauen gibt und auch Abstiegskarrieren, bei denen Pariser Doktorandinnen erst *Maîtres de conférences* und dann Professorin in der Großstadt oder Provinz werden, ist anzunehmen, dass die Familie nicht als Ursache für die geringe Quote der Frauen zu werten ist.

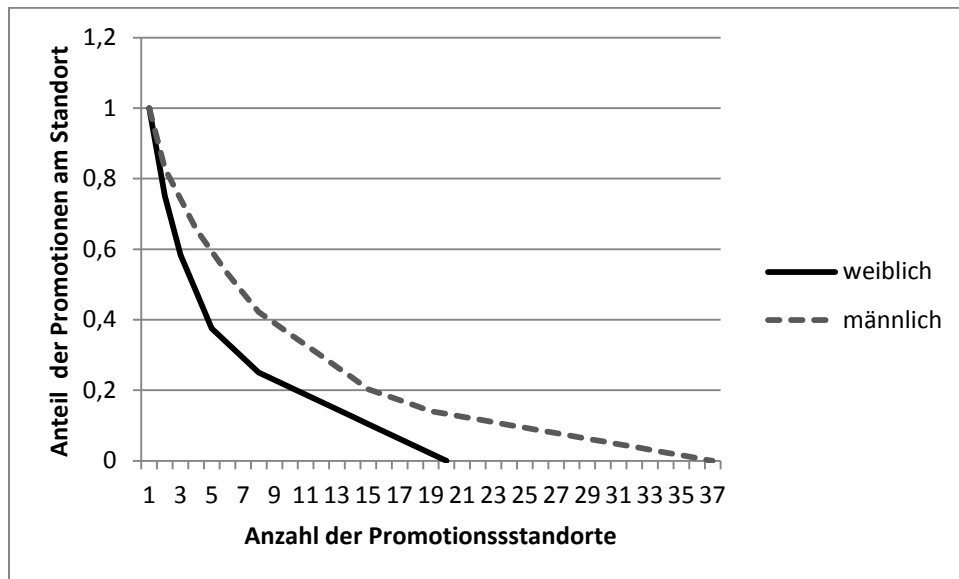
Genauso wenig können historische Besonderheiten des Berufszeitraums dieser Professorengruppe als Erklärung der geringen Frauenquote herangezogen werden. Wie in den vorhergehenden Kapiteln zwar gezeigt wurde, wuchsen die Standorte in der Großstadt und Provinz vor allem ab den 1970er Jahren – man könnte demnach annehmen, dass der Männerüberschuss an diesen Standorten daraus resultiert, dass zu den Expansionsphasen insgesamt noch sehr wenige Frauen wissenschaftlich tätig waren und deshalb in der Provinz so wenige weibliche Professorinnen mit lokaler Karriere angesiedelt sind. Das durchschnittliche Promotionsjahr aller Professoren/-innen liegt mit einem Schnitt von 1986 (Median 1990) aber deutlich unter dem durchschnittlichen Promotionsjahr von 1990 (Median 1992) der lokalen Großstadt- und Provinzprofessoren/-innen. Auch im Vergleich zu allen anderen Karrieretypen (reine Pariser Karriere, Turboprofessor-Karriere, Auf- und Abstieg) zeichnet sich die Gruppe der lokalen Großstadt- und Provinzkarrieren durch den spätesten durchschnittlichen Promotionszeitpunkt aus. Im Schnitt fanden demnach die meisten Rekrutierungen von lokalen Professoren in der Großstadt in einem Zeitraum nach 1990 statt – also in einer Phase, in der es bereits viele weibliche Wissenschaftlerinnen gab. Im Vergleich dazu fanden die Rekrutierungen der lokalen Pariser Professorinnen (häufigster Karrieretyp für Frauen) schon etwas früher statt, nämlich im Schnitt im Zeitraum nach 1987,462 (Median 1987) – sodass eindeutig auch zu dieser Zeit schon genug weiblicher wissenschaftlicher Nachwuchs tätig war.

Insgesamt weisen die Ergebnisse also darauf hin, dass Frauen vor allem dann Professorin innerhalb der französischen Soziologie werden, wenn sie gleich nach der Promotion Möglichkeiten an einem universitären Standort in Paris bekommen oder aufgrund ihres prestigereichen Abschlusses beziehungsweise Promotion in Paris eine Stelle in der Großstadt bekommen und dort auch als Professorin berufen werden. Für Doktorandinnen aus der Provinz und Großstadt scheint es hingegen weniger gute Chancen zu geben, wohingegen es männliche Absolventen dieser Standorte durchaus schaffen, lokal Karriere zu machen. Im Grunde kann man das folgendermaßen zusammenfassen: Genderunterschiede treten bei denjenigen Wissenschaftlern in den Hintergrund, die an einem prestigereichen Standort oder einer *Grande école* in Paris einen Abschluss machen konnten. Innerhalb dieser Gruppe gibt es für Frauen und Männer gleichermaßen Karrierechancen in und außerhalb von Paris. Das Prestige eines Abschlusses lässt gewissermaßen geschlechtsspezifische Differenzen verschwinden. Anders als bei lokalen Karrieren weniger privilegierter Standorte spielt es bei Personen mit prestigereichen Abschlüssen eine geringere Rolle, ob man männlich oder weiblich ist. Vermutlich geht es hierbei weniger um langjährige Patronage, sondern um weitreichende wissenschaftliche Netzwerke oder um ein gewisses Prestige im gesamten Feld. Dass bei nicht-lokalen Karrieren kaum ein Unterschied besteht, wird als Hinweis darauf gedeutet, dass es weiblichen und männlichen Wissenschaftlern gleichermaßen möglich ist, aufgrund ihrer individuellen wissenschaftlichen Leistung oder auch aufgrund weitreichender wissenschaftlicher Netzwerke Karriere zu machen. Es ist also nicht so, dass es in Paris für Frauen einfacher ist, Karriere zu machen, sondern es wird vermutet, dass nur weibliche Soziologinnen mit Abschluss an einer prestigereichen

Einrichtung Karriere machen. Männer haben weitere Möglichkeiten Karriere zu machen, deshalb sind die Quoten anders verteilt und Pariser Karriere nimmt geringeren Stellenwert als bei Frauen ein.

So zeigt auch die Abbildung 35, dass sich die weibliche Professorenschaft aus einer kleineren Zahl von Promotionsstandorten rekrutiert. Die Kurve zeigt die kumulativ absteigende Anzahl von Promotionsstandorten der männlichen und weiblichen Gruppe: Wohingegen männliche Professoren an insgesamt 36 Universitäten des Landes promoviert sind es bei Frauen nur 19 Universitäten.

Abbildung 35: Promotions pro Standort (relative Häufigkeit, kumulativ) der weiblichen und männlichen Soziologieprofessoren/-innen (N=176)



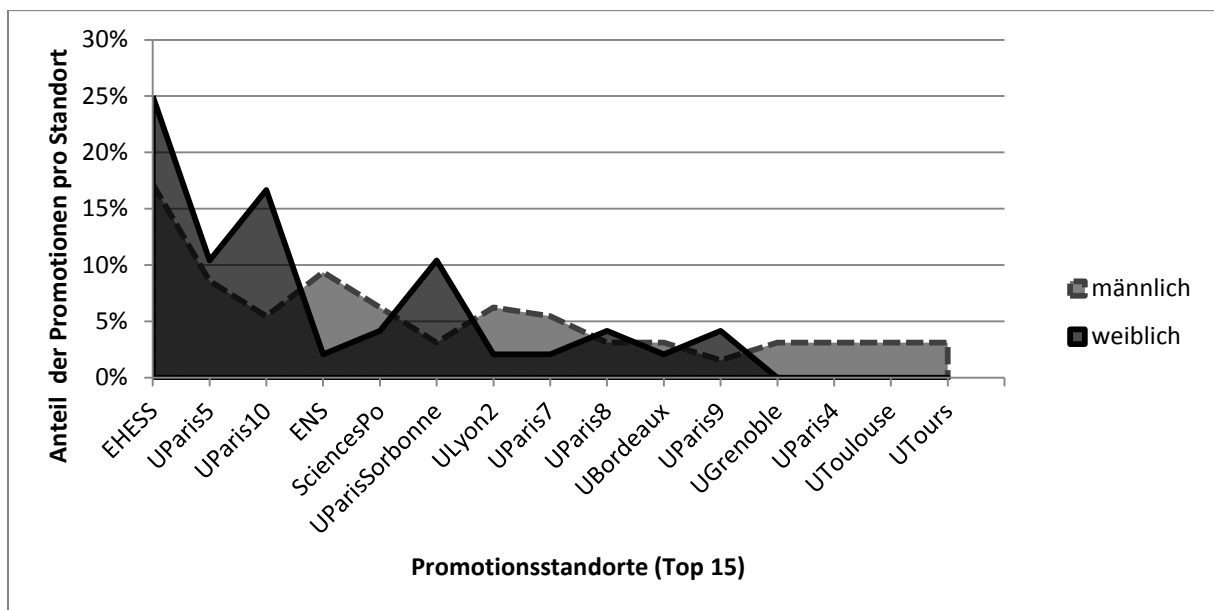
Dieser stärkere Zentralisierungsgrad auf weniger Standorte lässt sich nicht nur durch die geringe Zahl von Frauen im Feld allgemein erklären, sondern auch dadurch, dass meist nur Pariser Absolventinnen Professorin werden. Tabelle 21 zeigt dementsprechend, dass 85% der Frauen und nur 68% der Männer im Pariser Zentrum promovierten. In der Großstadt haben hingegen nur 8% der Frauen und 26% der Männer promoviert.

Tabelle 21: Promotionsstandorte der Soziologieprofessoren/-innen (N=176) nach Region und Geschlecht

Region	weiblich	männlich	Total
Paris	41	87	128
	32,03%	67,97%	100%
	85,42%	67,97%	72,73%
Großstadt	4	33	37
	10,81%	89,19%	100%
	8,33%	25,78%	21,02%
Provinz	1	3	4
	25%	75%	100%
	2,08%	2,34%	2,27%
Ausland	2	5	7
	28,57%	71,43%	100%
	4,17%	3,91%	3,98%
Total	48	128	176
	27,27%	72,73%	100%
	100%	100%	100%

Auch die Abbildung 36 verdeutlicht, dass vor allem Doktorandinnen von den zentralen Standorten Professorin werden, wohingegen Männer an einer breiter streuenden Zahl von Standorten promovieren. Auf der x-Achse sieht man von links nach rechts angeordnet die 15 häufigsten Promotionsstandorte der französischen Professorenschaft. Auf der y-Achse sind in dunklerer Farbe und im Vordergrund die relativen Häufigkeiten der Promotionen an einem Standort der weiblichen Professorinnen im Verhältnis zu allen 48 weiblichen Karrieren abgetragen. Im Hintergrund und in hellerem Grau sind die relativen Häufigkeiten der männlichen Professoren im Verhältnis zu allen 128 männlichen Karrieren abgebildet. Wohingegen sich die weiblichen Karrieren vor allem an den zentralen Standorten links häufen, streuen die männlichen Karrieren weiter über das gesamte Spektrum der 15 wichtigsten Promotionsstandorte – und auch über das Gesamtspektrum aller Promotionsstandorte, die hier aber nicht abgebildet sind.

Abbildung 36: Zentrale Promotionsstandorte der französischen Soziologieprofessoren/-innen (Top 15)



Zusammenfassend zeigte dieses Kapitel, dass keine der befragten Soziologinnen die subjektive Wahrnehmung aufweist, als Frau einen Nachteil in der Karriere gehabt zu haben. Allgemein wurde geschlechtsspezifischen Unterschieden jedoch ein hoher Stellenwert zugeschrieben. Weiterhin konnte gezeigt werden, dass die befragten Soziologinnen meist außerhalb von Patronage Karriere machen und über einen Quereinstieg oder eine Nischenstrategie Zugang zum Feld erlangen. Wichtig ist ihnen die Distanzierung von dogmatischen oder theoretischen Debatten und Forscherkreisen und sie tendieren hingegen zu interdisziplinären Forschungsprojekten und -netzwerken. Eine Zugehörigkeit zu einer theoretischen Schule und die langjährige Tätigkeit unterhalb nur eines Patrons kamen bei den befragten Soziologinnen nur sehr selten vor. Die quantitativen Ergebnisse zeigen zudem, dass weibliche Wissenschaftlerinnen meist nur dann eine Karriere machen, wenn sie ihren Abschluss an einem prestigereichen Pariser Standort absolviert haben. Weibliche Absolventinnen der Großstadt- und Provinzuniversitäten schaffen es kaum, Karriere zu machen. Weiterhin zeigt sich, dass Frauen in bestimmten Karrieretypen (vor allem bei der Turboprofessor-Karriere, die wieder an den Ausbildungsstandort zurückführt und bei lokalen Großstadt- und Provinzkarrieren) deutlich unterrepräsentiert sind. Eine Gesamtbeurteilung dessen, ob es sich bei der französischen Soziologie um ein Feld der männlichen Herrschaft handelt, ist vor dem Hintergrund dieser vielfältigen qualitativen und quantitativen Ergebnisse nur schwer zu treffen. Die qualitative Befragung und

quantitative Analyse zeigen jedoch anhand einzelner Beispiele und Ungleichheitsaspekte im Feld, dass Frauen andere Karrierewege einschlagen und innerhalb mancher Karrieretypen, Themenfelder, Regionen und wissenschaftlicher Kreise unterrepräsentiert sind und sich teilweise auch bewusst davon distanzieren. Derartige Unterschiede werden auch hinsichtlich der sozialen Herkunft der Soziologieprofessoren erwartet, sodass im folgenden Kapitel untersucht wird, welche Karriereverläufe, sozialen Netzwerke, inhaltlichen Forschungsschwerpunkte und persönlichen Erfahrungen die Professoren akademischer und nicht akademischer familiärer Herkunft aufweisen.

9.5 Die symbolische Unterlegenheit der Bildungsaufsteiger

Eine weitere Sphäre der Ungleichheit im akademischen Feld resultiert vermutlich aus der familiären sozialen Herkunft von Wissenschaftlern. Aktuelle sozialwissenschaftliche Studien zeigen, dass Bildungsaufsteiger nach wie vor in der Wissenschaft unterrepräsentiert sind. Sogar im deutschen Hochschulraum, das anders als das französische Hochschulsystem wesentlich mehr Mobilität zulässt und nicht durch eine derartig extreme vertikale Differenzierung zwischen Eliteeinrichtungen und Standorten der Massenausbildung geprägt ist, zeigt sich, dass nach wie vor große soziale Ungleichheiten im akademischen Feld hinsichtlich der sozialen Herkunft bestehen (vgl. Möller 2015; vgl. Graf 2015; vgl. Lenger 2008). Für die französische Wissenschaft können so im Allgemeinen noch größere Ungleichheiten erwartet werden. Das Fach Soziologie ist jedoch ein Fach der Hochschulexpansion und der Bildungsaufsteiger seit den 1970er Jahren, sodass die soziale Herkunft innerhalb der Soziologie möglicherweise kaum eine Rolle spielt. Andererseits besteht aber auch in den Sozialwissenschaften ein Elitesektor der Grandes écoles und Grands établissements in Paris und eine Sektor der Massenausbildung außerhalb des Pariser Zentrums, sodass im Folgenden untersucht werden soll, welche Rolle die soziale Herkunft für die Karrieren der französischen Soziologieprofessoren hatte.

Aus der Literatur zu Bildungs- und Karriereungleichheiten im Allgemeinen ist bekannt, dass die soziale Herkunft vor allem beim Zugang zu den Grandes écoles eine Rolle spielt. Wohingegen die Universitäten einen Zugang für alle gesellschaftlichen Schichten bieten, scheint der Zugang zu den Grandes écoles für Bildungsaufsteiger nur selten möglich zu sein (Albouy und Wanecq 2003; Beaud und Convert 2010; van Zanten 2010; Suleiman 1979; Oberti 2013; Peters 2006; Bourdieu 2004). Im Vergleich zu den USA und Großbritannien wurden in Frankreich bisher vergleichsweise wenige Reformen umgesetzt, die einen Zugang von Schulabsolventen weniger privilegierter sozialer Herkunft erhöhen konnte. Aber die Sciences Po bemüht sich seit 2001 mit Etablierung eines neuen Auswahlverfahrens darum, die soziale und ethische Diversität zu steigern (van Zanten 2014:21). Für die Gesamtheit der französischen Grandes écoles besteht aber nach wie vor eine soziale Selektivität, die unter anderem auch durch einen gewissen „Ortseffekt“ bedingt wird. Die Vorbereitungsklassen der etablierten Pariser Gymnasien ermöglichen nämlich häufiger einen Zugang zu den zentralen Grandes écoles als die Gymnasien anderer Städte. So besteht bereits beim Zugang zu den Vorbereitungsklassen ein Wettbewerb um den Zugang zu den zentralen Pariser Gymnasien (van Zanten 2014:19). Bereits vor der eigentlichen Studienwahl entscheidet sich damit schon, ob man einen Zugang zu einer elitären akademischen Einrichtung erhält. Schulabsolventen aus akademischem Hause sind hierbei im Vorteil, weil ihre Eltern frühzeitig Hilfestellung bieten können und den Zugang zu einem der Pariser Gymnasien für ihre Kinder anstreben. Dieser Effekt der sozialen Selektivität nach dem Schulabschluss wiederholt sich in gewisser Weise auch nach dem Studium. In

den vorhergehenden Kapiteln konnte gezeigt werden, dass Pariser Eliteeinrichtungen und Grandes écoles wie die EHESS, ENS und Sciences Po besonders zentral sind und bessere Zugangschancen zum heimischen akademischen Arbeitsmarkt bieten, wohingegen ein Abschluss an einer Großstadt- und Provinzuniversität häufig nur eine lokale Karriere am Ausbildungsstandort ermöglicht. Im Folgenden stellt sich deshalb insbesondere die Frage, welche Rolle die Grandes écoles und ihre selektiven Zugangsbedingungen für die befragten Soziologieprofessoren spielten. Außerdem soll untersucht werden, welche Personen keinen Zugang zu diesen Einrichtungen hatten und welche Besonderheiten ihre Karrierewege aufweisen.

Die Interviewergebnisse zeigen im Allgemeinen, dass die französische Soziologie ein Fach der Hochschulexpansion ist – 10 von 20 befragten Soziologieprofessoren und 4 von 6 befragten Maître de conférences sind nicht akademischer Herkunft. Die berufliche Tätigkeit der Eltern (meist nur des Vaters) der befragten Personen wird in Tabelle 22 dargestellt. Bei dieser Einteilung wurde nicht einbezogen, ob beide Elternteile einen akademischen oder nicht akademischen Beruf ausüben, sondern allein die akademische Tätigkeit eines Elternteils war ausreichend, um in der Tabelle der Gruppe der akademischen Herkunft zugeordnet zu werden – gerade bei Befragten höheren oder mittleren Alters waren die Mütter häufig nicht berufstätig oder im nicht akademischen Bereich tätig.

Tabelle 22: Soziale Herkunft der befragten Soziologieprofessoren/-innen (N=26, 5 Missings)

Befragte Soziologen/-innen	nicht akademische Herkunft	mittleres Niveau	akademische Herkunft	Total
Weibliche Professorinnen	4 Berufe ohne Universitätsstudium: Schlosser, Sekretärin, Landwirte, Techniker (technische Abendschule)	1 Studium an einer professionsbezogenen Grande école im technischen und wirtschaftlichen Bereich	1 Universitätsstudium: Jurist (Magistrat)	6
Männliche Professoren	6 Berufe ohne Universitätsstudium: Landwirt, Arbeiter, Buchhändler	3 Grundschullehrer, technischer städtischer Service	5 Universitätsstudium und teilweise Promotion: Jurist, Journalist, Gymnasiallehrer, Promotion und gehobene Position in Unternehmen, Professor	14
Total	10 (50 %)	4 (20%)	6 (30%)	20
Weibliche MC	1 kein Studium, nur arbeitsinterne Aufstiege	0	1 Universitätsstudium und teilweise Promotion: Mediziner	2
Männliche MC	3 Berufe ohne Abitur im Gesundheitssektor und privatwirtschaftlichem Bereich	0	1 Universitätsstudium und teilweise Promotion: Pharmazeut und Psychiater	4
Total	4 (66,67%)		2 (33,33%)	6

Tabelle 22 zeigt, dass 10 der 20 befragten Professoren mit Angaben zum Beruf der Eltern (drei gaben keine eindeutige Antwort) eindeutig aus einem nicht akademischen Haushalt stammen und deshalb die erste Generation in der Familie sind, die überhaupt ein Universitätsstudium abgeschlossen hat. Vier von sechs weiblichen Professorinnen mit Angaben zur sozialen Herkunft und sechs von 14 männlichen Professoren mit Angaben zur sozialen Herkunft sind aus nicht akademischem Haushalt. Es wurden einfache Berufe wie Landwirt, Schlosser, Sekretärin, Buchhändler und einfache technische Berufe mit Besuch der Abendschule genannt. Diese 10 befragten Professoren mit niedriger sozialer Herkunft sind in vier Fällen Professoren des Pariser Zentrums, in zwei Fällen Professoren der Pariser Peripherie, in einem Fall Professor in der Großstadt und in drei Fällen Professoren an Provinzuniversitäten. Vier der zehn aus nicht akademischer Familie sind in der Provinz oder in einer Großstadt mit weiter Entfernung zu Paris aufgewachsen, davon hat eine Person ausländische Wurzeln. Die restlichen Personen sind meist in Paris aufgewachsen.

Weitere drei Professoren und eine weibliche Professorin können einem Niveau zwischen nicht akademischem und akademischem Milieu zugeordnet werden. Die Eltern sind beispielsweise als Ingenieur im technischen städtischen Service, als Grundschullehrer (*institutrice/instituteur*) oder in der freien Wirtschaft nach Besuch einer professionsbezogenen Grande école tätig gewesen. Nur die weibliche Professorin ist in Paris aufgewachsen, hat auch in Paris studiert und arbeitet aber inzwischen als Professorin an einer Großstadt. Die restlichen drei Professoren mit mittlerer Herkunft sind in unterschiedlichen Großstädten oder Provinzstädten groß geworden – nur einer von ihnen ist gleich für das Studium nach Paris. Zwei davon sind heutzutage in der Pariser Peripherie als Professor tätig und ein weiterer an einer Großstadtuniversität.

Zuletzt bleiben dann noch weitere 6 von insgesamt 20 befragten Professoren, die aus einem akademischen Milieu stammen. Es ist nur eine Frau und fünf Männer. Die Eltern waren in zwei Fällen als Jurist tätig, in einem Fall waren beide Eltern Gymnasiallehrer, in zwei Fällen war der Vater oder Großvater ein renommierter Professor auf Universitätsniveau im sozial- und geisteswissenschaftlichen Bereich und in einem letzten Fall waren viele Personen der Familie als Journalist tätig. Auch wenn in dieser Gruppe drei von 6 nicht in Paris aufgewachsen sind, haben fünf der sechs Personen mit hoher akademischer Herkunft an zentralen Pariser Grandes écoles des Zentrums und der Peripherie studiert – nur eine Person hat in einem Nachbarland und in einer anderen französischen Großstadt studiert. Vier von ihnen sind Professor im Pariser Zentrum, eine Person in der Pariser Peripherie und eine Person in der Großstadt.

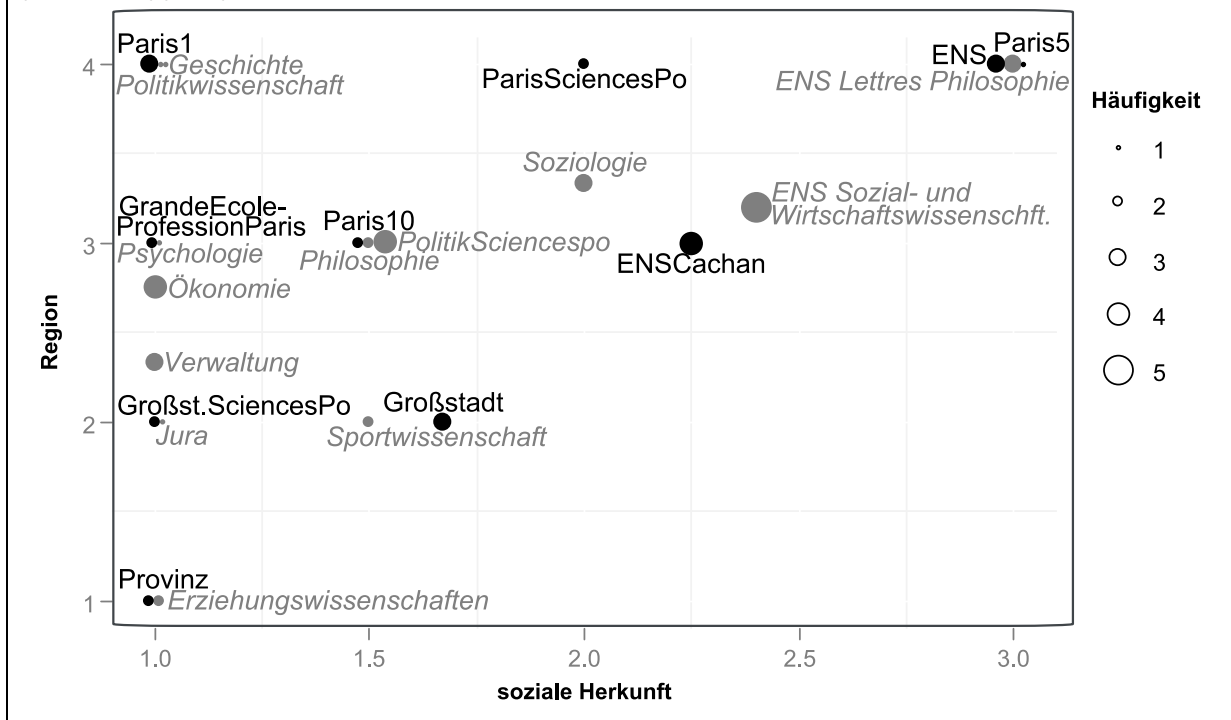
Darüber hinaus wurden weitere acht *Maître de conférences* befragt, die in sechs Fällen eindeutige Angaben zur sozialen Herkunft machten. Hiervon sind vier aus einem nicht akademischen Haushalt, davon ist eine Person in Paris aufgewachsen, zwei Personen in Großstädten und in der Provinz und eine Person im Ausland. Die beiden Personen mit akademischer Herkunft sind in Paris und in der Provinz aufgewachsen – beide durchliefen ein Studium an einer zentralen soziologischen Pariser Einrichtung der Peripherie (*ENS Cachan*). Die Person aus Paris arbeitet als *Maître de conférences* in einer Großstadt und die Person, die in der Provinz aufgewachsen ist arbeitet als *Maître de conférences* in der Pariser Peripherie. Die Personen mit nicht akademischem Hintergrund haben in zwei Fällen in der Großstadt und je in einem Fall in der Pariser Peripherie und im Zentrum studiert. Eine Person aus der Großstadt arbeitet nach wie vor als *Maître de conférences* in der gleichen Großstadt, die weitere Person aus der Großstadt ist heute in der Pariser Peripherie und die beiden Personen mit nicht akademischer Herkunft und Studium in Paris sind heute auch in der Pariser Peripherie tätig.

Bevor genauer auf die qualitativen Interviews und die persönlich erlebten Hürden der Bildungsaufsteiger eingegangen wird, sollen erste zentrale Unterschiede zwischen Soziologen mit und ohne akademischer Herkunft quantitativ verglichen werden. In einem ersten Schritt werden die Studienfächer, Promotionsthemen und wichtige Studienstandorte hinsichtlich der sozialen Herkunft verglichen. In einem zweiten Schritt soll dann anhand einer Sequenzanalyse geklärt werden, ob sich die Professoren mit unterschiedlicher sozialer Herkunft auch hinsichtlich ihrer Karrierepfade unterscheiden.

Einführend kann bezüglich der Studienstandorte festgehalten werden, dass nur zwei der befragten Personen an einer Provinzuniversität studiert haben und beide eine nicht akademische Herkunft aufweisen. Eine Person mit nicht akademischer Herkunft stammt aus dem Ausland und hat dort auch studiert. Weiterhin sind es insgesamt sechs Personen mit einem Studium in der Großstadt, davon sind drei nicht akademischer Herkunft, zwei mittlerer Herkunft und eine Person akademischer Herkunft, aber diese Person stammt aus einem Nachbarland und ist erst für das Studium nach Frankreich gekommen. Die restlichen 17 Fälle und vor allem alle acht Professoren mit akademischer Herkunft und Geburt in Frankreich weisen ein Studium in Paris auf. Diese Verteilung ist ein Hinweis darauf, dass die Professoren aus akademischen Familien bereits um Zeitpunkt des Abiturs und/oder zu Studienbeginn in Paris eingeschrieben sind, wohingegen Personen nicht akademischer Herkunft zwar häufig auch in Paris studieren, aber wesentlich häufiger als Personen akademischer Herkunft an den Universitäten der Provinzen und Großstädte studieren.

In der Abbildung 37 sind alle Studienstandorte und -fächer der befragten Soziologen (PU und MC) abgebildet – die zwei Fälle mit Studium und Promotion im Ausland wurden hierbei nicht berücksichtigt. Die y-Achse bildet die regionale Verortung des Studienstandortes ab (1= Provinz, 2 = Großstadt, 3 = Pariser Peripherie, 4 = Pariser Zentrum). Die Standorte sind entlang dieser regionalen Einteilung abgebildet und für die Studienfächer wurde ein Mittelwert der durchschnittlichen regionalen Verortung berechnet und abgebildet. Auf der x-Achse ist die familiäre soziale Herkunft des Befragten abgebildet (1 = nicht akademisch, 2 = mittel, 3 = akademisch). Wiederum wurden hier für die Studienfächer, aber auch für die Studienstandorte Mittelwerte berechnet und abgebildet, die x-Achse zeigt dementsprechend die durchschnittliche soziale Herkunft der Studierenden am Studienstandort und pro Studienfach.

Abbildung 37: Studienstandorte und Studienfächer der befragten Soziologen nach Region und sozialer Herkunft (Mittelwerte) (N=24)



Betrachtet man zunächst nur die Studienstandorte (schwarz), zeigt sich, dass die Studienstandorte mit einer niedrigen durchschnittlichen sozialen Herkunft ihrer Studierenden links in der Abbildung 37 breiter regional streuen, wohingegen die Standorte mit einer hohen durchschnittlichen akademischen Herkunft ihrer Studierenden insbesondere in Paris sind. Die befragten Soziologen mit niedriger sozialer Herkunft ganz links waren die einzigen Personen mit einem Studium an Provinzuniversitäten und an Sciences Po-Standorten in Großstädten. Die Gruppe der Soziologen mit niedriger sozialer Herkunft beschränkt sich hierbei aber nicht nur auf Standorte außerhalb von Paris, sondern studierte auch an professionsbezogenen Grandes écoles in Paris (mit wirtschaftlicher und agrarwirtschaftlicher Ausrichtung) sowie an der Paris 1 (Sorbonne). Die Standorte mit dem höchsten Niveau der sozialen Herkunft sind hingegen die ENS (Ulm) und die Universität Paris 5 (Descartes) rechts oben in der Abbildung 37 – befragte Soziologen mit akademischer familiärer Herkunft haben meist an den ENS-Standorten studiert, je in einem Fall an der Universität Paris Descartes und Sciences Po Paris und in keinem Fall an einer Provinz- oder Großstadtuniversität. Im Gegensatz zu den Standorten ENS Ulm und Paris Descartes liegen die Sciences Po Paris, die Universität Paris 10 Nanterre und die ENS Cachan – beide der Pariser Peripherie zuzuordnen – sowie unterschiedliche Großstadtuniversitäten in einem mittleren Bereich der sozialen Herkunft (Mittelwert zwischen 1,5 und 2,25). Da die Universität Nanterre im Zuge der Hochschulexpansion gegründet wurde, ist für sie bekannt, dass sie eine relativ große Anzahl an Bildungsaufsteigern beherbergt, aber für die befragten Soziologen zeigte sich zudem, dass auch die Sciences Po Paris und die ENS Cachan einen Zugang für Studierende nicht akademischer Herkunft bieten.

Im Folgenden sollen nun zusätzlich die gewählten Studienfächer (grau) in die Interpretation einbezogen werden. Auf der linken Seite der Bildungsaufsteiger sieht man vorwiegend einen Zugang zur Soziologie über ein benachbartes praxis- oder professionsbezogenes Studienfach. Ein Beispiel hierfür sind die Erziehungswissenschaften, die unter den Befragten ausschließlich von zwei Personen mit nicht akademischer Herkunft an Provinzuniversitäten belegt wurden. Darüber liegt das Fach Jura,

das von einer Person mit nicht akademischem Hintergrund und Studium an einer Sciences Po in der Großstadt als Nebenfach gewählt wurde. Darüber liegen die Verwaltungswissenschaften (frz. administration économique et sociale), die in drei Fällen als Nebenfach von Personen mit nicht akademischer Herkunft gewählt wurden – einmal an einer Provinzuniversität und in zwei Fällen an professionsbezogenen Hochschulen. Wiederum darüber liegen die Wirtschaftswissenschaften, die das häufigste Einstiegsfach zur Soziologie für Studierende nicht akademischer Herkunft bilden. Es handelt sich hierbei wiederum um die drei Fälle, die auch Verwaltungswissenschaften im Nebenfach studierten und um eine weitere Person, die an der Universität Paris 1 Sorbonne Ökonomie im Hauptfach studierte. Zuletzt sieht man noch eine weitere Person mit nicht akademischer Herkunft, die Psychologie als Nebenfach der Soziologie studierte und eine weitere Person, die an der Universität Paris 1 Sorbonne Geschichte und Politik studierte. Im Großteil wählten die genannten Personen mit nicht akademischer Herkunft demnach ein praxis- oder professionsbezogenes Studienfach, das unter anderem auch für einen Beruf außerhalb der Wissenschaft ausbildet. Bei diesen Personen ergab sich die Entscheidung zu einer universitären soziologischen Karriere vergleichsweise spät und über einen fachlichen Quereinstieg.

Bei einem Mittelwert der sozialen Herkunft von 1,5 – also genau zwischen nicht akademischer und mittlerer Herkunft – liegen die Sportwissenschaften, das universitäre Philosophiestudium und das politikwissenschaftliche Studium an einem Sciences Po-Standort des Landes. Die Sportwissenschaften wurden von zwei Studierenden der Großstadtuniversitäten mit einer mittleren und einer nicht akademischen Herkunft gewählt. Beide waren an einer Tätigkeit im sportlichen Bereich interessiert und die Soziologie war hierbei zunächst nur ein Nebenfach. Das politikwissenschaftliche Studium an einem Sciences Po-Standort des Landes wurde in drei Fällen von nicht akademischen Studierenden und in einem Fall von einer Person akademischer Herkunft gewählt. Zweimal wurde das Studium in der Großstadt und zweimal in Paris durchlaufen. Dem vorwiegenden Anteil nicht akademischer Studierender an der Sciences Po bietet das Studium eine berufliche Zukunft in Wirtschaft, Verwaltung und Politik. Die Wahl des Fachs Philosophie bildet eine Ausnahme, da es keinen Zugang zu einem praxis- oder professionsbezogenem Berufsfeld ermöglicht. Unter den befragten Professoren gab es eine Person nicht akademischer Herkunft, die an der Universität Paris 1 Sorbonne und eine Person mittlerer Herkunft, die an einer Großstadtuniversität Philosophie studierte. Es handelt sich hierbei möglicherweise auch um etwas unrealistische Karriereziele, da das universitäre Philosophiestudium (und insbesondere das in der Provinz) im Gegensatz zu einem Abschluss an der ENS nur eine geringe innerakademische Anerkennung erfährt, aber kaum praxisrelevante Inhalte vermittelt.

Bei einem mittleren Niveau der sozialen Herkunft liegen das Fach Soziologie (Mittelwert = 2) und das interdisziplinäre sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Studium, meist an der ENS-Cachan, aber in einem Fall auch an der ENS-Ulm (Mittelwert = 2,4). Das Fach Soziologie wurde ausschließlich von Frauen gewählt und das aus allen drei Niveaus der sozialen Herkunft. Zweimal wurde das Fach an der Universität Paris 10 Nanterre gewählt und in einem Fall von einer jungen Soziologin mit akademischer Herkunft an der Universität Paris 5 Descartes. Damit ist das universitäre Soziologiestudium unter den Befragten nicht dasjenige Fach, das vor allem von den Bildungsaufsteigern an Großstadt- und Provinzstandorten gewählt wird, sondern spielt als erstes Studienfach vor allem in Paris (insbesondere in Nanterre) eine Rolle. Das reine Soziologiestudium spielt demnach insgesamt keine große Rolle, da die Ausbildung im Pariser Zentrum meist an den interdisziplinären Grandes écoles erfolgt und auch an den Provinz- und Großstadtstandorten erst

über ein benachbartes Fach der Zugang zur Soziologie erfolgt. Damit geht einher, dass das interdisziplinäre sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Studium an der ENS-Cachan das häufigste Studienfach ist. Es wurde in drei von fünf Fällen von Personen mit akademischer Herkunft und in je einem Fall von einer Person mit mittlerer und nicht akademischer Herkunft absolviert. Zuletzt bleibt noch das interdisziplinäre Studium in den Geisteswissenschaften sowie der Philosophie an der ENS Ulm, das in allen drei Fällen von Personen mit akademischer Herkunft gewählt und absolviert wurde. Ein Zugang zur ENS-Cachan scheint für Personen mit niedriger oder mittlerer sozialer Herkunft etwas einfacher zu sein als der Zugang zur ENS-Ulm und ist dabei aber auch der typischste Zugangsweg zu einer universitären soziologischen Karriere.

Zusammenfassend zeigt sich demnach vor allem für die Personen mit niedriger sozialer Herkunft, dass diese diverse anwendungsbezogene Studienfächer wählten und hierbei auch in unterschiedlichen Regionen und nicht nur im Pariser Zentrum studierten. Im linken oberen Quadranten sieht man zwar, dass auch viele der Soziologen mit niedriger sozialer Herkunft in Paris studierten, hierbei aber meist über eine benachbarte, stärker weltlich geprägte beziehungsweise anwendungsbezogene oder professionsbezogene Disziplin zur Soziologie kamen. Ähnlich wie im Kapitel zu Genderungleichheiten könnte auch hier angenommen werden, dass die Personen mit niedriger sozialer Herkunft erst durch einen Trumpf – nämlich der Ausbildung in einer benachbarten Disziplin – einen Zugang in die Soziologie erlangten. Für die Forschung innerhalb einer speziellen Soziologie, zum Beispiel in der Arbeits- oder Wirtschaftssoziologie, ist es durchaus von Vorteil, zuvor ein wirtschafts- oder politikwissenschaftliches Studium durchlaufen zu haben. Es könnten jedoch auch noch weitere Faktoren für diesen Zusammenhang zwischen Studienfach und sozialer Herkunft eine Rolle spielen: Einerseits tendieren Bildungsaufsteiger dazu, Fächer zu wählen, die ihnen eine gute und sichere berufliche Zukunft garantieren. Ein Studium der Ökonomie oder der Politikwissenschaften an der Sciences Po bildet für eine spätere Tätigkeit in der Wirtschaft, Politik und Verwaltung aus und garantiert auch Bildungsaufsteigern einen gewissen beruflichen Erfolg. Andererseits könnte es in vielen Fällen aber auch sein, dass die Personen erst durch das Studium in einer benachbarten Disziplin das Fach Soziologie kennenlernten und somit auch erst später die Möglichkeit hatten, eine soziologische Karriere zu verfolgen. Unabhängig von den jeweiligen Beweggründen zeigt sich im Allgemeinen aber, dass nur wenige Fälle mit niedriger sozialer Herkunft die Soziologie oder ein Fach der Geisteswissenschaften als Studienfach wählen. Im Gegensatz zum professionsbezogenen Studium an der Sciences Po scheint die Wahl eines praxisfernen Philosophiestudiums an der Universität für Bildungsaufsteiger eine seltene Studienfachwahl zu sein und zum Teil bestand bei den Befragten vor dem Studium auch keine Kenntnis darüber, was das Fach Soziologie überhaupt ist.

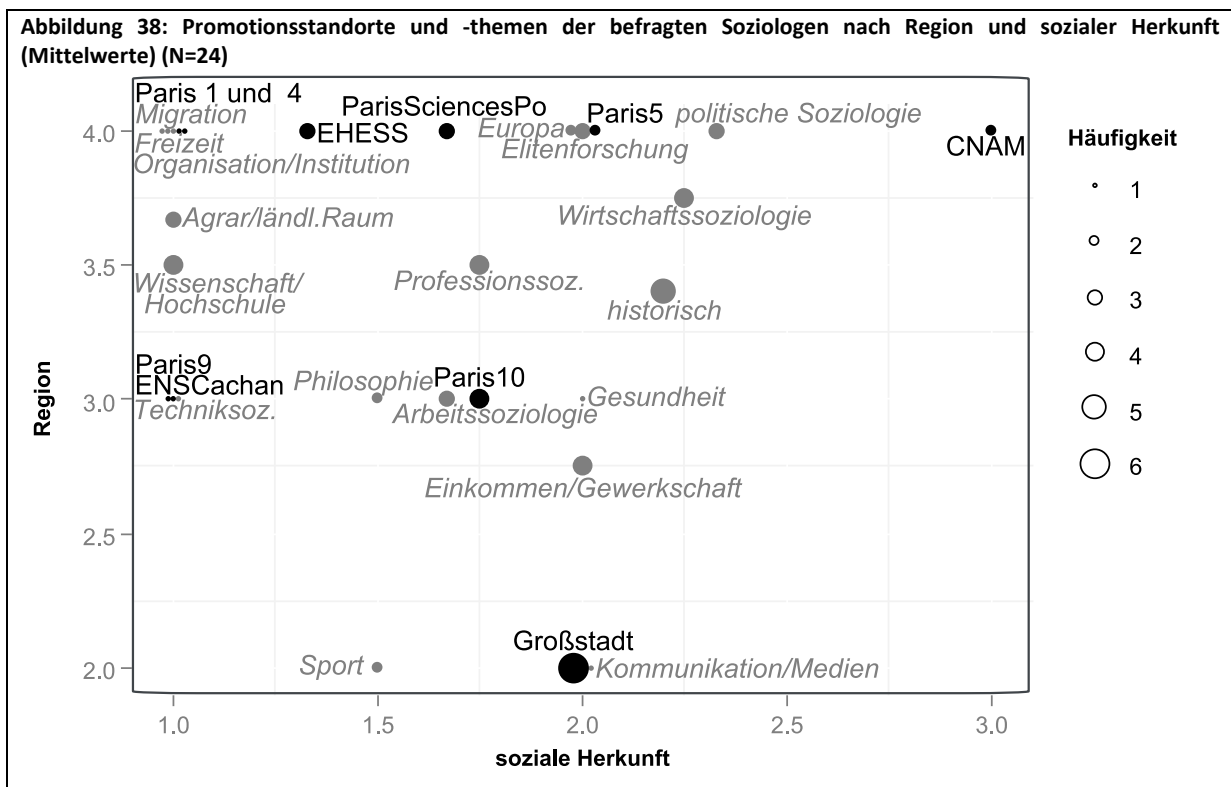
Ähnlich kann auch die Wahl der anwendungs- oder professionsbezogenen Studienfächer (Verwaltungs-, Sport-, Erziehungs- und Rechtswissenschaften) im linken unteren Quadranten der Soziologen mit niedriger sozialer Herkunft und Studium in der Großstadt und Provinz gedeutet werden. Einerseits kann davon ausgegangen werden, dass diese Bildungsaufsteiger einen professionsbezogenen Zugang zur Universität wählten, da dies eine höhere berufliche Sicherheit bietet, andererseits kann es jedoch auch sein, dass die Personen aufgrund ihrer sozialen Herkunft keine Kenntnis des Studienfachs Soziologie hatten und deshalb über ein anderes anwendungsbezogenes Fach erst zur Soziologie kamen. Zudem könnte es eine Rolle spielen, dass an diesen Standorten der Großstadt und Provinz überhaupt keine Möglichkeit bestand, Soziologie als Hauptfach zu studieren, weil kleinere und jüngere Standorte meist nur Erziehungs-, Wirtschafts- und

Verwaltungswissenschaften anbieten und die Soziologie hierbei meist nur als Nebenfach belegt werden kann. Die später folgende Präsentation der qualitativen Interviewergebnisse zeigt, dass es häufig auch eine Mischung all dieser Faktoren ist. Zunächst soll jedoch festgehalten werden, dass Studierende aus einem akademischen Milieu häufiger an der ENS und anderen zentralen Pariser Universitäten studieren, hierbei auch anwendungsferne Fächer der Sozial- und Geisteswissenschaften wählen und die Befragten mit mittlerer oder nicht akademischer Herkunft in unterschiedlichen Regionen des Landes und nicht nur im Zentrum studierten und hierbei meist den Zugang über anwendungs- oder professionsbezogene Fächer wählten.

Zuletzt werden die Promotionsstandorte und -themen der befragten Soziologen in die Untersuchung einbezogen (Abbildung 38). Zwei der älteren ENS-Absolventen weisen neben der ENS-Agrégation keine Doktorarbeit auf, in diesen Fällen wurde das Thema der Thèse d'État einbezogen (der Vorgänger der Habilitation). Im Gegensatz zur starken regionalen Streuung der Studienstandorte konzentrieren sich die Promotionen meist auf Paris. Es gibt zwar insgesamt sechs der befragten Professoren, die an einer Großstadtuniversität promoviert haben, die restlichen 18 Fälle weisen jedoch eine Promotion in Paris auf. Das Verhältnis von sozialer Herkunft und der Promotion in einer Großstadtuniversität ist ausgeglichen, je zwei Personen mit einer Promotion in der Großstadt stammen aus nicht akademischem, mittlerem und akademischem Familien. Und auch insgesamt weisen zentrale Standorte sowie zum Beispiel die EHESS eine stark gemischte soziale Zusammensetzung der Promovierenden auf – nur das CNAM zeichnet sich dadurch aus, dass an ihm ausschließlich Personen akademischer Herkunft promoviert haben. Unter Einbezug der Promotionsstandorte scheint es demnach keinen Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft und der regionalen Verortung des Promotionsstandortes zu geben. Wie in Kapitel 8 gezeigt wurde, haben die meisten der französischen Soziologieprofessoren in Paris promoviert, auch wenn sie zuvor und danach eine lokale Provinzkarriere aufweisen. Häufig wohnen die Doktoranden auch nicht in Paris, sodass diese Variable möglicherweise nur wenig über die soziale Selektion des universitären Karrieresystems aussagt.

Etwas mehr Aufschluss bietet die Verteilung der Promotionsthemen. Insgesamt zeigt sich zwar, dass fast alle der befragten Professoren und nicht nur die Gruppe mit nicht akademischer Herkunft zu einem empirischen oder gesellschaftlich, wirtschaftlich und politisch relevantem Thema promovieren, dennoch sind gewisse Unterschiede in den thematischen Schwerpunkten zu erkennen. Interessant ist vor allem der Unterschied zwischen dem linken oberen und dem rechten oberen Bereich. Beide Gruppen zeichnen sich durch Promotionen im Pariser Raum aus, aber weisen hierbei dennoch eine unterschiedliche thematische Ausrichtung auf: Wohingegen Promotionsthemen der Professoren mit nicht akademischem familiärem Hintergrund vor allem in der Techniksoziologie, Wissenschafts- und Hochschulforschung, der Agrarwissenschaft und Raumsoziologie, der Organisations- und Institutionenforschung, der Forschung zum Freizeitverhalten sowie in der Migrationsforschung liegen, sind promovierte Wissenschaftler mit akademischem Hintergrund im Schwerpunkt mit der politischen Soziologie, der Wirtschaftssoziologie und historischen Forschung befasst. Ein mittleres soziales Niveau der im Schwerpunkt Pariser Promotionsthemen weist zudem die Forschung zum Thema Europa, Eliten, Philosophie, Professions- und Arbeitssoziologie, Gesundheit sowie Einkommensungleichheit und Gewerkschaften auf. Nur die Themen der Sportsoziologie sowie der Forschung zu Kommunikation und Medien gab es an den Pariser Standorten nicht. Typisch für Promovierende aus akademischem Milieu ist demnach eine Promotion im Bereich der historischen Wirtschaftssoziologie oder im Bereich der politischen Soziologie,

wohingegen sich die Promovierenden aus nicht akademischem Milieu häufig mit der Organisationsforschung sowie anderen gesellschaftlichen Bereichen wie der Technik- und Wissenschaftssoziologie oder der Sport- und Agrarwissenschaft beschäftigen. Diese Themenwahl hängt teilweise bereits mit der Studienwahl zusammen: Wohingegen ein Studium an einem ENS-Standort vielmehr für Bereiche wie die Wirtschaftsgeschichte und politische Soziologie sensibilisiert, ist das Studium an einer professionsbezogenen Grandes écoles oder an einer Großstadt- und Provinzuniversität auf angewandte Wirtschafts- und Verwaltungswissenschaften im Allgemeinen bezogen und mündet beispielsweise in Promotionsthemen der empirischen Organisationsforschung und Professionssoziologie. Promovierende nicht akademischer Herkunft scheinen sich zudem mit einem breiteren Spektrum an gesellschaftlichen Feldern zu beschäftigen, wohingegen für die Promovierenden akademischer Herkunft vor allem die Bereiche Wirtschaft und Politik relevant sind. Insgesamt zeigen sich aber weniger starke Unterschiede als in der Studienfachwahl, da zentrale Gebiete der Soziologie sowie zum Beispiel die Forschung zur Einkommensungleichheit, Arbeitssoziologie und Elitenforschung von Personen mit und ohne akademischer Herkunft behandelt werden.



Neben der Frage des Zusammenhangs von sozialer Herkunft und der Themenwahl soll im Folgenden noch untersucht werden, ob sich die in Frankreich auftretenden Karrieretypen je nach sozialer Herkunft unterscheiden. Abbildung 39 gibt für die befragten Soziologieprofessoren (d.h. ohne die befragten Maîtres de conférences) der drei Gruppen der sozialen Herkunft wieder, welcher Karriereweg nach der Promotion bis zur aktuellen Stelle als Professor durchlaufen wurde. Auffällig ist auf den ersten Blick, dass die Großstadtkarriere und die Karriere an Provinzuniversitäten vorwiegend bei Soziologieprofessoren mit nicht akademischer und mittlerer Herkunft eine Rolle spielt. Keiner der Soziologieprofessoren mit akademischer Herkunft war in seiner Karriere je an einer Provinzuniversität tätig. Die Tabelle 23 zeigt die genaue statistische Verteilung der Karriereverläufe über die drei Gruppen.

Abbildung 39: Karrierelaufbahn der befragten Soziologieprofessoren/-innen nach sozialer Herkunft (N=20)

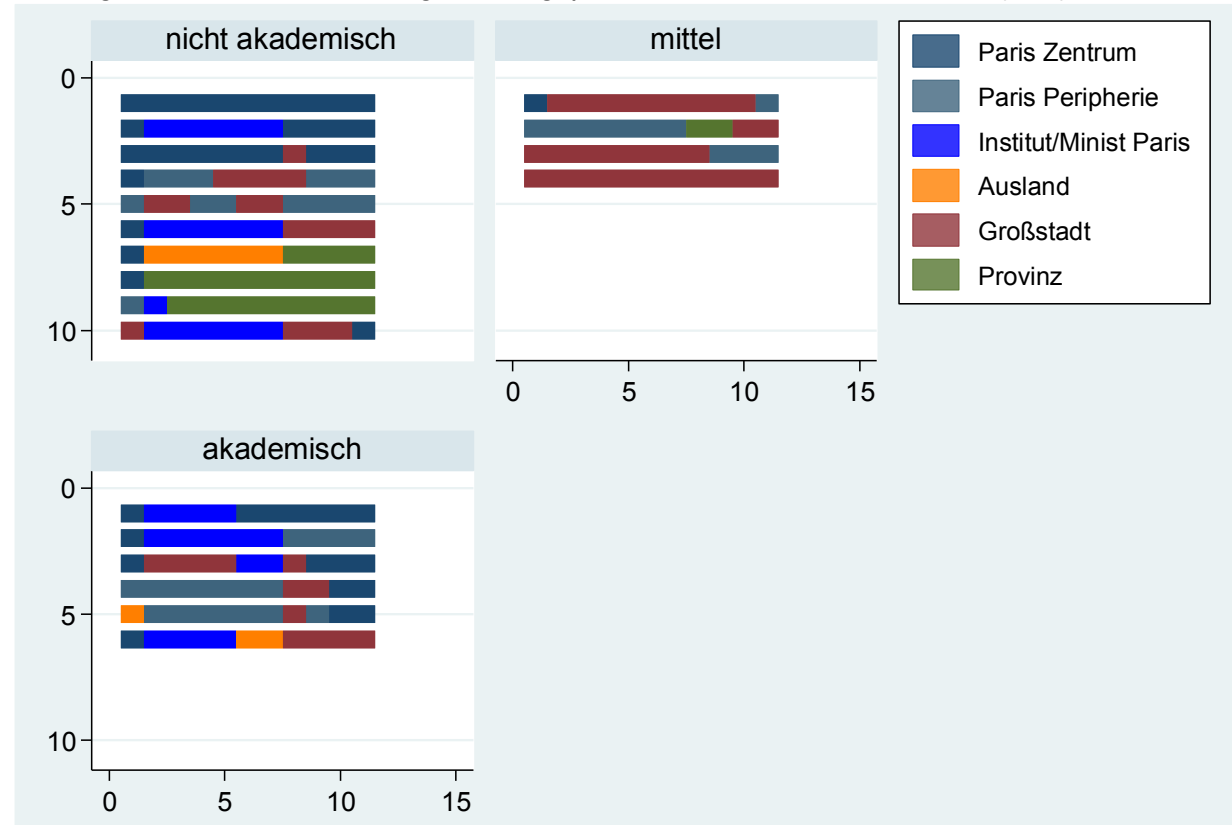


Tabelle 23: Mobilität im Karriereverlauf der befragten Soziologieprofessoren/-innen nach sozialer Herkunft (N=20)

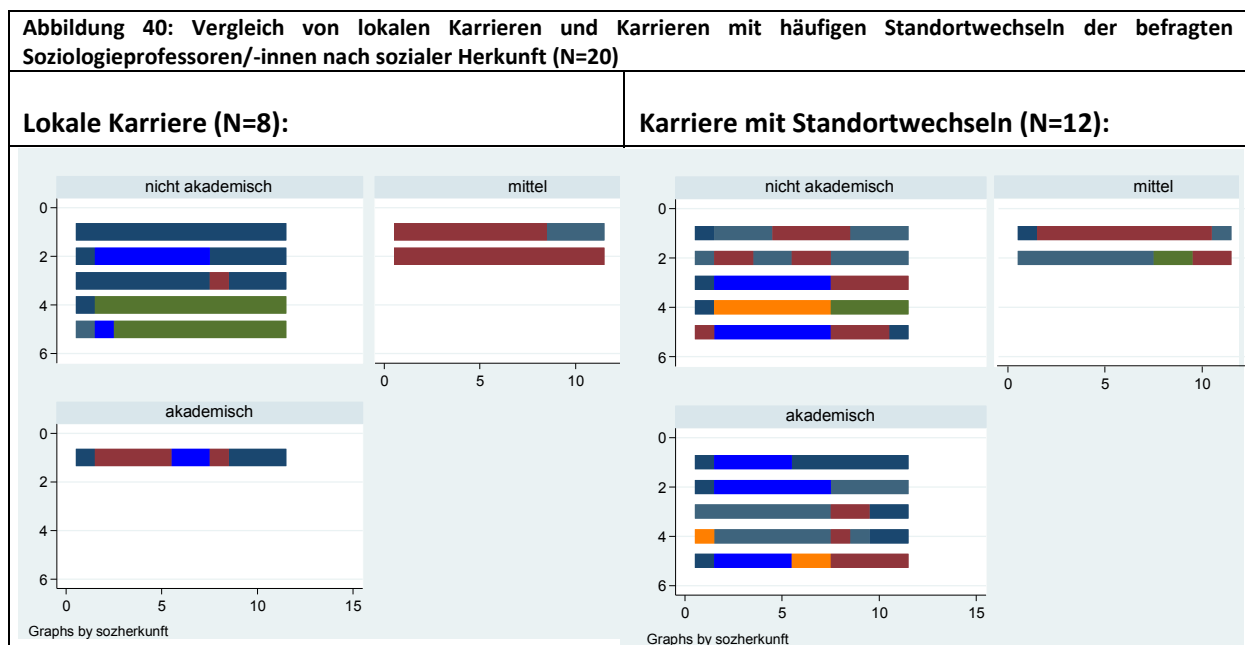
	<u>nicht akademisch</u>	<u>mittel</u>	<u>akademisch</u>	<u>Total</u>
Pariser Karriere	2	0	2	4
	50%	-	50%	100%
	20%	-	33,33%	20%
Pariser Karriere (Turboprof)	3	1	3	7
	42,86%	14,29%	42,86%	100%
	30%	25%	50%	35%
Abstiegskarriere	4	1	1	6
	66,67%	16,67%	16,67%	100%
	40%	25%	16,67%	30%
Aufstiegskarriere	1	1	0	2
	50%	50%	-	100%
	10%	25%	-	10%
Großstadt-Provinzkarriere	0	1	0	1
	-	100%	-	100%
	-	25%	-	5%
Total	10	4	6	20
	50%	20%	30%	100%
	100%	100%	100%	100%

Wie an der Tabelle 23 an den Spaltenprozenten abzulesen ist, wird die reine Pariser Karriere relativiert anhand aller Personen mit gleicher sozialer Herkunft häufiger von Soziologieprofessoren mit akademischer Herkunft (33,33%) durchlaufen als von Personen mit nicht akademischer Herkunft (20%). Betrachtet man die Zeilenprozente, sieht man aber, dass die Personen mit nicht akademischer Herkunft sogar 50% aller reinen Pariser Karrieren ausmachen. Es kann deshalb nicht davon gesprochen werden, dass reine Pariser Karrieren, die häufig auch auf lokaler Patronage beruhen, ausschließlich für Personen mit akademischer Herkunft zugänglich sind. Ein ähnliches Muster zeigt sich für die Pariser Turboprofessor-Karrieren: Personen mit akademischer Herkunft weisen diesen Karrieretyp in der Hälfte aller Fälle auf, wohingegen es bei Personen mit niedriger Herkunft nur 30% und bei Personen mittlerer Herkunft nur 25% sind. Die Zeilenprozente zeigen jedoch, dass über 50% der Turboprofessor-Karrieren insgesamt allein von nicht akademischen und Personen mittlerer Herkunft durchlaufen werden – auch hier kann nicht von einem rigorosen Schließungsprozess gesprochen werden. Genauere Hinweise auf die Pariser Schließung zeigen sich demnach erst durch Einbezug der jeweiligen Pariser Standorte. Wie eingangs gezeigt wurde, gelingt der Zugang zur ENS und ENS Cachan in den meisten Fällen nur Personen mit akademischer Herkunft, wohingegen die Sciences Po und Sorbonne (ausgenommen Paris Descartes) wesentlich offener ist für Personen mit niedriger sozialer Herkunft.

Weitere Unterschiede zwischen Personen mit akademischer Herkunft und nicht akademischer Herkunft zeigen sich allerdings für die drei letzten Karrieretypen, nämlich Abstiegs-, Aufstiegs- sowie Großstadt- und Provinzkarrieren. Abstiegskarrieren werden in 66,67% der 20 Interviewfälle von Befragten nicht akademischer Herkunft vollzogen und nur zu 16,67% von Soziologen akademischer Herkunft. Dieser Unterschied könnte ein Hinweis darauf sein, dass es Personen mit akademischer Herkunft einfacher gelingt, in Paris Fuß zu fassen, wohingegen Personen mit nicht akademischer Herkunft häufig nur eine Professur an einer weniger renommierten Universität außerhalb von Paris erlangen. Für die 10 befragten Personen nicht akademischer Herkunft ist die Abstiegskarriere der häufigste Karriereverlauf (40%), für die 6 Personen akademischer Herkunft aber kaum von Bedeutung (16,67%).

Zudem weisen Personen mit akademischer Herkunft keine Aufstiegs- und auch keine reinen Großstadt- oder Provinzkarrieren auf, was dafür spricht, dass Familien mit hohem oder akademischem Status bereits vor Studienbeginn in Paris wohnen beziehungsweise darauf achten, dass ihre Kinder entweder das Abitur oder die Vorbereitungsklassen sowie das Studium in Paris absolvieren, um dadurch Vorteile in der späteren beruflichen Laufbahn zu haben. Unter den Befragten gab es demnach insgesamt nur zwei (regionale) Aufstiegskarrieren, es handelte sich einmal um eine Person mit niedriger und einmal um eine Person mit mittlerer Herkunft. Beide Personen profitierten hierbei von der Promotion bei Großstadtpatronen, die zuvor in Paris ausgebildet wurden und noch Netzwerke zu Pariser Soziologen unterhielten. Lokale Netzwerke zu zentralen Professoren an Großstadtuniversitäten können somit auch für Wissenschaftler niedriger sozialer Herkunft eine Aufstiegsmöglichkeit sein, aber treten für Soziologen akademischer Herkunft nur selten auf, da diese bereits zu Studienbeginn in Paris wohnen. Weiterhin gibt es noch einen Fall von einem Soziologen mittlerer sozialer Herkunft, der ausschließlich an Großstadtuniversitäten tätig war. Ähnlich kann auch hier angenommen werden, dass Soziologen akademischer Herkunft selten in die Lage kommen, eine reine Großstadtkarriere oder gar lokale Provinzkarriere zu durchlaufen, weil sie dort niemanden kennen und seit Studienbeginn in Paris sind.

Die große Bedeutung lokaler Karrieren für Personen mit nicht akademischer Herkunft zeigt sich in den folgenden Abbildung 40. Allein die Hälfte aller befragten Soziologieprofessoren mit nicht akademischer Herkunft profitierte von einer lokalen Karriere. Wie bereits im Kapitel zuvor wurde eine Variable erstellt, die erfasst, ob eine Person mindestens zwei der Karrieresequenzen an der gleichen Universität tätig war (also dort promoviert hat, wo sie später berufen wurde oder dort berufen wurde, so sie vorher als Maître de conférences gearbeitet hat). Alle der reinen Pariser Karrieren und der Provinzkarrieren beruhen auf Hausberufungen sowie eine der drei Turboprofessor-Karrieren in der Gruppe der Personen mit niedriger sozialer Herkunft. Im Gegensatz dazu ist keine der reinen Pariser Karrieren der Personen mit akademischer Herkunft am gleichen Standort vollzogen worden und auch nur eine der Turboprofessor-Karrieren.



Zudem zeigt sich, dass die Pariser Soziologieprofessoren mit nicht akademischer Herkunft ohne Hausberufung meist nur eine Professur in der Pariser Peripherie erhalten haben. Bei den lokalen Karrieren mit mehreren Positionen an einem Standort handelt es sich hingegen um die EHESS, Sciences Po und die Universität Paris 4 Sorbonne. Insgesamt zeigt sich demnach, dass der Zugang zu elitären und zentralen Pariser Einrichtungen für Personen mit niedriger sozialer Herkunft vor allem durch lokale Patronagenetzwerke vollzogen werden kann, aber ein Zugang an eine Pariser Einrichtung ohne lokale Beziehungen meist nur in der Peripherie gelingt. Möglicherweise ist die Unterstützung durch eine lokale Arbeitsgruppe oder einen Schirmherrn im Pariser Zentrum für Nachwuchswissenschaftler mit nicht akademischer Herkunft einer der zentralen Zugangswege. Der Pariser Lokalismus würde damit nicht nur mit dem Ausschluss der Bildungsaufsteiger einhergehen, sondern auch gewisse Karrierechancen bieten. Der Lokalismus an den Provinzuniversitäten scheint gleichermaßen eine Möglichkeit zu sein, als sozialer Bildungsaufsteiger in der Wissenschaft Fuß zu fassen sowie auch der spätere Abstieg von Paris in die Großstadt und Provinz.

Die meisten der befragten Soziologieprofessoren mit akademischer Herkunft und ohne lokale standortgebundene Beziehungen durchlaufen hingegen mehrere unterschiedliche zentrale Pariser Einrichtungen in ihrer Karriere und erreichen hierbei meist auch eine Professur an einer zentralen Pariser Einrichtung. Ein Großteil von ihnen hat an der ENS oder ENS Cachan studiert und verfügt vermutlich schon seit Studienbeginn über weitreichende soziologische Netzwerke, die entweder eine

reine Pariser Karriere oder eine Turboprofessor-Karriere sowie, wenn nötig, eine Abstiegskarriere ermöglichen. Weitreichende Netzwerke aufgrund der Beziehung zu Pariser Patronen weisen demnach meist Personen mit akademischer Herkunft auf, wohingegen lokale Netzwerke zu einem Pariser Patron oder Provinzprofessor meist für Personen mit niedriger Herkunft bedeutend sind. Weiterhin sind für Personen mit niedriger und mittlerer Herkunft vor allem auch die weitreichenden und lokalen Netzwerke aufgrund einer Beziehung zu einem Großstadtpatron von Bedeutung, wohingegen diese für Personen mit akademischer Herkunft kaum bedeutend sind. Im Folgenden sollen die unterschiedlichen Zugangswege zur akademischen Karriere innerhalb der Soziologie und die Bedeutung von Netzwerken im Laufe der Karriere anhand der Interviewergebnisse beschrieben werden.

Die Interviews mit Professoren und Maîtres de conférences der französischen Soziologie zeigten, dass durchaus Unterschiede zwischen den Soziologen aus nicht akademischen und akademischen Familien hinsichtlich ihrer beruflichen Ziele und Beweggründe bestehen. Ein zentraler Aspekt der Bildungsaufsteiger war meist, dass die Eltern, die selbst kein Studium durchlaufen hatten, der festen Überzeugung waren, dass ihre Kinder einmal studieren sollten und dadurch in der sozialen Hierarchie aufsteigen können. In den Familien, in denen bisher noch kein Familienmitglied ein Studium abschloss, bestand aber keine Vorstellung davon, welches Studium die Kinder am besten studieren sollten. Eltern der mittleren Schicht hatten selbst schon berufliche Erfolge aufgrund einer Ausbildung oder eines Studiums an einer professionsbezogenen Hochschule erreicht und waren etwas spezifischer darin, was ihre Kinder studieren sollten, aber ließen ihren Kindern grundsätzlich die Wahlfreiheit und stellten sich nicht gegen die Entscheidungen ihrer Kinder. Diese Gruppe von Eltern weist im besonderem Maße die Überzeugung auf, dass ihre Kinder durch ein Universitätsstudium das in der Familie erreichte soziale und berufliche Niveau halten oder sogar verbessern können, weil die Elterngeneration selbst die Erfahrung machte, dass man durch eigene Leistungen in Schule und Beruf etwas erreichen kann. Da in diesen beiden Gruppen aber kein Bezug zur akademischen Welt oder zu den Sozialwissenschaften bestand, zeigte sich für fast alle Befragten aus nicht akademischen Familien und zum Großteil auch für die mittlere Schicht, dass diese nicht von Anfang an Soziologie studierten, sondern meist über Umwege oder ein anwendungs- und professionsbezogenes Fach zur Soziologie kamen. Häufig war die Soziologie vor dem Studium noch nicht bekannt, man hatte nicht den Wunsch, eine akademische Karriere zu durchlaufen, sondern wollte ein Studium abschließen, um danach eine gute Arbeit außerhalb der Wissenschaft zu finden. Bezeichnend ist für diese Gruppe der Bildungsaufsteiger demnach eine gewisse Orientierungslosigkeit hinsichtlich der akademischen soziologischen Tätigkeit, weil sie lange nicht wissen, wohin ihre Karriere führen wird und erst über zentrale Personen im und nach dem Studium zur Soziologie und zur akademischen Tätigkeit kamen. Zum Teil hängt dies auch damit zusammen, dass an Großstadt- und Provinzuniversitäten Soziologie nur als Nebenfach angeboten wird und man erst im Laufe des Studiums die Möglichkeit bekommt, Soziologie auszuüben. Ein weiterer Unterschied zu den Personen mit akademischem Hintergrund und Agrégation oder ENS-Abschluss ist, dass ein Soziologiestudium in der Provinz nicht in allen Fällen für das Lehramt berechtigt – vor allem, wenn Soziologie nur als Nebenfach belegt wurde. ENS-Absolventen haben hingegen sofort nach dem Abschluss die Möglichkeit, an zentralen Einrichtungen des sekundären und tertiären Bildungsbereichs zu unterrichten. Der nun folgende Abschnitt 9.5.1 widmet sich zunächst den Interviews mit Personen akademischer Herkunft und der Abschnitt 9.5.2 dann den Befragten mit nicht akademischer Herkunft.

9.5.1 Akademische Herkunft und Berufsziel Wissenschaftler

Besonders auffällig bei der Auswertung der Interviews von Personen mit akademischer Herkunft ist, dass die befragten Personen im Vergleich zu denjenigen nicht akademischer Herkunft schon sehr früh das berufliche Ziel hatten, eine akademische Tätigkeit ausüben zu wollen und dies auch mit einer vergleichsweise großen Zielstrebigkeit und ohne große Umwege realisieren konnten. Hierbei spielte nicht nur eine Rolle, dass Eltern und Großeltern inhaltliche Vorbilder waren und die Befragten für geisteswissenschaftliche oder intellektuelle Themen begeistern oder sensibilisieren konnten, sondern auch, dass diese Personen einen frühen Zugang zu den Pariser Eliteeinrichtungen erhielten und dadurch schon früh in der Karriere zentrale akademische soziale Beziehungen aufbauen konnten. Wie oben gezeigt werden konnte, sind die fachlichen Quereinsteiger innerhalb dieser Gruppe relativ gering und die meisten Befragten mit akademischem Hintergrund studierten an der ENS, ENS Cachan oder Soziologie an der Universität. Viele der Befragten dieser Gruppe waren laut Interviewaussagen bereits vor dem Studium mit der philosophischen und soziologischen Literatur vertraut. Die Studienwahl, aber auch die Zielstrebigkeit im Studienverlauf in Richtung akademischer Tätigkeit erklären sich zu Teilen auch dadurch, dass die Befragten einen Vater oder Großvater hatten, der sich für Philosophie, Geschichte oder Sozialwissenschaften interessierte und zum Teil sogar in diesen Bereichen an einer Hochschule oder als Journalist tätig war. Nicht in allen Fällen teilten die akademischen Eltern aber das Interesse an den Geisteswissenschaften, so war beispielsweise einer der Väter der Befragten, ein Jurist, entschieden gegen ein geisteswissenschaftliches Studium des Sohnes. Da der Befragte jedoch die ENS absolvierte und auch nach dem Studium gleich eine Anstellung im akademischen Bereich erhielt, gab es hierbei keine offen ausgetragenen Konflikte mit den Eltern. Eine der weiblichen Befragten hatte ebenfalls einen Vater, der von Beruf Jurist war, sich aber selbst sehr für Philosophie interessierte und die Wahl des Studienfachs Philosophie unterstützte. Insgesamt kann festgehalten werden, dass viele der Befragten mit akademischen Hintergrund die ENS durchliefen und es deshalb keine Konflikte mit den elterlichen Vorstellungen gab, weil man nach Abschluss der ENS immer die Möglichkeit hat, als Lehrkraft im sekundären oder tertiären Bildungsbereich zu unterrichten. Insofern bestand das Ausbrechen aus vorgegebenen Bahnen im Grunde nur darin, dass man sich während des Studiums gegen das Lehramt entschied und den Weg in Richtung Forschung einschlug. Vielen dieser Befragten war klar, dass sie später einmal akademisch tätig sein und in intellektuellen Kreisen mitreden wollen. Die Entscheidung für die Sozialwissenschaften und die Forschungstätigkeit sind hierbei teilweise auch verbunden mit einer Kritik an der konservativen Gesellschaft und Elterngeneration, da die Soziologie für viele das Fach ist, das man mit der studentischen Bewegung von 1968 verbindet. So beschrieb eigentlich keiner der befragten Soziologen mit akademischem Hintergrund, inwiefern die Eltern oder man selbst den Wunsch hatte, beruflich erfolgreich zu sein oder einen gewissen sozialen Status zu erhalten. Hingegen wurde die Wahl für das Fach Soziologie vielmehr als sozialer oder akademischer Abstieg angesehen, weil man beispielweise eine erfolgreiche juristische oder medizinische Karriere ablehnte oder anstatt einer klassischen Disziplin an der ENS Sozialwissenschaften studierte. Innerhalb dieser Gruppe scheint es demnach weder angebracht zu sein, eine Karriere innerhalb der Soziologie als beruflichen Erfolg zu bewerten, noch scheint es in der Wahrnehmung dieser befragten Professoren schicklich zu sein, offen darüber zu sprechen, dass man am Anfang seiner Karriere den Wunsch hatte, für sich persönlich berufliche Erfolge zu erzielen. Vielmehr wird das Interesse an gesellschaftlichen Themen oder die Kritik an der Elterngeneration in den Vordergrund gerückt. Die beschriebenen Beweggründe für eine akademische Karriere haben innerhalb dieser Gruppe demnach wenig mit dem Wunsch nach sozialem Stuserhalt oder beruflichen Erfolg zu tun, als vielmehr mit dem Wunsch, Gesellschaft verstehen und verändern zu können.

Allgemein erscheinen die Karrieren der Personen mit akademischer Herkunft demnach zielstrebigter als die Karrieren von Personen nicht akademischer Herkunft – deutlicher wird dieser Unterschied im folgenden Kapitel 9.5.2, in dem die Unwägbarkeiten und Planungsschwierigkeiten der Professoren mit nicht akademischer Herkunft beschrieben werden. Zwar hängen auch die Karrieren der Personen mit akademischem familiärem Hintergrund häufig von glücklichen Zufällen ab, aber die Befragten mit akademischer Herkunft wiesen bereits vor dem Studium eine Nähe zu geisteswissenschaftlichen und intellektuellen Themen auf, ihre Eltern unterstützten die Karrieren zielgerichteter und es ergaben sich viel früher in der Karriere Möglichkeiten, eine rein akademische Laufbahn zu verfolgen. Zudem wiesen die Befragten schon sehr früh eigene Publikationen auf und sind insgesamt etwas selbstbewusster in der Wahl ihrer Studienfächer, Standorte sowie Themen und Betreuer von Qualifikationsarbeiten gewesen. So waren die meisten der befragten Soziologen mit akademischer Herkunft Studierende der ENS und ENS Cachan (hierbei häufig in den Sozialwissenschaften, aber auch in den Geisteswissenschaften sowie in der Ökonomie). Weiterhin gab es Personen, die ein reines Soziologiestudium an der Universität durchliefen (häufiger als in der Gruppe der Personen nicht akademischer Herkunft) und dies sind auch die einzigen Fälle akademischer Herkunft, die ein Universitätsstudium wählten. Darüber hinaus gab es noch eine weitere Person mit einem politik- und geschichtswissenschaftlichem Studium an einer Grande école. Keine der Personen mit akademischer Herkunft studierte Wirtschafts-, Politik-, Rechts- und Verwaltungswissenschaften oder Erziehungs- oder Sportwissenschaften an der Universität. Auch das Philosophiestudium an der Universität kam unter den Personen akademischer Herkunft nicht vor, da der Zugang zu einer akademischen oder intellektuellen Tätigkeit im Bereich der Geisteswissenschaften nur sehr schwer, über einen Abschluss an der Universität zu erreichen ist, sondern meist über das Studium an den Grandes écoles erfolgt. Die Befragten akademischer Herkunft waren sich demnach meist schon während der Schulzeit oder während des Abiturs im Klaren darüber, dass sie später im akademischen Bereich tätig sein wollen und haben dementsprechend ein Studium an den Grandes écoles gewählt.

Eine derartige Zielstrebigkeit wies beispielsweise eine Professorin der Pariser Peripherie mit akademischer Herkunft auf. Sie erhielt einen Zugang zur ENS und entschied sich für ein Philosophiestudium, da sie durch ihren Vater mit philosophischer Literatur vertraut war.

Interviewer: *„Wie kam es, dass Sie mit dem Philosophiestudium begonnen haben? War das ihre Familie oder hatten sie Vorbilder in der Familie oder im weiteren Umkreis?“*

Professorin der Pariser Peripherie: *„Mein Vater las viel Philosophie. Er war Magistrat, er war Jurist, er las Philosophie und dadurch bekam ich Lust darauf. Ich komme aus einer ganz kleinen Provinzstadt [...]. Ich machte bis dahin all meine Studien dort und ich hatte sehr viel Lust, Philosophie zu machen, ich wollte Intellektuelle sein. So wollte ich mein Studium in Paris absolvieren, aber der Einfluss kam größtenteils von meinem Vater.“*

Die Professorin durchlief nach dem Philosophiestudium zwar zunächst eine Karriere in der Verwaltung und in Ministerien bevor sie Soziologieprofessorin wurde, aber beschäftigte sich neben ihrer beruflichen Tätigkeit in einem Ministerium stets mit akademischen Themen und publizierte in ihrer privaten Zeit, sodass ihr der Einstieg in die wissenschaftliche Karriere später dennoch gelang.

Ein derartiges zielstrebiges Muster der Studien- und Berufswahl zeigte sich aber auch für alle Absolventen der ENS und zum Teil auch für Absolventen der ENS Cachan, so auch für einen Professor einer zentralen Pariser Eliteeinrichtung. Dem Befragten war seit Studienbeginn klar, dass er als Intellektueller im akademischen Bereich arbeiten will. Familiäre Vorbilder oder allgemein der familiäre Umgang mit Studien- und Berufszielen spielten hierbei eine zentrale Rolle.

Interviewer: „Unter welchen Umständen haben Sie ihre akademische Karriere durchlaufen? Ich interessiere mich für alle Karrierestationen, also wie haben Sie beispielsweise ihr Studium und die Themen ausgewählt?“

Pariser Professor einer Grande école 2: „Also, ich komme aus einer Familie, äh, von intellektuellen Personen. Mein Großvater war [Geisteswissenschaftler], mein Vater arbeitete zwar im privaten Sektor [...], aber hatte eine Doktorarbeit geschrieben.“ [...] Und weil ich mich für intellektuelle Themen interessierte und ich hatte das Beispiel meines Großvaters, interessierte ich mich sehr früh für unterschiedliche Formen von Sozialwissenschaften im allgemeinen Sinne, sei es Richtung Philosophie, Marxismus, Politik und so machte ich nach dem Abitur, die Vorbereitungsklasse, das Khâgne [...]. Vorbereitungsklasse der Sozialwissenschaften. [...].“

Interviewer: „Aber Sie interessierten sich nicht für den geisteswissenschaftlichen Zweig?“

Pariser Professor einer Grande école 2: „Doch, dafür interessierte ich mich sehr. Auch wenn ich sie nicht kannte, wollte ich Sozialwissenschaften machen und nicht Latein. Ich hatte in der Sekundarstufe (en seconde) ein wenig Ökonomie und Soziologie, das hatte mir gefallen. Ich hatte dann zwar das Abitur im Bereich der Geisteswissenschaften (Lettres), aber das [sozialwissenschaftliche Khâgne] erschien mir interessanter als die klassische Vorbereitungsklasse. [...] Ich machte die Vorbereitungsklasse der Sozialwissenschaften drei Jahre lang, eigentlich sind es nur zwei, aber man wiederholt das zweite Jahr häufig, wenn man den Concours nicht geschafft hat. Dort hatte ich eine ziemlich große Einführung in die Sozialwissenschaften, aber ich hatte auch Geschichte. Nach drei Jahren schaffte ich den Zugang zur ENS aber nicht und bekam nur den Zugang zur ENSAE [école de statistiques et d'économie]. [...] Ein Jahr später probierte ich den Concours für die ENS nochmal und bekam den Zugang zur ENS. [...] In der ENSAE machte ich Geschichte und schloss die Agrégation für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ab, das ist der Concours, um Lehrer in der Sekundarstufe zu werden. [...] Ich machte das zu Ende und danach mit dem Eintritt in die ENS war klar, dass ich mal in einem akademischen Beruf tätig sein will. Dort hatte ich ein wenig zwischen den unterschiedlichen Disziplinen gezögert, Geschichte und Ökonomie [...] auf der einen und Soziologie, die ich vorher nicht in ausschließlicher Form gemacht hatte, auf der anderen Seite. Ich hatte [Soziologie] in der Schule und es gefiel mir sehr gut, ich interessierte mich sehr für das Werk von Bourdieu. [...] Ich empfand es als die einfachste Disziplin, nicht unbedingt die einfachste im Vergleich zur Geschichte, aber im Vergleich zur Ökonomie, weil man dort mathematische Kompetenzen braucht, die ich zweifelsfrei nicht hatte.“

Interviewer: „Also bereits damals hatten Sie den Wunsch, eine Karriere als Wissenschaftler zu machen?“

Pariser Professor einer Grande école 2: „Ja, es war zwar kein sehr präziser Wunsch, aber ab der Vorbereitungsklasse hätte man immer die Option gehabt, Lehrer in der Sekundarstufe zu sein. Es gab zwischenzeitlich noch die Möglichkeit, Archivist zu sein [...]. Im Großen und Ganzen hatte ich die Vorstellung, eine intellektuelle oder akademische Karriere zu verfolgen [...].“

Interviewer: „Eine Frage dazu, ihr Großvater...“

Pariser Professor einer Grande école 2: „...Ich denke letztlich, dass mein Großvater keinen direkten Einfluss auf meine Orientierung hatte, das ist vielmehr eine familiäre Konfiguration, die Erziehung, die Art und Weise, wie man sich von anderen Wegen abwendet und distanziert. Also dass ich nicht den mathematischen Zweig gewählt habe, um Ingenieur zu werden [...] oder Ökonomie und eine Handelsschule in Paris, derartige Wege sind bekannt. [...] Das ist ein wenig das, was mich unterscheidet, dass ich vor allem etwas Akademisches oder Intellektuelles machen wollte.“

Das Zitat verdeutlicht, dass der Zugang zur ENS viele Möglichkeiten eröffnet, als Lehrkraft tätig zu sein oder in das akademische und intellektuelle Feld einzutreten. Hinzukommend bestand ein gewisses familiäres Selbstbewusstsein, sich gegen eine Karriere im technischen oder ökonomischen Bereich zu entscheiden, da Alternativen im Bildungsbereich oder im akademischen Bereich bekannt waren.

Ähnlich war es bei einem Pariser Professor, in dessen Familie viele Personen als Journalisten tätig waren. Es bestand schon vor Studienbeginn ein allgemeines Interesse an historischen und politischen Themen, aber anders als der klassische Weg entschied sich die befragte Person für die Soziologie, weil dies einerseits etwas moderner und zeitgemäßer als die klassischen Disziplinen ist und auch die Möglichkeit bietet, sich mit aktuellen gesellschaftlichen Themen auseinanderzusetzen. Auf die Frage, ob es familiäre Vorbilder für die Soziologie gab verneinte der Befragte, aber wies darauf hin, dass die journalistische Tätigkeit seines Vaters durchaus einen Einfluss auf ihn hatte:

Pariser Professor einer Grande école mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt: „Nein, im Gegenteil, mein Vater ist, war Journalist und mein Onkel war Journalist. Ich hatte viele Journalisten in der Familie und ich war gut in Geschichte und ich liebte Geschichte [...], aber eigentlich interessierten mich vor allem die Probleme der heutigen Zeit. Also probierte ich, es war eine Zeit mit weniger Zukunftsunsicherheiten junger Personen im Vergleich zu heute. Also studierte ich Soziologie, das ist nicht sehr [Pause], aber das hat mich immer interessiert. [...] Mit 37 Jahren [...] sagte ich mir dann, das ist jetzt die letzte Chance, um eine Stelle zu bekommen. Ich hatte es schon sehr lange probiert und durch Glück hat es geklappt. Aber wenn ich die nicht bekommen hätte, wäre ich vermutlich Journalist geworden. Weil das ist das, was ich konnte. Ich hatte schon in sehr jungen Jahren Artikel und Ähnliches geschrieben. Also wäre ich schon irgendwie untergekommen, aber durch Glück bekam ich die Möglichkeit, Statistik zu unterrichten.“

Somit zeigt sich zwar auch für Personen aus akademischen Familien, dass die universitäre soziologische Karriere in starkem Maße von Unsicherheit und Zufällen geprägt ist. Der Unterschied zu den Befragten mit nicht akademischer Herkunft ist aber, dass es für diese Befragten akademischer Herkunft meist realistische Alternativen im akademischen und journalistischen Bereich gab. Die eben zitierte Person hätte als Alternative eine journalistische Karriere verfolgt und dies möglicherweise auch mit gutem Erfolg, da die Person schon seit dem Abitur kleinere Texte für Zeitungen und Zeitschriften schrieb und über familiäre Netzwerke möglicherweise einen Zugang erhalten hätte. Noch dazu sagt er im Nachhinein, dass die Tätigkeit als Journalist möglicherweise mit mehr Prestige einhergegangen wäre und man autonomer ist. In seinem Fall war die Entscheidung für eine universitäre soziologische Karriere also eigentlich kein sozialer Aufstieg oder Statuserhalt. Er würde aus diesem Grund auch seinen Kindern nicht empfehlen, eine universitäre Karriere zu durchlaufen:

Interviewer: „Und heutzutage, ist es für sie persönlich besser Professor als Journalist zu sein? Bereuen Sie die Entscheidung?“

Pariser Professor: „Gute Frage. Ich persönlich bin zufrieden, ich bin glücklich, dass ich das weiter verfolgen durfte, was mir immer Spaß gemacht hat. [...] Und ich glaube, dass Journalisten in der Gesellschaft, in der Demokratie die wichtigeren Personen sind im Vergleich zu den Universitätsprofessoren, sie tragen mehr Verantwortung. Sie sind vermutlich nützlicher [lachen]. Aber es stimmt schon, wenn meine Kinder Universitätsprofessoren werden wollten, würde ich ihnen empfehlen, darüber nachzudenken, weil man wesentlich weniger autonom ist und man hat wesentlich weniger Unabhängigkeit als in der Zeit, in der ich Wissenschaftler geworden bin. Man hängt viel vom Geld ab, man wird strenger evaluiert, mit Kriterien, die nicht immer gut sind.“

Ein weiterer Unterschied zu den befragten Soziologen nicht akademischer Herkunft ist, dass viele der Befragten mit akademischer Herkunft beschrieben, inwiefern sie sich mit ihren Eltern darüber beratschlagen konnten, welches Studienfach, welchen Standort oder welche späteren beruflichen Entscheidungen sinnvoll sind. So hatten beispielsweise die Eltern einer jungen Maître de conférences in einer Großstadt zunächst kein Verständnis für die Wahl des Studienfachs Soziologie, da sie sich für ihre Tochter eine besser abgesicherte oder planbare Karriere gewünscht hätten. Im weiteren Verlauf unterstützten sie ihre Karriere sogar und aktivierten hierbei auch private Netzwerke.

Interviewer: „[H]atten Sie Vorbilder in Ihrer Familie, die an der Universität gearbeitet haben oder als Forscher?“

Maître de conférences in Großstadt: „Ich würde sagen, ja und nein. Es ist ein wenig speziell, mein Vater war Universitätsprofessor an Universitätskliniken, er ist Mediziner und hat eine Agrégation und Promotion im medizinischen Bereich. [...]“

Interviewer: „Hat er Ihren Weg in der Soziologie unterstützt?“

Maître de conférences in Großstadt: „Ja, sehr, aber nicht am Anfang. Beide meine Eltern sind Mediziner. Meine Mutter ist aber nicht im universitären Bereich, sie ist Kinderärztin. [...] Als ich ihnen sagte, dass ich Soziologie studieren möchte, waren beide etwas besorgt. [...] Sie wussten nicht, was das ist. Sie hätten es besser gefunden, wenn ich mich für etwas entschieden hätte, das mehr Sicherheit bietet. Aber dann mit der Zeit haben sie gesehen, dass ich mich durchschlage und dann waren sie beruhigt. [...] Mein Vater hatte anfangs sogar eine Soziologin in seinem Service empfangen. Eine Gesundheitssoziologin [...] und sie schuf mir den Kontakt zu anderen Soziologen, damit ich mit ihnen über das Studium reden kann und einen Probetag an der Universität machen konnte.“

Es zeigt, inwiefern Eltern mit akademischem Hintergrund aktiv in die Planung der Karriere ihrer Kinder eingreifen und sogar versuchen, private oder berufliche Netzwerke zu mobilisieren, obwohl sie selbst keinen fachlichen Bezug zur Soziologie aufweisen. Wohingegen es im Falle dieser jungen Maître de conférences zu einer Akzeptanz und Unterstützung durch die Eltern kam, zeigte sich im Fall eines älteren Pariser Professors mit einem Juristen als Vater ein geringeres Verständnis der Eltern für die Studienwahl. Der Befragte beschreibt seine Beweggründe für eine soziologische oder akademische Karriere mit seinem politischen Interesse in den 1968er Jahren und nicht mit dem Wunsch, beruflichen Erfolg haben zu wollen. Die universitäre Karriere wurde auch von den Eltern nicht als beruflicher Erfolg angesehen und erst recht nicht die Entscheidung für das Fach Soziologie, aber sie billigten, dass ihr Sohn an der Universität tätig war:

Interviewer: „Waren ihre Eltern mit ihrer Berufswahl zufrieden oder hatten sie andere Wünsche?“

Älterer Pariser Professor 1: „Nein nein, gar nicht. Das heißt sie haben eigentlich nie verstanden, was ich machte. Mein Vater ist Rechtsanwalt, mein Bruder ist Rechtsanwalt, mein Großvater ist Rechtsanwalt, es handelt sich somit um Personen mit freiberuflicher Tätigkeit, sehr vermögend. Und für ihn, meinen Vater, hätte ich eher Rechtsanwalt oder Funktionär werden sollen, die École nationale d'administration abschließen und in einem großen Unternehmen arbeiten sollen. Und als ich die École normale supérieure machen wollte, war er entschieden dagegen. Sie waren sehr dagegen und daraufhin, das war der Moment, in dem ich mich mehr in die linke Richtung orientierte. Es war eine rechte Familie, nicht extrem rechts, aber konservativ, katholisch rechts und ich begann mein Studium. Aber ich interessierte mich auch für diesen Studiengang, weil es war der Algerienkrieg, ich war politisch aktiv für die algerische Unabhängigkeit, Vietnam [...] ich war konsequent links, Maoist usw. Also sie [Familie] verstanden nicht, sie verstanden die Soziologie nicht.“

Im Großen und Ganzen waren die Eltern aber später einverstanden mit der Karriere innerhalb der Soziologie, weil sie sahen, dass ihr Kind eine berufliche Zukunft im Hochschulwesen hatte. Sie hätten sich allerdings einen anderen Weg für ihr Kind gewünscht. Auch in weiteren Fällen der befragten Professoren mit akademischem Hintergrund wurde die berufliche Entscheidung für eine Forscherkarriere in den Sozialwissenschaften gewissermaßen als sanfte Rebellion gegenüber den Eltern beschrieben. Sanfte Rebellion, da die meisten von ihnen durch den Abschluss an der ENS ohnehin eine abgesicherte berufliche Zukunft im sekundären oder tertiären Sektor hatten und erst auf dieser Grundlage den politischen Aktivitäten oder der unsicheren akademischen Karriere in der Soziologie nachgingen. Für viele der Befragten mit akademischer Herkunft war schon früh klar, dass sie auf irgendeine Weise im akademischen Bereich tätig sein werden und deshalb auch keine

Alternativen suchten. Ähnlich beschrieb es auch ein weiterer Pariser Professor, der erst nach Abschluss der ENS und nach der Lehrtätigkeit als „Agregé“ eine Karriere in der Forschung und Lehre als Universitätsprofessor einschlug. Den bisherigen Fällen sehr ähnlich, hatte auch er schon als Schüler den Wunsch, später einmal in der Wissenschaft tätig zu sein.

Interviewer: „Hatten sie im Laufe ihrer Karriere einen Moment, an dem sie die akademische Welt verlassen wollten?“

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: „Nein, eine akademische Karriere, das ist etwas, was ich wollte seit dem ich mich erinnern kann. Schon als Gymnasiast wollte ich das. Ich habe nie etwas anderes gesucht. [...]“

Interviewer: „Kommt das von ihren Eltern oder warum hatten sie schon im Gymnasium den Wunsch, eine akademische Karriere einzuschlagen?“

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: „Ich erinnere mich, dass ich schon in der ersten Klasse Forscher sein wollte, nicht in den Sozialwissenschaften, weil ich damals nicht wusste, was das ist. [...]“

Interviewer: „Und hatten Sie ein Vorbild?“

Pariser Professor mit zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 1: „Nein, meine Eltern waren Lehrer. Aber man darf nicht verachten [...] mein Einstiegspunkt war die Vorbereitungsklasse, um einen Zugang zur *École normale supérieure* zu bekommen. Und an der *École normale supérieure* werden normalerweise Lehrer ausgebildet. [...] Und ich sagte nein, ich möchte nicht ans Gymnasium, um Lehrer zu werden. Ich schließe meine Doktorarbeit ohne Finanzierung ab, vier Jahre nach der *École normale supérieure*. [...] Ich sagte nein, nein, ich möchte nicht im Gymnasium arbeiten. Ich hatte das bei meinen Eltern gesehen. [...]“

Anders als die Befragten mit nicht akademischer Herkunft beschrieb keiner der Personen mit akademischer Herkunft, dass er sich durch die Betätigung mit Sozial- und Geisteswissenschaften einen soliden Beruf oder sozialen Status erhalt wünschte. Vielmehr ging es meist um das inhaltliche und politische Interesse am Fach und um eine gewisse Rebellion gegenüber der Elterngeneration. Ganz deutlich zeigte sich das bei einem Befragten, der aufgrund seiner politisch linken Einstellung sogar von einer langen Phase der prekären Beschäftigung betroffen war. Nicht in allen Fällen war somit schon zum Zeitpunkt des Studiums klar, ob sie überhaupt Chancen innerhalb der universitären Soziologie bekommen werden. Der Befragte hatte aufgrund seiner politischen Einstellung keine Zeit in universitäre Netzwerke investiert, sondern anstatt inhaltlicher Unterordnung in der universitären Welt, Kontakte zu politischen Aktivisten aufgebaut. Die Wahl des Faches Soziologie ist hier wirklich Ausdruck einer Rebellion, da die Person Sohn eines Sozialwissenschaftlers ist und sich aufgrund seiner familiären Sozialisation von Ein- oder Unterordnung in bestimmte Themen oder intellektuelle Kreise freimachte. Sehr spät in der Karriere und mit zwischenzeitlicher Tätigkeit im Ausland gelang es dennoch, Soziologieprofessor in Frankreich zu werden.

Zusammenfassend zeigten die zitierten Interviews und die Gespräche im Allgemeinen, dass im Falle der Personen mit akademischem Hintergrund meist nicht der soziale Status erhalt oder berufliche Erfolg um seiner selbst willen im Mittelpunkt stand, sondern dass die Akteure häufig selbstbewusste und teilweise provokante oder wenig angepasste Entscheidungen trafen. Obwohl viele dieser Befragten von außen betrachtet eine erfolgreiche Karriere durchliefen und schon früh in der Karriere innersoziologische Netzwerke aufbauen konnten, stellen sich die Personen nicht als pure Karrieristen dar, sondern betonen ihr persönliches Interesse an gesellschaftlichen und politischen Themen und damit zusammenhängend auch ein gewisses Selbstverständnis eines autonomen, selbst

entscheidenden und emanzipierten Wissenschaftlers. Eine derartige zielstrebige und selbstbewusste Herangehensweise beschrieb auch der bereits zitierte Professor mit Studium an der ENS, dessen Großvater Hochschulprofessor in den Geisteswissenschaften war:

Pariser Professor einer Grande école 2: „Also als ich anfang, wählte ich Betreuer für die Doktorarbeit und auch für die Abschlussarbeit [frz. *mémoire*], die einen kaum zu etwas verpflichteten, die mir meine Freiheiten ließen. Also das hört sich vielleicht etwas präventios an, aber ich war in einem Umfeld, einem Netzwerk, das mir eine gute Starthilfe bot [frz. *mis le pied à l'étrier*; „jemanden in den Sattel heben“]. Also war alles ziemlich einfach für mich. Zum Beispiel meine Masterarbeit, [...] ich dachte nicht daran, dass sie ein Buch werden könnte und dann haben Masterarbeitsbetreuer, es waren nicht die Betreuer meiner Arbeit, sie haben eine neue Reihe herausgebracht und dann haben sie mir vorgeschlagen, die erste Arbeit zu veröffentlichen. Das war also eine große Chance für mich und als ich mit der Doktorarbeit begann, hatte ich schon ein veröffentlichtes Werk, ich hatte mehrere veröffentlichte Artikel. Und dadurch war es auch keine klassische Beziehung zum Betreuer der Doktorarbeit. Es war zwar keine Beziehung auf gleicher Ebene, aber eine Beziehung der Zusammenarbeit mit dem Betreuer der Doktorarbeit. Also ließ er mich meine Agenda selbst bestimmen, wie ich wollte. [...] Also konnte ich mich mit großer Freiheit dieser Arbeit widmen.“

Der Befragte wies neben den frühen soziologischen Publikationen aber nicht nur einen selbstbewussten Umgang zu den Professoren der ENS und den Betreuern seiner Qualifikationsarbeiten auf, sondern profitierte auch nach der Promotion von weitreichenden soziologischen Netzwerken und seiner anhaltenden hohen Publikationstätigkeit. Er wurde in einem Laboratoire rekrutiert, in dem er bereits Personen kannte, weil diese einen Austausch zur ENS pflegten. Nach der Promotion war der Befragte acht Jahre lang in diesem Laboratorium tätig und konnte sich weitere soziologische Netzwerke in Paris aufbauen. Für seine aktuelle Stelle als Professor an einem zentralen Pariser Standort gab es ebenfalls eine öffentliche Ausschreibung und viele seiner ehemaligen Kollegen ermutigten ihn, sich zu bewerben und die Bewerbung war erfolgreich. Beim Befragten zeigt sich demnach schon seit der Schulzeit eine bewusste Entscheidung für eine sozialwissenschaftliche akademische Karriere, die er mit der Wahl des zentralen Studienstandortes, den sozialen Beziehungen zu zentralen und renommierten Soziologen und einem enormen Publikations- und Vortragsoutput in relativ kurzer Zeit erreichen konnte.

Die befragten Personen akademischer Herkunft weisen demnach meist ein Karrieremuster mit weitreichenden Netzwerken auf. Vermittelt über den frühen Zugang zu einem oder mehreren zentrale Soziologen des Landes, hatten sie sehr früh die Möglichkeit, weitreichende innersozialogische Netzwerke aufzubauen, publizierten sehr früh in der Karriere und konnten dadurch sehr einfach, Stellen an unterschiedlichen Soziologiestandorten besetzen und produktiv arbeiten (siehe Kapitel 9.3.1). Lokale Karrieren (Kapitel 9.3.2) weisen diese Personen jedoch nicht auf, vielmehr gab es noch in zwei Fällen den Weg des Quereinstiegs und einer inhaltlichen unangepassten prekären Karriere (Kapitel 9.3.3).

Auffallend ist jedoch auch, dass in dieser Gruppe der Personen mit akademischer Herkunft – und auch generell in der Gruppe der Personen mit weitreichenden innersozialogischen Karrieren – nur sehr wenige Frauen sind (siehe Kapitel 9.3.1). In der Gruppe der Personen mit akademischer Herkunft verlief der Weg in die Soziologie über die ENS und ENS Cachan, weibliche Soziologinnen sind hierbei jedoch unterrepräsentiert. Zum einen ergibt sich das daraus, dass der Weg zum Studium über eine Vorbereitungsklasse und über die ENS von Schülerinnen seltener gewählt wird. Weibliche Schülerinnen schätzen sich im Vergleich zu männlichen Schülern häufiger als nicht gut genug ein. Das zeigt sich auch in der Zusammensetzung der Schüler der ENS: 2013 waren nur 33% der Schüler an der ENS weiblich, die meisten von ihnen sind in den Lettres eingeschrieben, in den Naturwissenschaften

sind es nur 8% weibliche Schülerinnen (ENS 2015). Insofern gibt es insgesamt nur sehr wenige weibliche Absolventinnen der ENS, sodass der Zugang zu elitären innersozialen Netzwerken in Paris häufiger von männlichen Absolventen der ENS genutzt wird. Zudem kann insgesamt vermutet werden, dass weibliche Schulabsolventen mit akademischer Herkunft häufig andere Berufsziele als die Soziologie verfolgen – auch ENS-Schülerinnen sind meist in den Lettres eingeschrieben, aber scheinen danach nur selten eine Tätigkeit in der Soziologie zu wählen. Für die Befragung in dieser Arbeit zeigte sich jedoch auch für die wenigen weiblichen Soziologinnen mit akademischer Herkunft, dass sie klare Studienwünsche und Berufsziele hatten und durch ihre Eltern unterstützt wurden, um diese Ziele zu erreichen.

Im Vergleich zu den befragten Personen akademischer Herkunft sind die Karrierewege der Personen mit nicht akademischer Herkunft (egal ob weiblich oder männlich) meist von längeren Phasen der Unsicherheit geprägt. Häufig sind die befragten Soziologieprofessoren nicht akademischer Herkunft Quereinsteiger und ihre Eltern konnten ihnen nur in seltenen Fällen bei der Studienwahl und in wichtigen Karrierefragen helfen, weshalb es für viele Befragte dieser Gruppe entscheidend war, eine Art Mentor an der Universität zu haben, der sie in die soziologische Karriere einführte. Die Unterschiede zu den befragten Professoren akademischer Herkunft werden im Folgenden herausgearbeitet.

9.5.2 Sozialer Aufstiegswunsch und Unwägbarkeiten des akademischen Arbeitsmarktes

Bevor in diesem Kapitel beschrieben wird, wie sich der Einstieg in die soziologische Karriere bei befragten Personen mit nicht akademischer Herkunft meist gestaltete, soll zunächst ein Beispiel dafür gegeben werden, warum es für Schulabsolventen mit nicht akademischer Herkunft schwierig ist, die Vorbereitungsklassen zu bestehen und einen Zugang zur ENS zu bekommen (im Kapitel zuvor zeigte sich, dass unter den ENS-Absolventen keine Personen nicht akademischer Herkunft sind und dass auch weibliche Studentinnen unterrepräsentiert sind). Einer der befragten Professorinnen mit nicht akademischer Herkunft machte eine Vorbereitungsklasse in der Großstadt mit einem geisteswissenschaftlichen Schwerpunkt. Das letzte Jahr der Vorbereitungsklasse mit diesem Schwerpunkt wurde jedoch in der Großstadt nicht mehr angeboten, sodass sich die Befragte für eine Vorbereitungsklasse an einem anderen Gymnasium anmelden musste. Sie wurde an einem der renommiertesten Pariser Gymnasien angenommen, aber für die Befragte, die aus der Großstadt stammte und deren Familie kein intellektuelles Umfeld bieten konnte, war dies zunächst ein Kulturschock:

Pariser Professorin mit nicht akademischer Herkunft: „Also musste ich [Großstadt] verlassen [...] und ich wurde am [renommiertes Pariser Gymnasium] angenommen. Und so kam ich nach Paris ans [renommierte Pariser Gymnasium]. [...] Ich hatte zwar auch andere Vorbereitungsklassen angefragt, im Pariser Banlieue und in der Provinz, die mir auch zusagten, aber als ich diese hatte, sagte ich gut, dann geh ich nach Paris, weil danach hab ich große Wahlfreiheiten fürs Studium. Und seitdem bin ich in Paris. [...] Während meiner Studienzeit hätte ich mir nie vorstellen können, in Paris zu bleiben, aber das hat sich so entwickelt. Also machte ich die Vorbereitungsklasse am [renommierten Pariser Gymnasium].“

Interviewer: „Das ist interessant. Und wie lief es da? Weil da sind ja die besten Schüler?“

Pariser Professorin mit nicht akademischer Herkunft: „Pah, das war das schlimmste Jahr meines Lebens, ganz im Ernst, weil, sie, pah, ich war komplett anders [frz. décalé] im Vergleich zu all denen, die in meinem Jahrgang waren. Ganz offensichtlich im Vergleich zu den anderen Schülern, die zuhause

volle Bibliotheken hatten, Werke von Flaubert, von Voltaire, von Sartre und was weiß ich von wem noch. Für mich waren das Autoren, die ich in gewisser Hinsicht kennenlernte. Also es war eine Diskrepanz, die sehr [Pause], das war ein sehr sehr heftiger [frz. violent] Schock für mich [...] einerseits in sozialer Hinsicht und in intellektueller Hinsicht. Also habe ich es ausgehalten und hab das Jahr letztlich gemacht, aber ich hatte in gewisser Hinsicht entschieden, dass das nichts für mich ist, dass ich keine Lust habe, zu unterrichten. Es war Geschichte, ich war spezialisiert auf Geschichte und ich hatte keine Lust, Geschichte in der Sekundarstufe oder am Gymnasium zu unterrichten. Aber ich hatte Lust, mich mit gesellschaftlichen Fragen zu beschäftigen, mich hat das angezogen, weil ich diese heftige Erfahrung machte. [...] Also machte ich die Vorbereitungsklasse in Geschichte und danach hörte ich auf, weil es ein sehr sehr schweres Jahr war. Und ich machte die äquivalenten Leistungen dann an der Universität. Also ich machte einen doppelten Studiengang an der Universität. In der Vorbereitungsklasse, wenn man ein gewisses Notenniveau hat, dann hat man das Äquivalent zum Universitätsdiplom, das nennt man die „équivalences“ und so verfolgte ich den Doppeliangang an der Universität in Geschichte und Politikwissenschaften.“

Nach dem Studium schloss die Befragte eine Promotion ab, die thematisch zwischen Politikwissenschaften, Geschichte und Soziologie lag, weshalb sie nach der Promotion nur wenige zentrale innersozialogische Netzwerke aufwies, sondern vielmehr in der Politikwissenschaft und Geschichte verankert war. Es war sehr schwer, eine Stelle als Maître de conférences zu finden, aber nach mehreren Jahren gelang dann der Zugang zu einer zentralen Pariser Einrichtung, an der die Befragte heute noch arbeitet. Die Bewerbung an diesem Standort wurde gewissermaßen von einem einzelnen Professor unterstützt, der sich für die Forschungsrichtung interessierte. Insofern kann man sagen, dass es eine Karriere ist, die einerseits aus einer unsicheren oder prekären Phase nach der Promotion ohne innersozialogische Netzwerke besteht, aber andererseits durch die lokale Patronage eines einflussreichen Professors an einem Standort doch noch gelang.

Ähnlich wie bei dieser Professorin wählten auch die anderen befragten Professoren mit nicht akademischer Herkunft meist den Weg über die Universität und waren selten in den Vorbereitungsklassen und Grandes Écoles. Die Sciences Po scheint hierbei noch etwas offener zu sein, aber keiner der Befragten nicht akademischer Herkunft hat an der ENS studiert (siehe einleitend in Kapitel 9.5). Die Personen mit nicht akademischer Herkunft und Studium in Paris wählten häufig ein politikwissenschaftliches, wirtschaftswissenschaftliches oder geschichtswissenschaftliches Studium. Ein weiterer Pfad war das Studium im Fach Philosophie oder Psychologie an einer Pariser Universität, hierbei auch in Kombination mit dem Fach Soziologie. Die Personen nicht akademischer Herkunft mit Studium in der Provinz und Großstadt hingegen wählten neben den Politik- und Wirtschaftswissenschaften auch häufig ein Studium der Sport- und Erziehungswissenschaften oder der Rechts- und Verwaltungswissenschaften. Das Fach Soziologie ist hierbei meist nur ein Nebenfach.

Zudem zeigte sich bei vielen der Befragten mit nicht akademischer Herkunft eine weitere Ähnlichkeit zur Karriere der oben zitierten Professorin: Die Befragung der Personen mit nicht akademischer Herkunft zeigte nämlich im Allgemeinen, dass es sich meist um Personen handelt, die aufgrund einer engen Patronagebeziehung Karriere gemacht haben oder eine lange Phase der unsicheren und prekären Beschäftigung durchliefen. Befragte mit akademischem Hintergrund hingegen hatten entweder aufgrund ihres Abschlusses an der ENS eine Absicherung durch die Lehrbefähigung oder hatten aus dieser Zeit weitreichende innersozialogische Netzwerke. Im Folgenden sollen einzelne Aspekte dieses Unterschieds erläutert werden.

Es zeigte sich, dass Personen nicht akademischer Herkunft vor dem Studium kaum eine Ahnung vom Fach Soziologie hatten, sich auf keine konkreten Berufsziele festlegten oder auch nicht wussten, was sie mit einem Universitätsstudium überhaupt erreichen wollen. Häufig konnten auch die Eltern keine

Hilfestellung leisten, weil ihre Kinder die erste Generation der Familie waren, die eine Hochschule besuchten. Die Eltern waren zwar häufig der Überzeugung, dass ihre Kinder unbedingt ein Universitätsstudium absolvieren sollten, um sozial und beruflich aufsteigen zu können, aber es bestand keinerlei Wissen darüber, welche Studiengänge und -standorte diesen Erfolg ermöglichen könnten. Ausgehend von diesen Startbedingungen zeigten sich zwei Karrieremuster: Entweder trafen die befragten Professoren mit nicht akademischer Herkunft im Laufe der Ausbildung einen zentralen Soziologen und bekamen an einem lokalen Standort die Möglichkeit, Karriere zu machen oder die Personen durchliefen eine prekäre Karriere, weil weitreichende innersozilogische Netzwerke fehlten. Im Vergleich zu den Soziologen mit akademischem Hintergrund war unter den Befragten mit nicht akademischem Hintergrund keine Person, die schon vor der Promotion Artikel veröffentlichte oder weitreichende soziologische Netzwerke etablierte. Ursache hierfür war häufig, dass die Personen nicht akademischer Herkunft bei der Studienwahl nur den allgemeinen Wunsch hatten, beruflich oder sozial aufzusteigen, aber nicht das konkrete Ziel einer akademischen Tätigkeit anvisierten. Häufig wollten die Personen nicht akademischer Herkunft also einfach nur irgendein Studium abschließen und kamen dann eher durch Zufall zum Fach Soziologie. Dadurch erklärt sich auch die hohe Quote der Quereinsteiger, weshalb es für die Gruppe typisch ist, dass nach dem Studium oder der Promotion zwar Kenntnisse und Netzwerke in einer benachbarten Disziplin bestanden, aber die zentralen innersozilogischen Netzwerke in vielen Fällen fehlten. Die Karrieren verliefen deshalb häufig nicht so reibungslos, wie bei den Personen mit gezieltem Zugang zur Soziologie. Die Untersuchung folgt deshalb der Annahme, dass es Bildungsaufsteiger ohne die Unterstützung der lokalen Patronage meist sehr schwer haben, einen Zugang zum akademischen Arbeitsmarkt zu bekommen. Soziologen mit akademischem Hintergrund hingegen sind aufgrund ihres frühen Zugangs zu zentralen soziologischen Standorten besser in der Lage, weitreichende innersozilogische Netzwerke aufzubauen und Stellen an anderen Standorten zu besetzen, weshalb lokale Patronage für sie weniger von Bedeutung ist. Im Gegensatz zu den Befragten mit akademischer Herkunft sind die Personen mit nicht akademischer Herkunft aber häufiger von Prekarität und Orientierungslosigkeit betroffen, wenn es keine Unterstützung durch einen lokalen Schirmherrn gibt. Die zentrale Bedeutung eines Schirmherrns, der in ein Untersuchungsgebiet einführt, zeigt sich häufig auch darin, dass Personen nicht akademischer Herkunft sehr lange demjenigen empirischen Untersuchungsfeld treu bleiben, in den sie durch den Mentor eingeführt wurden.

Die befragten Personen nicht akademischer Herkunft weisen demnach meist lokale Karrieren (siehe Kapitel 9.3.2), Karrieren des Quereinstiegs oder prekäre Karrieren auf (Kapitel 9.3.3). Die lokalen Karrieren der Frauen und Männer unterscheiden sich aber darin, dass lokale Karrieren in der Provinz meist nur von Männern durchlaufen wurden, wohingegen Frauen häufiger von der lokalen Karriere in Paris profitieren (siehe Kapitel 9.4). Karrieren mit weitreichenden innersozilogischen Netzwerken sind für diese Gruppe eher selten, weil auch meist der frühe Zugang zu zentral vernetzten Standorten wie der ENS oder anderen Eliteeinrichtungen fehlt. Diejenigen Personen nicht akademischer Herkunft mit einer Karriere, die auf weitreichenden Netzwerken beruht, weisen meist aber Netzwerke außerhalb der Pariser Grandes écoles auf. Es sind vielmehr Beziehungen zu Universitäten in Paris und in der Großstadt und hierbei auch stärker gepaart mit Elementen einer lokalen Karriere.

Zunächst werden Interviewzitate einbezogen, die verdeutlichen, inwiefern Befragte mit nicht akademischem Hintergrund eine gewisse Orientierungslosigkeit oder auch Ahnungslosigkeit bei der Studienwahl und der Karriereplanung aufwiesen. Die Interviews zeigten, dass das Fach Soziologie

häufig nur durch Zufall gewählt wurde und die Befragten selbst sowie auch die Eltern keine realistische Vorstellung davon hatten, welches Fach zu welchem Ziel studiert werden soll. Ein einschlägiges Beispiel stellt ein Professor eines zentralen Pariser Standortes dar, der aus einer handwerklichen und landwirtschaftlichen Familie stammt – der Befragte weist eine der eher seltenen regionalen Aufstiegskarrieren auf (siehe Kapitel 8.). Auch seine Eltern waren der festen Überzeugung, dass die Kinder studieren müssen, um dadurch sozial aufsteigen zu können. Darüber hinaus hatten die Eltern aber keine Kenntnisse darüber, welches Studium sinnvoll wäre oder welche Art von sozialem Netzwerk in der akademischen Welt von Bedeutung ist. Die Person begann typischerweise nicht ein Soziologiestudium, sondern studierte in einer Großstadt Rechts- und Politikwissenschaften, um später einer Tätigkeit in der Verwaltung nachgehen zu können. Erst im Laufe des Studiums lernt die Person, eher durch Zufall, einen renommierten Soziologen des Standortes kennen und erhält dadurch einen Zugang zum Fach Soziologie:

Interviewer: „Wie haben sie ihr Studium ausgewählt? Wo war das?“

Pariser Professor mit Ausbildungsstätte und zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: „Ich habe an der [Großstadtuniversität] studiert, Rechts- und Politikwissenschaften. Und am Ende des Studiums der Politikwissenschaften habe ich durch Zufall an einer soziologischen Untersuchung zur Welt der Studierenden und der studentischen Bewegung, in der ich aktiv war, teilgenommen. Die Studie wurden von [renommierter Soziologe x] und [renommierter Soziologe y] und seinem Team durchgeführt. [...] Ich begann dann mit der Soziologie, um das Magister [frz. maîtrise] abzuschließen, ein DEA und danach eine Doktorarbeit in [Großstadt] unter der Leitung von [renommierter Soziologe z]. Aber zeitgleich begann ich im Team von [renommierter Soziologe x] als eine Art Assistent zu arbeiten und meine Doktorarbeit abzuschließen.“

Es handelt sich demnach nicht um eine geplante Karriere, sondern um eine akademische Laufbahn, die sich durch die zufällige Bekanntschaft zu einem Großstadtpatron und den darauf beruhenden sozialen Netzwerken entwickelte. Der familiäre Hintergrund des Befragten deutet in keiner Weise darauf hin, dass die Person später einmal Soziologieprofessor in Paris oder überhaupt Professor werden würde. Den Eltern war nur wichtig, dass die Kinder ein Studium abschließen:

Interviewer: „Hatten Sie ein Vorbild in ihrer Familie? [...]“

Pariser Professor mit Ausbildungsstätte und zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: „Nein, meine Eltern hatten nicht studiert. Meine Eltern stammen aus einem kleinbürgerlichen Milieu [frz. milieu très populaire]. [...] Eine kleine Stadt [... ca. 500 km von Paris entfernt] und meine Großeltern waren [...], was man landwirtschaftliche Arbeiter nenne würde. Mein Vater war ein Handwerker, er hat nicht studiert und meine Mutter auch nicht.“ „“

Interviewer: „Und welche Meinung hatten sie zum Studium, zum Studium der Politikwissenschaften?“

Pariser Professor mit Ausbildungsstätte und zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: „Sie dachten, dass ihre Kinder studieren sollten, [...] also sie hatten eine positive Meinung davon zu studieren. [...] Für sie, sie dachten, dass das der einzige Weg für uns [Kinder] war, einen sozialen Aufstieg zu erleben. Sie hatten großes Vertrauen in das Studieren. Aber sie selbst haben nicht studiert und [...] ein Teil meiner Großeltern sprach übrigens nicht einmal Französisch. Sie sprachen [ortsüblichen Dialekt/Sprache]. Also, wie sie sehen, ich komme nicht aus einem Milieu [Pause]. Es ist ein kleinbürgerliches und traditionelles Milieu, in dem man nicht studierte, weil man keinen Zugang zum Studium hatte.“

Interviewer: „[...] Wann haben Sie realisiert oder Kenntnis davon genommen, dass soziale Beziehungen in der akademischen Welt wichtig sind für eine Karriere? Oder hatten sie vielleicht Nachteile, weil sie diese ... nicht hatten?“

Pariser Professor mit Ausbildungsstätte und zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: „Das ist eine Frage, die ich mir nie stellte. [...] Ich stellte mir die Frage nicht, weil ich keine Beziehungen in der akademischen Welt hatte. Ich kannte sie überhaupt nicht, auch nicht die Welt des Gymnasiums, überhaupt nicht. Die Welt der Gymnasiallehrer war für mich eine sozial überlegene und fremde Welt. Also verfolgte ich mein Studium, ohne mir die Frage zu den Beziehungen zu stellen. Es stellte sich heraus, dass sich alles entwickelte, auch ohne die Notwendigkeit, Netzwerke und Beziehungen zu aktivieren. Der Gedanke, vielleicht einmal eine akademische Karriere zu verfolgen, kam auf, nachdem ich die Politikwissenschaften beendet hatte. Ich hatte Rechts- und Politikwissenschaften zu studieren begonnen, um in der Verwaltung zu arbeiten, aber in diesem Moment änderte ich den Weg.“

Interviewer: „Und warum dieser Wandel? Haben Sie Professoren kennengelernt?“

Pariser Professor mit Ausbildungsstätte und zwischenzeitlicher Tätigkeit in Großstadt 3: „Ich traf [renommierter Soziologe x]. Und dann [...] langweilten mich die Rechtswissenschaften, ich fand sie ziemlich langweilig, ich interessierte mich mehr für die Politikwissenschaften, für die politische Soziologie, solche Sachen. So begann ich am Ende des Studiums der Politikwissenschaften, mir Gedanken zu derartigen Fragen zu machen.“

Neben dem Umstand, dass die Karriere auf einer zufälligen Bekanntschaft beruht, hatte die Person zudem vor dem Studium keinerlei Bezug zur akademischen oder intellektuellen Welt. Die ursprüngliche Studienwahl der Rechts- und Politikwissenschaften war noch mit einem Berufsziel in der Verwaltung verbunden, wohingegen er zu Ende des Studiums die soziologischen Inhalte als wesentlich interessanter empfand und sich nicht für den sicheren Berufsweg in die Verwaltung, sondern für die akademische Forschung im Bereich der Soziologie entschied. Auch wenn vor dem Studium noch kein Bezug zur Soziologie oder zur akademischen Welt bestand, hat die Person den Aufstieg an eine zentrale Pariser Einrichtung geschafft. Es zeigt, dass es in der Soziologie durchaus soziale Aufstiegschancen gibt, aber in Kapitel 8 wurde auch gezeigt, dass der regionale Aufstieg nur in seltenen Fällen vorkommt. Der eben zitierte Professor stellt damit eine Ausnahme innerhalb der Gruppe der Pariser Professorenschaft dar. Er profitierte von lokalen Netzwerken und aber auch weitreichenden innersozialen Netzwerken, die sich durch den Betreuer seiner Doktorarbeit in der Großstadt ergaben.

Wesentlich wahrscheinlicher ist es für Bildungsaufsteiger, die an Provinz- oder Großstadtuniversitäten studierten, dass sie ihre gesamte Laufbahn an einem Standort durchlaufen, weil sie starke lokale Beziehungen aufweisen und keinen Zugang zu anderen Standorten des Landes erhalten. Das Muster der Studienwahl ist hierbei aber häufig dem eben beschriebenen Fall sehr ähnlich. Zum Beispiel war unter den Befragten eine weitere Person, die aus einer landwirtschaftlichen Familie stammt. Auch ihre Eltern wollten, dass die Kinder studieren und dadurch mehr berufliche Möglichkeiten erhalten. Der befragte Professor hatte ebenfalls das berufliche Ziel, nach dem Studium in der Verwaltung oder Wirtschaft tätig zu sein, zeigte aber bei der Fächerwahl etwas weniger Zielstrebigkeit. Zuerst studierte er an der nächstgelegenen Universität seines Heimatortes Wirtschaftswissenschaften, aber entschied sich dann für ein Studium in den Erziehungswissenschaften. Das Fach Soziologie war der Person lange nicht bekannt und erst nach dem Studienabschluss ergab sich für den Befragten die Möglichkeit, in soziologischen Bereichen zu arbeiten. Wiederum ist es keine geplante Karriere, sondern eine Karriere, die nur aufgrund lokaler Netzwerke überhaupt möglich wurde und mit weniger Glück nicht zu einer Professur geführt hätte. Das Zitat verdeutlicht eine gewisse Orientierungs- oder Hilflosigkeit in der Situation der Studienwahl, da weder Eltern noch das unmittelbare Umfeld im Ort wussten, für welches Studienfach man sich entscheiden soll und welche beruflichen Möglichkeiten damit zusammenhängen. Die besten Schüler auf dem Land – so auch der Befragte – machten das Abitur in einem christlichen Seminar. Danach

war es üblich, entweder Pfarrer zu werden oder in der örtlichen Verwaltung zu arbeiten. Neben einschlägigen Fächern wie Jura, Wirtschaft und Lehramt gab es jedoch kaum Kenntnis darüber, welches universitäre Studium zum beruflichen Erfolg führen könnte:

Interviewer: „Wie kam es dazu, dass sie heute Universitätsprofessor sind? Unter welchen Umständen haben sie ihre akademische Karriere gemacht?“

Provinzprofessor 3: „Ich hatte mein Abitur 1973 [...]. Ich komme aus [ländliche Region ca. 600 km von Paris entfernt] aus einem landwirtschaftlichen Milieu. Meine Eltern waren Landwirte, aber mein Vater [...] war auf etwas höhere Ebene, mit einem kleinem Eigentum, ein Erfinder [...]. Das sage ich, weil meine Eltern sich dessen sehr schnell bewusst waren, dass die Landwirtschaft keine Zukunft für uns [Kinder] war. Und deshalb wollten sie für uns einen Wandel, sie haben uns [...] in Richtung Studium gedrängt. [...]“

Interviewer: „Egal welches Studium?“

Provinzprofessor 3: „Nein, also der erste [Bruder], er wurde wie alle Erstgeborenen ein wenig geopfert. Er hat die Schule mit vierzehn verlassen und wurde [beim Staat angestellter Arbeiter]. Der zweite studierte. [...]. Die meisten Kinder meiner Großeltern sind aber Landwirte geworden, ein Großteil, aber nicht alle. Und er, er ging ins Seminar. Das Seminar, also wir kommen aus einer sehr religiösen Region, ein wenig wie in Bayern, und das Seminar war der Weg zum Studium. Die besten Schüler konnten dort hin. [...] Und ich bin als vierter Sohn [...] auch ins Seminar gegangen. [...] Und es war klar, dass ich studieren soll. Ich war am Ende der Schule und ich erinnere mich, wie ich gefragt wurde: ‚Was willst Du jetzt machen?‘. Ich dachte an [...], das Ideal in diesem Umfeld wäre es gewesen, in die öffentliche Verwaltung zu gehen, also Beamter werden. Mein Bruder hat Rechtswissenschaften studiert und danach eine Karriere in der lokalen Verwaltung gemacht. [...] Und ich wusste nicht so recht. Geschichte und Geographie interessierten mich, und dann fand ich aber in der Nähe keine Universität, um mich [in diesen Fächern] einzuschreiben. [...] So [...] entschied ich mich, um es ein wenig wie mein Bruder zu machen [...], für die Wirtschaftswissenschaften. [...] Also begann ich mit Ökonomie und nach einem Jahr sagte ich mir: ‚Das ist nur ökonomische Theorie.‘ Ich hatte aber eher eine naturwissenschaftliche und experimentelle Ausbildung [am Gymnasium]. ‚Was mach ich jetzt?‘ Und dann bewarb ich mich für den Concours für eine [pädagogische Ausbildung ...]. Und die Leute in meinem Dorf sagten damals: ‚Mach das nicht, du kannst besseres machen.‘ Der Tabakhändler und solche Leute.“

Er beendete das Studium, aber bekam dann auch einen Zugang zu den Erziehungswissenschaften. Nach dem Studium war er zunächst in einem Projekt angestellt, in dem es um Agrarökonomie ging. Kam durch diese Tätigkeit zum Fach Geographie und beschäftigte sich im Anschluss daran aber mit den Erziehungswissenschaften. Bezeichnend ist für seine Karriere, dass er meist nur an einer Provinzuniversität und noch einer weiteren Provinzuniversität in der Region tätig war und dort in unterschiedlichsten Fachbereichen in kleineren Projekten oder in der Lehre mitarbeitete. Aufgrund seiner fachlich breit gefächerten Publikationstätigkeit und seinen lokalen Netzwerken konnte er Maître de conférences im Soziologiedepartement und Soziologieprofessor am Departement für Verwaltungs- und Wirtschaftswissenschaften werden. Zusammenfassend waren es auch in diesem Fall vielmehr der Zufall und lokale Netzwerke, die zu einer universitären soziologischen Karriere führten.

Die lokale Karriere an einem Provinzstandort war auch für einen weiteren Professor nicht akademischer Herkunft relevant. Er hatte in der Provinz studiert, zunächst Erziehungswissenschaften, aber auch Soziologie im Nebenfach. Im Anschluss daran bekam er die Möglichkeit, in Paris zu promovieren, er unterhielt aber weiterhin Kontakt zu seinem Ausbildungsstandort, sodass seine Promotion auch inhaltlich sehr gut zu den lokalen Forschungsschwerpunkten in der Provinz passte. Im Anschluss an die Promotion bekam er dort eine Stelle als Maître de conférences und konnte am gleichen Standort Professor werden. Inhaltlich sowie hinsichtlich der personellen Vernetzung war er

demnach allein auf den lokalen Provinzstandort ausgerichtet, was ihm dort eine erfolgreiche Karriere ermöglichte. Unklar ist in diesem Fall, ob es sich um ein Patronageverhältnis zu einem einzelnen einflussreichen Professor oder vielmehr um enge lokale Netzwerke zu einer Arbeitsgruppe oder zu einem Departement am Standort handelt.

Was die Personen mit nicht akademischer Herkunft noch gemein haben, ist, dass sie häufig überhaupt nicht geplant hatten, später einmal eine akademische Tätigkeit auszuüben. In vielen Fällen mit nicht akademischer Herkunft wurde beschrieben, dass es zu Studienbeginn nicht das Ziel war, eine akademische Tätigkeit zu verfolgen. Typisch hierbei ist insbesondere auch der Einstieg zur Soziologie über ein Politik- oder Ökonomiestudium. Durch unterschiedliche Bekanntschaften und Zufälle im Studium lernt man Soziologie kennen und bekommt danach die Möglichkeit, im soziologischen Bereich tätig zu werden. Häufig ist mit einem solchen Werdegang auch verbunden, dass die Personen gute Schüler und Studierende waren und dadurch die Unterstützung von einzelnen Professoren erfuhren. Im folgenden Fall handelt es sich aber um eine lokale Karriere in Paris:

Interviewer: „Unter welchen Umständen haben sie ihre akademische Karriere gemacht? Ich interessiere mich auch für den Anfang, die Studienwahl, das Gymnasium...“

Pariser Professorin einer Grande école 1: „Ich habe die akademische Karriere sehr spät gewählt. [...] Im Grunde komme ich aus einer Familie, in der die Leute kein Studium gemacht haben. Und in der Schule, als ich klein war, hatte ich gute Noten und im Grunde hat sich das, was ich mir für meine Karriere vorgestellt habe, immer im Zuge meines schulischen Vorankommens entwickelt. Also als ich in der Schule war, wollte ich (Grundschul-)Lehrerin [frz. institutrice] werden, als ich das Collège besuchte wollte ich Lehrer am Collège werden [...]. Ich hatte damals ein Stipendium, um das Abitur abzuschließen und danach die Karriere als (Grundschul-)Lehrerin vorzubereiten. [...] Und als ich dort auf dem Gymnasium war, sagte ich mir, ich werde keine (Grundschul-)Lehrerin, ich will Lehrer [der Sekundar- und Tertiärstufe] werden [frz. professeur]. Es war mit diesem Stipendium damals möglich, auch einen Concours vorzubereiten [...]. Und zeitgleich zu den Abiturprüfungen machte ich auch den Concours, um Sportlehrer zu werden. [...] Und einer der Lehrer fragte mich: ‚Warum wählst Du nicht doch ein anderes Studium?‘ Und ich hatte Freunde, die haben sich für die Vorbereitung einer [wirtschaftswissenschaftlichen Hochschule] eingeschrieben, also, um den Zugang zu den wirtschaftswissenschaftlichen Schulen [Grande école] vorzubereiten. [...] Also sagte ich mir, das werde ich auch machen. Nach diesem Jahr der Vorbereitung bekam ich den Zugang zu einer wirtschaftswissenschaftlichen Schule in Paris [...] und dort habe ich mich dann schrecklich gelangweilt.“

Interviewer: „Aber es war schwierig den Zugang zu bekommen!?“

Pariser Professorin einer Grande école 1: „Ja ja, das war es. Eigentlich habe ich den Zugang zu zwei Schulen geschafft [...] aber aus finanziellen Gründen bin ich an [wirtschaftswissenschaftliche Schule in Paris] gegangen. Und es begab sich im dritten Jahr an dieser Schule, dass im dritten Jahr ein Zweig für Personalwirtschaft aufgemacht wurde, den ich und ein Freund sehr gerne machen wollten. [...] Und der verantwortliche Professor [...] lud für die Lehre auch Arbeitssoziologen ein. Und ich sagte mir, das ist toll, was diese Leute da machen. Ich war total enthusiastisch, das hat mir so gut gefallen, dass ich am Ende dieser Schule, ein Praktikum gemacht habe, ich habe die Schule normal weitergemacht und mich dann am Ende für ein DEA [Studium zwischen Master- und Doktorandenniveau] in der Soziologie beworben. [...] Und dann konnte ich im Jahr darauf, ein Jahr darauf wurde ich angenommen, und ich hab ein unglaubliches Jahr erlebt. Wirklich, das war eine Erfahrung, eine sehr sehr beeindruckende Erfahrung, einerseits aufgrund der Soziologie, die ich sehr mochte, aber auch aufgrund der Art zu lehren. Ich kannte bis dahin nur Schulen, in den der Lehrer sprach und die Schüler Notizen machten. Und dort, das waren pädagogisch innovative Methoden, sehr interaktiv, eine Art, Soziologie auszuüben, nicht nur Weber und Durkheim lehren. Nein nein, das ging es sehr darum, wie man [Soziologie] praktiziert, wie man Studien betreibt, wie man Befragungen durchführt [...]“

Genauso wie in den bisher beschriebenen Fällen wurde die Befragte erst im Laufe des Studiums mit dem Fach Soziologie vertraut, aber war dann von den soziologischen Inhalten und der empirischen

Praxis so begeistert, dass sie eine akademische Karriere innerhalb der Soziologie anstrebte. Die Leiter des soziologischen Studiengangs (der DEA) boten der Befragten dann die Möglichkeit, am Standort zu promovieren und auch nach der Promotion ergab sich die Möglichkeit, dass sie weiterhin am Standort tätig sein konnte. Die befragte Professorin verbrachte danach ihre gesamte Karriere am gleichen Standort und weist eine große intellektuelle Nähe zu den Themen und dem methodischen Vorgehen des Standortes und der dort zentralen Professoren auf. Ein zentrales Beispiel dafür, wie die Bekanntschaft zu einem zentralen Pariser Patron während des Studiums zu einer reinen Pariser Karriere an einem Standort führte.

Ein derartiges lokales Patronageverhältnis wies auch ein jüngerer Pariser Professor mit nicht akademischer Herkunft auf. Ebenfalls kann man bei diesem Fall gewissermaßen von einem Quereinstieg sprechen, der Befragte studierte nämlich Philosophie. Das Ziel seiner Vorbereitungs-klassen war es eigentlich, einen Zugang zur ENS zu bekommen, was ihm (wie im oben zitierten Fall der Professorin nicht akademischer Herkunft) nicht gelang, sodass er an einer Pariser Universität Philosophie studierte. Im Anschluss an das Studium war er als Philosophielehrer tätig, aber begann dann eine Doktorarbeit an seinem alten Ausbildungsstandort und bekam dadurch Kontakt zu einem Soziologieprofessor des Standortes. Durch die Unterstützung dieses Professors, aber auch durch die intellektuelle Nähe der lokalen Arbeitsgruppe verbrachte er fast seine komplette Karriere an diesem Standort. Der Zugang zur Soziologie war auch hier vielmehr ein Zufall, als ein geplanter Vorgang:

Pariser Professor mit Promotion in 1990er Jahren: „*Ich, ich war ein guter Schüler und ich war im naturwissenschaftlichen Zweig am [renommiertes Pariser Gymnasium], das ein bekanntes Gymnasium im Zentrum von Paris ist. [...] Ich bin aus Paris. Ich bin im Ausland geboren, aber wohne in Paris, seitdem ich 10 Jahre alt bin. Ich machte das naturwissenschaftliche Abitur, aber interessierte mich für Philosophie. Und danach machte ich [...] die Vorbereitungsklassen an den Grandes écoles, ich war kein Normalien, ich schaffte den Zugangswettbewerb nicht, so machte ich mein Philosophiestudium an [renommierte Pariser Universität ...]. Und ich bin seit fast 30 Jahren an der [renommierte Pariser Universität ...] und im Grunde auch in allen Phasen meiner Karriere. [...] Ich war zwischendurch drei Jahre Lehrer am Gymnasium, für Philosophie und danach wurde ich hier als Maître de conférences rekrutiert [...] und ich war noch drei Jahre Professor in [Provinz]. [...] Sonst habe ich meine komplette Karriere als Student und Wissenschaftler an [renommierte Pariser Universität] gemacht. Die Besonderheit meiner Karriere ist zudem, weil es gibt eine Besonderheit, dass ich Philosophie studiert habe, wie viele Soziologen der früheren Generation in Frankreich. [...Namen bekannter Soziologen] sie waren alle Agrégés der Philosophie, sogar Durkheim, aber in meiner Generation gibt es das nicht mehr, weil zur Zeit dieser [älteren] Soziologen gab es das Soziologiestudium noch nicht. Ich, ich habe Philosophie studiert, das sind die einzigen Studien, die ich gemacht habe und nach der Agrégation in Philosophie wollte ich eine Doktorarbeit machen. Ich wollte aber keine Doktorarbeit der Geschichte der Philosophie machen und interessierte mich für das kontemporäre soziale Leben und [...] ich sagte dem Betreuer meiner Abschlussarbeit [Abschluss vor Promotion], dass ich zur Ökonomie arbeiten möchte, eine epistemologische Analyse der Ökonomie und er riet mir dafür, [renommiertes Soziologie des Standortes] zu treffen. [...] Ich bin dann dort hin, um ihn zu treffen, ich kannte ihn zuvor nicht, auch seine Position innerhalb der französischen Philosophie nicht. Ich bin hingegangen, um ihn zu treffen, allein aufgrund des Ratschlags eines Professors für Griechisch, und ich wollte das Thema komplett ändern, ich interessierte mich für die Epistemologie der Sozialwissenschaften und [...] er empfing mich sehr freundlich. Wir sprachen und er nahm mich für die Doktorarbeit auf. Und das war mein Eintritt in die Soziologie und ich bin ihm gefolgt. Weil im Grunde bin ich sein Nachfolger, nicht chronologisch exakt, aber ich habe das Erbe von [renommiertes Soziologie des Standortes] aufgegriffen.“*

Die Doktorarbeit unter der Leitung des renommierten Soziologen sollte eigentlich in der Philosophie angemeldet sein, aber der Befragte hatte sich versehentlich für die Soziologie eingeschrieben. Inhaltlich passte dies auch gut und er versuchte im Anschluss, eine Stelle am Standort zu bekommen.

Zwischenzeitlich war er zwar gezwungen als Philosophielehrer zu arbeiten, weil sein Stipendium auslief und es keine vakante Stelle an der Universität gab, aber nach wenigen Jahren gelang ihm der berufliche Einstieg an seiner Ausbildungsstätte. An einer anderen Universität des Landes wäre er aufgrund seiner engen inhaltlichen Ausrichtung vermutlich nicht genommen worden, was verdeutlicht, dass er aufgrund seines Quereinstiegs und seiner speziellen inhaltlichen Ausrichtung keinen Zugang zu weitreichenden innersozialen Netzwerken hatte:

Pariser Professor mit Promotion in 1990er Jahren: „Im Grunde war mein Berufseinstieg als *Maître de conférence* sehr einfach, weil es hier eine vakante Stelle in der Philosophie, mit dem Schwerpunkt Soziologie gab und weil mein Profil sehr gut dazu gepasst hat. Weil ich denke, dass es für mich kompliziert gewesen wäre, wenn ich woanders hätte rekrutiert werden müssen.“

An anderen Universitäten hätte er seiner Vermutung nach schlechtere Berufungschancen gehabt, weil er immer nur zur Epistemologie der Sozialwissenschaften und zu philosophischen Fragen gearbeitet hatte und kein empirisch oder statistisch arbeitender Soziologe ist. Wäre die Unterstützung am lokalen Standort also nicht gegeben gewesen, wäre der Befragte wohlmöglich Philosophielehrer geblieben oder hätte ohne die Lehrbefähigung vermutlich eine prekäre Karriere verlaufen.

Dieser Abschnitt sollte verdeutlichen, dass sich die Beweggründe für ein Soziologiestudium zwischen Personen mit und ohne akademischer Herkunft unterscheiden. Befragte akademischer Familien waren sich hingegen schon zum Zeitpunkt des Abiturs darüber im Klaren, dass sie im akademischen und intellektuellen Bereich tätig sein wollen und wählten deshalb gezielt Studienfächer wie Philosophie oder andere Geisteswissenschaften beziehungsweise sogar Soziologie und Sozialwissenschaften, weil sie sich für intellektuelle Diskussionen und kontemporäre gesellschaftliche Themen interessierten. Personen nicht akademischer Herkunft hatten häufig keine Kenntnis vom Fach Soziologie, bevor sie ihr Studium begannen und hatten berufliche Ziele außerhalb der Wissenschaft. Sie kamen häufig nur durch Zufall zum Fach Soziologie, wiesen atypische Karrieren auf und durchliefen deshalb entweder eine auf lokaler Patronage beruhende Karriere oder eine prekäre Laufbahn. Lokale Patronage ist damit nicht nur ein Mechanismus, der bestimmte Personengruppen ausschließt, sondern insbesondere Personen mit nicht akademischer Herkunft können davon profitieren, da ihnen häufig die Kenntnisse darüber fehlen, wie das Qualifizierungs- und Bewerbungsverfahren für Stellen als *Maître de conférences* genau verläuft, wie groß die Erfolgsaussichten sind und wie man diese Phase der Unwägbarkeiten am besten übersteht. Da die befragten akademischer Herkunft und nicht akademischer Herkunft sehr unterschiedliche Zugangswege und Studenausrichtungen aufweisen, widmet sich der folgende Abschnitt noch der Frage, ob sich dies auch in einem unterschiedlichen Publikationsverhalten der befragten Professoren widerspiegelt.

9.5.3 Fachliche Ausrichtung und soziale Herkunft

Um weitere Informationen zur thematischen Ausrichtung und wissenschaftlichen Praxis der befragten Professoren zu ermitteln, wurden Publikationsdaten aus der Literaturliteraturbank Web of Science (ISI Web of Knowledge) erhoben. Enthalten sind demnach alle Publikationen der befragten Soziologen, die im Social Science Citation Index (SSCI) enthalten sind. Da im SSCI Monographien und viele der kleineren französischsprachigen Zeitschriften nicht enthalten sind, kann diese Erhebung nicht als ein Abbild der gesamten Publikationstätigkeit innerhalb der französischen Soziologie gelten,

sondern spiegelt nur den Ausschnitt der Publikationen in zentralen französischen Zeitschriften und zentralen englischsprachigen Zeitschriften wider – zentral, weil sich das SSCI vor allem auf Zeitschriften beschränkt, die unterschiedliche Qualitätskriterien (z.B. Peer-Review-Verfahren) und ein gewisses Maß an Publikationsoutput und Zitationsquote aufweisen. Die Auswahl der Zeitschriften wird von Thomson Reuters selbst durchgeführt und ist nicht unumstritten, aber laut Angaben des Unternehmens selbst, handelt es sich um einen jährlichen Evaluationsprozess nach unterschiedlichen objektiven Qualitätskriterien (Testa 2016). Es konnten für fast alle der befragten Soziologieprofessoren Publikationen gefunden werden, nur für einen älteren Professor akademischer Herkunft mit klassischer Ausbildung an der ENS waren keine Angaben zu SSCI-Artikeln enthalten. Das liegt daran, dass der Professor meist Monographien veröffentlichte. Darüber hinaus sind zwei weitere Professoren mit nicht akademischer Herkunft, einmal in der Provinz und einmal in Paris, mit jeweils nur einer Publikation enthalten, da auch sie im Schwerpunkt Monographien publizierten. In allen drei Fällen handelt es sich häufig auch um theoretische Arbeiten, sodass die folgende Analyse eine klare thematische Einschränkung aufweist. Die Untersuchung des Publikationsverhaltens im Feld der Monographien, kleinerer französischsprachiger Zeitschriften oder weiterer öffentlicher Medien kann in dieser Arbeit nicht geleistet werden. Die folgenden Ergebnisse beziehen sich demnach nur auf zentrale französischsprachige und englischsprachige Zeitschriften, in einem Fall auch auf eine deutsche Zeitschrift, die im SSCI erfasst werden – es handelt sich demnach um eine Untersuchung des heutzutage wichtigen und internationalen Standards entsprechenden Publikationsmarktes.

Die Auswertungen im Folgenden beschränken sich zudem auf den Vergleich der zehn Professoren nicht akademischer Herkunft mit den sechs Professoren akademischer Herkunft. Die vier Fälle mittlerer sozialer Herkunft wurden für den folgenden Vergleich ausgeblendet. Insgesamt werden demnach 117 Zeitschriftenartikel der 16 Befragten mit akademischer und nicht akademischer Herkunft untersucht. Enthalten sind insgesamt 50 Zeitschriften. Zentrale französischen Zeitschriften, wie die *Revue française de sociologie*, *Sociologie du travail* und *Actes de la recherche en sciences sociales* sind ebenso vertreten wie auch zentrale englischsprachige Zeitschriften wie *Socio-Economic Review*, *European Sociological Review* oder *The Sociological Review*. Von den 117 Zeitschriftenartikeln insgesamt wurden 54 Artikel von den zehn Personen nicht akademischer Herkunft und 63 Artikel von den sechs Personen akademischer Herkunft erbracht. Damit publizierten die befragten Professoren mit nicht akademischer Herkunft im Schnitt 5,4 Artikel pro Person und die befragten Professoren mit akademischer Herkunft 10,5 Artikel pro Person. Daraus kann nicht abgeleitet werden, dass Professoren mit akademischer Herkunft produktiver sind. Aber es könnte ein Hinweis darauf sein, dass Professoren akademischer Herkunft, in höherem Ausmaß in der Lage sind, in SSCI-Zeitschriften zu publizieren beziehungsweise sich stärker am international bedeutsamen beziehungsweise anerkannten Publikationsmarkt orientieren. Ein besserer Zugang zu französischsprachigen Zeitschriften beruht zudem vermutlich darauf, dass Personen akademischer Herkunft meist in Paris tätig sind und deshalb bessere Netzwerke zu den zentralen französischen Soziologiezeitschriften aufweisen.

Im Folgenden soll zunächst beschrieben werden, inwiefern sich die regionalen Professorengruppen in ihrer Publikationstätigkeit unterscheiden und im Anschluss daran, welche Unterschiede man hinsichtlich der sozialen Herkunft erkennen kann. Tabelle 24 zeigt in welchen Regionen die Professoren mit SSCI-Publikationen tätig sind (Spalte links) und wie viele der 117 insgesamt erfassten SSCI-Veröffentlichungen von den Professoren der jeweiligen Region erbracht wurden (mittlere

Spalte). In der rechten Spalte ist die relative Häufigkeit der Publikationsanteile pro Region in Prozentzahlen angegeben.

Tabelle 24: Professoren mit SSCI-Publikationen und Anzahl sowie Anteil der SSCI-Zeitschriftenartikel nach Region

Region	Anzahl der befragten Professoren mit SSCI-Publikationen	Anzahl der erfassten SSCI-Publikationen	Regionale Anteile an allen 117 SSCI-Publikationen
Provinz	3	10	8,55%
Großstadt	2	10	8,55%
Pariser Peripherie	3	16	13,68%
Pariser Zentrum	7	81	69,23%
Total	15	117	100%

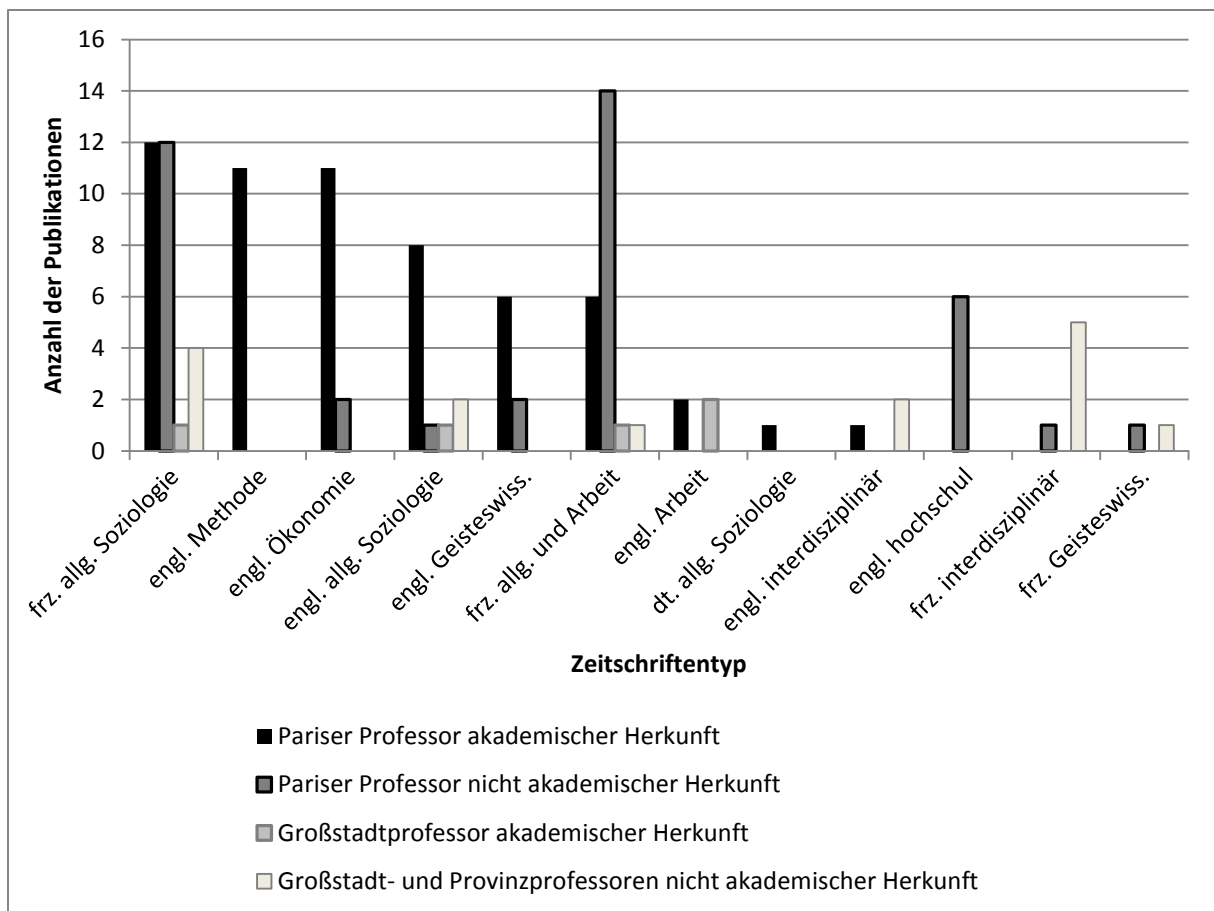
Die Tabelle zeigt deutlich, dass die Publikationstätigkeit in SSCI-Zeitschriften für den Pariser Sektor über der Publikationsquote der Großstadt- und Provinzprofessoren liegt. Die sieben Personen des Pariser Zentrums erbringen die achtfache Publikationstätigkeit der fünf Personen der Provinz- und Großstädte (obwohl vier der sieben Personen im Pariser Zentrum eine nicht akademische Herkunft aufweisen). Insofern kann festgehalten werden, dass das Pariser Zentrum ungeachtet der Tatsache der sozialen Herkunft eine sehr hohe Publikationstätigkeit aufweist. Für die Personen des Zentrums sind es pro Person zwischen 7 und 28 Artikel (ausgenommen der Person, die in der Tabelle nicht enthalten ist, weil sie meist Monographien publiziert), wobei die Professoren des Zentrums mit akademischer Herkunft häufiger publizieren als die Pariser Professoren nicht akademischer Herkunft.

Im Folgenden interessieren zusätzlich zu regionalen Unterschieden auch der Einfluss der sozialen Herkunft sowie die Bedeutung inhaltlicher Unterschiede. Hierfür wurde eine Variable erstellt, die Zeitschriften nach ihrem inhaltlichen Schwerpunkt und Typ zusammenfasst. Außerdem wurden die befragten Professoren in vier Gruppen unterteilt (siehe Tabelle 25). Es wurde unterschieden zwischen Pariser Professoren und Großstadt- und Provinzprofessoren mit akademischer und nicht akademischer Herkunft. Die Abbildung 41 zeigt, in welchem Zeitschriftentyp die jeweilige Gruppe besonders häufig publiziert.

Tabelle 25: Region und soziale Herkunft der befragten Professoren (N=15)

Region und soziale Herkunft	Anzahl
Pariser Professor (Zentrum und Peripherie) mit akademischer Herkunft	4
Pariser Professor (Zentrum und Peripherie) nicht akademischer Herkunft	6
Großstadtprofessor akademischer Herkunft	1
Großstadt- und Provinzprofessoren	4
Total	15

Abbildung 41: Anzahl der Publikationen nach Zeitschriftentyp



Erläuterung: Abgebildet sind die 117 SSCI-Publikationen der 15 befragten Professoren mit akademischer und nicht akademischer Herkunft. Verglichen werden vier Gruppen von Professoren, die sich hinsichtlich des regionalen Standortes ihrer aktuellen Tätigkeit als Professor und hinsichtlich ihrer familiären sozialen Herkunft unterscheiden.

Allgemein zeigt sich, dass die französischsprachigen sowie englischsprachigen Zeitschriften der allgemeinen Soziologie (mit und ohne den Schwerpunkt Arbeit), die Methodenzeitschriften sowie die Ökonomiezeitschriften meist von den Professoren des Pariser Zentrums mit akademischer Herkunft und an zweiter Stelle auch noch von den Pariser Professoren der nicht akademischer Herkunft abgedeckt werden. Die Professoren der Großstädte und Provinzen mit nicht akademischer Herkunft sind hier nur in sehr geringem Maße vertreten. Im Folgenden sollen die Schwerpunkte für die jeweilige Gruppe genauer beschrieben werden.

Die Pariser Professoren mit akademischer Herkunft publizieren häufig in französischsprachigen und englischsprachigen Zeitschriften der allgemeinen Soziologie also themenübergreifende soziologische Zeitschriften, aber auch in Zeitschriften der allgemeinen Soziologie mit stärkerem Bezug zum Thema Arbeit. Außerdem publizieren sie sehr häufig in englischsprachigen Methodenzeitschriften, englischsprachigen Zeitschriften mit wirtschaftswissenschaftlicher Ausrichtung (hierbei teilweise rein ökonomisch, aber auch mit stärker sozialwissenschaftlicher Ausrichtung) und in englischsprachigen Zeitschriften mit geisteswissenschaftlicher Ausrichtung (z.B. Wirtschaftsgeschichte, Philosophie, Kulturwissenschaft). Die Pariser Professoren akademischer Herkunft publizieren hingegen kaum in französischsprachigen und englischsprachigen interdisziplinären Zeitschriften der Demographie, Gesundheits- und Umweltforschung oder Kriminologie. Zudem sind sie auch nicht in Zeitschriften der Hochschul-, Forschungs- und Techniksoziologie oder erziehungswissenschaftlichen Zeitschriften der Bildungsforschung vertreten.

Die Pariser Professoren mit nicht akademischer Herkunft publizieren meist in französischsprachigen Zeitschriften der allgemeinen Soziologie mit dem Schwerpunktthema Arbeit, aber auch häufig in themenübergreifenden soziologischen Zeitschriften. Ein weiterer wichtiger Schwerpunkt sind die Hochschul-, Forschungs- und Techniksoziologie oder erziehungswissenschaftlichen Zeitschriften der Bildungsforschung. Zudem sind sie auch in englischsprachigen Ökonomiezeitschriften und geisteswissenschaftlichen Zeitschriften vertreten. Im Vergleich zur ersten Gruppe der Pariser Professoren mit akademischer Herkunft sieht man aber, dass der Schwerpunkt Arbeitssoziologie wichtiger ist als die Zeitschriften der themenübergreifenden allgemeinen Soziologie. Zudem spielen englischsprachige Methodenzeitschriften, Ökonomiezeitschriften und englischsprachige Zeitschriften der allgemeinen Soziologie und Geisteswissenschaften keine große Rolle.

Die dritte Gruppe besteht nur aus einer Person. Dieser Großstadtprofessor mit akademischer Herkunft publiziert meist in französischsprachigen und englischsprachigen Zeitschriften der allgemeinen Soziologie sowie der Arbeitssoziologie und ähnelt damit den Pariser Professoren.

Die Großstadt- und Provinzprofessoren mit nicht akademischer Herkunft hingegen publizieren meist in französischsprachigen interdisziplinären Zeitschriften der Demographie, Gesundheits- und Umweltforschung, Agrarwissenschaft oder Kriminologie. Den zweiten Stellenwert nehmen französischsprachige Zeitschriften der allgemeinen Soziologie ein, aber meist ohne den Schwerpunkt Arbeit, und zuletzt publizieren sie noch in englischsprachigen Zeitschriften der allgemeinen Soziologie und in englischsprachigen interdisziplinären Zeitschriften der Demographie, Gesundheits- und Umweltforschung, Agrarwissenschaft oder Kriminologie. Aber es gibt auch französischsprachige geisteswissenschaftliche Publikationen. Nicht oder kaum vertreten sind sie in den beliebten Zeitschriften der Pariser Professoren mit akademischer Herkunft. Die Professoren der nicht akademischen Herkunft außerhalb von Paris publizieren demnach selten in englischsprachigen Ökonomiezeitschriften, Methodenzeitschriften, englischsprachigen geisteswissenschaftlichen Zeitschriften oder Zeitschriften der Arbeitssoziologie oder Hochschul- und Bildungsforschung.

Diese Publikationsprofile der vier Gruppen decken sich mit den Vermutungen und Ergebnissen der bisherigen qualitativen Studie. Die Professoren des Pariser Zentrums mit akademischer Herkunft waren meist an der ENS oder anderen zentralen Pariser Einrichtungen und hatten deshalb bereits in ihrem Studium mit den Themenschwerpunkten Ökonomie, politische Soziologie, soziologische Theorie, Geschichte, Philosophie und weiteren geisteswissenschaftlichen Bezügen zu tun. Insofern verwundert es nicht, dass die Soziologen dieser Gruppe häufig in den Zeitschriften der allgemeinen Soziologie vertreten sind, sie weisen hierbei auch einen stärkeren Bezug zu theoretischen Ansätzen und allgemeinen Debatten auf und scheinen hierbei weniger auf eine einzelne spezielle Soziologie beschränkt zu sein. Zudem hatten viele der Personen mit akademischer Herkunft auch eine gute statistische Ausbildung, sodass sich einige von ihnen mit Beiträgen zu methodischen Innovationen in englischsprachigen Methodenzeitschriften behaupten können. Mit geisteswissenschaftlichen Beiträgen sind sie zudem häufig in englischsprachigen Zeitschriften vertreten, aber profilieren sich auch mit dem Schwerpunkt der Wirtschaftsgeschichte und -philosophie auf dem französischen sowie englischsprachigen Publikationsmarkt. Praktisch orientierte Studien zu den Themen Bildung, Arbeit, Hochschule, Forschung und Technik liegen ihnen weniger. Die Titel ihrer Publikationen beziehen sich vielmehr auf wirtschaftstheoretische, -philosophische oder -geschichtliche Themen und auch reine Theoriebeiträge sind nicht ungewöhnlich. Ein kleinerer Teil der Publikationen bezieht sich auf Themen der speziellen Soziologien oder auf einzelne empirische Untersuchungsfelder: Die Pariser Professoren mit akademischer Herkunft publizieren zwar zu Bereichen wie dem Gesundheitssektor,

dem ökonomischen Sektor, Professionen und Gender oder Religion, aber die Autoren greifen hierbei eher übergreifende Debatten auf und erscheinen weniger als Vertreter einer speziellen Soziologie. Dies zeigt sich auch darin, dass die Personen dieser Gruppe in ihren Publikationen ein breites thematisches Spektrum aufweisen und in keinem der Fälle nur innerhalb eines einzelnen empirischen Untersuchungsfeldes publiziert wurde, sondern alle Autoren empirische Beiträge unterschiedlicher Felder sowie rein theoretische beziehungsweise methodologische Beiträge veröffentlichen.

Die Studienfächer der befragten Professoren nicht akademischer Herkunft wiesen meist auf einen disziplinären Quereinstieg in die Soziologie hin. Die Vermutung ist deshalb, dass es häufig Personen sind, die vermittelt über ein empirisches Untersuchungsfeld einen Zugang in die Soziologie erlangen. Die theoretische, philosophische und geschichtliche Perspektive auf die Soziologie spielte in ihrer Ausbildung vermutlich einen etwas geringeren Stellenwert, weil sie meist keinen Zugang zur ENS oder anderen zentralen Pariser Soziologiestandorten hatten. Vielmehr ist eine Ausbildung an der Sorbonne innerhalb der Ökonomie und Politikwissenschaft, an der Sciences Po sowie in den Politikwissenschaften außerhalb von Paris prägend. In ihrer Publikationstätigkeit zeigt sich das zum einen darin, dass sie seltener rein theoretische oder philosophische Beiträge publizieren. Zum anderen kann man die Pariser Professoren mit nicht akademischer Herkunft in vielen Fällen als Vertreter einer einzelnen speziellen Soziologie innerhalb eines empirischen Untersuchungsfeldes verstehen – auch eine gewisse Nähe zu den Akteuren im jeweiligen Untersuchungsfeld ist hierbei stärker gegeben als in der ersten Gruppe. Die Publikationsschwerpunkte liegen in empirischen Beiträgen zu den Themen Professionen, Arbeitsmarkt, Bildung, Migration, Hochschule, Organisation, Institution sowie Technik.

Auch die Personen nicht akademischer Herkunft in den Provinz- und Großstädten haben häufig über eine benachbarte Disziplin zur Soziologie gefunden. Hinsichtlich der Publikationsprofile zeigt sich, dass sie im Vergleich zu den Pariser Professoren am deutlichsten ein interdisziplinäres und ein an der Praxis orientiertes Publikationsprofil aufweisen. Es wird zu einem spezifischen Thema wie Gesundheit, Umwelt, ländlicher Raum publiziert und dies häufig auch ohne den klaren Bezug zu einer einzelnen soziologischen Theorie oder zu einem bestimmten soziologischen Ansatz. Auch die Publikationen dieser Gruppe in den Zeitschriften der allgemeinen Soziologie beziehen sich in stärkerem Maße auf ein spezielles Untersuchungsfeld als auf eine theoretische Debatte. Reine Theoriebeiträge sind in dieser Gruppe kaum zu finden.

Wie eingangs erwähnt werden die Publikationen von drei Professoren durch die Erhebung der SSCI-Zeitschriften nicht abgebildet, weil sie meist Monographien oder Beiträge in unbekannteren französischen Zeitschriften publizierten. Es handelt sich um drei Soziologen, die im Schwerpunkt Theoriebeiträge publizieren. Sie verteilen sich aber über die drei untersuchten Gruppen, sodass dies kein gravierender Widerspruch zu den eben dargestellten Ergebnissen ist: Es ist demnach ein Pariser Professor mit akademischer Herkunft, ein Pariser Professor mit nicht akademischer Herkunft und ein Provinzprofessor mit nicht akademischer Herkunft. Insofern zeigt sich für das Gesamtergebnis, dass die Pariser Professorenschaft Theoriebeiträge nicht nur als Monographie veröffentlicht, sondern auch einen maßgeblichen Beitrag zur französischsprachigen und englischsprachigen Debatte in Form von Zeitschriftenbeiträgen leistet. Hingegen veröffentlichen die Professoren nicht akademischer Herkunft zwar auch theoretische Beiträge in Form von Monographien, aber sie publizieren kaum Zeitschriftenartikel, die einen Beitrag zu theoretischen und philosophischen Debatten im In- und Ausland leisten. Zudem sind die Theoretiker in der Gruppe der Personen mit nicht akademischer Herkunft eher eine Ausnahme.

Die Analyse der Publikationstätigkeiten und -themen zeigt, dass es durchaus inhaltliche Unterschiede in den Publikationen der Personen akademischer und nicht akademischer Herkunft gibt. Verbunden sind diese Unterschiede zudem mit dem regionalen Standort. Den stärksten Praxisbezug weisen die Autoren nicht akademischer Herkunft in der Provinz auf (zum Beispiel zu regionalen Themen wie der Umwelt- und Agrarwissenschaft oder zum Thema Gesundheit). Sie publizieren sehr häufig in interdisziplinären Zeitschriften und die innersozialogische theoretische Debatte nimmt in ihren Publikationen keinen zentralen Stellenwert ein. Ähnlich kann man auch das Publikationsverhalten der Pariser Professoren nicht akademischer Herkunft bewerten. Sie sind zwar wesentlich häufiger in reinen Soziologiezeitschriften vertreten, weisen aber einen starken Bezug zu einzelnen professionellen und staatlichen Feldern wie zum Beispiel dem Bildungs- und Hochschulsystem, dem Arbeitsmarkt oder dem Bereich der Migration und Integration auf. Diese Gruppe ist stärker auf empirische Studien beschränkt und veröffentlicht nur sehr selten theoretische soziologische Arbeiten und verlässt meist das jeweilige empirische Feld ihrer speziellen Soziologie nicht. Hingegen publizieren die Soziologieprofessoren akademischer Herkunft häufig zu vielen unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen, wobei sie hier weniger Staatsnähe als die Pariser Professoren nicht akademischer Herkunft aufweisen – es geht demnach selten um praktische Fragen oder Evaluationen einzelner Bildungs- und Arbeitsmarktreforamen, sondern vielmehr um generelle Forschungsfragen zum Beispiel nach dem Entstehen von bestimmten Rollenbildern und Rationalitäten in einem Feld oder um die Diskussion von Gerechtigkeitsfragen allgemeiner Natur. Außerdem publizieren die Professoren akademischer Herkunft häufig reine theoretische und methodologische Beiträge und sind auch häufiger als die beiden anderen Gruppen auf dem englischsprachigen Publikationsmarkt vertreten. Insgesamt publizieren die Pariser Professoren häufiger als die Großstadt und Provinz in englischer Sprache und scheinen damit der zunehmenden Internationalisierung von Wissenschaft besser gewachsen zu sein.

Wie dieses Kapitel zeigen konnte, resultieren diese Unterschiede in der Publikationstätigkeit unter anderem auch aus unterschiedlichen Ausbildungs- und Zugangswegen zum Fach Soziologie der Personen mit akademischer und nicht akademischer Herkunft. Zudem verdeutlichten die Interviews aber auch, dass es für Forscher der Provinz- und Großstädte im Allgemeinen häufig sehr schwer ist, einen Zugang zur Forschung in Paris, zu Pariser Herausgeberkreisen sowie Zeitschriftenredaktionen zu erlangen. So äußerte auch ein Professor einer Großstadtuniversität, der seine gesamte Karriere über nur an Großstadtuniversitäten tätig war und über die Sportwissenschaften zum Fach Soziologie kam, dass es ihm schwer fällt, Kontakte zur Pariser Forschung zu knüpfen.

Interviewer: „Inwiefern bestehen Hindernisse, einen Artikel in einer Pariser Zeitschrift zu schreiben oder an einem Forschungsprojekt in Paris mitzuwirken? Ist es der Ruf von [Großstadtuniversität] oder die Art und Weise, mit der diskutiert wird?“

Großstadtprofessor 4: „Für mich ist das vor allem eine Frage der Sozialisation und das Verständnis von bestimmten gesellschaftlichen Kodes und Erwartungen [frz. codes et attentes]. [...] Mir fällt es schwer zu verstehen, wie die Zeitschriften funktionieren. Wenn ich einen Artikel hinschicke, fällt der immer durch, weil ich nicht die redaktionelle Linie aufgreife. Und um das aufgreifen zu können, muss man sie kennen, mit ihnen diskutieren. Man muss mit ihnen arbeiten, man muss verstehen, wie sie Probleme konstruieren und wenn man das nicht kann, dann passt man nicht hinein [ist man ungelegen; frz. ‚arriver comme un chien dans un jeu...‘]“

Interviewer: „Also die Art und Weise zu argumentieren?“

Großstadtprofessor 4: „Ja, wie man Projekte durchführt, Sachen schreibt, Studien bewertet. Und das ist ein Effekt der Sozialisation über eine lange Zeit hinweg, wie ich glaube. Ich habe einen Kollegen, der

hat ein besseres Verständnis von der Herausgeberlandschaft. Er sagte mir: 'So kannst Du das nicht schreiben für diese Zeitschrift, das macht keinen Sinn.' [...] Und das ist keine Strategie. Das ist zwar eine Strategie, aber es ist nicht nur das, weil das ist wirklich ein Sozialisierungseffekt. Weil er ist in diesen Komitees, weil er diskutiert mit ihnen, weil er weiß, wie man es macht und das wird zu einem kognitiven Muster, er hat diese Intuitionen.'

Auch eine befragte *Maître de conférences* mit nicht akademischer Herkunft und aktueller Tätigkeit an einer Provinzuniversität beschrieb, dass deutliche Unterschiede zwischen der inhaltlichen Ausrichtung in Paris und in der Provinz bestehen. Sie selbst würde sich gerne noch mehr der Ausrichtung in Paris annähern. Auf die Frage, ob sie nach ihrer Ausbildung und Promotionstätigkeit in Paris gut mit den Forschern an der Provinzuniversität ihrer aktuellen Stelle auskommt, antwortete sie folgendermaßen:

Jüngere *Maître de conférences* an Provinzuniversität: *„Nein, eher nicht, weil ich dort nicht die Qualität finde, die ich mir erhoffte. Ich finde nicht, dass die Forschung, die sie dort durchführen, eine Forschung ist, die ich als Forschung betrachten würde.“*

Interviewer: *„Also kann man Niveauunterschiede zur Pariser Forschung bemerken?“*

Jüngere *Maître de conférences* an Provinzuniversität: *„Auf jeden Fall [...], in dem Pariser Laboratorium, dem ich weiterhin angehöre, da herrscht eine intellektuelle und wissenschaftliche Dynamik vor, die sich wie ich glaube immer aus einer Reflexion über die allgemeine Soziologie entwickelt. Man denkt über die großen Probleme der heutigen Zeit nach, denen sich die Soziologie widmen soll. Man denkt darüber nach, was die neuen theoretischen Linien sein sollen, die sich entwickeln sollten. Häufig auch die Sozioökonomie, aber das ist nicht so meins. Diese wissenschaftliche Forschung hätte nicht diesen Geist und die Qualität, wenn sie nicht an die allgemeine Soziologie gekoppelt wäre. Und das finde ich in [Provinz] nicht. Dort finde ich Spezialisierungen, ähm, Studien, den Willen, Studien durchzuführen. Es gibt dort viele Finanzierungen durch den regionalen Rat. [...] Das ist nicht die Forschung, die ich gerne durchführen möchte. Ich mag die Theorie, auch das Feld, aber die Soziologie, die ich mag, das ist eine allgemeine Soziologie und keine spezialisierte Soziologie.“*

Insofern spiegeln auch diese beiden Interviewaussagen wider, dass die inhaltliche Ausrichtung an den Großstadt- und Provinzuniversitäten häufiger auf ein bestimmtes empirisches Gebiet spezialisiert ist und auch stärker von der allgemeinen Debatte des Fachs in Paris isoliert ist. Die befragten Soziologen akademischer Herkunft hatten in den meisten Fällen bereits zu Studienbeginn Zugang zu den Pariser Kreisen und Debatten und publizieren auch häufiger in den englischsprachigen und französischsprachigen Zeitschriften der allgemeinen Soziologie. Personen nicht akademischer Herkunft waren hingegen häufig auch außerhalb von Paris tätig und sind häufiger von der Ausbildung an Großstadt- und Provinzuniversitäten geprägt, sodass ihnen der Zugang zu allgemeinen und theoretischen soziologischen Debatten sowie Zeitschriften nicht in gleichem Maße gelingt.

Diese Befunde sind insbesondere für die Zukunft der Großstadt- und Provinzstandorte zentral. Aufgrund von Mittelknappheit und der großen Verantwortung für die Studierenden sind Großstadt- und Provinzstandorte der Massenausbildung einerseits dazu verpflichtet, regionale und praxisnahe Forschungsförderung zu nutzen und ihren Studierenden eine praxisnahe Ausbildung zu bieten. Andererseits müssen die Großstadt- und Provinzstandorte neben einer praxis- und berufsbezogenen Orientierung auch immer mehr innerakademischen oder innersoziologischen Ansprüchen genügen, da sie sonst noch stärker von der Konkurrenz der Pariser Standorte abgeschnitten werden. Die Konzentration auf berufsbezogene Studiengänge und regional finanzierte Forschungsprojekte in der Provinz gehen damit einher, dass man dauerhaft von der intellektuellen Elite in Paris ausgeschlossen wird und innerhalb der akademischen Konkurrenz nicht mithalten kann. Andererseits besteht auch

die große Verantwortung, der Vielzahl an Studierenden eine berufliche Zukunft in der Region und außerhalb der Wissenschaft zu ermöglichen.

Neben die fachliche und soziale Differenzierung zwischen dem Pariser Forschungssektor und den stärker spezialisierten und regional eingebundenen Provinzuniversitäten tritt in der heutigen Zeit jedoch ein weiterer Einflussfaktor. Eine neue Herausforderung im akademischen Wettbewerb ist es zunehmend, sich an internationalen Standards auszurichten und zu messen. Wie das folgende Kapitel zeigt, sind Pariser Hochschulen besser in der Lage, sich auf den internationalen Wettbewerb einzustellen. Auch Provinz- und Großstadtstandorte müssen sich im internationalen Forschungswettbewerb beteiligen, um sich auch zukünftig behaupten zu können. Hierbei entstehen auch neue Rekrutierungslogiken, die aber gerade an den Provinz- und Großstadtstandorten zu einem gewissen Widerspruch zum bisher vorherrschenden Lokalismus stehen. Das letzte Kapitel dieser Arbeit widmet sich deshalb der Bedeutung von Internationalisierung innerhalb der Berufungsnetzwerke in der Vergangenheit und beschreibt auf Basis der qualitativen Befragung, welche Veränderungen und Öffnungstendenzen in den kommenden Jahren zu erwarten sind.

9.6 Das Aufbrechen von Patronage durch die Internationalisierung der Wissenschaft?

In den Interviewgesprächen dieser Studie zeichnete sich ab, dass die Rekrutierung von Forschern mit englischsprachigen Publikationen und Auslandskontakten zunehmend wichtiger wird. Manche Standorte bemühen sich aktuell sogar darum, Nachwuchswissenschaftler, aber auch bereits etablierte Spitzenforscher aus dem Ausland zu gewinnen. Die Rekrutierung externen Personals oder Personals aus dem Ausland soll laut Interviewaussagen die Konkurrenzfähigkeit und Glaubwürdigkeit der Standorte demonstrieren. Zum einen sind durch den Exzellenzwettbewerb und den zunehmenden Drittmittelwettbewerb in Frankreich nun auch die französischen Hochschulen gefordert, Personal mit sichtbaren Forschungsleistungen zu rekrutieren. Zum anderen geht es für bisher sehr lokal orientierte und endogen rekrutierende Standorte auch darum, die wissenschaftliche Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen. Im Folgenden soll deshalb untersucht werden, ob zukünftig ein Aufbrechen der lokalen Patronagelogik in Großstadt- und Provinzuniversitäten sowie der Bedeutung der innersoziologischen Pariser Netzwerke zu erwarten ist.

Die Interviews ergaben aber auch, dass es für Karrieren der befragten Professoren (ob jung oder alt) bisher kaum von Bedeutung war, in englischsprachigen Zeitschriften zu publizieren oder Auslandsaufenthalte absolviert zu haben. Zwar zeigte sich im Kapitel 9.5, dass die Pariser Wissenschaftler häufiger englischsprachig publizieren, aber für ihre Rekrutierung waren vielmehr Publikationen in zentralen französischsprachigen Zeitschriften sowie weitreichende innersoziologische Netzwerke von Bedeutung. Um das Ausmaß der internationalen Öffnung beziehungsweise der starken nationalen Isolierung der französischen Soziologie im Folgenden verdeutlichen zu können, werden die Karrieren der französischen Soziologieprofessoren mit denen der deutschen Soziologieprofessoren verglichen. Es zeigt sich, dass die deutsche Soziologie eine starke internationale Öffnung aufweist, die unter anderem aus der Besonderheit resultiert, dass das deutsche Karrieresystem gewissermaßen einen gewissen Mobilitätsdruck auf Nachwuchswissenschaftler ausübt, wohingegen das französische System hingegen vielmehr stetige lokale Karrieren hervorbringt. Im Folgenden wird anhand von Netzwerkanalysen verglichen, welche Bedeutung Auslandsaufenthalte für die Karrieren der deutschen und französischen

Soziologieprofessoren bisher hatten. Zunächst werden die wichtigsten Besonderheiten der beiden Karrieresysteme und die damit zusammenhängenden Erwartungen für die Auslandsmobilität beschrieben, bevor im Anschluss daran die empirischen Ergebnisse präsentiert werden.

Das deutsche Karrieresystem weist die Besonderheit auf, dass die Mehrzahl der wissenschaftlichen Stellen an Universitäten unterhalb des Niveaus der Professoren befristet ist (Kreckel und Zimmermann 2014). Aufgrund der Befristung von wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen besteht gewissermaßen ein Zwang zu Mobilität, der sich nicht nur auf das Inland beschränkt. Häufig ist es so, dass deutsche Nachwuchswissenschaftler eine Stelle im Ausland suchen, wenn sie in Deutschland keine Stelle finden können (Musselin 2004:71). Aufgrund des Hausberufungsverbotes ist der für die Professur relevante Arbeitsmarkt ein externer, da es für den Erhalt einer Professur kaum interne Karrieremöglichkeiten gibt (Musselin 2010:188). Es besteht in Deutschland kein absolutes Hausberufungsverbot und die Etablierung der Juniorprofessur zeigte eine zukünftig wohlmöglich wichtiger werdende Orientierung an Tenure-Modellen, aber bisher wurde dem Hausberufungsverbot und der daraus hervorgehenden hohen Mobilität im deutschen Hochschulsystem eine wettbewerbs- und qualitätssichernde Wirkung zugesprochen (Kreckel und Pasternack 2008:49). Die deutschen Soziologieprofessoren weisen damit generell ein hohes Niveau an standortübergreifender Mobilität auf und auch die Auslandsmobilität ist im Vergleich zu Frankreich sehr häufig (siehe auch Kapitel 7). Ein vergleichsweise hoher Internationalisierungsgrad der deutschen Soziologie zeigt sich zudem darin, dass 7,8% der deutschen Soziologieprofessoren mit Angaben zum Studium (insgesamt 322) einen ausländischen Studienabschluss auf Masterniveau und sogar 9% der 322 Soziologieprofessoren eine Promotion an einer ausländischen Hochschule aufweisen. Die Promotionsstandorte sind in Tabelle 26 aufgelistet. Es sind meist europäische Universitäten in den Nachbarländern, aber auch Promotionen im englischsprachigen Ausland im Vereinigten Königreich und USA sind von Bedeutung.

Tabelle 26: Promotionsstandort im Ausland deutscher Soziologieprofessoren

Promotionsstandort im Ausland	Anzahl
EUIFlorenz	5
UBern	3
LSE	2
UColumbia	2
UWien	2
UZuerich	2
AmsterdamSchoolforSocialResearch	1
NSSRNewYork	1
UAmsterdam	1
UBasel	1
UChicago	1
UCornell	1
UEssex	1
UHarvard	1
UParis10/Lausanne	1
URotterdam	1
UUtrecht	1
UWisconsinMadison	1
UYale	1
Total	29

Es ist plausibel, davon auszugehen, dass die Bedeutung von Auslandsmobilität und -kooperation innerhalb des deutschen Karrieresystems vor allem auch durch die stärkere wettbewerblich

organisierte Forschungsfinanzierung seit den 1990er Jahren hervorgebracht wurde. Ein kompetitiver Standort- und Drittmittelwettbewerb spielt bereits seit dieser Zeit eine zentrale Rolle im deutschen Wissenschaftssystem (de Boer et al. 2007; Meier 2009; Baier 2017). Weiterhin führten auch die deutsche Exzellenzinitiative, die europäische Forschungsförderung sowie der Bologna-Prozess im Allgemeinen dazu, dass sich die deutsche Wissenschaft stärker am internationalen Wettbewerb orientiert. Daraus resultiert eine zunehmende Bedeutung von Auslandsaufenthalten und englischsprachigen Publikationen in international renommierten Zeitschriften. Dabei gelten vor allem US-amerikanische Eliteuniversitäten als Vorbild, welche in internationalen Rankings Spitzenpositionen belegen (vgl. Münch 2007, vgl. 2011; vgl. Marginson 2008a).

Die deutsche Soziologie ist im Vergleich zur französischen wahrscheinlich auch deshalb offener für internationale Einflüsse, weil an deutschen Hochschulen auch in der Vergangenheit geforscht wurde und dadurch eine engere Beziehung zu außeruniversitären sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituten und der dort stattfindenden Forschung besteht. Die französischen Hochschulen hingegen waren in der Vergangenheit über eine sehr lange Phase hinweg nur Lehranstalten und dadurch auch nur in geringem Maße mit den Forschungsinstituten verbunden (Schriewer 1972). Aber seit den Reformen der 2000er Jahre gewinnt die Forschungsaktivität an französischen Hochschulen eine immer zentralere Rolle (Musselin und Paradeise 2009:34). Weiterhin war die französische Soziologie lange Zeit sprachlich und inhaltlich relativ stark isoliert und insbesondere gegenüber dem amerikanischen Raum geschlossen. Die Ursache hierfür ist, dass die französische Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg zunächst ausgehend von der Philosophie an Pariser Hochschulen etabliert wurde. In dieser ersten Neugründungsphase der Soziologie wurde ein streng positivistisch-empiristisches Konzept der soziologischen Forschung nach amerikanischem Stil zunächst komplett abgelehnt (siehe Kapitel 5). An Forschungsinstitutionen wie dem CNRS, INED, INSEE oder auch IFOP wurde die statistische (Umfrage-)Forschung zwar massiv ausgebaut, aber die universitäre Soziologie behielt sich über eine lange Phase hinweg ihre nationale Orientierung bei und kooperierte wenig mit der amerikanisch geprägten statistischen Forschung außeruniversitärer Institute (Chapoulie 1991; Chenu 2002; Pollak 1976). Anhand der Publikationsanalyse im vorhergehenden Kapitel konnte jedoch gezeigt werden, dass englischsprachige Publikationen inzwischen einen zentralen Stellenwert einnehmen.

Hinsichtlich der Auslandsmobilität kann angenommen werden, dass sie aufgrund des Tenure-ähnlichen Karrieremodells für Nachwuchswissenschaftler weniger von Bedeutung ist als für ältere französische Soziologieprofessoren, die im In- und Ausland bereits ein gewisses Prestige aufweisen und sich durch Auslandskooperationen weiter profilieren können. Insofern ist die Annahme, dass die (inter-)nationale Mobilität von Nachwuchswissenschaftlern aufgrund der Besonderheiten des französischen Karrieresystems bisher nur sehr gering ausgeprägt ist. Der französische Arbeitsmarkt nach der Promotion und auch beim Wechsel zu Professur ist vor allem ein interner Arbeitsmarkt, weshalb lokale Beziehungen eine wichtige Rolle spielen und die Auslandsmobilität in den Hintergrund tritt (Musselin 2004:69f.). Zwar weisen sogar 7,9% von 152 französischen Soziologieprofessoren mit Angaben zum Studium einen ausländischen Studienabschluss auf Masterniveau auf, aber nur 3,8% der 184 französischen Soziologieprofessoren haben im Ausland promoviert. Dieser geringe Prozentsatz an ausländischen Promotionen ergibt sich aus dem zentralen Stellenwert der Pariser Standorte für die Promotion. Bereits zu Beginn der Karriere ist es wichtig, zentrale innersozialogische Netzwerke aufzubauen, um später in Frankreich Karriere machen zu

können. Auch für lokale Großstadt- und Provinzkarrieren ist es wichtiger lokale Beziehungen aufzubauen, um in das Schema der lokalen Rekrutierungslogik zu passen.

Tabelle 27: Promotionsstandort im Ausland französischer Soziologieprofessoren

Promotionsstandort im Ausland	Anzahl
IUE Florence	2
U Bruxelles	1
U Frankfurt	1
U Geneve	1
U Oxford	1
UCLA	1
Total	7

Wie angedeutet wurde, könnte die Auslandsorientierung der französischen Soziologie aber künftig wichtiger werden. Auch in Frankreich zeichnet sich eine Veränderung des Karrieresystems durch die stärker wettbewerblich organisierte Forschungsfinanzierung ab. Mit der zunehmenden Bedeutung des Drittmittel- und Forschungswettbewerbs der Standorte werden auch Forschungsleistungen zu einem wichtigen Kriterium für die Rekrutierung von Personal an Hochschulen. Zudem werden die französischen Hochschulen in der jüngsten Vergangenheit verstärkt vor dem Hintergrund des internationalen Wissenschaftswettbewerbs beurteilt. Es wurden unterschiedliche politische Bemühungen unternommen, das französische Hochschulsystem für den internationalen Wettbewerb zu wappnen. Mit der französischen Exzellenzinitiative soll beispielsweise die internationale Sichtbarkeit der französischen Forschungseinrichtungen und Hochschulen gesteigert werden (Ministère de l'enseignement supérieur et de la recherche scientifique (MESRS) 2010) und es wird stetig nach weiteren politischen Maßnahmen gesucht, mit denen die Mobilität französischer Wissenschaftler und die Attraktivität der französischen Wissenschaft für ausländische Wissenschaftler gestärkt werden können (Charles und Delpech 2015).

So wird angenommen, dass Auslandsaufenthalte in Deutschland und Frankreich einen unterschiedlichen Stellenwert einnehmen. Die folgenden Grafiken zeigen, dass das deutsche Karrieresystem in der Soziologie wesentlich offener und internationalisierter ist als das französische. Hierfür wurden alle Auslandsaufenthalte in der Phase nach der Promotion bis zum ersten Ruf erfasst. Wenn eine Person von einem Standort aus mehrmals im Ausland war, wurde auch dies einbezogen. Die Grafiken basieren auf dem Layout „Fruchterman Reingold“ (Fruchterman, T. M. J. Reingold 1991), was bedeutet, dass in der Mitte der Grafik besonders stark vernetzte Universitäten abgebildet sind. Die Abbildung 42 zeigt alle entsprechenden deutschen Auslandsaufenthalte. Insgesamt wurden für die entsprechende Phase 198 Aufenthalte (133 Personen) erfasst, was für eine rege Auslandsaktivität der deutschen Soziologen spricht. Die Abbildung verdeutlicht den zentralen Stellenwert der amerikanischen Universitäten für die Auslandsmobilität der deutschen Nachwuchswissenschaftler. Insofern kann angenommen werden, dass die deutsche Soziologie bereits in starkem Maße am internationalen Standortwettbewerb orientiert ist. Die USA nehmen nämlich aufgrund ihrer wissenschaftlichen Spitzenleistung im internationalen Vergleich gewissermaßen eine Hegemonialstellung ein (Marginson 2008a, 2008b). Besonders häufig wurden die Universitäten Harvard, Chicago, Berkeley, das Europäische Hochschulinstitut in Florenz und die Universität Wien als Gastuniversität für Auslandsaufenthalte gewählt. Darüber hinaus zeigt die Abbildung, dass eine relativ große Gruppe an amerikanischen, britischen, schweizerischen, österreichischen, italienischen

einem internationalen Standard und Auslandskooperationen und englischsprachige Publikationen werden zu wichtigen Leistungskriterien von Wissenschaftlern (Musselin 2008). Reformen seit Anfang der 2000er Jahre führten zu einer stärkeren Auslands- und Forschungsorientierung an Hochschulen und auch französische Hochschulen sind darum bemüht, internationale Spitzenforscher anzuwerben. Eine Folge innerhalb der Soziologie ist unter anderem eine stärkere Betonung der international orientierten empirischen und statistischen Forschung, das Publizieren in englischsprachigen Zeitschriften, das Aufbauen von länderübergreifenden wissenschaftlichen Netzwerken sowie das Einwerben von Drittmitteln. Wohingegen die alte Rekrutierungslogik auf Patronage beruhte und relativ geschlossen war, wird es auch in Frankreich immer wichtiger, Forscherpersönlichkeiten zu rekrutieren, die die Sichtbarkeit des Standorts in Form von Drittmittelprojekten und Publikationen stärken. Einerseits stellt dies einen Öffnungsprozess dar, da möglicherweise nicht mehr nur die persönlichen Kontakte und die Konformität ausschlaggebend für Berufungen sind, sondern die wissenschaftliche Produktivität eine Rolle spielt und der Zugang für ausländische Wissenschaftler erleichtert werden soll. Andererseits kann auch dieser Prozess wiederum zu neuen Schließungsprozessen führen, da es nicht allen Akteuren und Standorten im gleichen Maße gelingen wird, international relevante Forschung hervorzubringen.

Um einen Ausblick in die Zukunft zu geben, geht diese Arbeit abschließend noch genauer auf die Ergebnisse der qualitativen Befragung hinsichtlich der jüngsten Modernisierungs- und Internationalisierungsprozesse im Feld der französischen Soziologie ein. Die qualitative Befragung ergab im Allgemeinen, dass die Auslandsmobilität von französischen Nachwuchswissenschaftlern auch in der heutigen Zeit kein wichtiges Kriterium für die Rekrutierung von Personal innerhalb der französischen Soziologie ist. Englischsprachige Publikationen gewinnen zwar an Bedeutung und es kann angenommen werden, dass auch die Zahl der Personen steigt, die einen Masterabschluss oder Promotion im englischsprachigen Ausland macht. Hingegen war die französische Soziologie bis zu den 1990er Jahren wesentlich stärker isoliert. In der Generation der Professoren, die sich heute im Rentenalter befinden, wurden Auslandsaufenthalte in den USA sogar als hinderlich angesehen. Eine ältere Professorin beispielsweise ging Ende der 1960er Jahre nach ihrem Studium in die USA, was sehr untypisch für die damalige Zeit war:

Ältere Professorin der Pariser Peripherie: *„Ja, das war etwas, dass man damals nicht häufig machte. Das wurde nicht gut angesehen unter den Intellektuellen, in die USA zu gehen. Also bei den linken Intellektuellen oder den jungen Intellektuellen der Linken, weil die USA, das war das Land des Imperialismus. Aber ich wollte das Land sehen, ich war neugierig.“*

Auch noch Ende der 1970er Jahre spielten Auslandsaufenthalte von Studierenden überhaupt keine Rolle. Ein Professor mit Studium an der ENS-Cachan beschreibt, dass Auslandaktivitäten in seiner Karriere eigentlich erst in den 1990er Jahren allmählich wichtig wurden:

Interviewer: *„Haben Sie in ihrer Karriere mal einen Auslandsaufenthalt oder -austausch gemacht?“*

Pariser Professor mit Abschluss der ENS-Cachan: *„Als Student überhaupt nicht, nie. An der ENS hat man uns das damals [Ende der 1970er] überhaupt nicht nahe gelegt, ins Ausland zu gehen. [...] Später habe ich dann mit Konferenzen begonnen, nicht Konferenzen, sondern Kolloquien im Ausland, so ab Beginn der 90er Jahre beispielsweise. Und ich machte zu dieser Zeit häufig kurze Studienaufenthalte in den USA in Kanada. [...] Auch ein wenig in Europa, natürlich, aber richtige Aufenthalte als Gastwissenschaftler, das kam erst in den 2000er Jahren, zuvor nicht. [...] Ich reise heute nicht viel, aber während meiner Ausbildungszeit reiste ich überhaupt nicht und als junger Wissenschaftler nur sehr selten.“*

Die Isolierung gegenüber dem Ausland zeigte sich auch darin, dass es nicht sehr einfach für ausländische Wissenschaftler war, in Frankreich zu promovieren und danach eine Anstellung in Frankreich zu finden. Für einen Professor (nicht akademischer Herkunft) aus einem südosteuropäischen Land verlief der Einstieg ins französische Feld sehr schwierig. Er kam in den frühen 1990er Jahren für die Promotion nach Paris. Nach der Promotion ging er erstmal ins europäische Ausland, weil er keine Stelle in Frankreich fand, konnte später aber nach Frankreich zurückkehren. Seine Ausgrenzungserfahrungen während der Promotion beschreibt er folgendermaßen:

Ausländischer Professor: „Ich muss sagen, dass mich das Verhältnis zu den Studierenden in Frankreich und auch das zu den Doktoranden wirklich frappierten, ich fand das sehr schlecht. Es gab keinerlei, nicht nur keinerlei Unterstützung, sondern in Wirklichkeit auch kein Verständnis für das, was jeder zuvor schon gemacht hatte. Und ich stellte das auch für andere ausländische Studierende fest [...], das war nicht nur ein Eindruck, sondern das Klima war klar: Da gab es uns, ein wenig zur Zurschaustellung [frz. pour la galerie], voilà. Also, wir wurden ein wenig ausgebildet, sagen wir in der Peripherie [...] und dann gab es noch die Leute, die eine echte Chance hatten, Teil dieses Systems zu sein.“

Interviewer: [...] „Also könnte man sagen, dass das so ähnlich wie ein Patronagesystem war? Also Personen, die dem Professor sehr nahe standen?“

Ausländischer Professor: „Ja. Übrigens, ist Frankreich meiner Meinung nach total feudal geblieben.“

Interviewer: „Und hatten Sie deshalb keine Möglichkeit an [Pariser Ausbildungsstandort] zu bleiben?“

Ausländischer Professor: „Pah, ich weiß nicht. Als ich meine Doktorarbeit abschloss ging ich nach [europäisches Ausland, aber nicht Herkunftsland] zurück, einerseits weil meine Doktorarbeit komparativ war. Andererseits war es sehr, das war dann eigentlich eine verinnerlichte/verfestigte [frz. ancré] Realität für mich, ich habe verstanden, dass ich hier [Frankreich] keinerlei Möglichkeiten habe, eine Stelle mit, wie soll man sagen, mit einer gewissen Wichtigkeit zu bekommen, nur weil ich Ausländer war [...].“

Der Professor machte im europäischen Ausland dann die Erfahrung, dass die wissenschaftlichen Inhalte einfacher als in Frankreich diskutiert wurden und die inhaltlichen Diskussionen weniger von taktischen Überlegungen hinsichtlich der Steigerung von Rekrutierungschancen oder ähnlichen Faktoren geprägt waren:

Ausländischer Professor: „[...] Im ausländischen System waren die intellektuellen Debatten in einem gewissen Sinne einfacher.“

Interviewer: „Offener?“

Ausländischer Professor: „Nicht hinsichtlich der Offenheit, [...], das war vielmehr etwas, das ich im Inneren des französischen Systems verstanden habe, nämlich dass in Frankreich, und ich glaube dass das generell in Kontinentaleuropa der Fall ist, da beginnen sie mit einem Kollegen eine intellektuelle Diskussion und innerhalb von fünf Minuten sind sie [...] bei einer taktischen Diskussion. Wer hat was gemacht? Wer hat wen durchgelassen? [gemeint ist: zu einer Stelle verholpen] [...] In [europäisches Land] war das nicht so, das heißt es gab ein egalitäres Verhältnis im intellektuellen Bereich. Oder zumindest war es etwas weniger [taktisch].“

Da der Vergleich zu weiteren Personen aus dem Ausland nahezu fehlt (es gibt nur wenige ausländische Soziologieprofessoren insgesamt und es konnten deshalb auch kaum Interviewpartner dieser Gruppe gefunden werden), ist unklar, ob die Situation für ausländische Absolventen auch an anderen Standorten so schwierig war. Ein weiterer der befragten Professoren stammt aus dem Ausland, aber ist akademischer Herkunft und stammt aus einem benachbarten zentraleuropäischen Land. In diesem Fall waren es weniger große Schwierigkeiten, sich in Paris zu etablieren. Wobei er

nur das Studium in Paris gemacht hatte, dann im Ausland promovierte und erst als Maître de conférences wieder nach Frankreich zurückkehrte. Es konnten keine weiteren aus dem Ausland stammenden Wissenschaftler für die Befragung gefunden werden, da die meisten der ausländischen Soziologieprofessoren meist schon zur Schulzeit in Frankreich waren oder erst auf der Professorebene nach Frankreich kamen.

Im Vergleich zu diesem Rückblick in eine Phase, in der Auslandsaufenthalte und auch der Zugang von ausländischen Studienabsolventen in das französische Feld untypisch waren, zeigen sich aktuell durchaus einige Modernisierungs- und Internationalisierungsprozesse im Feld der französischen Soziologie. Zwar sind Auslandsaufenthalte in der Phase zwischen Promotion und Professur nach wie vor nicht zentral, aber englischsprachige Publikationen gewinnen an Bedeutung und insbesondere in der universitären Lehre gibt es zahlreiche Versuche, die Soziologie international auszurichten und mit dem Ausland zu kooperieren. Im Folgenden soll untersucht werden, inwiefern sich das Rekrutierungssystem dadurch künftig verändern könnte. Ein zentrales Thema der Interviews war hierbei die Frage, inwiefern englischsprachige Publikationen eine Rolle für Rekrutierungen in Frankreich spielen. Es wurde zwar auch nach der Bedeutung von Auslandsaufenthalten des wissenschaftlichen Nachwuchses gefragt, aber Auslandsmobilität scheint kein zentrales Kriterium der Rekrutierungen zu sein und wird meist erst auf Professorebene vollzogen. Auch die Antworten zur Bedeutung englischsprachiger Publikationen fielen sehr unterschiedlich aus, was ein Zeichen dafür ist, dass sich das Feld momentan in einem Wandlungsprozess befindet, der noch lange nicht abgeschlossen ist. Wohingegen es manchen Einrichtungen oder in der Erfahrung mancher Soziologen noch überhaupt nicht als wichtig angesehen wird, stellen andere Hochschulen die Internationalisierung bereits in den Mittelpunkt der Auswahlkriterien. Beispielsweise antwortete ein Pariser Professor des Zentrums auf die Frage, ob englischsprachige Publikationen wichtig für Rekrutierungen sind, etwas verwirrt oder sogar überfordert. Die Antwort zeigt, dass sich möglicherweise ein Wandel anbahnt, aber Internationalisierung noch lange nicht überall ein Thema ist:

Pariser Professor: *„Vielleicht, ich weiß nicht. Das vermag ich nicht zu sagen. Ich glaube es ist etwas, das wertgeschätzt wird, aber ich glaube nicht, dass es ein zwingendes Kriterium ist. Ich weiß nicht, wie ich ihnen da antworten soll. Ich glaube in Frankreich ist das etwas, das im Vergleich zu anderen Ländern nur sehr wenig wertgeschätzt wird. Ich kann mich irren, aber meine Erfahrung ist, dass nur sehr selten, zwingend danach gefordert wird, dass die Leute auf Englisch oder Deutsch publiziert haben.“*

Auch eine weitere Pariser Professorin an einer eher modernen Eliteuniversität bestätigte den Eindruck, dass englischsprachige Publikationen bisher nur an wenigen Standorten überhaupt wertgeschätzt werden. Sie reagierte auf die Frage danach, ob englischsprachige Publikationen wichtig sind folgendermaßen:

Pariser Professorin einer modernen Eliteuniversität: *„Das kommt darauf an, wo. Hier [Standort der Professorin] legen sie Wert darauf, dass die Leute in internationalen Zeitschriften publizieren, aber das bringt letztlich nicht viel [hinsichtlich der Karriere]. Vor allem in der Soziologie, in der Soziologie ist das nicht... Außer an der Sciences Po, die ist gerade dabei, auf diese Vorstellung, man müsse viele Artikel in internationalen Zeitschriften schreiben, zu reagieren. Man ist gerade ein wenig dabei, so zu werden wie die Ökonomen, das ist wirklich nicht gut, wie ich finde.“*

Ein weiterer Professor einer modernen Pariser Eliteeinrichtung sieht eher keinen Wandel. Innerhalb der Hochschulen gibt es zwar immer mehr Nachwuchswissenschaftler, die auf Englisch publizieren,

aber es ist kein zentrales Auswahlkriterium von Personal. An den CNRS-Instituten hingegen ist das häufiger der Fall:

Interviewer: „Gab es einen Wandel bei den wichtigen Kriterien, die man braucht, um Wissenschaftler zu werden [...]? Ist es wichtiger in englischsprachigen Zeitschriften zu publizieren [...]?“

Pariser Professor einer modernen Pariser Eliteeinrichtung: „Es ist heute weniger selten. Es war aber nie ein Kriterium. [wiederholend:] Es war aber nie ein Kriterium. Mmh, aber zum Beispiel Artikel schreiben im Allgemeinen schon. Schon einen Artikel in der *Revue française de sociologie*, in der *Sociologie du travail* publiziert zu haben. Also diese Zeitschriften, die existieren im Grunde insbesondere für den Arbeitsmarkt, damit es funktioniert, um eine Hilfe bei der Auswahl auf dem Arbeitsmarkt zu haben. Also das war vielmehr das Kriterium und dann, nachdem man die Leute identifiziert hat, die in den großen französischen Zeitschriften publiziert haben, lädt man ca. zehn Personen für ein Vorsprechen ein und man nimmt [Pause]. Da, da spielen die Schulen und Cliques [frz. *les chappelles* ...] hinein. Die Familien setzen sich dann in Bewegung, um ihre Kandidaten zu platzieren. Und deshalb zählt der Umstand nicht, in einer angelsächsischen Zeitschrift, publiziert zu haben. In den Kommissionen, in denen ich war, zählte das nie. Weil, wenn das zählen würde, dann hätte man keine Kandidaten, nicht viele Kandidaten, voilà. [...] Das wird sich vielleicht ändern. Aber man kann sagen, dass die Jungen, die in den guten angelsächsischen Zeitschriften publizieren, im Moment eher Kandidat für das CNRS sind. Man muss sehen, dass es das auch noch gibt. Es gibt diese Stratifikation, die Vorstellung, die in vielen Fällen so wahrgenommen wird, dass die Besten ans CNRS gehen.“

Ein Professor der ENS hingegen bestätigt, dass es durchaus immer wichtiger wird, auf Englisch zu publizieren. Den Absolventen an der ENS wird auch geraten, sich am internationalen Publikationsmarkt zu orientieren. Ebenso eine Professorin der Pariser Peripherie rät ihren Doktoranden, in zentralen englischsprachigen Zeitschriften zu publizieren:

Professorin der Pariser Peripherie: „Wissen Sie was? Ich sage meinen Studierenden [damit sind auch Doktoranden gemeint], dass sich die Dinge allmählich ändern. Nicht sehr schnell. Der Franzose [frz. *le bon français*] muss erst noch wahrnehmen, dass die Welt wesentlich schneller rennt als er selbst. Ich sage meinen Doktoranden immer, insbesondere seitdem die internationale Publikation zu einer Norm geworden ist: ‚Schreibt ein Papier in der *American Sociological Review*, aber vor allem müsst ihr ein Papier in der *Sociologie du Travail* und in der *Revue française de sociologie* schreiben.‘ Das sind die zwei wichtigsten in Frankreich, weil wenn sie sich vor einer Jury an der Universität mit ihren Artikeln in einer sehr sehr prestigereichen internationalen Zeitschrift präsentieren und die Leute nicht kennen, die sie rekrutieren [...]. Also wir sind in einer geschlossenen Welt hier in Frankreich [...] und aus anderen Gründen sind wir in einer Welt, die dringend eine Erneuerung seiner Institutionen braucht.“

Was sich in den Interviews noch herauskristallisierte ist, dass der Wettbewerb um internationale Sichtbarkeit des eigenen Standortes immer wichtiger wird. Die befragten Professoren verwiesen auf die französische Exzellenzinitiative und welche neuen Herausforderungen daraus resultieren, dass man mit mehreren Universitäten derartige Exzellenzpole bilden muss. Zudem wird man sich der Bedeutung von internationalen Rankings immer mehr bewusst, weshalb durchaus viele der Befragten vermuten, dass sich das universitäre Rekrutierungssystem stark verändern wird. Standorte wie die Sciences Po oder ENS scheinen sich schneller auf den internationalen Wettbewerb reagieren zu können, wohingegen es insbesondere in kleineren Arbeitsgruppen an Universitäten sowie in den Großstadt- und Provinzuniversitäten schwer fällt, sich dem neuartigen Wettbewerb anzupassen. Häufig entsteht ein Konflikt zwischen der bisher üblichen lokalen Rekrutierungslogik, die sich an Lehr- und Verwaltungstätigkeiten orientiert und der Herausforderung, vermehrt eine Sichtbarkeit durch Publikations- und Forschungsleistungen hervorzubringen. Lokale Rekrutierungspraktiken werden an größeren Großstadt- und Provinzuniversitäten aber auch immer häufiger kritisiert und vor allem in

Paris ist man darum bemüht, mit dem Einhalten eines informellen Hausberufungsverbot, Glaubwürdigkeit zu demonstrieren:

Interviewer: „*Es ist also kein Zufall, dass [Universität der Befragten] sehr internationalisiert ist?*“

Pariser Professorin einer modernen Eliteuniversität: „*Nein, weil sie wollen internationalisiert sein und sie denken, dass der Lokalismus ein schlechtes Bild abgibt. Sie denken, dass wenn man die Besten haben will, dann muss man auf dem internationalen Markt suchen. Aber die Soziologie hat keinen internationalen Markt.*“

Die Rekrutierung ausländischen Personals könnte damit zum Symbol der Offenheit werden. Man möchte demonstrieren, dass man sich von der alt etablierten lokalen Rekrutierungspraktik lossagt. Das Zitat verdeutlicht aber auch, dass es in rein inhaltlicher Sicht vermutlich noch gar keinen internationalen Arbeitsmarkt für Soziologie gibt, weil nationale Belange und Traditionen nach wie vor wichtig sind. Es besteht demnach eine gewisse Spannung oder ein Widerspruch zwischen der alten lokalen Rekrutierungslogik und der neuen Rekrutierungslogik von international wettbewerbsfähigem Forschungspersonal. Den Konflikt zwischen der bisher üblichen Rekrutierungslogik und den neuen Anforderungen beschrieb folgender Pariser Professor ganz treffend. Er betont, dass es für ihn bisher noch nicht wichtig ist, Personal nach den Kriterien des internationalen Forschungswettbewerbs zu rekrutieren, weil es insbesondere in einer kleinen Arbeitsgruppe wichtig ist, dass man als Team gut funktioniert und der zu rekrutierende Kandidat menschlich in die Gruppe passt:

Pariser Professor: „*Bei dieser ganzen Geschichte der Rekrutierungen, ich glaube da muss man wie ein Fußballtrainer denken. [...] Sie haben in der Welt des Fußballs Leute, die sind Fußballgenies und dann noch Leute, die gut sind. Man könnte sagen [...] ich baue eine Mannschaft auf und deshalb möchte ich Personen, die sich bestmöglich an die Position anpassen, die ich ihnen vorschlage. Und ich, ich glaube, dass die Rekrutierungen – alle Probleme in den Rekrutierungskomitees, die von der Universität bestimmt werden, die resultieren daraus, dass die Qualität der Leute nur als eine wissenschaftliche wahrgenommen wird. Aber man stellt sich nicht die Frage der Anpassungsfähigkeit der Person, sich zu integrieren in die Arbeit einer universitären Arbeitsgruppe. Und ich finde, dass der Lokalismus von dieser Seite gesehen werden muss. Es ist häufig so, dass die Universitäten so rekrutieren, weil sie davon überzeugt sind, dass eine Person, auch wenn sie nicht der beste Kandidat ist, aber die am besten angepasste Person ist, um Probleme zu vermeiden. [...] Und ich finde das grundsätzlich zwar sehr gut, wenn man eine Liste der Publikationen macht [...], das wissenschaftliche Genie präferiert usw., das ist klar [...], aber ein weiteres essentielles Kriterium der Rekrutierung in einem kleinen Team ist, dass die Person auch sympathisch ist und [...] mit der Gruppe auskommt.*“

Es zeigt sich demnach, dass nicht alle Pariser Standorte am internationalen Wettbewerb der Sichtbarkeit teilnehmen. Die Passung in die Arbeitsgruppe oder auch die Anforderungen in der Lehre sind neben der Forschungsleistung auch sehr wichtige Kriterien. Es stellte sich im weiteren Gespräch jedoch auch heraus, dass Universitätspräsidenten im Allgemeinen gerne nach anderen Kriterien rekrutieren würden. Universitätspräsidenten haben seit 2007 die Möglichkeit, einen Teil der Mitglieder der Berufungskommission zu benennen und erhielten zudem ein Mitspracherecht bei den Rekrutierungen (siehe auch Kapitel 7). In der Soziologie und am Standort des Befragten hat dies bisher zwar noch keine Auswirkung, aber könnte nach Meinung des Befragten künftig auch mit negativen Effekten einhergehen.

Interviewer: „*Bemerkt man einen Druck durch die Universitätspräsidenten, dass sie die Berufungskommission dazu bringen wollen, internationale Stars zu rekrutieren?*“

Pariser Professor: „*Ja ja, mehr oder weniger. In der Soziologie nicht so sehr, da es für sie so etwas wie Stars im internationalen Raum nicht gibt. Solche gibt es nicht einmal in Frankreich, aber es stimmt, wenn man die medizinischen Universitäten betrachtet. [...] Sie achten sehr auf den Impact-Factor [...],*

aber ich glaube, in der Soziologie ist das etwas komplizierter. Die Formen von Hierarchie und Prestige sind nicht nur interne Kriterien.“

Interviewer: „Was meinen Sie mit intern?“

Pariser Professor: „Das ist immer sehr schwierig derartige Kriterien zu messen. Man hat ein offensichtlich objektives Kriterium, das ist die Publikation in einer Zeitschrift mit Begutachtungsverfahren, aber das Problem ist, dass die Soziologie keine Wissenschaft ist, die komplett professionalisiert ist und das Prestige von Soziologen, das ist auch ihre Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit [...]. Es gibt also unterschiedliche Formen von Prestige und wenn sie die Person einstellen, die 15 Artikel in Zeitschriften mit Begutachtungsverfahren publiziert hat, die aber keiner kennt. [...] Mein Freund [bekannter Soziologe ...], er hat 150 Bücher publiziert und ist sehr bekannt und wird als einer der besten Soziologen angesehen, er sagte einmal: ‚Wenn ich mich bewerben würde [...], ich habe nicht so viele Artikel in Zeitschriften mit Begutachtungsverfahren und derjenige, der ein Literatur-Review zu meinem Buch schreibt in einer Zeitschrift mit Begutachtungsverfahren, der hat mehr Punkte als ich, der das Buch geschrieben hat.“

Deutlich wird somit auch, dass eine derartige an Zahlen und internationalen Standards orientierte Rekrutierungslogik nichts mit den in Frankreich bisher wahrgenommenen Prestigezuweisungen zu tun hat. Renommiertere Soziologen würden überhaupt nicht in das Raster fallen, weshalb der Befragte sich auch deutlich gegen eine derartige internationale Standardisierung ausspricht:

Interviewer: „Das ist interessant. Also könnte die Internationalisierung der französischen Soziologie nach einigen wenigen Kriterien wie beispielsweise Zeitschriftenartikel alle verändern?“

Pariser Professor: „Das ist der Weg, die Soziologie zu töten, glaube ich. Ich glaube wir sind auf dem Weg hin zu dieser Entwicklung, eine Soziologie, die mehr und mehr professionalisiert ist. Sie werden auf Basis von Zeitschriftenartikeln evaluiert, die keiner liest und wenn sie sie lesen, verstehen sie nichts, weil da steht viel Methodologisches, aber im Grunde versteht man kaum was.“

Ein Hauptresultat der Befragung war meist die Antwort, dass eine Internationalisierung zwar wünschenswert ist, aber häufig nur als eine Anpassung an Rankings umgesetzt wird und damit einen nicht intendierten Standardisierungsprozess zur Folge hat. So sei es laut eines Provinzprofessors nicht nachvollziehbar, warum es der Austausch mit dem englischsprachigen Zentrum sein muss, er selbst habe viele Kontakte zu südeuropäischen Forschungsgruppen und auch generell sieht man bei den Befragten vielfältige ausländische Bezüge nach Afrika, Asien, Südamerika, generell ins französischsprachige Ausland. Es sind diversifizierte Auslandskontakte, die sich weniger am internationalen Ranking-Wettbewerb orientieren.

Aufgrund der französischen Exzellenzinitiative und der Bildung von Exzellenzpolen wird künftig aber eine zunehmende Ungleichheit zwischen Zentrum und Peripherie in Frankreich erwartet. Meist können sich ohnehin schon renommierte Pariser Standorte zusammenschließen, sodass die renommierten Standorte noch mehr Gewicht gegenüber einzelnen Provinzstandorten bekommen. Dies könnte zu einer weiteren elitären Schließung führen. Laut Aussage einer Pariser Professorin sind diese Maßnahmen nur dazu da, im Shanghai-Ranking besser dazustehen, sonst bringen diese Zusammenschlüsse nur noch mehr bürokratischen Aufwand, aber sonst keine weiteren Effekte für die Forschung. Zudem wünscht man sich an vielen Standorten, mehr ausländisches Personal zu rekrutieren. Das Rekrutieren ausländischen Personals gelingt aber noch nicht so gut wie in anderen Ländern. Einer der befragten Pariser Professoren erklärt dies einerseits dadurch, dass sich die ausländischen Wissenschaftler möglicherweise nicht sehr wohl in Frankreich fühlen, das heißt sich nicht zugehörig fühlen, aber andererseits sei auch das Professorengehalt in Frankreich nicht so

attraktiv wie in anderen Ländern, sodass man sich im Wettbewerb um die besten Köpfe wohl nicht durchsetzen kann.

Interessant war letztlich auch, dass die Provinzuniversitäten und Großstadtuniversitäten durchaus auch Internationalisierungsstrategien aufweisen. So wurde zum Beispiel an einer Provinzuniversität ein ausländischer Professor rekrutiert, um Forschungsprojekte am Standort zu stärken. Aber auch andere Großstadtstandorte haben Internationalisierungsstrategien, hierbei wird vor allem der Konflikt zur lokalen Rekrutierungslogik deutlich. Die lokalen Arbeitsgruppen in den Großstadt- und Provinzuniversitäten sind an lokalem Personal interessiert, das sich in der Lehre und Verwaltung engagiert und man hat dort häufig das Bedenken, dass externes Personal nicht bereit wäre, sich vor Ort zu engagieren. Auch hinsichtlich der Forschungstätigkeit wird an Provinzstandorten befürchtet, dass externes Personal sobald es möglich ist, wieder nach Paris flüchtet. Dennoch kann die lokale Rekrutierungspraktik nicht aufrecht erhalten bleiben, da heutzutage alle Universitäten vor dem Hintergrund des internationalen Standortwettbewerbs bewertet werden. Es wird deshalb zunehmend wichtiger, eine gewisse wissenschaftliche Glaubwürdigkeit und Forschungsstärke zu beweisen, weshalb die Kriterien des internationalen Wissenschaftswettbewerbs wichtiger werden und sogar das Rekrutieren ausländischen Personals ausprobiert wird.

Interviewer: „Welche Kriterien sind in Berufungskommissionen wichtig, wenn sie Bewerbungen bewerten? Zeitschriftenartikel oder eine gute Doktorarbeit, also ein einzelnes gutes Werk oder sogar Artikel in englischsprachigen Zeitschriften?“

Großstadtprofessor: „Pah, da sind wir immer mehr, bei dieser Exzellenzgeschichte. [...] Das ist sehr ambivalent. Ich persönlich finde es nicht gut. Man sieht, welchem Stress die Doktoranden ausgesetzt sind, weil man seine Doktorarbeit schreiben muss und neben der Doktorarbeit muss man viele weitere Dinge machen, weil man sonst riskiert, keine Qualität zeigen zu können und zugleich sieht man die Konkurrenz und die Kandidaten, die schon eine Stelle bekommen haben. [...] Letzte Woche haben wir uns getroffen, um einen ATER [Lehrkraft meist auf Doktorandenebene] zu rekrutieren. Normalerweise bevorzugen wir lokale Kandidaten, weil wenn nicht, wir haben bemerkt, dass man als Doktorand ohne eine ATER-Stelle eigentlich nicht für eine Stelle als *Maître de conférences* in Erwägung gezogen wird. Man muss also ATER gewesen sein. Also sagten wir uns [...] ‚Wenn wir ihnen diese Möglichkeit nicht geben, dann disqualifizieren wir sie, das ist offensichtlich.‘ Zugleich möchten wir nicht nur lokale Kandidaten rekrutieren, auch damit [Großstadtuniversität] nicht so wirkt, als wäre es nicht wert, hier hin zu kommen. Also es gibt drei Stellen und wir haben eine für einen externen Kandidaten reserviert und bei dem externen Kandidaten haben wir uns für eine Chinesin entschieden. [...] Sie hat ihre Doktorarbeit beendet, sie hat schon drei Bücher auf Chinesisch geschrieben und eines auf Französisch, ungefähr 15 Artikel, also [stauendes Schnaufen]. [...] Also haben wir gesagt, wir nehmen die Chinesin, [...], mal sehen, ob sie überhaupt nach [Großstadt] kommen wird, vermutlich ist sie überall genommen worden. Sie kann sich das bestimmt aussuchen, wir werden es sehen, das wird interessant.“

In diesem Kapitel konnte demnach gezeigt werden, wie sehr sich das französische universitäre Rekrutierungssystem in einem Wandlungsprozess befindet. Die Rekrutierung einer chinesischen Doktorandin in der französischen Provinz wäre vor wenigen Jahrzehnten kaum vorstellbar gewesen. Insgesamt konnte diese Studie zeigen, dass sich für Großstadt- und Provinzuniversitäten ein enormer Wandel seit den frühen Phasen der Hochschulexpansion vollzogen hat. Wohingegen die Großstadt- und Provinzuniversitäten erst seit den 1970er Jahren und in vielen Fällen wesentlich später ausgebaut wurden und sich gegen die Pariser Konkurrenz nur durch lokale Rekrutierungspraktiken zu wehren wissen, befinden sie sich heute auf dem Sprung hin zum internationalen Standortwettbewerb der Forschung. Die Zusammenschlüsse von Exzellenzpolen sind in vielerlei

Hinsicht eine Benachteiligung für die kleineren Provinz- und Großstadtuniversitäten, die nicht dasselbe Potenzial aufweisen, eine derart sichtbare Masse zu bilden wie es in Paris möglich ist. Dennoch könnte die Orientierung am internationalen Publikationsmarkt eine Chance sein, sich gegenüber der Pariser Konkurrenz zu behaupten. Gerade durch das Publizieren in internationalen Zeitschriften, die stärker interdisziplinär und weniger theoretisch ausgerichtet sind, könnte es gelingen, sich auch in der Forschung zu etablieren und ein wenig mit der Konkurrenz der Pariser Soziologie aufzuschließen. Eine offene Frage der zukünftigen Entwicklung ist jedoch, ob die in dieser Arbeit untersuchten sozialen und kulturellen Unterschiede auch in einem stärker internationalisierten Wissenschaftsraum Bestand haben werden. Die bildungsbürgerliche Herkunft, die Sozialisierung in elitären geisteswissenschaftlichen Grande école und die starken innersozialen Netzwerke innerhalb Pariser Kreise waren lange Zeit die zentralen Distinktionsmerkmale einer soziologischen Elite, die künftig möglicherweise den Weg neuartiger und an den internationalen Wettbewerb angepasster Abgrenzungs- und Behauptungsstrategien gehen wird. Welche neuartigen sozialen und kulturellen Öffnungs- und Schließungstendenzen dieser Wandlungsprozess mit sich bringen wird, ist bisher noch nicht zu sagen.

10. Zusammenfassung und Ausblick

Diese Arbeit befasste sich mit dem Wandel des universitären Karrieresystems der französischen Soziologie im Zuge der Hochschulexpansion seit den späten 1960er Jahren. Ausgehend von einer konflikttheoretischen Debatte zur Inflation von Bildungstiteln, zur Illusion der Chancengleichheit und der bis heute anhaltenden Bedeutung bildungsbürgerlicher und kultureller Distinktionsstrategien in der Wissenschaft wurde untersucht, ob die Akteure der neu gegründeten Soziologiestandorte außerhalb von Paris im Zuge der Hochschulexpansion von Aufstiegschancen profitieren oder ob die elitären Schließungsprozesse des traditionellen Pariser Elitesektors bis heute bestehen blieben. Zunächst wurde im Kapitel 3 beschrieben, welchen theoretischen Grundlagen die empirische Untersuchung dieser Studie folgt. Die Feldtheorie Pierre Bourdieus und das Konzept der symbolischen (Gewalt-)Ordnung wurden als geeignete Ansätze identifiziert, um eine die Makro- und Mikroebene verbindende empirische Untersuchung durchzuführen. Dem relationalen Ansatz der Feldtheorie folgend konnten die Ungleichheitsstrukturen im akademischen Feld der französischen Soziologie beschrieben und mit den individuellen Karrierewegen und subjektiven Erfahrungen von Soziologieprofessoren in diesem Feld in Zusammenhang gesetzt werden. Das Kapitel 4 beschrieb die Besonderheiten des französischen Hochschulsystems und die bis heute vorherrschende elitäre Stellung der Grandes écoles und Pariser Eliteeinrichtungen. Im Kapitel 5 wurden die Struktur des institutionellen Gefüges der französischen Soziologie und ihr Wandel im Zuge der einzelnen Phasen der Hochschulexpansion anhand der bestehenden Literatur zum Thema nachgezeichnet. Die französische Soziologie wurde insbesondere in den Expansionsphasen ausgebaut, aber weist bis heute einen geschlossenen Elitesektor in Paris auf. Ausgehend von einem eher geisteswissenschaftlichen und von der Philosophie dominierten Fach, entwickelte sie sich zu einer gesellschafts- und praxisbezogenen Forschungsdisziplin am CNRS und weiteren sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitutionen bis sie schließlich zu einem Fach der Massenausbildung an den Universitäten wurde. Der Literaturüberblick, aber auch die gesamte Studie dieser Arbeit konnten zeigen, dass die traditionellen Pariser Einrichtungen wie die ENS, die Universität Sorbonne und die EHESS (die aus der EPHE hervorging) auch heutzutage noch

Charakteristiken der Gründungszeit aufweisen und auch heute noch als elitäres intellektuelles Zentrum verstanden werden können. Hingegen konnten sich Einrichtungen wie die Sciences Po, Paris 9, CNAM als weltliche Einrichtungen mit einer großen Nähe zu staatlichen Ministerien, Politik und Wirtschaft etablieren. Die Pariser Universitäten der Soziologie, die in den 1960er Jahren ausgebaut wurden (Paris 5 Descartes, Paris 10 Nanterre, Paris 8 Vincennes-Saint Denis) konnten sich als maßgebliche Akteure einer kritischen Soziologie etablieren und verschreiben sich in geringerem Maße als die noch jüngeren Standorte der Pariser Peripherie (Versailles, Marne La Vallée) einer praxisbezogenen Lehre und Forschung. Am deutlichsten zeigt sich die Soziologie als Fach der Massenausbildung jedoch an zahlreichen Großstadt- und Provinzuniversitäten, die es aufgrund einer hohen Lehrbelastung kaum schaffen, mit den Pariser Standorten im Bereich der Forschung zu konkurrieren. Alle wichtigen Institutionen, Gremien, Zeitschriftenredaktionen, Förderorganisationen und Arbeitsgruppen sind in Paris angesiedelt, sodass eine von Paris losgelöste Forschungstätigkeit nur schwer möglich ist, auf nationaler Ebene nicht beachtet wird oder abhängig von regionalen Fördermitteln auf Fragen und Herausforderungen der jeweiligen Region beschränkt ist.

So zeigte sich im Kapitel 7 im Vergleich des deutschen und französischen Rekrutierungssystems, dass die französische Soziologie eine stärkere vertikale Differenzierung aufweist. Wohingegen es in Deutschland zwar auch prestigereiche Traditionsstandorte gibt, ist innerhalb der Soziologie der Unterschied zwischen Traditionsuniversität und neu gegründeten Universitäten nicht so extrem. Auch die mit der Hochschulexpansion neu gegründeten Soziologiestandorte in Deutschland sind zentrale Akteure im wissenschaftlichen Wettbewerb. Diese weniger stark differenzierte Struktur des deutschen Systems resultiert vermutlich auch aus der vergleichsweise hohen Quote der standortübergreifenden Mobilität. Aufgrund der Befristung der Stellen des Mittelbaus und dem Hausberufungsverbot sind deutsche Soziologieprofessoren im Laufe ihrer Karriere wesentlich mobiler, wechseln sehr häufig die Standorte und gehen auch häufig ins Ausland. Zudem werden in der deutschen Soziologie auch vergleichsweise viele Wissenschaftler aus dem Ausland und Personen mit Promotion aus dem Ausland rekrutiert. Dennoch zeigen sich auch in Deutschland deutliche Schließungsprozesse, die man nicht erwarten würde, weil es in Deutschland keinen mit den Pariser Grandes écoles und Grands établissements vergleichbaren Elitesektor gibt. In der Phase zwischen Promotion und Professur weisen die deutschen Nachwuchswissenschaftler zwar ein extrem hohes Niveau an Mobilität auf, bezieht man allerdings nur den Promotionsstandort sowie die letzte Stelle als Professor ein, zeigt sich jedoch eine relativ starke vertikale Differenzierung der deutschen Soziologiestandorte und auch eine geringe Chance der Aufstiegskarrieren von eher peripheren an zentrale Soziologiestandorte. Die französische Soziologie hingegen weist insgesamt wenig standortübergreifende Mobilität, kaum Aufstiegschancen und eine nur sehr gering ausgeprägte Öffnung für das Ausland auf.

Die Besonderheiten des französischen Rekrutierungssystems und sein Wandel im Zuge der Hochschulexpansion wurden im 8. Kapitel detaillierter untersucht. Paris beliefert seit den 1960er Jahren das Land mit seinen Absolventen und auch die Abstiegswegung von Pariser Standorten in die Groß- und Provinzstädte nimmt in allen untersuchten Zeiträumen einen zentralen Stellenwert im Karrieresystem ein. Wohingegen die Großstadt- und Provinzuniversitäten in der Soziologie bis in die 1970er Jahre kaum eine Rolle spielen, erleben sie in den 1980er und 1990er Jahren ein enormes Wachstum. Ein Großteil der heutzutage tätigen Professorenschaft wurde in diesen Phasen rekrutiert und auch die Absolventen der Großstadt- und Provinzuniversitäten bekommen allmählich einen Zugang zum universitären Karrieresystem. Es konnte aber auch gezeigt werden, dass die Standorte

außerhalb von Paris ab den frühen 1990er Jahren immer häufiger lokales Personal rekrutieren und kein zunehmender Trend der Aufstiegsbewegungen von den Provinzen nach Paris zu verzeichnen ist. Gleichzeitig bauen Pariser Elitestandorte ihre Bedeutung innerhalb der Forschung aus. Noch deutlicher als in den Phasen zuvor scheint sich in dieser letzten Phase eine Differenzierung zwischen dem Pariser Elitesektor der Forschung und dem auf die Lehre und regionale Belange fokussierten Sektor der Großstadt- und Provinzstandorten zu verfestigen.

In der kombinierten quantitativen und qualitativen Analyse (Kapitel 9) konnten schließlich die strukturellen Ungleichheiten zwischen Regionen, typische Karriereverläufe und damit zusammenhängende Netzwerke sowie das subjektive Erleben von Ungleichheiten und Zugangschancen beschrieben werden. Folgende typische Karriereverläufe konnten herausgearbeitet werden: Zum einen zeigte sich, dass Personen mit Netzwerken zu traditionellen Elitestandorten in Paris oder zu zentralen Großstadtprofessoren auf erleichterte Karrierebedingungen trafen und dadurch früher in ihrer Karriere in der Lage waren, zu publizieren, weitreichende innersozioökologische Netzwerke aufzubauen und Stellen in Paris, aber auch außerhalb von Paris zu besetzen. Zum anderen zeigte sich, dass die Absolventen der im Zuge der Hochschulexpansion gegründeten Universitäten in den Großstädten und Provinzen kaum Karrierechancen im Pariser Elitesektor oder an anderen Standorten des Landes aufweisen. Diese Personengruppe bekommt meist nur dann einen Zugang zu einer Professur, wenn es ihnen die lokalen Netzwerke am Ausbildungsstandort ermöglichen, dort als *Maître de conférences* und danach als Professor rekrutiert zu werden. Hierbei konnte die kombinierte quantitative und qualitative Analyse verdeutlichen, dass das universitäre Karrieresystem der französischen Soziologie unterschiedliche Rekrutierungslogiken aufweist. Wohingegen bei Rekrutierungen an Pariser Einrichtungen meist der Fokus auf den Forschungsleistungen und Pariser Forschungsnetzwerken liegt, folgen die Provinz- und Großstadtstandorte bisher vielmehr einer an der Lehre und Verwaltung orientierten Rekrutierungslogik. Die Provinz- und Großstadtstandorte tragen eine sehr hohe Lehrbelastung und sind auf Personal angewiesen, das vor Ort wohnen möchte und sich verlässlich um die lokalen Anforderungen der Lehre, Verwaltung und Forschung kümmert. Mit einer Rekrutierung von Pariser Absolventen gehen Provinzuniversitäten (nach eigenen Aussagen) die Gefahr ein, dass die rekrutierten Personen kaum vor Ort sind oder schnell wieder abwandern. Hinzukommend sind die Absolventen der Provinz- und Großstadtuniversitäten den Pariser Absolventen häufig unterlegen, weisen weniger Publikationen auf und verfügen nicht über dieselben elitären Netzwerke, sodass sie außerhalb ihres Ausbildungsstandortes keine guten Karrierechancen haben. Großstadt- und Provinzstadtuniversitäten sehen es deshalb häufig als ihre Pflicht an, den Nachwuchswissenschaftlern ihres Standortes Karrierechancen zu eröffnen, indem sie vorwiegend lokales Personal rekrutieren. Aus der lebensweltlichen Perspektive dieser Akteure an Großstadt- und Provinzuniversitäten sind derartige nicht rein meritokratische Rekrutierungspraktiken legitim, da das Feld insgesamt in ihrer subjektiven Wahrnehmung nicht meritokratische Ungleichheitsstrukturen aufweist und deshalb Standorte und Nachwuchswissenschaftler außerhalb des Pariser Elitesektors benachteiligt.

Die Präsentation der qualitativen Ergebnisse ging zudem genauer auf das subjektive Erleben einzelner Sphären der Ungleichheit ein. Hierbei stand die Frage nach regionalen und geschlechtsspezifischen Unterschieden sowie nach Ungleichheiten hinsichtlich der sozialen Herkunft im Mittelpunkt. Die Arbeit konnte zeigen, dass die Akteure aufgrund ihrer persönlichen Erfahrung Theorien darüber entwickelt haben, wie Rekrutierungen in Frankreich ablaufen, welche Akteure bevorzugt rekrutiert werden und welche Ungleichheiten dadurch reproduziert werden. Häufig

resultierten daraus auch Prozesse der Selbstselektion. Damit ist gemeint, dass sich beispielsweise weibliche Nachwuchswissenschaftlerinnen oder auch Bildungsaufsteiger das Überwinden bestimmter Herausforderungen, Hürden und Karriereschritte nicht zutrauen oder auch die Arbeit an weniger renommierten Standorten außerhalb von Paris bevorzugen, weil sie sich dem Konkurrenzdruck in Paris nicht gewachsen fühlen. Es zeigte sich demnach, dass Akteure in ihrer subjektiven Wahrnehmung ein Gefühl dafür entwickeln, zu welchen Forschungsgruppen oder Standorten ihre Fähigkeiten passen oder nicht passen. Dieses Ergebnis (der zentralen Bedeutung von Prozessen der Selbstselektion) ist insbesondere auch für die allgemeine sozialwissenschaftliche Ungleichheits- aber auch Genderforschung von Bedeutung, da es sich häufig nur um ein subjektives Erleben des „sich nicht gewachsen Fühlens“ oder des „nicht dazu Gehörens“ handelt und die Akteure dadurch selbst wichtige Karrierechancen verspielen.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis der qualitativen Befragung war zudem, dass die Akteure in Berufungskommissionen dem Sinn und den Einsichten ihrer alltäglichen Lebenswelt folgen und damit im Zuge von Rekrutierungsprozessen auch nicht meritokratische Entscheidungen als gerecht oder zumindest als gerechtfertigt empfinden. Vor dem Hintergrund des starken Prestigegefälles zwischen Paris und Provinz, gelten lokale Rekrutierungspraktiken in der Provinz als einziger Weg, sich eine von Paris unabhängige Position zu erkämpfen und werden deshalb von den Akteuren selbst als legitim empfunden. Aber auch aus Sicht des elitären Sektors in Paris sind endogene und auf Paris fokussierte Rekrutierungspraktiken legitim, weil Kandidaten anderer Standorte nicht den üblichen wissenschaftlichen Gepflogenheiten oder der jeweils dominanten soziologischen Schule ihres Standortes entsprechen.

Zuletzt konnte mit dieser Arbeit auch gezeigt werden, dass die Reproduktion von sozialen und regionalen Ungleichheiten durch die üblichen Rekrutierungspraktiken im Elitesektor, aber auch im Sektor der Massenuniversitäten einen Einfluss auf die im Feld vorherrschenden Forschungsinhalte haben. Es kann davon ausgegangen werden, dass wissenschaftliche Inhalte und Forschungsschwerpunkte eine andere Gestalt annehmen, wenn andere Akteure als die bisher etablierten Personengruppen an Bedeutung gewinnen. Es soll an dieser Stelle nicht bewertet werden, ob diese Veränderungen besser oder schlechter als die derzeitige Gestalt der französischen Soziologie wären. In wissenschaftssoziologischer Perspektive ist es jedoch von großer Bedeutung, dass Wissenschaft durch vorherrschende soziale Schließungsprozesse möglicherweise nicht das Niveau an Vielfalt und Diversität von Forschungsinhalten und Untersuchungsfeldern zulässt, das man durch eine pluralistischere soziale Zusammensetzung von Wissenschaft möglicherweise erreichen könnte. Ob der aktuelle Trend der Internationalisierung der französischen Soziologie zu mehr Vielfalt führen wird, ist ungewiss, da der damit zusammenhängende Standortwettbewerb, um internationale Sichtbarkeit durch Forschungsleistungen für die finanziell und personell besser ausgestatteten Standorte in Paris einfacher zu bestehen ist. Nicht alle Großstadt- und Provinzstandorte werden in der Lage sein, sich in diesem Forschungswettbewerb etablieren zu können und dadurch möglicherweise noch stärker in die Rolle der reinen Lehranstalten zurückgedrängt. Für den Pariser Forschungssektor lässt sich jedoch ein maßgeblicher Öffnungsprozess für Wissenschaftler aus dem Ausland erwarten. Die in Paris etablierten Grandes écoles sehen sich damit immer mehr der Herausforderung gegenüber, auf internationale Trends reagieren zu müssen. Welche Rolle die sozial selektiven Vorbereitungsklassen und das auf den französischen Raum fokussierte Studium an den Grandes écoles künftig haben werden, ist momentan noch nicht zu absehen.

Diese wissenschaftssoziologischen Implikationen und die nationalen Besonderheiten des französischen Hochschulsystems verdeutlichen auch, dass sich die Ergebnisse dieser Studie zwar vorrangig auf die französische Soziologie beziehen, aber bis zu einem gewissen Grad auch auf andere Fächer der Hochschulexpansion in Frankreich übertragen lassen. Das Gefälle zwischen Massenuniversitäten außerhalb von Paris und traditionellen Grandes écoles in Paris ist auch in anderen Fächern zu beobachten, sodass die Hochschulexpansion und die aktuell zunehmend wichtiger werdende Internationalisierung von Wissenschaft auch einen Einfluss auf die Struktur anderer Disziplinen haben. Die Ergebnisse dieser Arbeit beschränken sich aber vorrangig auf die französische Soziologie und lassen nur bedingt Verallgemeinerungen auf andere Fächer zu. Jedoch konnte in dieser Arbeit mit Hilfe eines ganzheitlichen Ansatzes die Entstehungsgeschichte der französischen Soziologie seit 1945, die Struktur des Feldes im Verlauf der unterschiedlichen Expansionsphasen sowie der damit zusammenhängende Wandel des Karrieresystems innerhalb der Soziologie nachgezeichnet werden. Hierbei wurden struktur- und verlaufsbeschreibende Verfahren genutzt, um die Laufbahnen der Akteure als den Verlauf der eingenommenen Positionen im Feld abbilden zu können. Teil des ganzheitlichen Ansatzes war es zudem, neben der Erfassung der Makrostruktur des Feldes auch die subjektive Perspektive der Akteure zu beleuchten. Im Sinne der relationalen feldtheoretischen Untersuchungsmethode konnten die subjektiven Wahrnehmungs- und Deutungsmuster im Kontext der nationalhistorischen Besonderheiten der französischen Soziologie und des französischen Hochschulsystems untersucht und wiedergegeben werden. Dadurch werden quantitativ aufgedeckte Hierarchisierungen im Feld nicht nur als gegeben angenommen, sondern im Grunde erst durch das subjektive Erleben dieser Ungleichheiten durch die Feldakteure selbst in adäquater Weise empirisch erfasst. Die Interpretation der quantitativen (objektiven oder auch materiellen) Ungleichheitsrelationen konnte dadurch möglichst nahe am lebensweltlichen Verständnis der Feldakteure vollzogen werden.

Zuletzt konnte diese Studie einen Beitrag dazu leisten, welche Rolle nicht meritokratische Faktoren hinsichtlich der Karrierechancen von Wissenschaftlern spielen. Es wurde deutlich, dass diese im Grunde immer auch mit meritokratischen Leistungen (z.B. Publikationsleistung oder Einsatz in Lehre und Verwaltung) verbunden sein müssen, um zu einem Karriereerfolg zu führen. Dennoch spielen nicht meritokratische Faktoren eine Rolle, weil bei der Beurteilung von Forschungsleistungen und auch der Rekrutierung von Personal stets ein mehr oder minder stark ausgeprägter „Matthäuseffekt“ (siehe Kapitel 2) in Form von Status aufwertenden oder den Status mindernden Komponenten wirksam wird. Zudem hängen die Beurteilungen von wissenschaftlichen Leistungen stets auch von etablierten wissenschaftlichen Gepflogenheiten ab, die sich je nach Standort, Region oder soziologischer Schule auch unterscheiden können. Weiterhin konnte mit dieser Studie ein Einblick gegeben werden, was sich hinter dem Phänomen der „Patronage“ im französischen universitären Rekrutierungssystem genau verbirgt und welche Benachteiligungen, aber auch Chancen damit verbunden sind. Patronage führt nicht nur zu einem sozialen Ausschluss, zum Beispiel der weiblichen Wissenschaftlerinnen innerhalb der lokalen Rekrutierungslogik in der Provinz oder der Bildungsaufsteiger innerhalb der intellektuellen Pariser Kreise, sondern nimmt im französischen Feld teilweise auch die Form einer hilfreichen Mentorenbeziehung an, die benachteiligten Personengruppen den Zugang zur universitären Karriere ermöglicht. Durch die Ermöglichung lokaler Karrieren an einem Standort konnte vielen Soziologen nicht akademischer Herkunft die Möglichkeit gegeben werden, eine wissenschaftliche Karriere zu durchlaufen, auch wenn die Personen selbst nicht in der Lage gewesen wären, weitreichende innersoziologische Netzwerke aufzubauen und eine Stelle an einem anderen Standort zu besetzen (die geringe Chance derartiger Karrieren zeigt sich für

Nachwuchskräfte aus der Provinz beispielsweise in extrem niedriger Zahl der Aufstiegskarrieren). Professoren akademischer Herkunft mit einem Abschluss einer Grandes écoles scheinen hingegen seltener auf eine derartige Mentorenbeziehung angewiesen zu sein, weil sie früh in der Karriere weitreichende innersozialogische Netzwerke aufbauen können und nicht nur auf die Unterstützung eines lokalen Standortes angewiesen sind. Dennoch muss an der Patronalogik der Rekrutierung kritisiert werden, dass sie (insbesondere in den Großstadt- und Provinzuniversitäten) nicht nur der Beurteilung der wissenschaftlichen Leistung folgt, sondern partikulare standortbezogene Anforderungen (beispielsweise der Wunsch, dass sich das Personal örtlich niederlässt) in den Vordergrund rückt. Außerdem bedeutet Patronage auch, dass weniger angepasste Persönlichkeiten oder Wissenschaftler mit einem kontroversen und unangepassten Forschungsstil benachteiligt werden, weil sie nicht bereit sind, sich den etablierten Gepflogenheiten und Personen an einem Standort unterzuordnen. Reformen (wie beispielsweise die Einführung eines Hausberufungsverbots) sind bei der aktuellen Strukturierung des Feldes nur schwer zu realisieren und würden mit einer Benachteiligung bestimmter Personengruppen und Standorte einhergehen. Ein striktes Hausberufungsverbot für alle französischen Standorte würde hinsichtlich sozialer und regionaler Faktoren keine größere Gerechtigkeit schaffen, da Nachwuchswissenschaftler der peripheren Standorte aufgrund der starken vertikalen Differenzierung des Feldes und der überlegenen Konkurrenz der Pariser Absolventen kaum noch einen Zugang zur universitären Karriere bekommen würden. Ob man eine Chance auf eine universitäre Karriere erhält, würde sich damit noch früher in der Laufbahn entscheiden, nämlich mit dem Zugang zu einer Vorbereitungsklasse in einem Pariser Gymnasium oder zu einer Grande écoles in Paris.

Aber auch bei Bestehenbleiben der derzeitigen Gestalt des französischen Rekrutierungssystems sehen die Zukunftsaussichten kleinerer Universitäten in Großstadt- und Provinzstädten nicht sehr gut aus. Bleiben sie ihrer lokalen Rekrutierungspraxis und dem Fokus auf Lehre und Verwaltung treu, werden sie sich im Forschungswettbewerb gegen die Konkurrenz der Pariser Standorte nicht durchsetzen können. Ob die Internationalisierung (also die verstärkte Rekrutierung von Forschern aus dem Ausland, aber auch von einheimischen Wissenschaftlern, die englischsprachig publizieren, Auslandskontakte aufweisen, Forschungsmittel einwerben) möglicherweise eine Strategie ist, die langfristig zum Forschungserfolg der Provinzuniversitäten führen könnte, ist noch ungewiss. Insgesamt könnte eine Öffnung für das Ausland viele positive Aspekte für die Wissenschaft mit sich bringen und Erneuerungsmöglichkeiten zulassen. Sie wird auch in Frankreich vermutlich die alte lokale Rekrutierungslogik aufbrechen und im Mittelpunkt steht dann nicht mehr die lokale Lehr- und Verwaltungslogik, sondern der internationale wissenschaftliche Wettbewerb. Ob eine derartige Entwicklung aber auch für die Studierenden dieser Standorte sinnvoll ist, ist fraglich. Der Großteil der Studierenden dieser Standorte strebt keine wissenschaftliche Karriere an und könnte auch überhaupt nicht vom universitären Arbeitsmarkt aufgenommen werden, sodass der Praxisbezug der Lehre sowie auch der Kontakt zu möglichen öffentlichen und privaten Arbeitsgebern außerhalb der Wissenschaft wichtiger ist als der internationale Forschungswettbewerb. Insbesondere auch Bildungsaufsteiger mit einem Wunsch des sozialen Aufstiegs durch eine höhere Position im öffentlichen und privaten Sektor, könnten von einer derartigen Rückbindung an berufliche Felder profitieren. Zudem sind nicht alle regional bedeutenden oder in der Praxis wichtigen Forschungsfragen im internationalen wissenschaftlichen Austausch überhaupt von Relevanz. Gerade die Soziologie weist viele lokale, nationale und politische Bezüge (z.B. zur Arbeitsmarkt-, Bildungs- und Sozialpolitik) auf, die auf dem internationalen Publikationsmarkt kaum von Bedeutung sind – zumindest solange diese politischen Bereiche in der Hand der Nationalstaaten liegen. Die Umsetzung einer Rekrutierungslogik, die sich an

„international sichtbaren Stars“ orientiert, kann zudem auch zu einer Standardisierung führen, da sich Forschung verstärkt am amerikanischen Ideal orientiert (siehe Kapitel 9.6). Internationalisierung birgt damit die Gefahr des sich LoslöSENS von lokaler Praxis und kann mit einem Bedeutungsverlust der nationalen Besonderheiten und Theorietraditionen einhergehen. Im Forschungswettbewerb wird es demnach immer schwieriger, sich durch eine lokale Ausrichtung zu behaupten. Letztlich stellt sich für die Zukunft des französischen Hochschulsystems die Frage, wie mit derartigen Spannungsverhältnissen zwischen internationalem Forschungswettbewerb und lokaler Lehr- und Verwaltungslogik künftig umgegangen wird. Derartigen Spannungen unterliegen nicht nur die regional eingebundenen Provinzuniversitäten, sondern auch die Grandes écoles selbst, da sie nicht nur den Zugang zu den zentralen Positionen im akademischen, öffentlichen und privaten Sektor ermöglichen möchten, sondern zugleich versuchen, sich als Akteur der Forschung im internationalen wissenschaftlichen Wettbewerb zu behaupten. Letztlich ist das eine Herausforderung, die sich nicht nur auf den französischen Raum beschränkt, sondern der sich auch die Hochschulsysteme anderer Länder stellen müssen. Auch in Deutschland wuchs mit der Hochschulexpansion die Zahl der Studierenden massiv an, nicht alle Absolventen können und wollen jedoch eine wissenschaftliche Karriere durchlaufen und sind auf praxisbezogene und regionale Bezüge in der Ausbildung angewiesen. Zugleich unterliegt die universitäre Forschung aber einem zunehmendem Internationalisierungsdruck, bei dem die Belange einer berufs- und professionsbezogenen Ausbildung nicht im Vordergrund stehen. Derartige Spannungen sind in der Grundkonzeption der deutschen Universität und der „Unteilbarkeit von Forschung und Lehre“ angelegt. Zudem sollen Universitäten einerseits internationaler werden, zugleich soll aber die universitäre Lehre nicht nur auf die wissenschaftliche Tätigkeit, sondern auch auf die „spätere Berufstätigkeit“ ausgerichtet sein (Deutscher Hochschulverband 1999). Der Umgang mit diesem Widerspruch zwischen unterschiedlichen Zielen der Forschung und Lehre liegt demnach in der Hand des akademischen Personals an Universitäten.

Literaturverzeichnis

- Abbott, Andrew, und Alexandra Hrycak. 1990. Measuring Resemblances in Sequence Data: An Optimal Matching Analysis of Musicians' Careers. *American Journal of Sociology* 96: 144–185.
- Abbott, Andrew, und Angela Tsay. 2000. Sequence Analysis and Optimal Matching Methods in Sociology. *Sociological Methods & Research* 29: 3–33.
- Addi, Lahouari. 2001. Violence symbolique et statut du politique chez Pierre Bourdieu. *Revue française de science politique* 51: 949–963.
- Albouy, Valérie, und Thomas Wanecq. 2003. Les inégalités sociales d'accès aux grandes écoles. *Économie et Statistique* 361: 27–52.
- ASES (Association des sociologues enseignant-e-s du supérieur). 2009. Pétition pour le renouvellement du CNU 19. <http://ases19.blogspot.de/> (Zugegriffen am 12.3.2017).
- Backouche, Isabelle, Olivier Godechot, und Delphine Naudier. 2009. Un plafond à caissons?: les femmes à l'EHESS. *Sociologie du Travail* 51: 253–274.
- Baier, Christian. 2017. Reformen in Wissenschaft und Universität aus feldtheoretischer Perspektive: Universitäten als Akteure zwischen Drittmittelwettbewerb, Exzellenzinitiative und akademischem Kapitalismus. Konstanz: UVK. (im Erscheinen)
- Baier, Christian, und Andreas Schmitz. 2012. Organisationen als Akteure in sozialen Feldern - Eine Modellierungsstrategie am Beispiel deutscher Hochschulen. In *Feldanalyse als Forschungsprogramm 1. Der programmatische Kern*, Hrsg. Stefan Bernhard, und Christian Schmidt-Wellenburg, 191–220. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Baudelot, Christian. 1991. Le LERSCO. Laboratoire d'études et de recherches sociologiques sur la classe ouvrière. *Politix* 4: 111–113.
- Beaud, Stéphane, und Bernard Convert. 2010. «30 % de boursiers?» en grande école... et après?. *Actes de la Recherche en Sciences Sociales* 3: 4–13.
- Ben-David, Joseph. 1971. *The scientist's role in society: A comparative study*. Englewood Cliffs/NJ: Prentice-Hall.
- Ben-David, Joseph. 1977. *Centers of learning. Britain, France, Germany, United States. An essay prepared for the Carnegie Commission on higher education*. New York: McGraw-Hill.
- Bernhard, Stefan. 2010. Netzwerkanalyse und Feldtheorie. Grundriss einer Integration im Rahmen von Bourdieus Sozialtheorie. In *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie*, Hrsg. Christian Stegbauer, 121–130. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bernhard, Stefan, und Christian Schmidt-Wellenburg. 2012. Feldanalyse als Forschungsprogramm. In *Feldanalyse als Forschungsprogramm 1. Der programmatische Kern*, Hrsg. Stefan Bernhard und Christian Schmidt-Wellenburg, 27–56. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- de Boer, Harry, Jürgen Enders, und Uwe Schimank. 2007. *On the Way Towards New Public Management? The Governance of University Systems in England, the Netherlands, Austria, and*

- Germany. In *New Forms of Governance in Research Organizations. Disciplinary Approaches, Interfaces and Integration*, Hrsg. Dorothea Jansen, 137–152. Dordrecht: Springer.
- Bonacich, Phillip. 1987. Power and Centrality: A Family of Measures. *American Journal of Sociology* 92: 1170–1182.
- Bonnal, Liliane, und Jean-François Giret. 2009. La stabilisation des jeunes docteurs sur le marché de l'emploi académique. *Revue d'économie politique* 3: 373–400.
- Bourdieu, Pierre. 1977. Sur le pouvoir symbolique. *Annales. Economies, sociétés, civilisations* 32: 405–411.
- Bourdieu, Pierre. 1987. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1988. *Homo Academicus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1993. *Soziologische Fragen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1998a. *Praktische Vernunft: Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1998b. *Vom Gebrauch der Wissenschaft - Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre. 2004. *Der Staatsadel*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre, Jean-Claude Chamboredon, und Jean-Claude Passeron. 1991. *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Bourdieu, Pierre, und Jean-Claude Passeron. 1964. *Les héritiers: les étudiants et la culture*. Paris: Minit.
- Bourdieu, Pierre, und Jean-Claude Passeron. 1971. *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*. Stuttgart: Klett.
- Bourdieu, Pierre, und Jean-Claude Passeron. 1973. *Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre, und Jean-Claude Passeron. 2007. *Die Erben - Studenten, Bildung und Kultur*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre, und Loïc J. D. Wacquant. 1996. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brzinsky-Fay, Christian, Ulrich Kohler, und Magdalena Luniak. 2006. Sequence analysis with Stata. *The Stata Journal* 6: 435–460.
- Burris, Val. 2004. The Academic Caste System: Prestige Hierarchies in PhD Exchange Networks. *American Sociological Review* 69: 239–264.

Chapoulie, Jean-Michel. 1991. La seconde fondation de la sociologie française, les Etats-Unis et la classe ouvrière. *Revue Française de Sociologie* 32: 321–364.

Charle, Christophe. 1990. Les professeurs des facultés des sciences en France : une comparaison Paris / Province (1880-1900). *Revue d'histoire des sciences* 43: 427–450.

Charle, Christophe. 2004. Grundlagen. In *Geschichte der Universität in Europa. Band III: Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg (1800-1945)*, Hrsg. Walter Rüegg, 43–80. München: C.H. Beck.

Charle, Christophe. 2007. *Histoire des universités*. Paris: Presses Universitaires de France.

Charles, Nicolas, und Quentin Delpech. 2015. Investir dans l'internationalisation de l'enseignement supérieur.

http://www.strategie.gouv.fr/sites/strategie.gouv.fr/files/atoms/files/fs_rapport_internationalisation_enseignement_12022015_web.pdf (Zugegriffen am 12.3.2017).

Chenu, Alain. 2002. Une institution sans intention. *Actes de la recherche en sciences sociales* 141: 46–61.

Chevallier, Thierry. 2001. French Academics: Between the Professions and the Civil Service. *Higher Education* 41: 49–75.

Clark, Terry Nicholas, und Priscilla P. Clark. 1971. Le patron et son cercle : clef de l'Université française. *Revue Française de Sociologie* 12: 19–39.

Collins, Randall. 1979. *The Credential Society: An Historical Sociology of Education and Stratification*. New York: Academic Press.

Collins, Randall. 2011. Credential Inflation and the Future of Universities. *Italian Journal of Sociology of Education* 2: 228–251.

Corbin, Juliet, und Anselm Strauss. 1990. Grounded Theory Research: Procedures, Canons and Evaluative Criteria. *Zeitschrift für Soziologie* 19: 418–427.

Csárdi, Gábor. 2008. Practical statistical network analysis (with R and igraph).

https://www.google.de/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&ved=0ahUKEwi5jcfLINHSAhUEjiwKHSwCBvQQFggiMAA&url=http%3A%2F%2Fstatmath.wu.ac.at%2Fresearch%2Ffriday%2Fresources_WS0708_SS08%2Figraph.pdf&usg=AFQjCNHplteBTEefFQ4qKH42GUUno_lqdA&bvm=bv.149397726,d.d2s&cad=rja (Zugegriffen am 12.3.2017).

Csárdi, Gábor. 2015. Package 'igraph'.

<https://www.google.de/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=4&ved=0ahUKEwjhpOjINHSAhWJKiwKHdytCXgQFgg3MAM&url=http%3A%2F%2Fftp.uni-sofia.bg%2FCRAN%2Fweb%2Fpackages%2Figraph%2Figraph.pdf&usg=AFQjCNF3UICGN6z49eogvZVeGu9LbKkaLw&bvm=bv.149397726,d.d2s&cad=rja> (Zugegriffen am 12.3.2017).

Dahrendorf, Ralf. 1965. *Bildung ist Bürgerrecht. Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik*. Hamburg: Nannen.

Deutscher Hochschulverband. 1999. Die Zukunft der deutschen Universität. Resolution des 49. Hochschulverbandstages 1999. https://www.hochschulverband.de/537.html#_ (Zugegriffen am 12.3.2017).

Deutscher Hochschulverband. 2015. Hausberufungsregelungen im Bund und in den Ländern. Kurzinformation. https://www.hochschulverband.de/fileadmin/redaktion/download/pdf/info_blaetter/Hausberufung.pdf (Zugegriffen am 12.3.2017).

Dietz, J S, I Chompalov, Barry Bozeman, E O'Neil Lane, und J Park. 2000. Using the curriculum vita to study the career paths of scientists and engineers: An exploratory assessment. *Scientometrics* 49: 419–442.

Dubar, Claude. 2004. Les tentatives de professionnalisation des études de sociologie : un bilan prospectif. In *À quoi sert la sociologie?*, Hrsg. Bernard Lahire, 95–117.

EHESS. 2017a. Campagne de recrutement des enseignants-chercheurs de l'EHESS 2017. <https://www.ehess.fr/fr/recrutement/campagne-recrutement-enseignants-chercheurs-lehess-2017> (Zugegriffen am 9.3.2017).

EHESS. 2017b. Enseignants chercheurs. https://www.ehess.fr/fr/individu-enseignant-chercheurs?field_chaire_categories_tid=4073 (Zugegriffen am 9.3.2017).

EHESS-CADIS. 2017. Membres statutaires: Alain Touraine. <http://cadis.ehess.fr/index.php?1152> (Zugegriffen am 8.3.2017).

Elias, Norbert. 1970. *Was ist Soziologie?* München: Juventa.

ENS. 2015. *l'Ecole normale supérieure : place aux filles?! COMMUNIQUÉ DE PRESSE*, 12 novembre 2015 0: 0–1. <http://www.mondedesgrandesecoles.fr/lens-place-aux-filles/> (Zugegriffen am 7.2.2017).

ENS. 2017a. Centre Maurice Halbwachs. <https://www.cmh.ens.fr/> (Zugegriffen am 9.3. 2017).

ENS. 2017b. Préparation à l'agrégation de sciences économiques et sociales. Préparation à l'agrégation de sciences économiques et sociales (Zugegriffen am 9.3.2017).

ENS. 2017c. Présentation des enseignants invités. <http://www.sciences-sociales.ens.fr/-Professeurs-invites-.html?lang=fr> (Zugegriffen am 9.3.2017).

ENS-Cachan. 2017. Une brève histoire de l'ENS Cachan. <http://www.ens-cachan.fr/version-francaise/l-ecole/histoire/> (Zugegriffen am 9.3.2017).

Flick, Uwe. 2016. *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung.* Hamburg: Rowohlt.

Fortier, Charles. 2016. Le recrutement des universitaires en France, ou le mouvement perpétuel. *Ius Publicum*: 1–29.

Fruchterman, T. M. J.Reingold, E. M. 1991. Graph drawing by force-directed placement. *Software: Practice and Experience* 21: 1129–1164.

Le Gall, Brice, und Charles Soulié. 2007. Sociologie et philosophie : étude comparée de leurs évolutions sociodémographiques à l'université depuis le début des années 1970. <http://www2.univ-paris8.fr/sociologie/fichiers/soulie2007b.pdf> (Zugegriffen am 12.3.2017).

Le Gall, Brice, und Charles Soulié. 2009. Administrative Reform and the New Conflict of the Faculties at French Universities. *Laboratorium 1*: 83–97.

Gatignol, Christine. 2014. L'environnement professionnel des enseignants-chercheurs français explique-t-il leurs parcours de carrière? *@GRH 11*: 51–80.

Glaser, Barney G., und Anselm L. Strauss. 2005. *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Verlag Hans Huber.

Godechot, Olivier, und Alexandra Louvet. 2008. Le localisme dans le monde académique?: un essai d'évaluation. *La vie des idées.fr*. http://www.laviedesidees.fr/IMG/pdf/20080422_localisme.pdf (Zugegriffen am 16.12.2016).

Graf, Angela. 2015. *Die Wissenschaftselite Deutschlands. Sozialprofil und Werdegänge zwischen 1945 und 2013*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Groh-Samberg, Olaf, und Florian R. Hertel. 2011. Laufbahnklassen. Zur empirischen Umsetzung eines dynamisierten Klassenbegriffs mithilfe von Sequenzanalysen. *Berliner Journal für Soziologie 21*: 115–145.

Gross, Christiane, Monika Jungbauer-Gans, und Peter Kriwy. 2008. Die Bedeutung meritokratischer und sozialer Kriterien für wissenschaftliche Karrieren – Ergebnisse von Expertengesprächen in ausgewählten Disziplinen. *Beiträge zur Hochschulforschung 30*: 8–32.

Güdler, Jürgen. 2003. *Forschungsberichte, Band 5: Kooperationsnetzwerke in der Forschung. Entstehung, Struktur und Wirkung am Beispiel der Soziologie*. Bonn. http://www.etracker.de/lnkcnt.php?et=qPKGYV&url=http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/26225/ssoar-2003-gudler-kooperationsnetzwerke_in_der_forschung.pdf?sequence=1&lnkname=ssoar-2003-gudler-kooperationsnetzwerke_in_der_forschung.pdf (Zugegriffen am 12.3.2017).

Hartmann, Michael. 2002. *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Hartmann, Michael. 2010. Die Exzellenzinitiative und ihre Folgen. *Leviathan 38*: 369–387.

Hasselbusch, Inken. 2014. *Norbert Elias und Pierre Bourdieu im Vergleich. Eine Untersuchung zu Theorieentwicklung, Begrifflichkeit und Rezeption*. Karlsruhe: Dissertationsschrift. https://phka.bsz-bw.de/files/9/Dissertation_Inken_Hasselbusch.pdf (Zugegriffen am 12.3.2017).

Heintz, Bettina. 2003. Die Objektivität der Wissenschaft und die Partikularität des Geschlechts. Geschlechterunterschiede im disziplinären Vergleich. In *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Hrsg. Theresa Wobbe, 211–237. Bielefeld: transcript Verlag.

- Houdeville, Gérald. 2007. *Le métier de sociologue en France depuis 1945*. Rennes: Presses Universitaires de Rennes.
- Huet, Sylvestre. 2009a. *Affaire Maffesoli : démissions au CNU*. sciences.blogs.liberation.fr. <http://sciences.blogs.liberation.fr/2009/09/17/affaire-maffesoli-demissions-en-masse-au-cnu/> (Zugegriffen am 12.3.2017).
- Huet, Sylvestre. 2009b. *Sociologie : une nouvelle affaire Maffesoli?* sciences.blogs.liberation.fr. <http://sciences.blogs.liberation.fr/2009/06/23/sociologie-une-nouvelle-affaire-maffesoli/> (Zugegriffen am 12.3.2017).
- Jungbauer-Gans, Monika, und Christiane Gross. 2013. *Determinants of Success in University Careers : Findings from the German Academic Labor Market*. *Zeitschrift für Soziologie* 42: 74–92.
- Karady, Victor. 1986. *De Napoléon à Duruy: origines et naissance de l'Université contemporaine*. In *Histoire des universités en France*, Hrsg. Jacques Verger, 261–322. Toulouse: Bibliothèque historique Privat.
- Kreckel, Reinhard. 2008. *Frankreich*. In *Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz*, Hrsg. Reinhard Kreckel, 88–123. Leipzig: Akademische Verlagsanstalt.
- Kreckel, Reinhard, und Peer Pasternack. 2008. *Prämissen des Ländervergleiches*. In *Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz*, Hrsg. Reinhard Kreckel, 35–85. Leipzig: Akademische Verlagsanstalt.
- Kreckel, Reinhard, und Karin Zimmermann. 2014. *Hasard oder Laufbahn. Akademische Karrierestrukturen im internationalen Vergleich*. Leipzig: Akademische Verlagsanstalt.
- Landry, Jean-Michel. 2006. *La Violence symbolique chez Bourdieu*. *Aspects sociologiques* 13: 85–92.
- Lapetition.be. 2009. *Pétition pour le renouvellement du CNU 19 - Dernières Signatures*. <https://www.lapetition.be/signatures.php/5261> (Zugegriffen am 12.3.2017).
- Lebaron, Frédéric. 2009. *démission*. <https://groups.google.com/forum/#!topic/sociologuesdelenseignementsuperieur/YCM9-BM44Sc> (Zugegriffen am 12.3.2017).
- Lenger, Alexander. 2008. *Die Promotion. Ein Reproduktionsmechanismus sozialer Ungleichheit*. Hrsg. Konstanz: UVK.
- Louvel, Séverine, und Annick Valette. 2014. *Les carrières à l'université: Une approche par les modes d'engagement dans la promotion*. *Revue d'anthropologie des connaissances* 8: 523–546.
- Lutter, Mark, und Martin Schröder. 2014. *Who Becomes a Tenured Professor, and Why? Panel Data Evidence from German Sociology, 1980–2013*. Köln: MPIfG Discussion Paper 14 /19. <https://www.google.de/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=2&cad=rja&uact=8&ved=0ahUKewjQq7ylmNHSahVGBYwKHRdkDH8QFgghMAE&url=http%3A%2F%2Fwww.mpiifg.de%2Fpu%2Fmpi>

fg_dp%2Fdp14-19.pdf&usg=AFQjCNF4XXeyNTToNwWWBD3D6skxeu8Nw4g&bvm=bv.149397726,d.d2s (Zugegriffen am 12.3.2017).

Marginson, Simon. 2008a. Global field and global imagining Bourdieu and worldwide higher education. *British Journal of Sociology of Education* 29: 303–315.

Marginson, Simon. 2008b. Vers une hégémonie de l'université globale. *Critique internationale* 39: 87–107.

Martin, John Levi. 2003. What Is Field Theory? *American Journal of Sociology* 109: 1–49.

Mau, Steffen, und Denis Huschka. 2010. Die Sozialstruktur der Soziologie – Professorenschaft in Deutschland. Berlin: WZB Discussion Paper SP I 2010 – 204.
<https://www.google.de/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&ved=0ahUKEwjYtLDrmNHSAhXEFswKHQR2AyQQFggaMAA&url=https%3A%2F%2Fbibliothek.wzb.eu%2Fpdf%2F2010%2Fi10-204.pdf&usg=AFQjCNEIjLrxp24FVI10MVI2g7JLcowZIA&bvm=bv.149397726,d.d24&cad=rja> (Zugegriffen am 12.3.2017).

MaxPo. 2017. MaxPo - A Franco-German Center in the Social Sciences. <http://www.maxpo.eu/> (Zugegriffen am 9.3.2017).

Meier, Frank. 2009. Die Universität als Akteur. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Meier, Frank, und Uwe Schimank. 2009. Matthäus schlägt Humboldt? *New Public Management und die Einheit von Forschung und Lehre. Beiträge zur Hochschulforschung* 31: 42–61.

Mendras, Henri, Patrick Le Gales, und Marco Oberti. 1995. Comment devenir sociologue. Souvenirs d'un vieux mandarin. Arles: Actes Sud.

Mercklé, Pierre. 2009a. Auto-promotions au sein de la 19ème section du CNU?: les faits. <http://agora.hypotheses.org/475> (Zugegriffen am 12.3.2017).

Mercklé, Pierre. 2009b. Promotion des enseignants-chercheurs en sociologie: on n'est jamais si bien servi que par soi-même.... <http://agora.hypotheses.org/416> (Zugegriffen am 12.3.2017).

MERS (Ministère de l'Enseignement supérieur et de la Recherche). 2010. Investissements d'avenir: Initiatives d'excellence. <http://www.enseignementsup-recherche.gouv.fr/cid51351/initiatives-d-excellence.html> (Zugegriffen am 9.2.2017).

MERS (Ministère de l'Enseignement supérieur et de la Recherche). 2010. Quelques éléments démographiques détaillés relatifs aux personnels enseignants de l'enseignement supérieur. Paris http://cache.media.enseignementsup-recherche.gouv.fr/file/statistiques/07/9/demog10fniv2_172079.pdf (Zugegriffen am 12.3.2017).

MERS (Ministère de l'Enseignement supérieur et de la Recherche). 2014. Fiches démographiques des sections du CNU. Paris http://cache.media.enseignementsup-recherche.gouv.fr/file/statistiques/69/5/Section_19_379695.pdf (Zugegriffen am 12.3.2017).

Merton, Robert K. 1973a. Priorities in Scientific Discovery [1957]. In *The Sociology of Science: Theoretical and Empirical Investigations*, Hrsg. Robert K. Merton, 286–324. Chicago: University of Chicago Press.

Merton, Robert K. 1973b. The Matthew Effect [1968]. In *The Sociology of Science: Theoretical and Empirical Investigations*, Hrsg. Robert K. Merton, 439–459. Chicago: University of Chicago Press.

Merton, Robert K. 1973c. The Normative Structure of Science [1942]. In *The Sociology of Science: Theoretical and Empirical Investigations*, Hrsg. Robert K. Merton, 267–279. Chicago: University of Chicago Press.

Mitglieder des CNU. 2009. Pourquoi nous démissionnons du CNU. <http://agora.hypotheses.org/447> (Zugegriffen März 12, 2017).

Moebius, Stephan, und Angelika Wetterer. 2011. Symbolische Gewalt. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 36: 1–10.

Möller, Christina. 2015. *Herkunft zählt (fast) immer*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Münch, Richard. 1986. *Die Kultur der Moderne - Band 2: Ihre Entwicklung in Frankreich und Deutschland*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Münch, Richard. 2007. *Die akademische Elite*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Münch, Richard. 2011. *Akademischer Kapitalismus. Zur politischen Ökonomie der Hochschulreform*. Berlin: Suhrkamp.

Münch, Richard, und Christian Baier. 2012. Institutional Struggles for Recognition in the Academic Field: The Case of University Departments in German Chemistry. *Minerva* 50: 97–126.

Musselin, Christine. 2001. *La longue marche des universités françaises*. Paris: Presses Universitaires de France.

Musselin, Christine. 2002. Differenzierung durch Rekrutierung: Personalauswahlstrategien an deutschen und französischen Universitäten. *Die Hochschule* 11: 113–130.

Musselin, Christine. 2004. Towards a European Academic Labour Market? Some Lessons Drawn from Empirical Studies on Academic Mobility. *Higher Education* 48: 55–78.

Musselin, Christine. 2005. European academic labor markets in transition. *Higher Education* 49: 135–154.

Musselin, Christine. 2008. Vers un marché international de l'enseignement supérieur? *Critique internationale* 39: 13–24.

Musselin, Christine. 2010. *Market for Academics*. New York: Routledge.

Musselin, Christine, und Catherine Paradeise. 2009. France. From Incremental Transitions to Institutional Change. In *University Governance. Western European Comparative Perspectives*, Hrsg. Catherine Aradeise, Emanuela Reale, Ivar Bleiklie, und Ewan Ferlie, 21–49. Dordrecht: Springer.

Mützel, Sophie. 2006. Strukturelle Netzwerkanalyse und Bourdieus Praxistheorie: Weiterführende Ideen für die neue Wirtschaftssoziologie. In Pierre Bourdieu: Neue Perspektiven für die Soziologie der Wirtschaft, Hrsg. Michael Florian und Frank Hillebrandt, 109–125. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Nida-Rümelin, Julian. 2014. Der Akademisierungswahn. Zur Krise beruflicher und akademischer Bildung. Hamburg: Edition Körber-Stiftung.

Oberti, Marco. 2013. Politique “d’ouverture sociale”, ségrégation et inégalités urbaines : le cas de Sciences Po en Île-de-France. *Sociologie* 4: 269–289.

Passeron, Jean-Claude. 1982. L’inflation des diplômes. Remarques sur l’usage de quelques concepts analogiques en sociologie. *Revue française de sociologie* 23: 551–584.

Passeron, Jean-Claude. 1986. 1950-1980: l’Université mise à la question: changement de décor ou changement de cap? In *Histoire des universités en France*, Hrsg. Jacques Verger, 367–420. Toulouse: Bibliothèque historique Privat.

Peters, Stephan. 2006. Bildung ohne Volk - Zur Eliterekrutierung in Frankreich. In *Bildung in Frankreich und Deutschland*, Hrsg. Martin Gessmann und Felix Heidenreich, 116–130. Berlin, Münster, Wien, Zürich, London: LIT.

Picard, Emmanuelle. 2012. Les enseignants-chercheurs : une évaluation centralisée. Du comité consultatif de l’enseignement supérieur au CNU (1873-1992). *Spirales* 49: 69–82.

Picht, Georg. 1965. Die deutsche Bildungskatastrophe. München: DTV.

Piriou, Odile. 2007. La face cachée de la sociologie. *Sociologies pratiques* 14: 163–166.

Pollak, Michael. 1976. La planification des sciences sociales. *Actes de la recherche en sciences sociales* 2: 105–121.

Rossiter, Margaret W. 2003. Der Matilda Effekt in der Wissenschaft. In *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Hrsg. Theresa Wobbe, 191–210. Bielefeld: transcript Verlag.

Rüegg, Walter. 2004. Themen, Probleme, Erkenntnisse. In *Geschichte der Universität in Europa. Band III: Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg (1800-1945)*, Hrsg. Walter Rüegg, 17–41. München: C.H. Beck.

Sabatier, Mareva, Christine Musselin, und Frédérique Pigeyre. 2015. Devenir professeur des universités. Une comparaison sur trois disciplines (1976-2007). *Revue économique* 66: 37–63.

Schelsky, Helmut. 1971. Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reform, 2. um einen „Nachtrag 1970“ erweiterte Auflage. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag.

Schimank, Uwe. 1995. Hochschulforschung im Schatten der Lehre. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

- Schimank, Uwe. 2006. Prekäre Autonomie: Die organisatorische Koexistenz des Forschungssystems mit anderen gesellschaftlichen Teilsystemen. In *Teilsystemische Autonomie und politische Gesellschaftssteuerung Beiträge zur akteurzentrierten Differenzierungstheorie 2*, Hrsg. Uwe Schimank, 33–55. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schriewer, Jürgen. 1972. *Die französischen Universitäten 1945-1968: Probleme, Diskussionen, Reformen*. Bad Heilbrunn/Obb.: Klinkhardt.
- Schütze, Fritz. 1983. Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis* 13: 283–293.
- Schütze, Fritz. 1976. Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In *Kommunikative Sozialforschung: Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, politische Erwachsenenbildung.*, Hrsg. Ansgar Weymann, 159–260. München: Fink.
- SciencesPo. 2017. Une université en sciences sociales de rang mondial. <http://www.sciencespo.fr/à-propos/qui-sommes-nous> (Zugegriffen am 9.3.2017).
- Stark, David, und Balazs Vedres. 2006. The Social Times of Network Spaces: Sequence Analysis of Network Formation and Foreign Investment in Hungary, 1987-2001. *American Journal of Sociology* 111: 1367–1411.
- Stegmann, Michael, Julia Werner, und Heiko Müller. 2015. *Sequenzmusteranalyse. Einführung in Theorie und Praxis*. München: Rainer Hampp Verlag.
- Strahm, Rudolf H. 2014. *Die Akademisierungsfalle. Warum nicht alle an die Uni müssen*. Bern: hep Verlag.
- Strauss, Anselm L. 1991. *Grundlagen qualitativer Sozialforschung : Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Suleiman, Ezra N. 1979. *Les Elites en France, Grands Corps et Grandes Ecoles*. Paris: Editions du Seuil.
- Teichler, Ulrich. 2007. Germany and Beyond: New Dynamics for the Academic Profession. In *The Changing Conditions for Academic Work and Careers in Select Countries*, Hrsg. William Locke und Ulrich Teichler, 15–38. Kassel: International Centre for Higher Education Research Kassel.
- Testa, James. 2016. Web of Science. The Thomson Reuters Journal Selection Process. <http://wokinfo.com/essays/journal-selection-process/> (Zugegriffen am 6.2.2017).
- Windolf, Paul. 1990. *Die Expansion der Universitäten 1870 - 1985: ein internationaler Vergleich*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Witzel, Andreas. 1985. Das problemzentrierte Interview. In *Qualitative Forschung in der Psychologie: Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*, Hrsg. Gerd Jüttemann, 227–255. Weinheim: Beltz.
- Witzel, Andreas. 2000. Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung* 1. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519> (Zugegriffen am 12.3.2017).

Witzel, Andreas. 1982. Verfahren der qualitativen Sozialforschung : Überblick und Alternativen. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

van Zanten, Agnès. 2010. L'ouverture sociale des grandes écoles : diversification des élites ou renouveau des politiques publiques d'éducation. *Sociétés contemporaines* 79: 69–95.

van Zanten, Agnès. 2014. Elitebildungsforschung im Vergleich - Frankreich, USA und Großbritannien. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 17: 11–25.